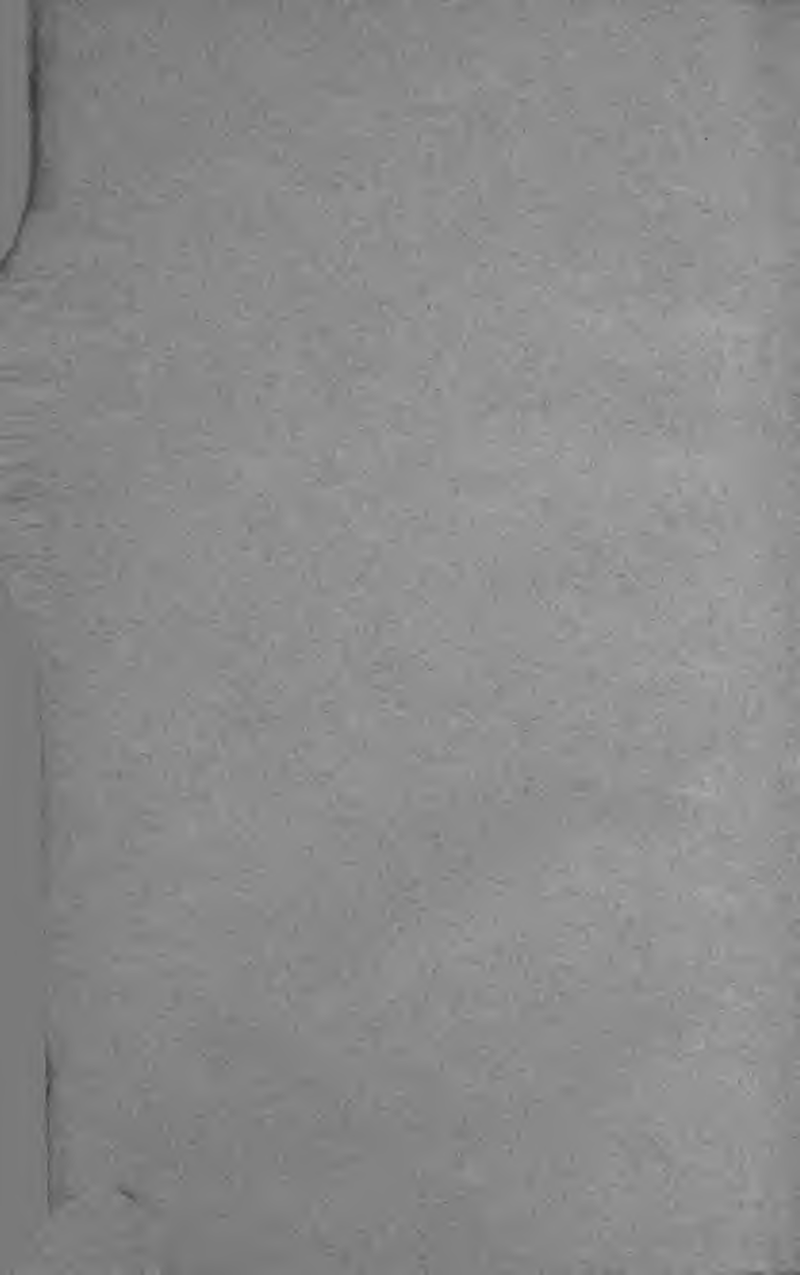
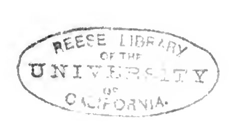

UC-NRLF
$B 414 669






REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

# QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

# SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, ERNST MARTIN,
WILHELM SCHERER.

LV, 1.
DAS FRIESISCHE BAUERNHAUS.

---

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1885.

DAS

# FRIESISCHE BAUERNHAUS

IN SEINER ENTWICKELUNG

WÄHREND

## DER LETZTEN VIER JAHRHUNDERTE

VORZUGSWEISE

IN DER KÜSTENGEGEND ZWISCHEN DER WESER
UND DEM DOLLART.

VON

OTTO LASIUS
GROSSHERZOGLICH OLDENBURGISCHEM OBER-BAUDIRECTOR A. D.

MIT 38 HOLZSCHNITTEN.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1885.

Und dieses Völkchen sollt Ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
. . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . .
. . meerumrauscht und stark umwallt
. . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Ein Land von Äckern, Gärten, Wiesen,
Das Land der alten tapfern Friesen.

1819. Goethe.

G. Otto's Buchdruckerei in Darmstadt.



# Vorwort.

Als ich im Jahre 1823 von Oldenburg als Bauconducteur nach Jever versetzt wurde, überraschte mich die in den Marschgegenden der friesischen Nordseeküste heimische Bauart der Bauernhäuser, sowohl durch die Kühnheit ihrer Construction, wie durch den mässigen Verbrauch an Holz und Stein.

Bisher war das von Justus Möser in seinen patriotischen Phantasien idyllisch geschilderte sächsisch-westfälische Bauernhaus mir als ein Ideal erschienen, und als ich nach und nach lernte, in allen Stücken die Berechtigung, ja manche Vorzüge der friesischen Bauweise anzuerkennen, fühlte ich sofort das Bedürfniss, die Kunde davon im übrigen Deutschland zu verbreiten. So wie ich jedoch der verschiedenen Abweichungen inne wurde, welche im Laufe der Zeit in der weiten Ausdehnung der friesischen Bevölkerung, von der Zuydersee bis zu den nordfriesischen Inseln und Schleswig stattgefunden hatten, namentlich auch wo die einzelnen Friesenstämme an westfälische, sächsische, angelnsche, wendische und dänische Nachbarn grenzten, fand ich es schwierig, die wünschenswerthe Uebersichtlichkeit zu erlangen. Wie das Bessere häufig des Guten Feind ist, verschob ich das genauere Studium auf gelegenere Zeit, und als ich später von Jever nach Oldenburg zur oberen Leitung des Landesbauwesens berufen wurde, trat jene geschichtliche Studie mehr in den Hintergrund: doch verlor ich sie nicht aus den Augen.

Einen besonderen Antrieb sie wieder aufzunehmen, gab mir 1847 die Versammlung der Land- und Forstwirthe in

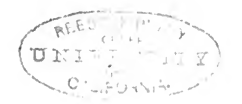
Kiel, die an ihre Mitglieder eine von dem Rector Lütgens in Rendsburg zusammengestellte 'Charakteristik der Bauernwirthschaften in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, in 40 Tafeln' vertheilen liess, und hoffte ich hier für meine Zwecke ein reiches Material zu finden.

Es gelang mir indessen nicht, die verschiedenen Einflüsse zu entwirren, welche die ursprünglichen Bauformen je nach den Besonderheiten der Bodenbeschaffenheit, des Vorherrschens von Ackerbau, Viehzucht, Milchwirthschaft etc., so wie nach den Volksgewohnheiten, bei der Anordnung der Räume ausgeübt haben mochten, und nahm ich das zurückgelegte Studium erst wieder zur Hand, als in den letzten Jahren das deutsche Haus in Zeitschriften und Brochüren mehrfach besprochen wurde.

Meistens aber geschah dies nur nach völkerschaftlichen Abgrenzungen, selten mit Rücksicht auf Klima, Boden und das zur Verfügung stehende Baumaterial, oder, wie in Gladbachs 'Schweizer Holzstyl', fast ausschliesslich in letzter Beziehung. Immer blieb die friesische Bauart unberücksichtigt, höchstens rief diese, wie bei A. Meitzen und R. Henning, nur die Klage hervor, dass darüber fast nichts bekannt sei.

Diese Lücke auszufüllen, wollen diese Blätter versuchen und zu weiterer Vervollständigung anregen.

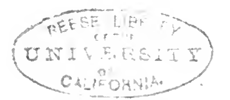
O. L.



# Verzeichniss der Abbildungen.

---

Mit Ausnahme der Vignetten zu Fig. 8 und 10 sind alle Figuren constructionsgemäss und nach Maass, Fig. 2 bis 10 in $^1/_{400}$ aufgetragen.




# DAS FRIESISCHE BAUERNHAUS.

Durch Justus Möser ist das sächsisch-westfälische Bauernhaus weithin zur Anerkennung gelangt, in dessen Räumen Menschen und Vieh in friedlicher Nähe bei einander wohnen.[1] — Bekanntlich bildet dessen vorderer, durch ein weites Thor geöffneter Theil des Hauses die Scheune, in deren Mitte die Dreschdiele zu allen wirthschaftlichen Verrichtungen dient; an beiden Seiten liegen die Stallungen, der Segen der Ernte ruht auf dem starken Gebälke über der Diele; in dem die ganze Breite des Hauses einnehmenden Hintergrunde brennt auf niedrigem Herde ein immer unterhaltenes Feuer, das allem häuslichen Verkehre als Mittelpunkt dient, auch den Feuerungsreichthum des Landes ebenso, wie das starke Ständerwerk den Holzreichthum bekundet; einige Stuben am hintern Giebel sind für besondere Fälle vorbehalten.

Wie mannigfach die Aenderungen auch sein mögen, durch welche diesen Grundbedingungen in den verschiedenen Gegenden Niedersachsens und Westfalens im Laufe der Jahrhunderte, je nach der durch die Bodenbeschaffenheit bedingten Kulturart, nach den bäuerlichen Gewohnheiten oder dem persönlichen Bedarf des Bauern, im Einzelnen entsprochen ist, die Stammverwandtschaft wird bei einer Grundrissvergleichung der verschiedenen Bauernhäuser sich sofort erkennen

[1] Vergl. Justus Möser's patriotische Phantasien. Bd. III. Nr. 36. Berlin, F. Nicolai 1778.

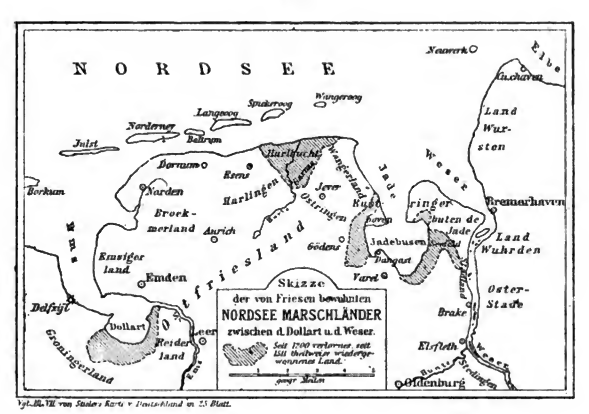
lassen (Man sehe z. B. bei Henning, Das Deutsche Haus, Strassburg 1882, Fig. 12 bis 18, oder Allmers, Marschenbuch, Oldenburg 1875, Seite 183, Meitzen, Der Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Preussischen Staats, II, S. 130 ff. und andere Quellen.).

In den friesischen Marschen, an den Küsten der Nordsee haben andere Bedingungen eine gänzlich verschiedene, bis jetzt nur wenig bekannte Einrichtung hervorgerufen. Die Gegend liefert gar kein Steinmaterial und nur wenig Bau- und Brennholz; sogar der in den westfälischen Niederungen reichlich vorhandene Torf wird in den Marschdistricten nur stellenweise und nur durch schwere Arbeit gewonnen, daher das Feuer des Herdes auf das äusserste eingeschränkt, auch Wohnhaus und Stallung gegen eindringende Kälte sorgfältig geschützt werden. Das von dem seetüchtigen Volksstamme meistens von der Ostsee bezogene Bauholz und der ausschliessliche Ziegelsteinbau fordern, zumal bei dem nur sparsam vorhandenen Brennstoffe zu grosser Einschränkung im Materialverbrauch auf; Annäherung an holländische Sitte und Schiffergewohnheit führen zu strenger Sonderung und reinlicherm Abschluss der Gebiete für Menschen und Vieh; auch erhalten Pferde, Rindvieh, Schweine etc. getrennte Räume — dennoch bleibt Alles unter einem Dache vereinigt.

Die wahrscheinliche Heimath der hier als friesisch bezeichneten Bauart ist in der sub A anliegenden „Skizze der von Friesen bewohnten Nordsee-Marschen zwischen dem Dollart und der Weser“ zu suchen; weiter westwärts macht ein grösserer, dem holländischen nahekommender Reichthum sich geltend, während ostwärts theils die aus den Deltabildungen der Weser nach und nach zusammengewachsenen Marschen, theils die zerstörenden Wasserfluthen des 13. und 16. Jahrhunderts, endlich der hohe sandige Landrücken zwischen Weser und Elbe der Ausbildung friesischer Bauart ein Ziel setzten. Nur am Rande jenes Landrückens blieb in Osterstade, Land-Wührden, Land-Wursten etc. friesischen Volksstämmen einige Gelegenheit zu Ansiedelungen, die erst in Nordfriesland und an der schleswigschen Küste sich mehr entfalten konnten.

Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Bauarten ist, dass der friesische Bauer von vornherein auf den freien Blick über den gesammten inneren Hausraum verzichtete, der ihn

A.




genöthigt haben würde, die Last seiner Ernte einem oberen Gebälk aufzuladen; vielmehr zimmerte er eine Art Feimengerüste, mittelst dessen die auf dem festen Erdboden lagernde Ernte auf leichteste Weise überdacht werden kann.

Werden je 2 und 2 aufgerichtete Balkenjoche oder Verbindte (Fig. 1) in der Weise oben mit einander verbunden, dass die vom ersten zum zweiten hinüberreichenden Verbindungshölzer als Sparrsohlen dienen können, so entsteht als Grundlage der ganzen Scheunenconstruction das Vierkant, im Volksmunde an der Nordsee gewöhnlich Fach genannt; in Nordfriesland und in schleswigschen Bezirken kommen dafür auch die Namen 'Gulf, Boos und Loh' vor. Es ist dies ein grosser kubischer Raum, dessen Maße sich gemeiniglich nach den gangbaren Arten des Bauholzes richten, und welcher bei 8—10 m Sparrenweite, 6—7 m Ständerhöhe und etwa 6 m Abstand der Verbindte, 3—400 cbm zu fassen

pflegt. Je nach der Grösse der Landstelle wird die Zahl der Vierkante bestimmt, welche der Scheunenraum halten soll,

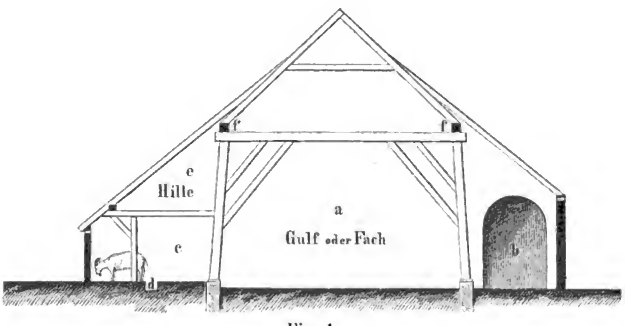



Fig. 1.

und passt sich demnach die Bauweise den kleinsten wie den grössten Verhältnissen an.

Als durchschnittliches Beispiel der Ausnutzung der friesischen Bauweise mag in Fig. 2 ein Bauernhaus mittlerer Grösse und von der im Jeverlande in der zweiten Hälfte des vorigen und der ersten des laufenden Jahrhunderts vorzugsweise angewendeten Bauart aufgestellt werden, und darf man annehmen, dass in dieser Form der altfriesische Kern sich ziemlich rein erhalten habe. In dem seit 1514 mit Oldenburg vereinigten, bis dahin von einzelnen Häuptlingen beherrschten Butjadingerland annoch Probemuster friesischer Bauart aufzufinden, ist bis hiezu nicht gelungen; die sog. Steinhäuser der Häuptlinge sind mit diesen verschwunden und im 17. und 18. Jahrhundert haben Wassersnoth, Seuchen, Mäusefrass u. dergl. eine Menge früher reicher Landstellen dem Verfalle nahe gebracht. Das Original zu Fig. 2 war ein zu Rickelhausen unweit Jever gehöriges Vorwerk, das bei dem Neubau eines, dem gesammten Wirthschaftsbetriebe aller Rickelhauser Ländereien entsprechenden Gebäudes um 1861 abgebrochen ist. Die Scheune desselben enthielt zwei Fache; ein drittes, in der Regel mit einem halben, zu dem sog.

Hammfach verbundenes Fach bildet den Pferdestall, und wird ein über diesem angelegter Boden als Haferboden benutzt. An der einen Seite der Fache wird die Dreschdiele, an der andern der Kuhstall angelegt und werden beide durch

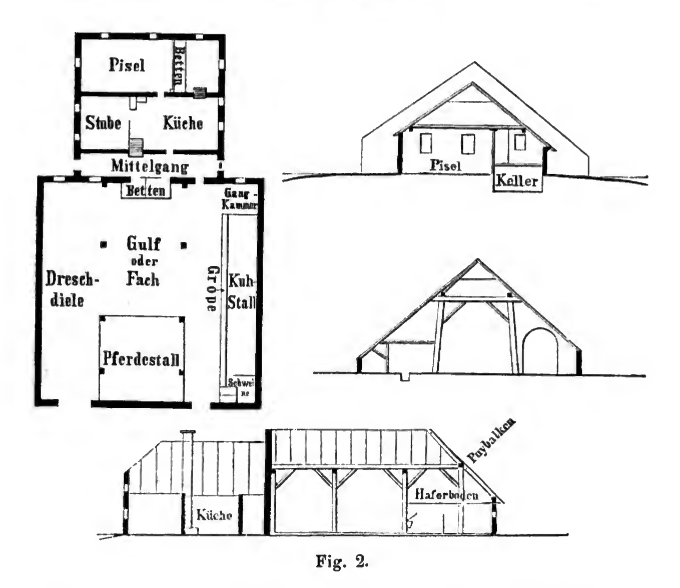



Fig. 2.

sogenannte Auflanger überdacht, — lange Sparrhölzer, die auf den Hauptsparren abgeschärft und auf denselben mit eisernen Nägeln befestigt werden; unten werden die Füsse der Auflanger durch leichte Mauern senkrecht unterstützt. Da diese von obenher nur eine mässige Last zu tragen haben, kann einem nachtheiligen Seitenschube dadurch vorgebeugt werden, dass eine Senkung der Hauptsparren und ihrer Sparrsohle durch festere Gründung der Verbindtständer verhütet wird, welche die Last des ganzen Daches und den Druck des auf dessen grosse Fläche mächtig wirkenden Windes auf die immer nur sehr kleine Grundfläche zu übertragen haben.

Am Hammfache wird dem Seitenschube des dort gewöhnlichen Walmdaches dadurch gewehrt, dass die mit ihrem Fusse auf der Hammfachsmauer ruhenden Walmsparren, etwa in ihrer halben Länge eine Stütze auf dem 'Puybalken' finden, der in dem Hammfachsverbindte um soviel höher liegt, als die Sparrsohle oder das 'Rimm' austrägt.

Auch die Stellung des Viehes ist eine andere, indem der sächsich-westfälische Bauer demselben unter den niedrigen Abseiten des Hausdaches eine Streu bereitet, welche liegen bleibt, bis sie für den grossen, vor dem Hause lagernden Düngerhaufen reif ist; gefüttert wird das Vieh von der Viehdiele aus. Der friesische Bauer stellt dagegen sein Vieh mit dem Kopfe nach der niedrigen Seitenwand des Hauses, theils damit dasselbe das, von hinten her zwischentretend, ihm vorgeworfene Futter nicht so leicht verstreue, theils um den frisch fallenden Dünger reinlicher in einer, hinter dem Vieh angelegten gemauerten oder ausgebohlten Rinne zu sammeln, welche „Grope" genannt und täglich gereinigt wird; auch behauptet man, dass das reinlich und mit den Hinterfüssen stets scharf auf der Kante der Grope stehende Vieh, von hinten sich besser präsentire.

Ueber die Vorzüge der einen und anderen Kopfstellung sind, namentlich an der östlichen Grenze Jeverlands, die Meinungen getheilt und findet man auch wohl das Vieh mit dem Kopfe nach dem Futtergange gewendet; dann aber wird hinter demselben für die Grope und den Karrengang dahinter, etwas mehr Raum erfordert und dennoch ist die Hintermauer bei der grossen Nähe der Grope, nie ganz reinlich zu halten; eine Rücksicht, welche je weiter westwärts, desto entschiedener vorwiegt.

Ueber dem Kuhstalle wird auf einem leichten „Hillegebälk" soviel Rauhfutter untergebracht, als zur Warmhaltung des Viehes im Winter nöthig ist.

Die vierte Seite des Scheunenvierecks gehört dem Wohnhause, „Binnerende" genannt, dessen Seitenmauern etwas eingerückt werden, um für die seitwärts anzubringenden Fenster der Küche und der Stuben mehr Höhe unter der in gleicher Neigung über dem ganzen Gebäude fortlaufenden

Dachfläche zu gewinnen. In der Eintheilung der Wohnräume herrscht, je nach der Grösse der Landstelle und den persönlichen Bedürfnissen der Bewohner einige Mannigfaltigkeit.

Sind letztere mässig, so begnügt sich der Bauer mit einfacher Ausnutzung des fortgesetzten Fachraums der Scheune, erhöhet den Fussboden um eine oder einige Stufen und legt über den Stuben in der Höhe der Seitenmauern seinen Kornboden an, ja wenn der Getreidebau grösser, werden auch zwei Böden übereinander angelegt und die Mauern demgemäss erhöhet. Die Trennung des Wohnhauses von der Scheune geschieht durch einen massiven Brandgiebel; längs desselben führt gewöhnlich ein „Mittelgang" quer durch das ganze Haus, der die Verbindung der Wohnräume mit der Scheune, hier mit dem Kuhstalle, dort mit der Dreschdiele vermittelt und an jedem Ende in's Freie führt.

In der Eintheilung der Wohnräume pflegt die Viertheilung vorzuherrschen, so dass an die, zugleich als Gesindestube dienende Küche mit geschlossener Herdfeuerung sich die Wohnstube, die grosse Stube oder „Pisel" [1] und der Keller mit der Kellerstube und der Käsekammer anschliessen; die Anordnung der Schlafräume richtet sich nach den Umständen.

Gewöhnlich enthält die Wohnstube zwei feste Bettstellen (Butzen) für die Wirthsleute; das Gesinde schläft meistens am Rande des Scheunenraums, die Knechte bei den Pferden, die Mägde bei den Kühen oder in der Nähe der Küche, auch wohl auf der Kellerstube. Statt des Aufenthaltsorts in der Küche wird auf grösseren Landstellen dem Gesinde wohl eine sog. Volksstube angewiesen, doch ist hierin der Gebrauch verschieden; auch isst in grösseren Häusern das Gesinde nur noch selten mit den Wirthen, wie es sonst allgemein Sitte war.

Ueberhaupt hat der Lauf der Jahrhunderte mancherlei

---

[1] Nach v. Richthofen (altfries. Wörterbuch 1840) ist Pisel ein heizbares Frauengemach, französ. poêle, poisle, mittellateinisch pisalis; in Niedersachsen, Ditmarschen, Nordfriesland, für grosse Stube, wie „Dörns" für kleine Stube in Gebrauch.

Aenderungen gebracht. Während bis zum 17. Jahrhundert wie für die Scheune, so auch für das Wohnhaus eine Dreitheilung mit grösserem Mittelraum und minder grossen Abseiten vorherrschte, bei welcher der den Hauptwohnraum bildenden Küche die Mitte eingeräumt wird und der Herd nach holländischer Weise mit dem Schornstein in der Giebelmauer seinen Platz findet, sonstige Räume aber rechts und links sich dem Mittelraum anschliessen, liessen in der Folgezeit die schon erwähnten Landplagen manche Einschränkung auch in den Bauten Platz greifen; es schrumpfte zuweilen sogar die in Figur 2 dargestellte Bauweise soweit ein, dass das Wohnhaus fast nur als Anhängsel der viel grösseren Scheune erschien, gleichwohl aber der damaligen Aufgabe genügte. Der Brandgiebel ward nur im untern Theile massiv, im oberen von Ständerwerk und Dielen aufgeführt; der beschränkte Dachboden des kleinen Wohnhauses genügte für Lagerung der mässigen Kornmengen, welche damals gebaut wurden; als aber die Nothstände nachliessen und in den Kriegsjahren zu Ende des Jahrhunderts die Kornpreise stiegen, mehrte sich der Ackerbau; die Wohnhäuser wurden mehr auf Kornböden eingerichtet; die Figuren 2 und 4 mögen dies näher erläutern. Neuerlich kehrt man auf grösseren Landstellen, bei eigener Bewirthschaftung durch die Besitzer, wohl zu der älteren Dreitheilung des Wohnhauses zurück. Vergl. Fig. 5.

Eins der ältesten und jedenfalls das grösste der jeverschen Wirthschaftsgebäude ist das in dem Upjeverschen Holze belegene Krongut U p j e v e r, das 1551 erbauet und bis 1870 wesentlich in dem in Fig. 3 dargestellten Zustande erhalten ist. Da der nahe Forst den Bedarf an Hölzern lieferte, sind dieselben in grosser Stärke von Eichen- und Tannenholz genommen, die mächtigen Dimensionen und das tief herabgeführte Dach machen das Haus dunkel; auch sind sonstigem Gebrauch entgegen und wahrscheinlich in Folge veränderter Benutzungsweise der ausgedehnten Ländereien wie des Gebäudes, z w e i Dreschdielen q u e r durch den Raum gelegt. Ursprünglich war die Vierkant-Construction der Scheune durch das Wohnhaus fortgesetzt, im Laufe der Zeit ist die Ein-

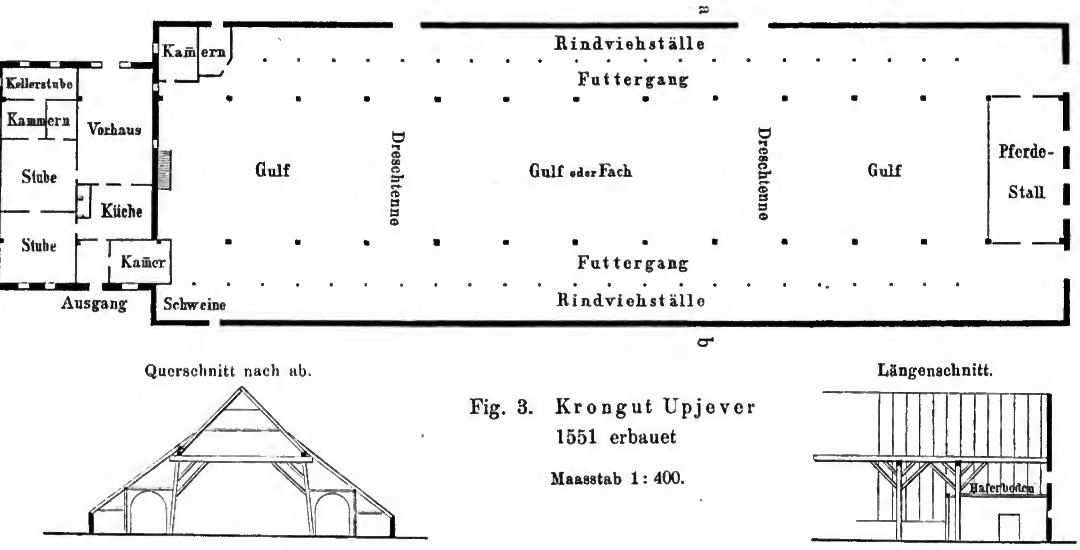
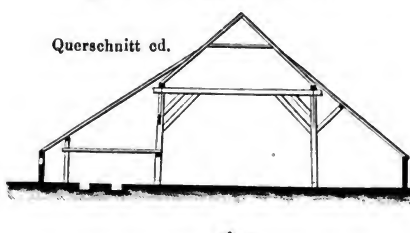


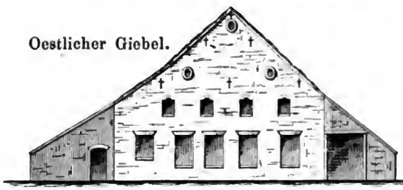

Fig. 3. Krongut Upjever
1551 erbauet

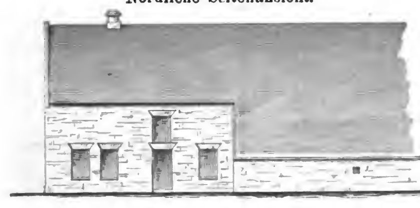
Maasstab 1: 400.

theilung der Wohnräume mehrfach geändert, neuerlich auch die in Fig. 3 noch dargestellte Einfachheit der älteren Bauart durch Neubauten gänzlich aufgehoben, die Scheune jedoch ist fast unverändert geblieben.

Fig. 4. Alt-Marienhausen.



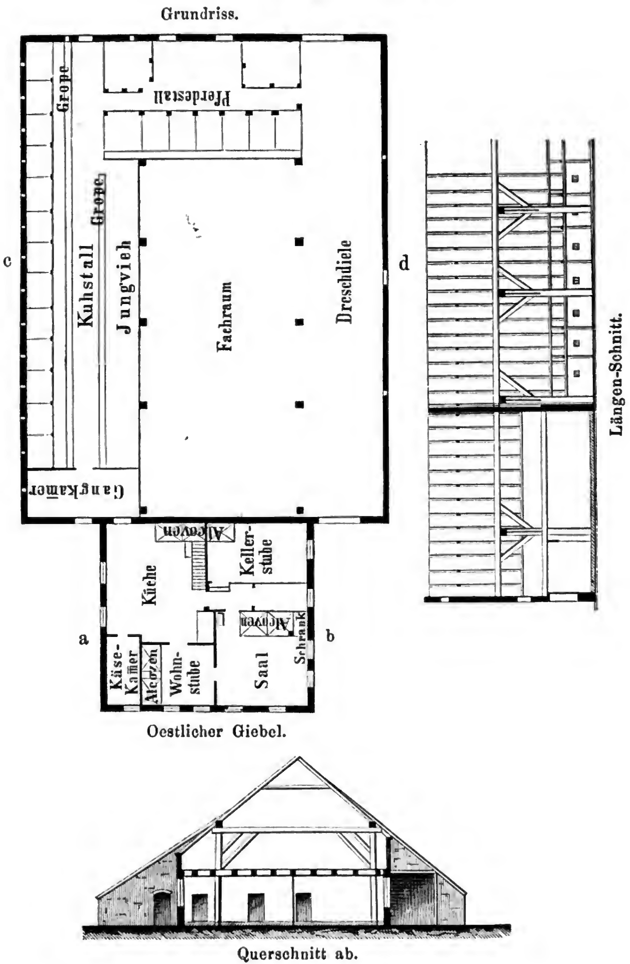




Das in Fig 4. dargestellte Krongut Alt-Marienhausen ist der Rest der Wirthschaftsgebäude, welche zu dem Lusthause gehörten, das Fräulein Marie v. Jever um 1570 auf dem an der Made eingedeichtenLande erbauen liess und wird das Vorwerk in dieser Weise vermuthlich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgeführt sein. Es ist indessen neuerlich etwas verändert, weil auch selbst die in der Zeichnung dargestellte Doppelaufstellung des Rindviehes dem Raumbedarf für die spätere Bewirthschaftungsweise noch nicht genügte. Ähnlichem Zwecke hat man auch wohl durch einen im Fachraum angebrachten Querstall zu entsprechen, und zugleich für den Fall eines Brandes gesucht, durch Verbindung mit der Dreschdiele für leichtere Rettung des Viehes

Zu Fig. 4. Alt-Marionhausen.

Grundriss.



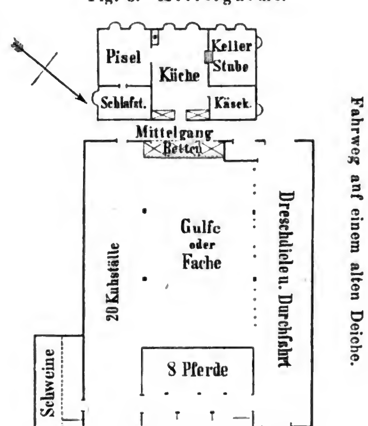

Oestlicher Giebel.

Querschnitt ab.

zu sorgen, was indessen eine, bei der friesischen Bauart sonst vermiedene Unterstützung des über dem Vieh lagernden Theiles der Ernte nöthig macht und daher nur geringe Nachahmung gefunden hat, zumal die Erfahrung lehrt, dass bei ausgebrochenem Brande das Vieh, selbst bei den weiten sächsischen Viehdielen, nur schwer sich aus dem Feuer wegtreiben lässt.

Ganz frei von aller Neuerung dürfte die in Figur 5 dargestellte Wohnhauseintheilung sich gehalten haben, welche

Fig. 5. Mittelgarms.




aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammt und einem derjenigen Vorwerke und Pachtstellen angehört, welche der letzte der Oldenburgischen Grafen, Anton Günther, auf den Garms genannten, neu eingedeichten Poldern oder Groden hat erbauen lassen.

Derselbe regierte von 1603 bis 1667 über Oldenburg und Jeverland und war in der Lage, aus dem Busen der Harle im Nordwesten des Jeverlandes und aus dem östlichen Busen der Jade im Butjadingerlande, bedeutende, Seefeld genannte Ländereien zu gewinnen, welche er seinem natür-

lichen Sohne, dem Grafen von Aldenburg (Vorfahren der Grafen Bentinck) als freies Allod hinterlassen konnte, während die im Lehnsverbande stehende Herrschaft Jever an seine, mit dem Fürsten von Anhalt-Zerbst vermählte Schwester überging. Die neubedeichten Ländereien wurden bis in die Mitte des laufenden Jahrhunderts als abgesonderter Complex verwaltet und folgen die dort aufgeführten Wirthschaftsgebäude theils der jeverschen, theils der butjadinger, mehr an die sächsische sich anlehnende Bauart.

Das Haus Figur 5 zeigt die Dreitheilung, welche in neuerer Zeit bei den von den Besitzern in eigener Bewirthschaftung gehaltenen Landstellen (wie erwähnt) wieder mehr in Aufnahme kommt. Dieses Haus steht zu Mittelgarms im Jeverlande, es lehnt sich an einen alten Deich, der bis 1658 Seedeich war und auf welchem ein öffentlicher Fahrweg angelegt wurde; ohne das Hammfach fasst die Scheune drei Fach, was einer Flächengrösse von 44½ ha entsprechen mag.

Für das etwas grössere butjadinger Vorwerk Osterseefeld sind nach Figur 6 erheblich grössere Gebäude aufgeführt, von denen das Haupthaus nach sächsisch-westfälischer Weise Wohnräume, Scheune und Stallungen vereinigt, aber mit denselben einen sog. friesischen „Berg" verbindet, der die bei sächsicher Bauart sonst üblichen Nebengebäude für Scheune, Ställe und Schuppen ersetzt und die Möglichkeit bietet, die Raumeintheilung genauer nach dem jeweiligen Verhältnisse der Milch-, Mast- und Ackerwirthschaft zu treffen. So übertragen sich die seit Menschenaltern in einer Gegend herrschenden Bauformen auf die Nachbarschaft, indem hier Gewohntes aufgegeben, dort Fremdes aufgenommen wird, wie z. B. in dem vorliegenden Beispiele der Pferdestall, statt nach sächsischer Weise rechts und links von der Scheuneneinfahrt, bei stärker betriebener Pferdezucht nach friesischer Weise in den Berg verlegt, ebenso das Rindvieh auf Grogen gestellt ist; Schweine und Abtritte sind in den Verbindungsgang zwischen den beiden grossen Gebäuden verwiesen; Tränkrinnen vor den Kühen sind erst mehr in Aufnahme gekommen, seitdem man gelernt hat, Drainröhren zur Ver-

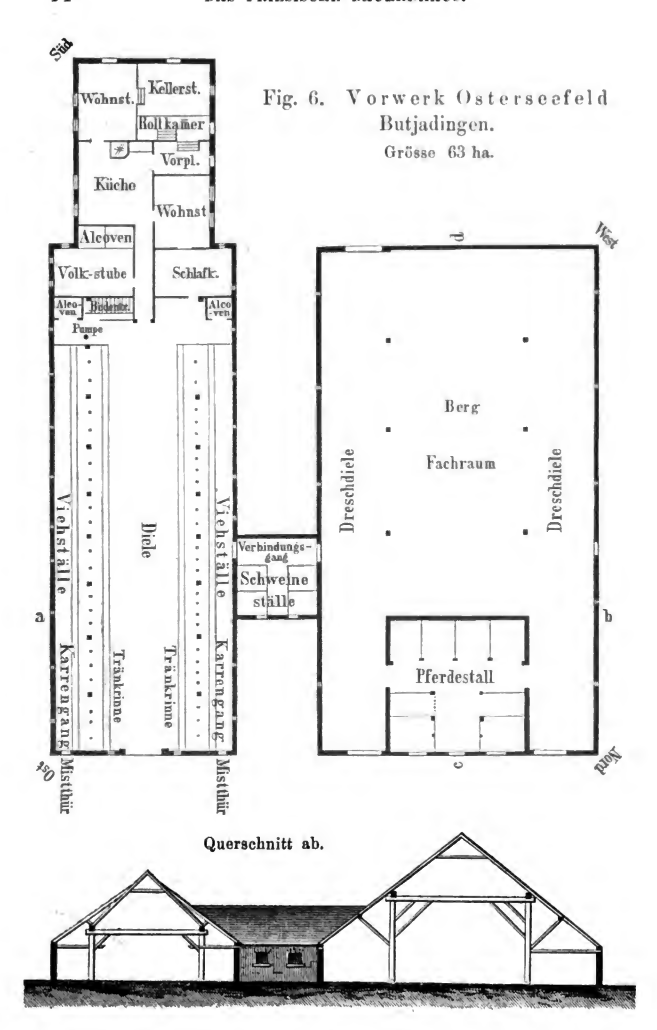
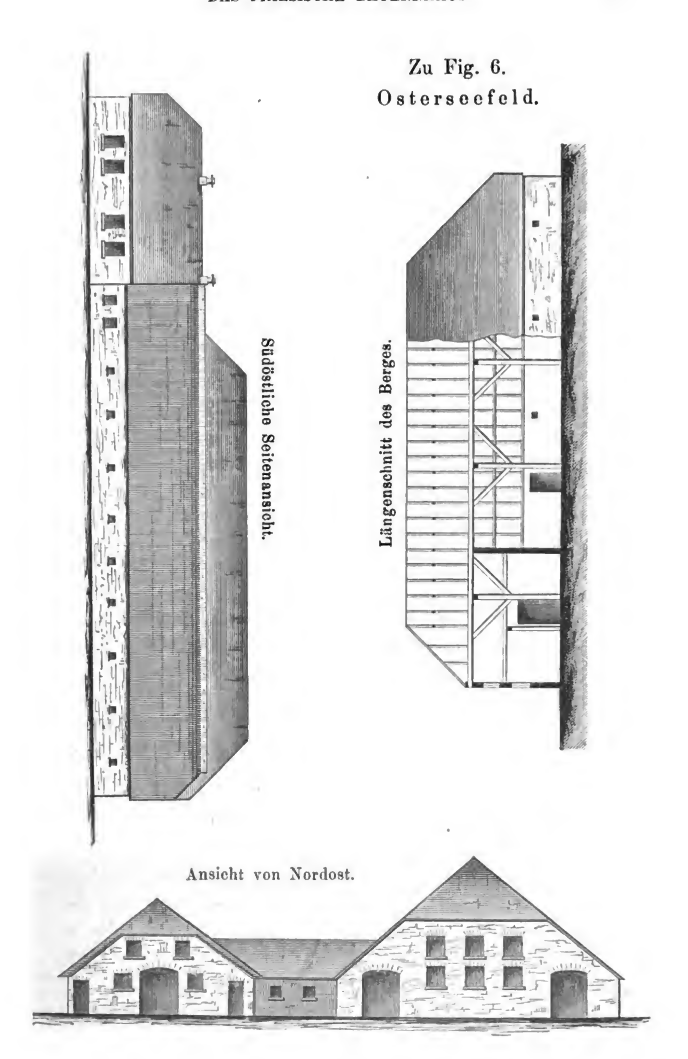



Fig. 6. Vorwerk Osterseefeld Butjadingen. Grösse 63 ha.

Zu Fig. 6.
Osterseefeld.



bindung mit den auf jedem Landgute vorhandenen, theils für den Wasserbedarf, theils behufs Gewinnung der Erde zur Aufhöhung der Hausplätze angelegten Wassergraften zu benutzen, es auch in manchen Fällen gelungen ist, selbst in der Marsch durch Bohrbrunnen aus der Tiefe trinkbares Wasser heraufzufördern. Die Anordnung der Wohnräume entspricht gleichfalls den Anforderungen der Neuzeit und ist von der, von Justus Möser hochgepriesenen Uebersichtlichkeit nicht viel mehr übrig geblieben, als das kleine Fenster in der Schlafkammer des Hauswirths, durch das derselbe die Viehställe übersehen kann und neben welchem an der Scheunenseite ein Alcoven für die Viehmägde befindlich ist. Statt des niedrigen Herdes im mittleren freien Raume des sächsischen Hauses, dem Mittelpunkt des häuslichen Geschäftsverkehrs, brennt in der geschlossenen Küche ein geschlossenes Feuer; der Haupteingang liegt an der Seite und hat einen Vorplatz oder Windfang.

Noch vollständiger als Figur 6 passt sich den neueren Bedürfnissen der nach Figur 7 für Norderseefeld entworfene Bauplan an, welcher im Wesentlichen friesische Bauart beibehält, aber ähnlich wie Figur 6 sächsischen Einfluss nicht verkennen lässt.

Genügen vielleicht einem Gutsbesitzer, der städtischen Gewohnheiten auch auf dem Lande nicht ganz entsagen will, die nach Vorstehendem zu gewinnenden Wohnräume noch nicht, so wird wohl statt des „Binnerendes“ ein abgesondertes Wohnhaus parallel zu dem Brandgiebel der Scheune quer vorgesetzt und mit dieser durch ein niederes Mittelhaus verbunden; eine solche Zusammenstellung wird dann „Kreuzhaus oder Krüsselwark“ genannt. Von dieser Bauweise wird später noch die Rede sein.

Sind in Vorstehendem die Bedürfnisse der Menschen, der Pferde und des Viehes im Einzelnen besprochen, so bleibt für den „Berg“ nur noch die Aufgabe der Bergung des Erntesegens, durch die sich der Name rechtfertigt, der in dem eigentlich friesischen Gebiete, westseits der Jade kaum gehört wird, aber weiter ostwärts sich fortgepflanzt hat.

Zur Einfahrt ist in der Giebelmauer des ächt friesischen

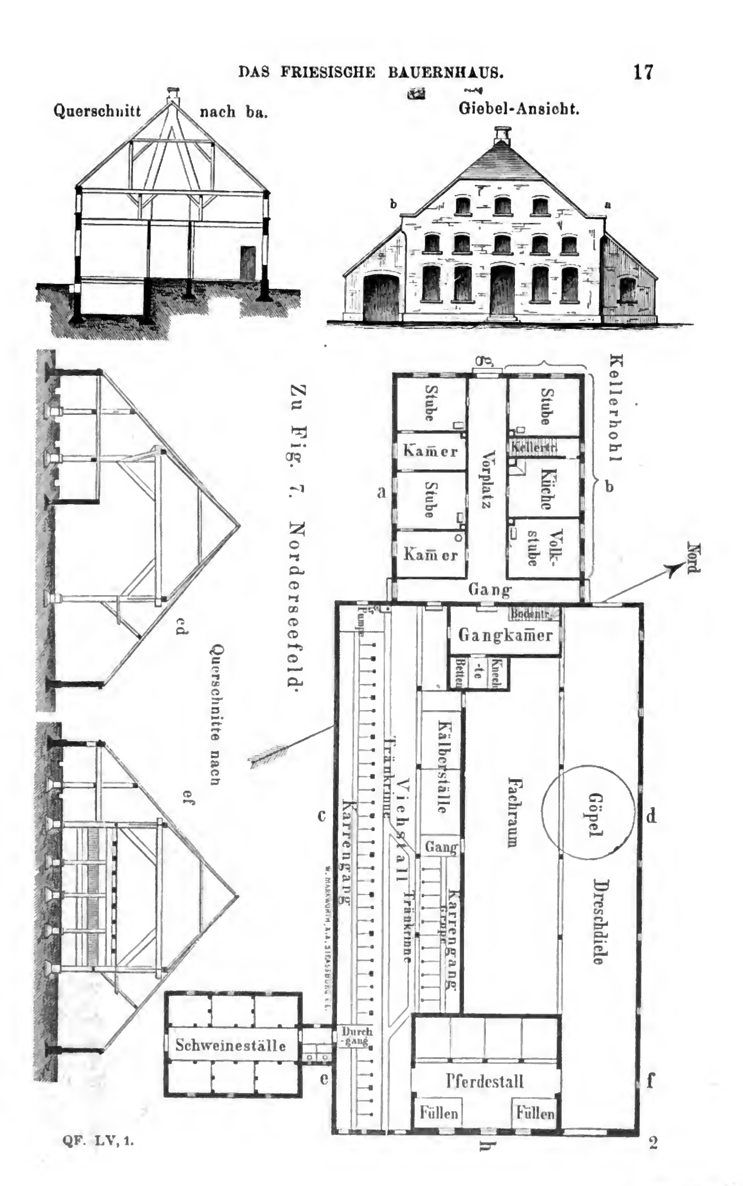
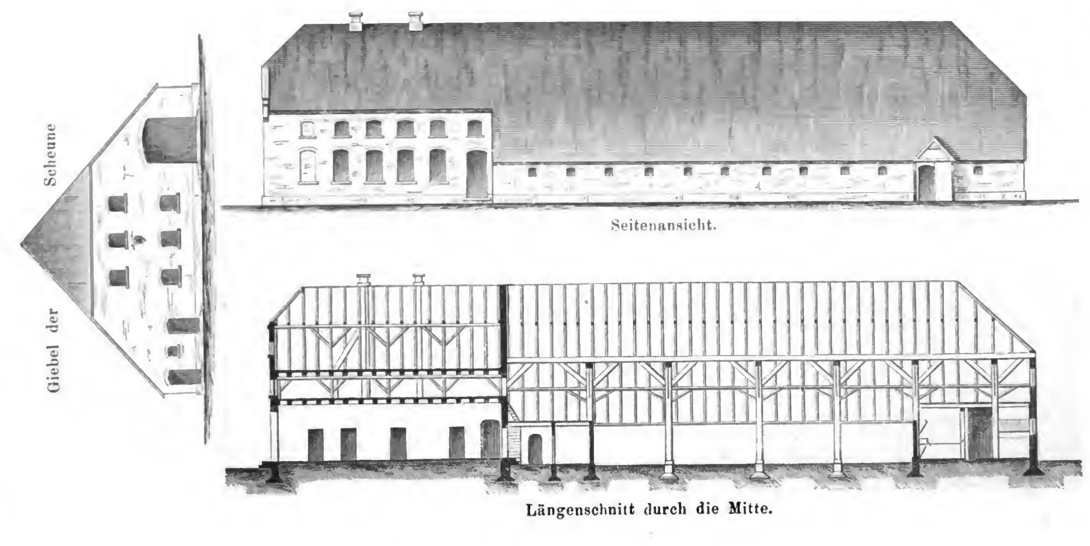

Querschnitt nach ba.
Giebel-Ansicht.
Zu Fig. 7. Norderseefeld.
Querschnitte nach
cd
ef
Kellerhohl
Stube
Kamer
Stube
Kamer
Vorplatz
Stube
Kellertr.
Küche
Volk-stube
Gang
Nord
Pumpe
Bodentr.
Gangkamer
Betten
-te
Knech
Kälberställe
Fachraum
Göpel
Dreschdiele
Tränkrinne
Viehstall
Karrengang
Gang
Tränkrinne
Karrengang
Grupe
Schweineställe
Durchgang
Pferdestall
Füllen
Füllen
a
b
c
d
e
f
g
h
2

Fig. 7. Entwurf zum Neubau des Vorwerks Norderseefeld, Butjadingen.



Berges ein grosses, auf die Dreschtenne führendes Thor vorhanden, und geschieht von dieser aus die Füllung der Fache; der leere Wagen wird zurückgeschoben, oder auch durch ein minder hohes Thor im Brandgiebel hinausgefahren. Wo man im Butjadingerlande Berge mit zwei Dreschtennen und zwei Einfahrtsthore hat, kann sich das Einfahren bei eiliger Erntezeit erleichtern, auch können allenfalls die Wagen über die eine Tenne ein- und über die andere hinausfahren, wobei zugleich die äussere Ansicht an Symmetrie gewinnt. Der jeversche Bauer aber gestattet sich den Luxus zweier Thore um so weniger, als eine einzige Dreschtenne seinem Bedürfnisse vollkommen genügt, zumal seit Anfang dieses Jahrhunderts der „Dreschblock“ fast allgemein im Gebrauch und das Handdreschen in grösseren Wirthschaften nur noch wenig üblich ist. Es besteht dieser „Dreschblock“ aus einem mit Latten benagelten abgekürzten Kegel, der mittelst eines zwischen Fach und Diele aufgestellten Pferdegöpels auf dem zu dreschenden Getreide umgetrieben wird (vergl. Fig. 7); bei den mehr und mehr sich verbreitenden Dreschmaschinen werden die sehr grossen Dreschdielen (deren Fig. 6 sogar drei aufweiset) immer überflüssiger.

Bis hiezu ist vorzugsweise von dem Bauernhause der jeverschen und der Weser-Marschen die Rede gewesen; das Gebiet des friesischen Hauses aber reicht weiter nach Westen und Osten, von der Küste landeinwärts erstreckt es sich nicht sehr weit.[1] Allgemeiner Annahme nach, ist das alte und eigentliche Friesland in der Zuydersee untergegangen und ging der Name auf die Provinz über, die von Deutschen, im Gegensatz zu Ostfriesland, vielfach Westfriesland genannt wird, welchen Zusatz aber die ächten Friesen stolz zurückweisen. Noch weiter ostwärts folgten im Mittelalter die kleinen friesischen Republiken der Harlinger, Oestringer,

[1] Die Frage nach der südlichen Ausdehnung derselben, lässt sich zur Zeit nur beantworten durch Hinweisung auf die den Marschen eigenthümliche Bauweise, deren sporadische Verbreitung spätere Forscher an der Hand der hier versuchten Darstellung zu erforschen sich werden veranlasst finden.

Wangerländer und Rustringer, von denen um 1355 ff. Edo Wimeken der ältere zu Jever die Oestringer, Wangerländer und Rustringer unter seiner Herrschaft vereinigte, soweit das Gebiet der letzteren nach dem Durchbruche der Jade und der Erweiterung des Busens (1218 und 1511) noch mit dem westlichen Stammesgebiete zusammenhing.

Die Verbindung der Rustringer „boven de Jade“ und „buten de Jade“ lockerte sich mehr und mehr; die westlichen Stämme behielten den Namen Rustringer, die östlichen wurden Butjadinger genannt und verschmolzen mit den Stadlander-, Stedinger-, Osterstader- und Wurster-Friesen, unter denen gleichwohl manche Stammeseigenthümlichkeit erhalten blieb.[1] Jenseits der Elbe finden wir Dithmarschen, Eiderstedt, Nordstrand und Nordfriesland von Friesen bewohnt, und wie auf der Versammlung der Land- und Forstwirthe 1847 zu Kiel auf 40 Blättern[2] nachgewiesen ist, bewahren sich in der Bauweise der verschiedenen Gegenden manche Anklänge an die Stammformen, wie sie in den rein friesischen Gegenden westwärts der Jade sich erhalten haben. Nur mit grosser Mühe aber wird in ähnlicher Weise, wie für nachbarliche Stämme oben bei Fig. 6 und 7 versucht ist, der Einfluss sich entwirren lassen, den sächsische, wendische, angelnsche, dänische und andere Volksgewohnheiten abändernd in Haus und Hof mögen geltend gemacht haben, und ist beispielsweise der friesische Vierkant in jenen 40 Blättern nur auf Taf. 38 im „Eiderstedtschen Heuberge“, durch Ausbau des Quadrats nach allen Seiten, zum Kerne eines einzigen Wirthschaftsgebäudes gemacht, welches anscheinend einer überwiegenden Milchwirthschaft, bei einem nur auf den Hausbedarf beschränkten Fruchtbau angepasst worden ist. Alle übrigen Beispiele entfernen sich mehr und mehr von dem Urtypus, wie solcher sich nach vorstehender Entwickelung in

[1] Vergl. Allmers, Marschenbuch, 2. Aufl. 1875. Dr. Schumacher, Stedingen, Bremen 1865.

[2] Lütgens, Charakteristik der Bauernwirthschaften in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, nebst Grund- und Aufrissen. Gedruckt und vertheilt auf Kosten der Deutschen Land- und Forstwirthe 1847.

den, von der Weser bis über den Dollart von Friesen bewohnten Landstrichen hatte ausbilden können, nachdem den fast ununterbrochenen Fehden der kleinen Häuptlinge und Dorfschafteu durch freiwillige Wahl eines Oberhauptes für eine grössere Landschaft, ein Ziel gesetzt und einige Ruhe zurückgekehrt war. Denn die den Upstalsbomischen Versammlungen beigelegte Oberherrlichkeit über die sieben Seelande, welche (nicht einmal jährlich) am dritten Pfingsttage in wichtigen Staatsfragen ihren Spruch fällten, hatten sich für die Erhaltung von Ordnung und Frieden völlig unwirksam erwiesen, und hörten um dieselbe Zeit ganz auf, als die Rustringer im Jahre 1355 den auf einem Steinhause oder einer Burg zur Dangast wohnenden, in früheren Kriegen als tapferen und klugen Führer bewährten Edo Wimcken zu ihrem Oberhaupte erwählten und nahmen als solchen ihn auch 1359 die Oestringer und Wangerländer an. Ihnen folgten um 1430 die Prälaten und gemeinen Lande der Harlinger, Auricher, Broekmer, Emsiger und Norder in der Erwählung solcher Oberherren, aus denen dann die Fürstenwürde mit dem Titel: „Fürsten von Ostfriesland, Herren zu Esens, Stedesdorf und Wittmund“ sich entwickelte und nun, wenn auch nicht mit einem Schlage, in sämmtlichen Frieslanden ein friedlich geordneter Zustand Platz griff und eine bessere Ausbildung bäuerlicher Wirthschaft möglich wurde, welcher der im Obigen entwickelte Ausbau des Bauernhauses angehört.

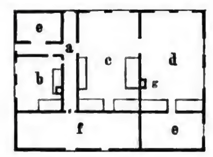
Von demselben stammt einerseits in gerader Linie die Einrichtung der kleinen Häuslingshäuser, sowie der Fischerhäuser auf den Inseln ab, und zeigt von letzteren Fig. 8 ein der Insel Spiekeroog entlehntes Beispiel, das aus Grundriss und Ansicht auf die kajütenartige Ausstattung der Wohnräume schliessen lässt, welche mittelst bemalter Bretterverschläge auch in den kleinsten Gebäuden den Landesgewohnheiten gemäss in Schlafstellen, Geräthekammern u. s. w. abgetheilt sind.

Nicht selten dienen die grosse und die kleine Küche sammt dem Pisel, verschiedenen Generationen derselben Familie, das „Oefken“ (ein durch den Kochtopf oben abgeschlossener Feuerraum oder kleiner Ofen) dient zum Kochen

und Heizen; der Hausflur hat zweifachen, je nach dem Winde zu nutzenden Ausgang; das tief herabgehende, nur niedrige

Fig. 8. Fischerhaus auf Spiekeroog.






Legende.
a. Hausflur.
b. kleine Küche.
c. grosse Küche.
d. Pisel.
ee. Gerätekammern.
f. Stallung.
g. Herd u. Oefken.

Fenster gestattende Dach ist im Innern der Stuben schräg verkleidet, und dürfte die ganze Einrichtung in den nordholländischen Fischerhäusern auf den Inseln nachklingen, deren Professor Henning (a. a. O. auf S. 134 ff. seiner Geschichte der friesischen Bauart) im Anschluss an Howard's malerische Reise nach den todten Städten der Zuydersee erwähnt.

Von den längs der ganzen Küste sich vielfach findenden kleinen Häuslingshäusern ist in Figur 9 ein Beispiel vom Hunte Ems-Canale mitgetheilt.

Andererseits ist in den Figuren 11, 12 und 13 die Umwandlung nachgewiesen, welche das einfache Bauernhaus erleiden musste, wo die Bedürfnisse eines Häuptlings oder eines wohlhabenden Gutsbesitzers in Frage kamen. Von den eigentlichen „Steinhäusern" in denen zur Zeit der Fehden die kleinen Herren sich verschanzten, sind sichere Muster freilich

nicht mehr vorhanden und werden sie den zur Vertheidigung dienenden sehr festen Kirchen einigermassen ähnlich gewesen

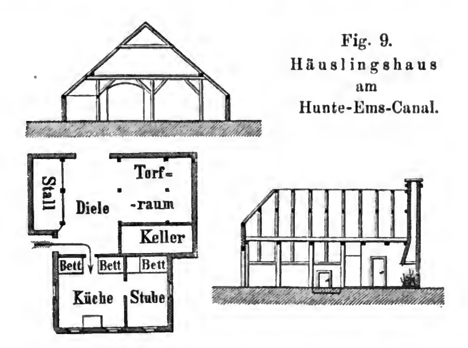



Fig. 9.
Häuslingshaus am Hunte-Ems-Canal.

sein; sie reizten die Eifersucht der „Gemeente“ in so hohem Grade, dass z. B. nach dem Broekmer Landrechte eine Willküre verordnete: „dass keine Burgen noch Mauern, noch hohe steinerne Häuser sein sollen, bei 8 Mark; Niemand baue höher, als 12 Fuss unter Dach“.[1] Später wurden indess nach Uebereinkunft mit der Gemeente, zu gegenseitigem Schutz und Nutz, noch feste Plätze erbaut; und finden sich im Westen der Jade, ausser den älteren Stammsitzen der Wimeken und der Papinga (Dangast und Sibetsburg), die auch jetzt noch mit Wall und Gräben umgebenen Schlösser Kniphausen und Gödens, ferner Marienhausen, Fischhausen und Scheep; von Roffhausen, Inhausen, Canarienhausen, Haddien, Middoge u. s. w. sind nur noch Erdwälle und Gräben zu erkennen. Rickelhausen, ein zweistöckiger fester Herrensitz, wurde wegen völliger Baufälligkeit 1861 abgebrochen und ein blosses Wirthschaftsgebäude aufgeführt; Anlage und Einrichtung des alten „Krüsselwark's“ sammt dem Zusammenhange mit der später angebauten, die Giebelkrönung des

[1] v. Halem, Oldenb. Geschichte I, S. 229. Eine Mark hatte damals hohen Werth; nach Bruschius (Nachr. v. Jeverland. 1787. § 26) ward nach Broekmer Landrecht ein ganzes Haus aufs höchste zu 4 Mark abgeschätzt.

Hauses überdeckenden Scheune, ergeben sich aus dem in Figur 10 mitgetheilten Grundrisse des Erdgeschosses. Das Obergeschoss war mittelst eines (an Stelle des Käsekellers) in der Ecke des Kreuzhauses in die Dachflächen einschneidenden Treppenthurmes zugänglich, welcher durch die dadurch veranlassten Einwässerungen Ursache vorzeitiger Zerstörung wurde; in einem oberen grossen Saale fand sich ein Kamin, dessen grausteinernes (noch erhaltenes) Gewände

Fig. 10. Alter Häuptlingssitz Rickelhausen.




in Mönchsschrift den Wahlspruch des Fräuleins Marie v. Jever trug: verbum domini manet in aeternum. Die frühere Ansicht des Herrensitzes, dessen östlicher Giebel die Jahreszahl 1559 trug, hat bei dem um 1861 erfolgten Abbruche, soweit ermittelt werden können, wie die Vignette 10[a] angiebt. Bei dem vermuthlich im 17. Jahrhundert erfolgten Anbau der Scheune, ward der Giebel als Scheidewand der noch etwas höheren Scheune übermauert und versteckt.

Um 1570 liess Fräulein Marie auf dem an der Made eingedeichten Lande ein, zum Schutze gegen ostfriesische Angriffe wohlbefestigtes, zweistöckiges Lusthaus Marienhausen“ bauen; welches während der von 1806—1814

dauernden holländischen und französischen Besitznahme Jeverlands als herrenloses Gut verwüstet und 1822 als baufällig abgebrochen wurde; nur der am westlichen Giebel angebrachte Treppenthurm ist noch erhalten; — von dem dazu gehörigen Vorwerksgebäude ist oben bei Fig. 4 die Rede gewesen und ist das Ganze mit Wall und doppelten Gräben umgeben, innerhalb welcher unter Anhalt-Zerbstischer Re-

Fig. 10a. Ansicht um 1570.



gierung auch ein (um 1820 abgebrochenes) Amtshaus nebst Zubehör belegen war.

Ziemlich vollständig sind die Gebäude des ebenfalls zweistöckigen Herrensitzes Fischhausen erhalten, welcher in Fig. 11 übersichtlich dargestellt ist. Mit diesem Gute belehnte 1577 Graf Johann XVI. von Oldenburg als Erbe des 1575 verstorbenen Fräuleins Marie und Herr von Jever, den Boing von Waddewarden, und bauete dieser das noch vorhandene Herrenhaus, dessen Treppenthurm die Jahreszahl 1578 trägt. Ein Lehnsnachfolger Freiherr von Schwarzenberg verkaufte das Gut 1689 an Lüdke von Weltzien, Drosten zu Neuenburg und Kniphausen; derselbe liess 1690 neben

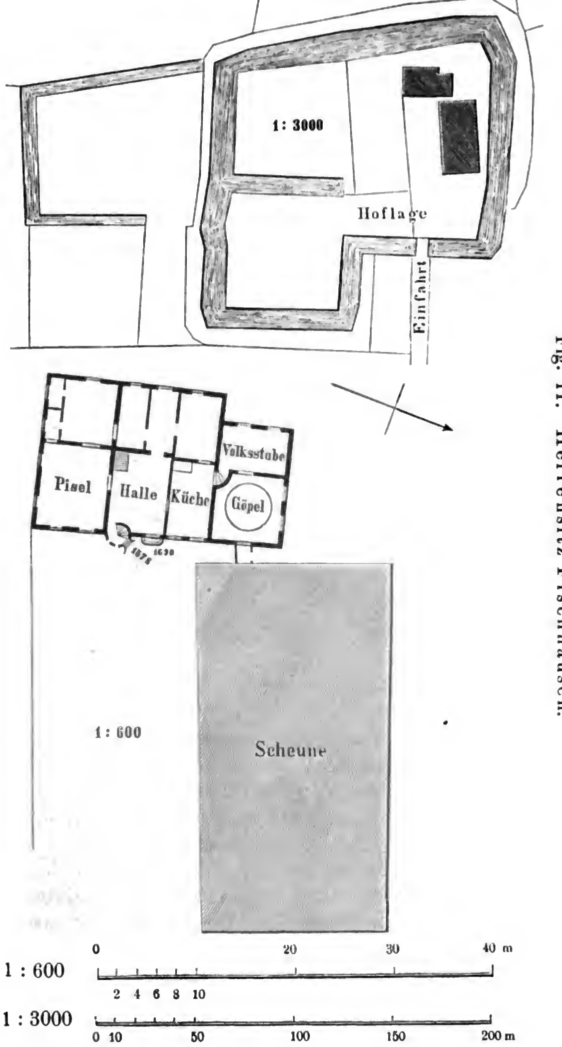



Fig. 11. Herrensitz Fischhausen.

dem Treppenthurm einen bequemeren Eingang zum Erdgeschosse anbringen und scheint das Obergeschoss später nur




Fig. 12. Rittergut Scheep.

als Bodenraum benutzt zu sein. Vielleicht ist auch damals der einstöckige, mit Pultdach an den nördlichen Giebel sich anlehnende Anbau, in Verbindung mit der tiefer belegenen Scheune aufgeführt; von der damaligen Hoflage giebt ein grosses Gemälde auf dem mächtigen Kaminmantel im grossen Saale ein anschauliches Bild. Im Besitz derer von Weltzien blieb das Gut bis etwa 1774; später wird als Besitzer der kriegsdienstpflichtige Vasall Johann Fooken Müller genannt, dessen Erben dasselbe noch besitzen.

Das Rittergut Scheep Figur 12 ist zwar nur einstöckig, zeugt aber auch von Wohlhäbigkeit und Reichthum des Erbauers, als welcher Remmer von Sedik, Fräulein Mariens Kanzler, genannt wird; nach verschiedenen Inschriften in Stein wird es noch etwa 2 Jahrhunderte in der Familie Sedik oder Zedik geblieben, 1813 an Joh. Ika v. Thünen und 1836 an J. Droste übergegangen sein. Die beiden steilen Giebel, in denen oben Schornsteine münden, sind mit eisernen Spitzen verziert; die am südlichen Giebel angedeutete Freitreppe, welche vermuthlich früher den Staatseingang bildete, ist später an die Gartenseite des Pisels verlegt; für gewöhnlich ist an der Seite des Hauses eine schmälere Thüre vorhanden, deren steinernes Gewände die Inschrift trägt: Invide quid invides, 1582, und welche mittelst eines offenen Verbindungsganges auch zur Scheune führt. Unter dem Pisel liegt ein grosser Keller mit 3 Kreuzgewölben, gegen Nordwesten befindet sich ein Keller mit hölzerner Decke, darüber eine aufgetreppte Stube. Die Zwischenwände in Halle und Küche sind neuern Ursprungs.

Eines ebenfalls hohen Alters wird sich die Pfarrwohnung zu Waddewarden (Fig. 13) rühmen können, doch haben an derselben theils die Reformation, theils der mehrfache Wechsel von Pfarrern mit Familie manche Aenderung herbeigeführt. Der älteste Theil des gesammten Bauwerks scheint die südliche Seitenwand der Scheune zu sein, welche dicker als bei Bauernscheunen üblich, und trotz der ihr schon beim ersten Bau gegebenen 7 Verstärkungspfeiler, stark nach aussen übergewichen ist; an der Innenseite eines

jeden dieser Pfeiler ist oben eine kleine Nische angebracht, welche wohl zur Aufstellung eines Heiligenbildes für katho-

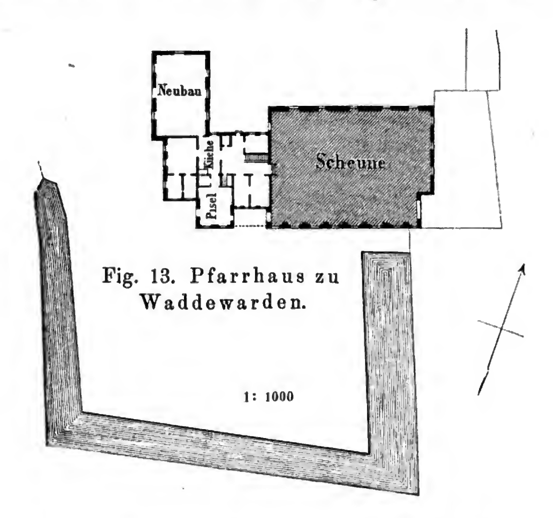



Fig. 13. Pfarrhaus zu Waddewarden.

lische Passionsandachten gedient haben mag. Die Wohnungsbedürfnisse des Pfarrers werden nach erfolgter Reformation mehrfache Erweiterungsbauten nöthig gemacht haben; der in der Fig. 13 als Pisel bezeichnete Saal ist jedenfalls sehr alt, und am südlichen Giebel durch fünffache Zinnenkrönung ausgezeichnet; das minder hohe Mittelhaus nach der Scheune zu, enthält seit Menschengedenken die Studirstube und die Küche; die westlich an den Pisel stossenden Wohnzimmer sind anscheinend spätern Ursprungs, wie der Anbau im Nordwesten erst in ganz neuerer Zeit aufgeführt und dadurch eine Zusammenstellung hergestellt ist, welche den schon oben erwähnten Namen „Kreuzhaus oder Krüsselwark“ allerdings verdienen mag und mit der friedlichen Bestimmung einer Pfarrwohnung sich jedenfalls besser verträgt, als dies bei einem, gelegentlich Belagerungen ausgesetzten Herrensitze der Fall sein würde.

Wie ein solcher zur Zeit der Fehden ausgesehen haben mag, lässt sich allenfalls einer handschriftlichen Abbildung entnehmen, die Cadovius-Müller, Pastor zu Stedesdorf in Ostfriesland einem Memoriale linguae frisicae[1] einverleibt hat, das derselbe 1691 dem damals einjährigen Erbprinzen von Ostfriesland ehrfurchtsvoll überreichte. Zwar bezeichnet er das Bild als das eines „alten ostfriesischen Bauernhauses", und fügt zur Erläuterung wörtlich hinzu:

> „die Bauern haben ihre Häuser von lauter Ziegelsteinen gebaut, bisweilen alle Mauern 2, 3 und 4 Fuss dick; der Boden über dem Kopf waren dicken Latten mit Ziegelsteinen gepflastert, wider den Brand gewapnet, wie denn auch alle Gebäude allenthalben mit guten Brandgiebeln versehen waren. Die Ursach solcher dicken schweren und kostbaren Gebäude war nicht allein der Bauern Reichthum, sondern die Furcht vor ihren nachbarlichen Freunden. Darum ein jedes Bauernhaus auch mit tiefen Gräben verschanzet war, damit sie von einer kleinen Partei möchten unbeschädigt bleiben. Heut zu Tage haben sie solche Furcht nicht nöthig, darum bauet man nun die Häuser nach holländischer Art leichter und bequemer; so ist auch der Bauern Reichthum lange nicht so gross als in vorigen Zeiten. Die alten ostfriesischen Häuser lassen von ferne als grosse deutsche Dorfkirchen u. s. w."

Anscheinend wirft der in Hamburg geborene, erst 1675 zum Prediger in Ostfriesland ernannte Verfasser hier das, was von alter Bauernsitte ihm nach seinem Eintritt in die neue Heimath mag erzählt worden sein, mit alten Berichten von Häuptlings- und Stammesfehden zusammen, als er eifrig bemüht war, die ihm ganz fremde ostfriesische Sprache sich

---

[1] Memoriale linguae frisicae, nach der in Aurich befindlichen Originalhandschrift mit 5 Abbildungen. Zum ersten Male herausgegeben von Dr. L. Kükelhan, Leer 1875. (Siehe daselbst Seite 65 und 117.)

Von der Auricher Handschrift befinden sich in Leeuwarden und Oldenburg vollständige Abschriften und in Hannover ein Auszug; Dr. K. hat diese sämmtlich verglichen und hierauf seine Herausgabe gegründet.

soweit anzueignen, um seinen Pfarrkindern verständlich zu werden. Als es nach vieler Mühe ihm gelang, in einer selbsterfundenen Orthographie das Vaterunser und das Glaubensbekenntniss sogar zu schreiben, priesen ihn seine Amtsbrüder als ein Wunder: „der nie die Sprach' gelernt kann sie nach Willen beugen; dran keiner je gedacht, muss fremde Hand uns zeigen!“[1]

Wie anerkennenswerth aber auch die sprachforschlichen Leistungen des Cadovius-Müller sein mögen, — seine Beschreibung und Abbildung der älteren und späteren Bauernhäuser verrathen einen gänzlichen Mangel an Beobachtungsgabe und Fachkenntniss. Letztere ist freilich nach seinem früheren Lebensgange nicht von ihm zu erwarten; Misstrauen in seine bildliche Darstellung aber ist um so mehr gerechtfertigt, als auch die von ihm für die altostfriesische Sprache erfundene Rechtschreibung zu manchen Bedenken Anlass giebt. Theils beruhen diese auf einer unpassenden Wahl für den orthographischen Ausdruck mancher seinem Ohre fremder Laute, theils auf deren inconsequenten Anwendung[2], und wenn auf dem eigentlichen Felde seiner Forschungen solche Ungereimtheiten vorkommen, so darf man in baulichen Dingen eine strenge Richtigkeit in Einzelheiten nicht erwarten. Dies ist um so mehr zu beklagen, als die handschriftliche

---

[1] Vergl. Kückelhan a. a. O. S. 102.

[2] So z. B. schreibt er ziahn, sehen; verschiaiing, Vorsehung; sciah, Gesicht; zilver, Silber; Schlaip, Schlaf; Zuhn, Sohn; Zierck, Kirche; tschittel, Kessel; lauhn, Land; mon und mohn, Mann; u. s. w.

Des Verf. früherer Lebensgang erklärt diese und andere Ungenauigkeiten. Er ward in Hamburg 1650 unehelich geboren; sein Vater Matthias Cadovius, Prediger zu Budforde in Ostfriesland, ehelichte zwar 1652 die Mutter, liess aber den Sohn in der Fremde unter dem Namen Johann Müller, allerdings sorgfältig erziehen und zum Prediger ausbilden, verschaffte ihm auch später, als er am ostfriesischen Hofe Einfluss gewonnen und Generalsuperintendent geworden, eine Stelle, erst an der Schule zu Esens, dann 1675 als Prediger zu Stedesdorf. Nach des Vaters Tode 1679, liess der Sohn sich legitimiren und nahm den Namen Cadovius-Müller an. Die Dankbarkeit für die seinem Vater und ihm selber widerfahrene fürstliche Huld, tritt in dem Memoriale sehr in den Vordergrund.

'Aufteykening van die ohlde Freeske huhsen' bisher die einzige Quelle war, aus welcher die Nachrichten über friesische Bauart flossen.

Offenbar irrig und sicher nicht auf wirklicher Anschauung beruhend ist es, wenn die Handzeichnung allgemein auf der 'Hausleute Häuser' bezogen wird, da das Krüsselwark allenfalls einem Häuptlingssitze entsprechen mag, die Scheune aber in ihrer Theilung in 2 nahezu gleiche Hälften die Grundlage der friesischen Scheune (das Fach mit der Tenne an der einen, dem Viehstall an der andern Seite) — geradezu ausschliesst, und die für den Herrensitz nothwendig erforderte Feuersicherheit sich mit dem unmittelbaren Anschlusse an die jedenfalls feuergefährliche Scheune durchaus nicht verträgt. Ueberdies hat die mit jener Zweitheilung zusammenhängende, in der Zeichnung angedeutete Doppelspitze des Scheunendaches, die vom Professor Henning in seinem Buche 'das deutsche Haus' (S. 41 ff. u. 131) ausführlich verfochtene Meinung hervorgerufen, das friesische Haus sei 'unter sächsischem Einflusse aus der Zusammenstellung mehrerer, ursprünglich selbständigen Gebäude zu einem Complexe entstanden.'

Dahingegen dürfte aus den vorstehenden, bis in die Mitte des XVI. Jahrhunderts zurückgreifenden Mittheilungen über noch heute vorhandene oder erst neuerlich abgetragene Bauwerke, die Urwüchsigkeit des friesischen Bauernhauses sich mit Sicherheit ergeben, und ist kaum zu bezweifeln, dass wenn Cadovius-Müller mit nur einigermassen kundigem Blicke sich nach alten Gebäuden umgesehen hätte, ehe er am 1. Januar 1691 sein Memoriale abschloss, er leicht bessere Muster für ältere und neuere Bauernhäuser hätte auffinden können.

Denn auch sein 'Abris von neu Oistfriesisches Bawrenhaus' entspricht dem Bedürfnisse höchstens eines kleinen Häuslings. Die hintere, etwas kürzere Hälfte hat steinerne Mauern und in der Mitte der Giebelmauer den Schornstein, der sich bis über den Dachfirst erhebt und vermuthen lässt, dass ein einziger, die ganze Breite des Häuschens einnehmender Raum als Küche und Wohnung, die vordere,

mit Brettern umkleidete und mit einer Eingangsthüre versehene, etwas längere Hälfte als Stall und Scheunenraum dienen solle. Dass irgend eine Acker-, Weide-, Viehoder Milchwirthschaft von einem solchen Häuschen aus solle betrieben werden können, ist durchaus undenkbar und kann weder für die s. g. neue wie für die ältere Bauweise ostfriesischer Gebäude, den Mittheilungen des Cadovius-Müller einige Beweiskraft beigelegt werden.

---

Aber nicht blos auf solche Discreditirung eines alten Manuscripts sprachforschlichen Inhalts ist es bei der gegenwärtigen Veröffentlichung über altfriesische Bauart abgesehen; — der Verfasser legt ihr vielmehr eine grössere, auf wirkliche Erfahrung sich stützende Tragweite bei, wie nachfolgendes Beispiel zeigen mag.

Als den Verf. im Jahr 1849 in Oldenburg ein ihm befreundeter Gutsbesitzer aus Mecklenburg besuchte, machte er denselben gelegentlich mit dem friesischen Scheunensysteme bekannt, und als diesem einige Jahre später auf seinem heimathlichen Hofe an einem Nachmittage fünf grosse Scheunen abbrannten, erbat behufs Wiederaufbaues derselbe sich aus Oldenburg den Riss zu einer friesischen Scheune, welche er gleichsam als Zwilling zu einer gleichgrossen, nach dortigem Muster in 180 Fuss Länge zu errichten gedachte. Sein Zimmermeister aber erklärte als er den Riss sah: 'Das baue ich nicht; solch Ding kann ja nicht stehen!' und auf den Einwand, dass an der Nordseeküste solche Scheunen seit mehr als hundert Jahren stehen, erwiederte jener: 'Dann haben sie dort nicht solche Winde wie wir hier!' — Indessen liess sich der Gutsherr (Herr von der Sode auf Frauenmark bei Criwitz in Mecklenburg) nicht irre machen; die beiden Scheunen wurden in gleicher Grösse gebauet, und der Erfolg war, dass die friesische an fünfthalbtausend laufende Fuss Holz weniger erforderte, als ihre Zwillingsschwester. Beide stehen schon über 30 Jahre, und weil der Fall einiges Aufsehen erregte, fand auch die Grossherzogliche Domänenkammer sich veranlasst, das Gutachten einer ihrer Baumeister

darüber einzuziehen. Dasselbe gipfelte in dem Ausspruche: 'Für uns nicht brauchbar'; — es war ihm also ähnlich ergangen, wie dem Verfasser, als dieser im J. 1823 (wie im Vorworte erwähnt worden) in Jever sich durch die Kühnheit friesischer Bauweise überrascht fand; — nur hat jener sich nicht die Zeit genommen, sich durch die Erfahrung belehren zu lassen.

Allerdings darf, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen soll, eine Nachahmung friesischer Muster sich nicht auf blosses Copiren beschränken; sie erfordert wesentlich ein genaues Eingehen in die bei dieser Bauweise beobachteten Gesetze des Gleichgewichts, der festen Knotenverbindung, und namentlich der Elasticität des Gespärres, das bei der Grösse der Dachflächen von starken Stürmen nothwendige Schwankungen erleidet. Hiermit hängt die im Friesischen vorherrschende flache Ziegeldeckung mit Hohlpfannen, die auf Strohdocken[1] liegen, zusammen und wird Kalkverstreichung nur in seltenen Fällen und nur bei besonders starken Dachconstructionen angewendet. Von der Strohdocken-Eindeckung aber werden Erfahrungen gerühmt, die derselben die Dauer eines Menschenlebens beilegen. Wer nicht in dergleichen Einzelheiten der friesischen Bauweise eindringt, wird bei blosser Nachahmung der Hauptformen die dieser Bauweise beigelegten Vorzüge niemals erreichen!

---

[1] Strohdocken sind puppenartig gebundene Strohwische, geeignet die seitlichen Fugen der Hohlpfannen passend zu füllen.

# QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

# SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

# GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, ERNST MARTIN,
WILHELM SCHERER.

LV, 2.

DIE DEUTSCHEN HAUSTYPEN.

---

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1886.

DIE

# DEUTSCHEN HAUSTYPEN.

---

NACHTRÄGLICHE BEMERKUNGEN

VON

RUDOLF HENNING.

---

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1886.

G. Otto's Buchdruckerei in Darmstadt.

Wie sehr wir dem Verfasser der im ersten Theil dieses Heftes veröffentlichten Abhandlung zu Danke verpflichtet sind, dass er in so vorgerückten Lebensjahren es unternahm, alles auf den volksthümlichen Hausbau seines engeren friesischen Heimathlandes bezügliche Material, theils noch vorhandenes, theils schon geschwundenes das den später Lebenden nicht mehr zugänglich gewesen wäre, — zu einem sachverständig entworfenen Gesammtbilde zu vereinigen, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Versicherung. Denn wenn wir auch über manche Dinge noch weitere Aufklärungen bedürfen, welche eine ähnliche Durchforschung der Nachbargebiete ja vielleicht erbringen wird, so ist doch eine erste zuverlässige Grundlage gewonnen, welche ich bei meiner früheren Besprechung des friesischen Stiles leider entbehren musste. Dieselbe ist nunmehr in wesentlichen Punkten zu vervollständigen und zu corrigiren, während sie in anderer Hinsicht eine noch verstärkte Stütze erhält.

Was aus den bisherigen Nachrichten erst theilweise und nur in den Umrissen zu erkennen war, tritt jetzt in seiner vollen Schärfe hervor: der tief greifende Unterschied, der zwischen der Anlage des sächsischen und des friesischen Hauses besteht, ein Unterschied von so ausgesprochenem und principiellem Charakter, dass er nicht erst ein secundärer oder später entwickelter sein kann, sondern nothwendig schon in die Zeiten der ersten Ausbildung beider Baustile zurückgehen muss. Ist doch gerade derjenige Abschnitt, welcher dem sächsischen Hause sein specifisches Gepräge aufdrückt, der ihm jene oft gerühmte Einheit und Uebersichtlichkeit

verschafft, in dem friesischen zu einem ganz entgegengesetzten, die Uebersichtlichkeit gerade zu aufhebenden Zwecke bestimmt. An Stelle der breiten und offenen Mitteldiele lagern hier hoch aufgestapelte Heu- und Kornmassen, welche vom Boden bis unters Dach emporreichen, und den festen Kern bilden, an den sich ringsum die übrigen Theile des Hauses anlehnen. Die Construction hat zugleich etwas überraschend Primitives und ist von Lasius in sehr zutreffender Weise als eine Art 'Feimengerüste' bezeichnet worden.

Aus dem vorgelegten Material, welches uns bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zurückführt, ergibt sich ferner mit Sicherheit, dass das friesische Bauernhaus, wie der Verfasser es darstellt, in den behandelten Gegenden durch mehr als drei Jahrhunderte als ein im Wesentlichen unveränderter Dauertypus fortbestanden hat, dessen feste Zähigkeit uns noch ein höheres Alter desselben vermuthen lässt. Die dem Ende des 17. Jahrhunderts entstammenden Grundrisse des Cadovius-Müller dürfen daneben zwar nicht ganz unberücksichtigt bleiben, denn ihr Verfasser, der bereits 16 Jahre im Lande war, als er sie aufzeichnete, kann sie sich unmöglich aus der Luft gegriffen haben; aber sie besitzen nur noch einen untergeordneten Werth, wegen des Mangels an detaillirten Angaben und wegen der nicht ganz glücklichen Auswahl.

Dass die beiden neben einandergestellten Wirthschaftsgebäude, bei denen wohl ein Exemplar wie Lasius Figur 6 vorgeschwebt hat, nicht ursprünglich sind, sondern umgekehrt auf einer Vermehrung der alten, einfachen Anlage beruhen, geht aus den Mittheilungen des Verf. deutlich hervor. Das 'Middelhues' und der aus Pisel und Küche bestehende Wohnraum könnten in ihrer Absonderung und Eintheilung noch eher eine allgemeinere Geltung gehabt haben, da sie einigermassen an das alte Pfarrhaus von Waddewarden (Fig. 13) erinnern, wenn ich den Grundriss und die Beschreibung desselben recht verstehe. Aber auch sonst begünstigte die Disposition des friesischen Hauscomplexes eine grössere Selbständigkeit von Wohn- und Wirthschaftsräumen entschieden mehr, wie dies im sächsischen Hause

der Fall ist. In den alten Herren- und Bauernhäusern des 16. Jahrhunderts und der späteren Zeit werden beide Theile durch einen abgeschlossenen Gang, oder — wie das schon die erhöhte Feuersgefahr bedingte — wenigstens durch eine feste Mauer von einander getrennt, wenn sie auch im Uebrigen mit dem 'Berg' zu einer fortlaufenden Construction vereinigt sind.

In Betreff der Einrichtung des Wohnraumes zeigt sich keine völlige Uebereinstimmung, doch darf als der vorherrschende Typus wohl derjenige betrachtet werden, bei dem nach der Scheune zu Vorhaus und Küche liegen, denen häufig noch eine kleine Stube abgespart ist, während an der anderen Aussenfront des Hauses die grosse Wohnstube nebst Kammern angebracht sind. Hierzu stimmen im Allgemeinen nicht nur Fig. 2. 3. 4. 6, sondern auch Fig. 10 und im Wesentlichen Fig. 12, wenn wir von dem Pisel absehen dürfen, sowie Fig. 13. Ob daneben die Dreitheilung, welche Fig. 5 darstellt, als altherkömmlich gelten darf, oder ob sie auf einer Anpassung an die Scheune beruht, kann erst weiteres Material ergeben.

Einen wichtigen Beitrag für die Beurtheilung aller dieser Dinge, würden wir erhalten, wenn es uns gelänge, die Frage zu beantworten, in welchem Verhältniss der Wohnraum der Bauern- und Herrenhäuser mit der Grundrissanlage des vollkommen selbständigen Wohnhauses steht, das einerseits durch das alte Fischerhaus von Spiekeroog v. J. 1746, andererseits durch das Häuslingshaus Fig. 9 repräsentirt wird. Das letztere lässt sich am Ende als eine Einschrumpfung des grossen Bauernhauses begreifen, das erstere dagegen um Vieles schwerer. Die drei hintereinander liegenden Abschnitte: der grosse vorn am Giebel befindliche Vorraum, von dem die kleine Küche und Kammer ausgespart sind, die darauf folgende grosse Küche, und die Stube am hinteren Ende, neben denen allen sich an der einen, nicht durch Fenster in Anspruch genommenen Seite, Stallung und Kammer hinziehen, haben ihren besonderen Charakter, der uns vielleicht noch weiter führen kann. Doch werden wir gut thun, mit den betreffenden Erwägungen zu warten, bis wir versichert sind, ob der Grundriss, der schwerlich auf das Vorbild der

inneren Schiffsdisposition zurückdeutet, in der That als der typische Repräsentant des normalen Inselhauses dieser Gegenden zu betrachten ist, was allerdings bei der in der Regel vorhandenen Uebereinstimmung aller älterer Hausanlagen als das Wahrscheinlichere gelten darf; und bis ferner auch aus den übrigen friesischen Landschaften ein geordnetes Material vorliegen wird.

In Betreff der Heimath des friesischen Bauernhauses möchte ich noch hinzufügen, dass das letztere ebenso wie in dem Gebiet zwischen Weser und Dollart, auch in dem westlichen Friesland überall als das volksthümliche verbreitet zu sein scheint. Aus dem in der holländischen Grafschaft Geldern gelegenen Dorfe Völlen hat Bezold als Repräsentanten der dortigen volksthümlichen Bauart den Grundriss eines Hauses v. J. 1643 veröffentlicht [1], welches besonders in Betreff der Wirthschaftsräume so vollständig mit den von Lasius mitgetheilten Grundrissen übereinstimmt, dass an der Identität dieser Anlagen kein Zweifel übrig bleibt. Der breite, aus 5 Fachen bestehende mittlere Abschnitt enthält auch hier den Platz zum Aufspeichern von Heu und Getreide, rechts und links davon sind die beiden Dielen nebst den Ställen angebracht, während der Pferdestall an der Rückseite, zwischen den beiden Eingängen, gerade so an den Fachraum angelehnt ist, wie der abgesonderte Wohnraum vorne die ganze Anlage abschliesst.

Neben diesen ursprünglicheren Typen können die Häuser aus der Grafschaft Mörs und Cleve nur als eine Mischart zwischen dem sächsischen und friesischen Hause aufgefasst werden. Wie die Grenze zwischen beiden Stilgebieten läuft, ist im Einzelnen nicht sicher festgestellt. Westlich der Ems scheint sie das Saterland zu streifen, in welchem noch einige Häuser der friesischen Manier vorhanden sein sollen, während im Allgemeinen bereits die westfälische Bauart die herrschende ist. [2]

---

[1] G. v. Bezold, Der niederdeutsche Wohnhausbau und seine Bedeutung für die allgemeine Baugeschichte, in der Allgemeinen Bauzeitung von Köstlin, Band 46 (Wien 1881) S. 75—80.

[2] Das Saterland. Feuilleton der Weser-Zeitung vom 18. Januar

In seiner vollen Ursprünglichkeit, obwohl durch einen gewissen Zwischenraum getrennt, tritt uns sodann das friesische Haus nochmals entgegen im Eiderstedter Lande. Zwei von competenter Seite als für diese Gegend typisch mitgetheilte Originalgrundrisse stimmen fast völlig mit einander überein, nur ist der von Lütgens publicirte noch etwas ursprünglicher, und mit den ostfriesischen Anlagen nahezu identisch, während derjenige bei Reventlow-Warnstedt[1] in Bezug auf die Ausgänge eine modificirte Disposition erkennen lässt. Auf beiden ist wiederum der mit einer eigenen Hausdiele versehene Wohnraum in strengerer Weise von dem Wirthschaftsgebäude abgesondert. Jahreszahlen über das Alter der noch vorhandenen Heuberge, welche auch im Kronprinzen Koog bei Marne, der Heimath Müllenhoffs, vorkommen (R.-W. S. 223), sind bisher leider nicht mitgetheilt, doch gelten dieselben in diesen Marschlandschaften als die einzig volksthümliche und althergebrachte Bauart, welche zur Zeit schon im Aussterben begriffen ist.

Angesichts dieser merkwürdigen Thatsache drängt sich uns die Frage auf, ob diese Hausform auch hier als die altheimische und 'urfriesische' gelten darf, oder ob sie erst durch eine Kolonisation oder Kulturübertragung aus dem eigentlichen Friesland in diese Gegenden gelangt ist, von welcher die nördlichere schon im zwölften Jahrhundert aus den alten Dreilanden, den Inseln Eiderstedt, Everschop und Utholm, zu dem jetzigen Eiderstedt zusammenwuchs. Glücklicherweise brauchen

1885 von Ss. — Auf ältere (wohl westfälische) Bauernhäuser aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts in den Dörfern Hollen und Ramsloh wird besonders aufmerksam gemacht, und es wäre in der That interessant, einige detaillirte Grundrisse aus diesen abgelegenen Grenzgebieten zu erhalten. Vgl. auch Der Globus VII S. 301 f.

[1] Beiträge zur land- und forstwirthschaftlichen Statistik der Herzogthümer Schleswig und Holstein, gesammelt vom Vorstande der elften Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, dem Grafen Ernst Reventlow-Farve und dem Kammerherrn etc. v. Warnstedt. Altona 1847. Tafel XX. Aus dieser vortrefflichen Publication, welche mir für das deutsche Haus nur zeitweise vorlag, sind in sehr verschlechterter Gestalt die meisten der Hamm'schen Grundrisse in Westermanns Monatsheften wiederholt.

wir die Entscheidung nicht an die noch unaufgeklärte Frage über den Ursprung der Nordfriesen anzuknüpfen, sondern können sie wenigstens theilweise schon durch die Vergleichung der volksthümlichen Haustypen aus den übrigen nordfriesischen Landschaften zum Austrag bringen.

Denn wenn diese Bauart auch hier eine specifisch friesische wäre, so müssten wir erwarten, dass sie in denjenigen Gegenden, welche noch zäher wie Eiderstedt an der friesischen Eigenart festhielten, vornehmlich also in den Uthlanden, in gleichem Masse anzutreffen sein würde. Das ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr trägt die Hausanlage in den Tondernschen Marschen (Reventlow-Warnstedt Taf. XXI, vgl. S. 56) und auf der Insel Pellworm (Lütgens Taf. 37) einen abweichenden Charakter, der auch nicht etwa seinerseits auf Entlehnung beruht, da er weder mit dem dänischen noch mit dem sächsischen Typus übereinstimmt, sondern zwischen diesen beiden und dem friesischen eine Art vermittelnder, aber doch wieder eigenthümlicher Sonderstellung einnimmt. So liegt es denn wohl näher, den Eiderstedter Heuberg auf eine alte Kulturübertragung aus dem westlichen Friesland zurückzuführen. Ueber die Zeit, in welcher dieselbe stattgefunden haben kann, fehlt uns indess fast jeglicher Anhalt. Von vorn herein ausgeschlossen sind nur die letzten Jahrhunderte und ebenso fast das ganze 14. und 15. Jahrhundert, welche für diese Landschaft in Folge der verschiedenartigsten und schrecklichsten Schicksale eine Periode des niedergedrücktesten wirthschaftlichen Lebens bezeichnet. Mag man nun an das Ende des 15. und das 16. Jahrhundert, oder an eine dem 14. noch vorausliegende Zeit denken, jedenfalls erhalten wir durch diesen Zusammenhang noch eine weitere Bekräftigung für das Alter unserer Bauart in ihrem eigentlichen Heimathlande.

Dafür, dass es in dem letzteren schon seit langer Zeit grosse Häuser gab, welche vermuthlich den gesammten Wirthschaftsbedarf und Wintervorrath unter ihrem schützenden Dache vereinigten, dürfen wohl auch die altfriesischen Rechtsquellen zum Zeugniss aufgerufen werden.

Aus einer formelhaften, fast gleichlautenden Bestimmung des Emsiger, Hunsingoer und Westerlauwerschen Landrechts,

welche man in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts setzt, geht wenigstens so viel hervor, dass zu jener Zeit 9 Fache für ein Haus kein landesunübliches Mass war. Es heisst in derselben:[1] 'Tha [penningar] skelen alsa stor wesa, thet ma se hera muge u r n i u g e n f e c e h u s e s ina ene leflene (Becken) clinna' etc. Wenn wir nun annehmen dürften, dass ein Fachwerk damals ungefähr ebenso gross war wie jetzt, so würde sich die Länge eines solchen Gebäudes zwischen Fig. 3 (mit 13 Fachwerken des Wirthschaftsraumes) und Fig. 4 einordnen. In der That erhält diese Annahme von einer anderen Seite her eine gewisse Bestätigung. Denn auf Grund der nämlichen Landessatzungen muss sich der sagenhafte Bericht des Saxo Grammaticus aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, über die von dem alten Dänenkönig Godricus in Friesland erhobenen Steuern, gebildet haben. Nach demselben sollte das Haus, in welchem der Klippschild erlegt wurde, aus 12 Fachwerken bestehen (bissenis distincta spatiis quorum quodlibet vicenorum pedum intercapedine tenderetur I, S. 437 ed. Müller-Velschow) und 240 Fuss lang sein, was zu dem aus 13 Fachwerken bestehenden, 200 Fuss langen Wirthschaftsgebäude von Lasius Fig. 3 im Allgemeinen stimmt. Die Zahlen des Saxo sind nun freilich nicht der Wirklichkeit entnommen, aber sie tragen doch etwas Formelhaftes an sich und werden gegen die thatsächlichen Verhältnisse wenigstens nicht allzu sehr verstossen haben; und selbst wenn wir die Fache von 20 Fuss etwas reduciren, kommen wir immer noch auf dieselben Verhältnisse wie Fig. 3 sie repräsentirt.

Grosse, den Südländern auffallende Scheunen waren in den Küstengegenden der Nordsee aber schon in uralter Zeit gebräuchlich. Denn zu den Merkwürdigkeiten die dem Pytheas von Massalia hier entgegentreten, gehörten eben die 'grossen Häuser', in welchen von den Bewohnern 'die Ähren' geborgen und ausgedroschen wurden.[2] Wenn wir nun auch alle weiter gehenden Combinationen ablehnen müssen, so ist

[1] v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen S. 15 und 42, vgl. S. 449, 6 und Jacob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 77 f.

[2] *Τὸν δὲ σῖτον, ἐπειδὴ τοὺς ἡλίους οὐκ ἔχουσι καθαρούς, ἐν οἴκοις μεγάλοις κόπτουσι, συγκομισθέντων δεῦρο τῶν σταχύων· αἱ γὰρ ἅλως ἄχρηστοι γίνονται διὰ τὸ ἀνήλιον καὶ τοὺς ὄμβρους.* Strabo, Geograph. IV, 5, 5.

es sicherlich doch interessant, jene grossen friesischen 'Feimengerüste' kennen gelernt zu haben, welche das aufgespeicherte Heu und Korn, den 'Berg', nebst der Dreschdiele und dem Gelass fürs Vieh unter ihrem hohen Dache vereinigen, und dabei in ihrem Aufbau einen zwar sehr soliden und vervollkommneten, aber in dem der Construction zu Grunde liegenden Princip denkbar primitiven Charakter tragen. —

Die sprachlichen Benennungen, welche Lasius noch mitzutheilen im Stande ist, sind leider nicht sehr zahlreich. Von ihnen wird der 'Puybalken' (S. 6 vgl. Fig. 2) auf eine holländische Constructionsverbesserung deuten, während die übrigen als alteinheimische anzusehen sind. Das Hammfach (S. 5) lässt sich befriedigend aus dem Altdeutschen erklären. Denn der erste Theil des Wortes ist zweifellos identisch mit dem saterländischen 'hom',[1] welches den weit über den Eingang hinausragenden Walm des Daches bezeichnet, unter dem auch in den jeverschen Häusern der betreffende kleine Fachraum angelegt ist; beide zusammen aber sind von dem altfriesischen hama, homa (altsächs. hamo) 'Bedeckung, Bekleidung' nicht zu trennen.

Von den Namen constructiver Einzelheiten ist das 'Rimm' ein weit verbreiteter. Denn der Querbalken der über den aufgerichteten Ständern und Säulen liegt und dieselben oben verbindet, heisst auch in Niedersachsen 'Rimm', in Fühnen und Jütland 'Rem'.[2] Der Zusammenhang mit dem bairischen 'Rem' (Fem.) für ein Gestell von Leisten oder Brettern, aber auch für den Tennebalken und Heuboden ist, trotz dem abweichenden Geschlecht, wohl nicht von der Hand zu weisen; überdies bieten die althochd. rama 'columen, sustentaculum', mhd. ram st. F., rame schw. Masc., reme schw. Fem. und das gothische hramjan 'crucifigere' eine weitere Anlehnung dar.[3]

Noch deutlicher ist das 'Fach' ein altgermanischer Ausdruck. Denn wenn es auch eine etymologische Schwierig-

[1] Weserzeitung a. a. O.

[2] Bremisches Wörterbuch III 495. Molbech, Dansk Dialect Lexicon S. 443 ff.

[3] Schmeller, Bayrisches Wörterbuch[2] II 92 f. Mhd Wb. II, 1, 551 f.

keit darbietet, so ist es doch in allen westgermanischen Dialecten belegt, und bezeichnet in denselben, in örtlichem wie gelegentlich in zeitlichem Sinne, den Zwischenraum (spatium) zwischen zwei verbundenen Theilen.

Für die einzelnen Wirthschaftsräume sind in Ostfriesland, wie es scheint, keine alten Benennungen mehr vorhanden, während die hauptsächlichsten derselben in Eiderstedt, wie in anderen Gegenden von Schleswig, noch in ihrer richtigen Anwendung fortbestehen. Die 'Lohe' ist hier ebenso wie die schwedische 'loghe' und die ins Finnische hinüber genommene 'luuva'[1] die Tenne, der Dreschplatz, wofür im Gothischen 'gaþrask' neu gebildet zu sein scheint. Ebenso gilt der 'Boos', gleich dem nordenglischen 'boose', dänischem baas, altnord. báss und dem vielleicht hierhergehörigen finnischen 'pahna' (Stroh, Streu, Lagerstelle), welche alle auf eine germanische Grundform 'bansas' zurückführen, für den Kuh- oder Viehstall, und stimmen somit genau zu dem altindischen 'bhâsas', Kuhhürde; während in dem gothischen, durch Suffix -ti- weitergebildeten 'bansts' (*ἀποθήκη*, als Aufbewahrungsort des Kornes), ebenso wie in den mitteldeutschen, ihrer Form nach den nordgermanischen Worten näher stehenden 'Bans, Banse, Bansen', eine, wie es scheint unursprüngliche Verallgemeinerung des Begriffes stattgefunden hat, welche anzeigt, dass Kuhstall und Scheune ein im Wesentlichen identischer oder gleichartiger Raum geworden waren. Es darf dies um so mehr angemerkt werden, als für den Schaafstall ein eigenes Wort 'avistr' besteht, woraus man freilich noch nicht wird folgern dürfen, dass die Gothen sich zur Zeit des Ulfilas mehr auf die Zucht des Kleinviehes, als auf die 'Holländerei' d. h. die Milch- und Käsewirthschaft verlegt hatten. —

Diese kurzen Bemerkungen wollte ich der Abhandlung von Herrn Lasius hinzufügen. Vielleicht werden sie Diesen oder Jenen zu weiteren Mittheilungen veranlassen und so die Forschung über das Altdeutsche Haus wiederum um einige Schritte fördern helfen. Eins aber wird jetzt wohl nicht mehr nöthig sein, nämlich auseinanderzusetzen, dass man in

---

[1] Thomsen, Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen, übersetzt von Sievers, S. 51. 152.

der That berechtigt ist, die friesische Bauart als eine eigenartige und autochthone aufzufassen, welche als eine besondere Gruppe den übrigen an die Seite zu stellen ist. Die Verhältnisse liegen nunmehr so klar vor Augen, dass selbst diejenigen Kritiker, welche meine Aufstellung eines friesischen Typus ohne Weiteres meinten ablehnen zu können, allmählich wohl den vorliegenden Thatsachen werden Rechnung tragen müssen. Und dasselbe was von dem friesischen Hause gilt, darf zum Theil in noch höherem Grade für die übrigen von mir aufgestellten Haustypen in Anspruch genommen werden.

Herr L. Erhardt äussert sich über diese Fragen in v. Sybel's Historischer Zeitschrift 51, 498 f. in folgender Weise: 'Eine nähere Betrachtung der Grundrisse ergibt zwischen der sächsischen Bauart einerseits und der friesischen und anglodänischen andererseits eine so durchgängige Verwandtschaft, dass wir die beiden letzteren mit Meitzen nur als Modificationen der sächsischen anzuerkennen vermögen.... Jedenfalls reicht für die historische Betrachtung die Unterscheidung von drei Grundtypen, dem fränkischen, dem sächsischen und dem nordischen, völlig aus' S. 501. Und weiterhin 'das friesische Haus kann hier überhaupt gar nicht in Frage kommen. Es zeigt, ebenso wie das anglo-dänische, eine so wesentliche Gleichartigkeit mit dem sächsischen, dass eine von einander unabhängige Entwickelung dieser Typen . . . ganz undenkbar ist . . Soweit unsere Kenntniss zurückreicht, finden wir in Friesland das sächsische Haus vertreten. . . Mir scheint daher unzweifelhaft, dass das friesische und anglo-dänische Haus nur als Nebenformen des sächsischen anzusehen sind, und sie können uns nunmehr zugleich zum Beweise dienen, dass der sächsische Typus einer Entwickelung zu neuen Formen nicht widerstrebte.' S. 505 f.

Dass Rec. sich die in Rede stehenden Grundrisse 'näher' angesehen habe, kann ich ihm durchaus nicht zugeben, vielmehr blieb seine Betrachtung eine so oberflächliche, dass er überhaupt nicht bis zum Bewusstsein ihrer Eigenthümlichkeit vorgedrungen ist. Gerade für die 'historische Betrachtung' sollte es doch ein höherer Grundsatz sein, die sich als verschiedenartig

und zum Theil als gegensätzlich darstellenden Typen, besonders bei Stämmen, welche auch in ihrer Geschichte und Sprache eine Sonderentwickelung durchgemacht haben, zunächst einmal auseinander zu halten und sich um die Erkenntniss ihrer Eigenart zu bemühen, als sie vorschnell in einen Topf zu thun, oder gar, wo sie sich nicht fügen wollen, ganz über Bord zu werfen. Kann er für seine Behauptungen auch nur einen einzigen Grund aufweisen, der ins Gewicht fiele? Ich finde ihn nicht. Denn wenn auch, wie oben bemerkt, das Haus der Grafschaft Mörs nunmehr als ein Mischtypus in Wegfall kommt, und wenn auch der Grundriss des Cadovius-Müller nunmehr durch bessere zu ersetzen ist, welche uns den einheitlichen Charakter des friesischen Hauses erst recht erkennen lehren, so liess das beigebrachte Material doch schon so viel Besonderheiten hervortreten, dass beide Baustile nicht mehr confundirt werden durften. Oder soll wirklich die übrigens ganz richtige Notiz v. J. 1667, dass die Leute im Oldenburgischen Friesland 'a foco per ostium iumenta sua prospicere possint' schon eine vollgültige Widerlegung der Ansicht sein, dass die Friesen von je her auf eigene und besondere Weise ihre Häuser bauten? Freilich, wie rasch Rec. einen 'Beweis' in der Hand zu haben glaubt, lehrt der letztcitirte Passus in überraschender Deutlichkeit.

Etwas Anderes und von der Entstehung Unabhängiges ist es, wenn das friesische Haus in seinem Habitus dem sächsischen näher kommt als irgend einem anderen, obwohl es demselben in Bezug auf die Raumdisposition nicht so nahe steht wie die altnordische Halle. Jene Verwandtschaft findet in den sprachlichen und sonstigen Verhältnissen beider Gegenden eine vollkommene Analogie.

Noch ein gut Theil klarer, und man sollte meinen, selbst für den wenig Achtsamen in der Hauptsache unmittelbar einleuchtend, gestaltet sich die Frage in Betreff der 'anglischen' und der dänischen Bauart. Lediglich durch das zusammengebrachte, im Verhältniss reichlich fliessende Material, und nicht durch Constructionsbestrebungen, wie Erhardt (S. 501) vermuthet, sah ich mich genöthigt, für Schleswig und Jütland von dort ab, wo das sächsische Haus sich um-

zuwandeln beginnt (d. h. von Norder-Dithmarschen ab), einen neuen Typus anfangen zu lassen. Wie auf allen übrigen Gebieten vollzieht sich eben auch auf dem unseren ein allmählicher Uebergang zu einer anders gearteten, aber bestimmt ausgeprägten Individualität.[1] Wir gewahren zunächst eine Art Mischtypus, bei dem der eine Theil der Anlage (der Wirthschaftsraum), wenn auch, wie in den friesischen Marschen, in immer minimaler werdenden Resten, noch an dem sächsischen Stile hängt, während der andere, der sich aus mehreren Factoren zusammensetzt (Richtung des Hauses; Gruppirung von Wohnung, Scheune und Stall; sowie die Disposition des Wohnraumes selber) immer eigenartiger wird und sich ganz oder theilweise an die dänische Art anlehnt. Diesen Uebergangstypus, dessen Spielarten genauer festzustellen wohl der Lokalforschung überlassen werden darf, nannte ich in Ermangelung eines besseren Namens den anglischen, ohne damit etwas Anderes als eine 'vorläufige' Bezeichnung schaffen zu wollen.

Die dänische Bauart aber ist eine vollkommen eigenartige, die durch keinerlei Berührungen irgend wie belangreicher Art mit der sächsischen oder friesischen verknüpft wird, sondern mit ihnen in Bezug auf innere Einrichtung und äusseres Erscheinen in ausgesprochenem Contraste steht. Wie Erhardt die unter Fig. 33—35 besprochenen Typen noch an das sächsische oder friesische Haus anzuchliessen vermochte, ist mir, falls ihn eine Ueberlegung dabei leitete, absolut unerfindlich. Wer sich von meiner kurzen Darstellung noch nicht befriedigt fühlte, für den würden die letzten Zweifel geschwunden sein, wenn er sich entschlossen hätte, auch die zu Grunde gelegten Quellen, die sich übrigens noch vermehren lassen, einmal daraufhin anzusehen. Wer sich z. B. nur für verpflichtet gehalten hätte, das vortreffliche Lexicon von Molbech, welches der volksthümlichen Bauart eine besondere Berücksichtigung

[1] Dies ist freilich nicht dasselbe, als was Erhardt lehrt: 'dass wir überall das friesische sowohl wie das anglo-dänische Haus sehr stark mit dem eigentlich sächsischen untermischt finden'. Ob er das aus eigner Wissenschaft vermeldet? Mir wenigstens ist, wenn wir von vereinzelten Vorgängen und den als Neuerung unschwer zu erkennenden Bauten absehen, von einer solchen Untermischung nichts bekannt.

widmet, flüchtig durchzuarbeiten und das Buch von Lütgens damit zu vergleichen, würde sehr bald Belege für die Originalität meiner aus diesen Werken entnommenen Figuren 32 bis 35 finden, und sich überzeugen, dass es ein Wahngedanke war, das dänische Haus aus dem sächsischen oder friesischen abzuleiten. Denn es handelt sich hier nicht mehr um Unterschiede, sondern um die offenbarsten Gegensätze.

Trotzdem werden mit der Zeit wohl noch einige neue Gesichtspunkte in den Vordergrund treten. Es wird sich fragen, wie weit die dänische Bauart mit der nordischen combinirbar ist. Dieser Gedanke liegt ja zweifellos sehr nahe. Trotzdem aber glaube ich nicht, dass wir zu einer unmittelbaren Vereinigung beider Typen gelangen werden, da zwischen der alten Bauart von Jütland und Schweden einige bemerkenswerte Unterschiede, vor allem in Betreff der Aneinanderfügung der Räume, vorwalten. Nur die alten, einfachen Rauchstuben mit dem Loch in der schrägen Decke (altnord. ljóri, dän. lyre, engl. lover) waren in Jütland einst ebenso gebräuchlich, wie in England und in Norwegen und Schweden, wo sie jetzt zum Theil, nach Einführung einer grossen, backofenförmigen Feuerungsanlage, sich als saubere und in ihrem Festschmuck überaus malerische 'Brunnenstuben' (DH. S. 63) darstellen. Zwei schöne Photographien aus Schonen, mit denen Herr Staatsrath Meldahl aus Kopenhagen mich in freundlicher Weise überraschte, geben davon einen lebhaften Eindruck.

Aber noch zu einer anderen Erwägung fordert das vorhandene Material uns auf. Es wird nicht minder zu untersuchen sein, ob nicht auch zwischen der Bauart der mittleren (und nördlichen?) Halbinsel und derjenigen von Mittel- und Oberdeutschland alte Beziehungen vorhanden sind, was die geschichtliche Entwickelung — man denke ausser den historischen Verhältnissen der Völkerwanderungszeit auch an die 'Lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum' — wenigstens nicht ausschliesst.

Doch möchte ich diese Fragen heute noch bei Seite schieben, ich erwähne sie zunächst nur, um eine Bitte daran zu knüpfen. Wir würden nämlich ein wesentliches Hülfsmittel erhalten für die Erkenntniss der ursprünglichen Haustypen

der cimbrischen Halbinsel, wenn uns auch der volksthümliche Baustil der von hier ausgewanderten englischen Stämme in genügender Weise aufgeschlossen würde. Es wird zwar eine nicht gerade leichte Aufgabe sein, die in England zusammenwirkenden Einflüsse zu entwirren, aber sie liegt doch im Bereiche des Ausführbaren, wenn sie nur zur rechten Zeit noch vorgenommen wird. Da mein Versuch über das deutsche Haus grade in England zum Theil eine so freundliche Aufnahme fand, so darf ich vielleicht hoffen, dass die dortigen Forscher auch dies praktische Resultat daran anzuknüpfen, nicht versäumen. Ich selber will nicht unerwähnt lassen, dass mir aus dem alten Städtchen Chester, an der Westküste von England, eine kleine Sammlung von Photographien vorliegt, welche eine Anzahl sehr alterthümlicher und einfacher Häuser, zum Theil aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, darstellen, nebst dem typischen Grundriss der in ihnen befolgten Raumeintheilung. Die letztere, welche auch in holländischen Stadthäusern wiederzukehren scheint, ist fast ganz die nämliche wie in denjenigen bäuerlichen und städtischen Anlagen, welche sich an der östlichen Seite des sog. oberdeutschen Stilgebietes entlang ziehen, und von Böhmen durch Ober-Baiern, Tirol und Ober-Oesterreich bis zum Engadin sich fortsetzen (DH. S. 20 u. 149).

Wie bei der letzteren Gruppe ist bei den Häusern aus Chester der Giebel des zweigeschossigen, aber in beiden Stockwerken übereinstimmend disponirten Hauses der Strasse zugekehrt. Zunächst derselben liegt eine in sich abgeschlossene, tief in das Haus hineinreichende Vorhalle, welche in analoger Weise auch bei dem ältesten mir bekannten deutschen Exemplar, einem Hause aus Wittingau in Böhmen vom Jahre 1544[1], vorhanden ist. Dort wie hier zieht sich ferner ein Gang an der einen Seite durch das ganze Haus hindurch, während auf der anderen, neben dem Flur, in entsprechender Weise vorne die Stube, hinten die Küche abgetheilt sind.

Ob und in welcher Weise sich hier Mittelglieder herstellen werden, und wie alt die etwaigen Beziehungen sind,

[1] Mittheilungen der k. k. Centralcommission XIII, S. XCVII f.

vermag heute natürlich Niemand abzusehen. In Betreff der cimbrischen Halbinsel will ich jedoch anmerken, dass der hier vorherrschenden west-östlichen Windrichtungen halber, sich in dem vergrösserten Wirthschaftshause die alte freie Frontrichtung nicht zu halten vermochte, und dass der heute noch bis Dithmarschen hinuntergreifende 'dänische' Einfluss in manchen Einzelheiten massgebend geworden ist . .

Höchst einfach würden sich freilich alle diese Dinge, denen ich mich nur tastend zu nähern wage, vom Standpunkte Erhardt's aus darstellen. Letzterer steht eben noch ganz auf derselben Stufe, auf der ich und mit mir Andere 1874 auch standen, als wir noch nichts weiter kannten, als das sächsische und das fränkische Haus und es für möglich hielten, das eine aus dem anderen abzuleiten. Seitdem ist nun aber ein immerhin beträchtliches Forschungsmaterial in die Discussion hineingezogen, aus dem ein Jeder ein Gefühl von der mannigfach gearteten Individualität desselben bekommen, sowie die nöthige Schonung der Eigenthümlichkeiten hätte erlernen können. Davon ist aber bei Erhardt wenig zu spüren. Nachdem er sich für seine 'historische Betrachtung' auf das sächsische, fränkische und nordische Haus beschränkt hat, wird es ihm nicht mehr schwer, das sächsische, als den vollkommensten Repräsentanten der 'giebelförmigen Bauart', zugleich auch als das urgermanische an die Spitze zu stellen. Wie oberflächlich er dabei operirt, zeigt der Umstand, dass ihm die von mir oben und im deutschen Hause a. a. O. angeführte Eigenthümlichkeit der östlichen Gruppe des oberdeutschen Hausstiles sofort 'ein höchst wichtiges Argument' wird für 'die Entwickelung der fränkischen Bauart aus einem älteren, von ihr verschiedenen Typus', so dass wir uns seiner Ansicht nach 'nur die Frage vorzulegen haben, ob wir als solchen den nordischen oder den sächsischen zu betrachten haben'. Ja, wenn es damit gethan wäre! Und was er nun von eigenen Argumenten vorbringt, ist nur noch mehr geeignet, unser Erstaunen über seine Unbesonnenheit wachsen zu lassen. Zwei Umstände sollen 'von vornherein für den sächsischen und gegen den nordischen Stil sprechen, einmal der geographische Zusammenhang (das kann doch nur heissen, weil das sächsische Haus

in der Mitte liegt, das nordische nördlich, das fränkische südlich davon), sodann die noch häufig auch beim fränkischen Hause hervortretende Vereinigung der Viehställe mit dem Wohnhause'. Aber woher wissen wir denn in aller Welt, dass jene Vereinigung die ursprüngliche sein muss? Kann nicht mit demselben Recht, und vielleicht einem noch grösseren, auch das Umgekehrte angenommen werden? Oder können nicht beide neben einander als alt und ursprünglich gelten? Solche Argumente führen uns zu nichts, als höchstens ins Blaue hinein. Freilich muss für Erhardt nochmals die vielcitirte und öfter missbrauchte Stelle des Tacitus in der Germania Kap. 20 herhalten: 'In omni domo nudi ac sordidi in hos artus, in haec corpora quae miramur excrescunt . . . dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas: inter eadum pecora, in eadem (nicht eodem, wie E. citirt) humo degunt, donec aetas separet ingenuos'. Natürlich war auch mir diese Notiz nicht unbekannt, aber ich habe sie nicht herbeigenöthigt, weil ich mir sagte, dass sie im Grunde auf jede Anlage passe, bei der Menschen und Hausthiere mehr oder weniger eng zusammenleben. Auch hat Baumstark bereits in seiner Erläuterung der Germania S. 652 dieselbe Auffassung seitens eines anderen Gelehrten mit einem lakonischen 'Habeat!' völlig zutreffend gewürdigt.

Ebenso willkürlich verwerthet Erhardt aber nicht bloss hier, sondern auch anderwärts die Germania. In seiner Schrift 'Älteste germanische Staatenbildung' (Leipzig 1879) S. 33 Anm. heisst es: 'Überhaupt bin ich der Ansicht, dass Einzelhöfe zur Zeit des Tacitus die Dorfansiedlung eher überwogen; j e d e n f a l l s sind seine Worte „colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit“ ein B e w e i s dafür, dass man f a c t i s c h zu seiner Zeit sehr viele Einzelhöfe fand'. Ich bedaure, aus den angeführten Worten Nichts dergleichen herauslesen zu können. Was heissen denn dieselben? Doch nur 'Sie wohnen, sind angesiedelt', dis-creti 'auseinandergesondert' [d. h. nicht dicht zusammenliegend und unmittelbar zusammenhängend, wie in den 'inter se iunctae sedes' der italischen Städte] ac di-versi 'und auseinander gewendet, nach verschiedenen Richtungen gekehrt' [d. h. mit verschie-

dener, beliebiger Front, so dass die Vorderseite der einen Anlage dahin gerichtet sein konnte, wohin vielleicht die andere mit ihrer Rückseite lag], je nachdem eine Quelle, Feld oder Wald ihnen zusagte'. Die Einzelhöfe der westfälisch-sächsischen Art werden mit diesen Worten durchaus nicht gekennzeichnet, sondern nur eine lockere und unregelmässige, ganz in persönliches Ermessen gestellte Ansiedlungsweise, wie sie z. B. noch heute in alten fränkischen und alemannischen Dörfern am Rheine in entsprechender Weise vorhanden ist (DH. S. 22).

Aehnlich würde ich mich auch mit den meisten übrigen Einzelbemerkungen Erhardt's auseinanderzusetzen haben, doch übergehe ich sie, da an ihnen kein weiter reichendes Interesse hängt. Nur möchte ich mich gegen ein Missverständniss noch verwahren: E. behauptet mehrfach, dass ich das nordische Haus als d i e älteste und ursprünglichste Hausform betrachte, und dass ich die übrigen Stile z. B. den fränkischen aus demselben abzuleiten bestrebt sei. Dies ist aber nicht der Fall. Ich habe das nordische Haus überall nur aus dem altnordischen, das ostgermanische aus dem ostgermanischen (S. 119), das oberdeutsche aus einer — sei es nun falsch oder richtig — reconstruirten, altoberdeutschen Grundlage, das sächsische und friesische aus einer älteren sächsischen oder friesischen herzuleiten gesucht, die letzteren gemeinsam höchstens 'in beschränktem Sinne' aus einer gemeinsamen westgermanischen Grundlage (S. 153), was ich jetzt allerdings vermeiden würde. Aber weiter bin ich nicht gegangen, sonst wäre ich wiederum in denselben Fehler verfallen wie früher, und wie Erhardt überall.

Trotzdem bin ich E. für die Berichtigung eines Citates (*ὗλαι δεΰδενδροι* statt *ὅλαι .. δὲ ἔνδενδροι* S. 4) zu Danke verpflichtet. Da damals die neue Ausgabe des Herodianus von Mendelssohn (Leipzig 1883) noch nicht erschienen war, so blieb ich in der That auf die früheren Ausgaben angewiesen. Ob mein Citat aber wirklich aus einer älteren, von mir benutzten Edition herstammt, vermag ich jetzt nicht mehr zu verificiren. Wahrscheinlich ist die Verderbniss durch die häufigen Umschriften hineingekommen,

vielleicht unter dem Einfluss von Baumstarks Erläuterung der Germania I S. 566, der die Stelle ebenso wie ich citirt, was ich hiermit gleichfalls berichtigen will.[1] In Betreff der Stelle des Priscus wird Erhardt gut thun, sich noch etwas in Geduld zu fassen. Wer selber in der philologischen Interpretationskunst noch so wenig fest ist, thäte besser, mit seinem kritischen Verdict zu warten, bis er etwas Einleuchtendes vorzubringen hat. Ich habe die schwierige Stelle keineswegs, wie Recensent sehr zuvorkommend annimmt, durch eine 'leichter Hand vermittelnde Interpretation' zu heilen oder vielmehr zu 'umgehen' gesucht. Ich habe sie redlich hin und her gewendet, und ich habe überdies, um noch sicherer zu gehen, eine, wie ich glaube, anerkannte philologische Autorität zu Rathe gezogen, welche meiner Auffassung durchaus beipflichtete. Vielleicht gelingt es Jemand, eine befriedigendere Lösung zu finden, als es mir beschieden war. Ich werde die bessere Erkenntniss mit Freuden begrüssen. Aber in dem von den Editoren eingesetzten *κύκλους* vermag ich allerdings noch nicht die gewünschte Heilung zu erblicken. Und der Gedanke an die von mir nachgewiesenen altdeutschen Pfahlgestelle ist E. vollends zur Unzeit in den Kopf gekommen.

Ich habe diese Auseinandersetzungen nicht gemieden, um meinerseits wenigstens gegen die in einer angesehenen

---

[1] Dagegen gehört es wieder zu denjenigen Uebertreibungen, an die uns E. schon hinreichend gewöhnt hat, wenn er a. a. O. fortfährt: 'Schlechte, ja überhaupt nicht citirbare Ausgaben benutzt H. leider auch sonst bei seinen Ausführungen (!) aus alten Schriftstellern'. Damit soll doch nicht etwa die treffliche Ausgabe des Priscus von Niebuhr gemeint sein, auf welcher alle späteren fussen? Dass ich aber, obwohl ich jene citire, die übrigen dennoch eingesehen habe, dürfte aus meinen Erörterungen am Ende auch noch zu entnehmen sein. Und da ich sonst, so weit ich sehe, in üblicher Weise nach Büchern und Kapiteln citire, so ist es für die Kritik absolut irrelevant, wenn ich z. B. für eine ganz sichere Stelle des Socrates ausserdem auf den betreffenden Band der Patrologie (1859) hinweise, zu welcher der Zugang überall leicht zu finden ist, und nicht etwa noch auf die Ausgaben resp. Abdrücke von Hussey oder Bright.. Aber E. liebt eben die viel- und nichtssagenden Wendungen..

Zeitschrift veröffentlichte, zuversichtlich auftretende, aber nicht entsprechend fundirte Kritik Einsprache zu erheben, damit sie nicht dazu beitrage, die mühsam geförderte Sache wiederum um einige Schritte rückwärts zu bringen. Vielleicht darf ich auch hoffen, dem Herrn Rec. auf dem Gebiete der germanischen Urgeschichte noch öfter zu begegnen, aber, wenn ich nach seiner 'germanischen Staatenbildung' urtheilen darf, vielleicht nicht immer in zustimmendem Sinne. Und da möchte ich denn allerdings den Wunsch nicht unterdrücken, dass er dem Material künftighin etwas mehr Umsicht und Schonung entgegenbringen lerne, dass er sich bestreben möge, die Dinge und Nachrichten thunlichst in demjenigen Zusammenhange zu lassen, in dem sie selber sich darstellen, dass er sie zuvor in ihrer Sonderexistenz zu begreifen versuche, ehe er mit seinem rasch construirten Schema und ohne genügende Kenntniss der Thatsachen gegen dieselben vorgeht.

Doch kann ich diesen Excurs nicht abbrechen, ohne auch die kurze Anzeige Weinholds in Behaghels und Neumanns Literaturblatt 1882 Nr. 11 zu berücksichtigen, obwohl sie zu sachlichen Bemerkungen weniger Anlass gibt, da sie die eigentliche Untersuchung nirgends aufnimmt.

W. scheint zunächst genauere Aufklärungen zu vermissen über das Verhältniss meiner Schrift zu 'dem einige Monate früher ausgegebenen Vortrage des G. R. R. A. Meitzen.. worin sich Auffassungen und Behauptungen finden, die uns auch bei H. begegnen'. Er hält es für nöthig, ausdrücklich hervorzuheben, dass er 'keinen Grund habe, meiner Versicherung zu misstrauen', dass meine Arbeit als eine völlig selbständige aufzufassen sei, und leitet das Übereinstimmende aus den gemeinsamen Gesprächen über dasselbe Thema her.

Zu meiner Entschuldigung darf ich wohl anführen, dass ich es in der That für ebenso überflüssig wie Meitzen hielt, meinen speciellen Antheil ausdrücklich zu bezeichnen. Denn im Grunde ist das Material ja für einen Jeden vorhanden, und es will nicht viel verschlagen, wenn der Eine etwas früher als der Andere den Zugang zu bestimmten Theilen desselben eröffnet. Trotzdem bin ich sehr gerne erbötig,

auch diesen Punkt noch aufzuhellen. Ich hatte lange nach einem brauchbaren Material aus Skandinavien, von dem ich eine besondere Ursprünglichkeit erhoffte, ausgeschaut, bis mir endlich in Kopenhagen die eingehende Abhandlung von Eilerdt Sundt im Folkevenen, der weder in Berlin noch sonstwo in Deutschland aufzutreiben war, in die Hände fiel. Die mir von Dr. Jessen mitgetheilte Schrift von Hannibal Hoff, sowie die 1879 neu erschienene Publication von Mandelgren traten alsbald vervollständigend hinzu. Hieraus wurde es mir möglich, den nordischen Stil schon bis in seine einzelnen Spielarten hinein kennen zu lernen, und die in der That merkwürdige Verwandtschaft desselben mit den ostdeutschen Typen zu beobachten, welche ich nicht nur an den in Meitzens Werk 'Der Boden' etc. mitgetheilten Exemplaren, sondern auch, durch einen freundlichen Hinweis von Herrn Professor Jagič, an den noch ursprünglicheren polnischen Häusern studiren konnte. Die Combination beider Typen schien mir fast nicht von der Hand zu weisen, um so weniger, da sich auch eine weitgehende Uebereinstimmung mit dem altgriechischen Hause ergab (vgl. Meitzen S. 17 Anm.), das sich in seiner einfachsten Grundlage aus den Homerischen Gedichten und den ältesten Tempelbauten reconstruiren liess. Dieser gesammte Stoffkreis war für mich bereits in derjenigen Weise abgeschlossen und niedergeschrieben, wie er in meiner Schrift steht, als ich von dem Allen Herrn Geheimrath Meitzen Mittheilung machte. Ebenso wie allen übrigen deutschen Forschern lag ihm die nordische Bauart damals vollkommen fern, und über meine daran geknüpften Combinationen war er einigermassen erstaunt. Erst nachdem ich aus den Blättern ersehen, dass auch für ihn grade diese Fragen mehr in den Vordergrund getreten waren, obwohl in etwas modificirter Weise, nahm ich meine Arbeit wieder zur Hand und brachte sie rasch zum Abschluss.

Was nun die Ansichten und das Referat von Weinhold anlangt, so berichtet er über die Scheidung der Typen in folgender Weise: 'H. vereinigt die dritte Meitzen'sche Gruppe (die schweizerische) mit der fränkischen', äussert sich dabei aber nicht, ob er dies für falsch oder richtig hält. That-

sächlich ergibt sich jedoch aus dem inzwischen vollständiger angewachsenen Material, welches besonders Gladbach[1] vorgelegt hat, mit noch grösserer Deutlichkeit, dass die schweizerische Bauart nicht nur ganz eng mit der oberdeutschen zusammenhängt, sondern dass sie auch speciell an die einfacheren Typen des alemannischen Hauses sich anlehnt. Und dasselbe was von dem Schweizer, gilt in entsprechend modificirter Weise auch von dem Tyrolischen Bauernhause, trotz der in demselben in der Regel befolgten Dreigliedrigkeit der Anlage. Denn wie die letztere sich aus der älteren Raumeintheilung entwickelt hat, zeigt ein in der Nähe von Gossensass, im Pflertschthale gelegenes, sehr alterthümliches Gebäude[2] in anschaulicher Weise.

In Betreff der dänischen Bauart verfällt W. sodann in denselben Fehler wie Erhardt, indem er fortfährt: 'bildet aus der anglischen und der dänischen Bauart, die jede für sich keine besondere Gattung darstellen und unter sich nur geographische Nachbarschaft haben, eine besondere Abtheilung', worüber ich auf meine obigen Ausführungen verweisen kann; 'und', so schliesst W., 'trennt sodann die nordische und die ostdeutsche Klasse, welche M. weit consequenter vereinigt'.

'Weit consequenter' — vielleicht; aber vielleicht auch etwas unhistorischer, darf ich wohl hinzufügen, da, wie soeben bemerkt, ein guter Theil dieses Vorwurfes auch mich trifft. In einer Darstellung, welche die ersten Grundlinien zu ziehen hatte, war es Angesichts der an jenem Orte dargelegten Umstände sicherlich berechtigt, auf die weitgehende Uebereinstimmung aufmerksam zu machen. Und zunächst musste man sich auch versucht fühlen, eine solche an Identität grenzende Uebereinstimmung zwischen der Bauart zweier Gegenden die durch so manche in alter Zeit geknüpfte, obwohl später gelockerte Fäden verbunden sind, aus einem gemeinsamen Ursprung zu erklären. Aber neben diesem

[1] Der Schweizer Holzstyl in seinen cantonalen und constructiven Verschiedenheiten. Zürich 1882. 2°. Sowie die zweite, vermehrte Auflage seiner Holzarchitectur der Schweiz. Zürich 1885.

[2] Zeitschrift für Ethnologie 1883, Taf. II. Fig. 3—5.

Gesichtspunkte wird man dennoch den anderen nicht ausser Acht lassen dürfen, und die Möglichkeit einer an die slavischen Besiedler gebundenen Constructionsweise wenigstens nicht für ausgeschlossen halten. Jedenfalls wird eine separirte Betrachtung beider Stile vor der Hand noch nützlicher sein, als ihre allzu rasche Vereinigung. Doch liegt auch die letztere keineswegs in W.'s Absicht, der jenem Zusammentreffen überhaupt keine Bedeutung beimisst, worin er ja möglicher Weise Recht haben kann. Nur würde man zur Wiederlegung gerne etwas kräftigere Gründe wünschen; denn es scheint mir über as Mögliche hinauszugehen, wenn W. noch in denjenigen östlichen Gegenden, deren wirthschaftliche Verhältnisse durch die spätere Colonisation von Grund aus umgestaltet wurden, urgermanische Häuser verlangt. Und den anderen Einwand in Betreff der Ausdehnung dieser Bauart, habe ich, was W. übersehen zu haben scheint, S. 52 bereits, soweit es thunlich war, beantwortet.

Im Uebrigen geht W. noch auf mehrere Einzelheiten ein. Er constatirt, dass ich einen nahen Zusammenhang anzunehmen geneigt bin zwischen den alten Holzkirchen und der sonstigen volksthümlichen Baukunst, auf den übrigens nicht ich zuerst, sondern schon mehrere Gelehrte vor mir hingewiesen (Kugler, Hannib. Hoff, vgl. S. 96) und ihn zum Theil mit ausführlichen Erörterungen gestützt haben. Er lässt mich dabei aber Dinge sagen, die mir in Wirklichkeit vollkommen fern lagen, obwohl er sie durch Citat der Seitenzahlen anscheinend urkundlich belegt. Auf S. 88 meiner Schrift soll ich behauptet haben, dass jene Holzkirchen 'dadurch entstanden seien, dass Thurm und Apsis an das gewöhnliche vandilische Bauernhaus angefügt wurden'. Von einer solchen Procedur steht bei mir nirgend ein Wort. Ich mache an der angeführten Stelle lediglich die Bemerkung, dass eine bestimmte ungarische Holzkirche, wenn man derselben Thurm und Apsis fortnehme, eine 'ganz entsprechende P h y s i o g n o m i e' darbiete, wie ein bestimmtes auf derselben Ansicht abgebildetes Bauernhaus. Die Entstehung interpretirt Weinhold erst hinein. Denn 'Physiognomie' pflegt doch gerade den ä u s s e r e n Eindruck im Gegensatz zu dem inneren Wesen eines Dinges zu be-

zeichnen, in diesem Falle also zu der inneren Hausanlage, welche überall das Hauptkriterium abgeben muss. Dass ich aber in Betreff der ganz entsprechenden Physiognomie vollkommen im Rechte war, davon hätte W. sich mit leichter Mühe überzeugen können. Wenn das angeführte Exemplar schon in Betreff des hohen spitzen Giebeldaches unmittelbar zum Vergleiche herausforderte, so bringt das hochgegiebelte Geidler Haus, auf das ich ausdrücklichst verwies, noch weitere Vergleichsmomente mit den Holzkirchen dieser Gegenden hinzu, indem es die eine Giebelseite in derselben charakteristischen Weise gliedert, wie dies mehrfach bei den Holzkirchen (vgl. Fig. 54) der Fall ist: zu oberst die eigenthümliche Dachnase, das 'Thürmel', in der Mitte die gerade herablaufende Bretterverschalung und zu unterst wieder der schmale Streifen eines Schutzdaches. Auch dass die Vorhalle von Fig. 53 eine andere sei wie diejenige des Wohnhauses (vgl. z. B. Grueber, Das deutsche und slavische Wohnhaus in Böhmen Taf. 2. 6. 7), wird W. schwerlich behaupten können. Ferner sind die auf das Dach gesetzten Thürme oft genug mit den kleineren Thürmen der Bauernhäuser identisch. Endlich gleicht auch das Thor, das auf Fig. 54 in den Friedhof hineinführt, völlig den bekannten Thorgestellen der Bauernhöfe. Und diese Berührungen würden sich zweifellos bei genauerer Kenntniss des Materials noch vermehren lassen. Somit durfte ich vielleicht von dem nahen Zusammenhange zwischen der Construction des Bauernhauses und der Holzkirche sprechen. Denn wenn wir die angeführten Berührungen summiren, was bleibt dann von der Kirche noch übrig, als das hohe Hallenhaus mit der Apsis? Und wenn man ferner die skandinavischen Holzkirchen, mit denen die ostdeutschen unverkennbare Berührungspunkte darbieten, als Nachbildungen der altnationalen Hallenbauten und der heidnischen Tempelhöfe auffassen konnte, so wird man auch ohne grossen Schaden bei den ostdeutschen an dieselben Hallenbauten erinnern dürfen [1]. Doch liegt im Grunde wenig daran, ob man diesen letzteren Schritt noch mitmachen will oder nicht.

[1] Bei dem Satze 'Aehnlich wie jetzt diese Kirchen, hochgezimmert und weithin sichtbar, innerhalb ihres Hofes und der herumlaufenden

In Betreff der eben erwähnten Thürme gestattet sich Weinhold wiederum eine ähnliche Ungenauigkeit. Ich bemerke S. 94 in einem später eingeschobenen Passus: 'Diese germanischen Kirchen- und Hausthürme verdienen eine eingehende Untersuchung. Wieweit bei ihnen fremdländische Beeinflussung im Spiele gewesen, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls haben sie aber in Deutschland noch eine eigene Geschichte, welche der lokalen Formentwicklung den freiesten Spielraum gelassen hat. Ueberdies liegen bereits alte nationale Traditionen vor', und nun sammle ich die hauptsächlichsten Zeugnisse für Thurmbauten aus altgermanischer Zeit (vgl. auch S. 123). W. recapitulirt diese Bemerkungen folgendermassen: 'Bei dieser Gelegenheit finden wir auch S. 94 den Satz, dass diese verschiedenen germanischen Kirchen- und Hausthürme mit alter nationaler Tradition zusammenhängen. Jeder der sich etwas in deutschen Landen umgesehen hat, kennt zwar den mannigfachen Stil der Thurmspitzen. Er wird sich aber bei einiger Besonnenheit wohl hüten, diese . . Thürme in das germanische Alterthum hinaufzuphantasiren, sondern sich sagen, dass hier verhältnissmässig junge Moden vorliegen' etc. Ich bedaure, mich dieser Sünden nicht schuldig erachten zu können. Denn man findet bei mir weder den beregten 'Satz', noch auch den Sinn desselben, wenn man ihn nicht durchaus herauslesen will. Ich habe mich wohl gehütet, eine Meinung darüber zu äussern, wie weit wir mit den heutigen Thurmarten in die früheren Jahrhunderte zurückrechnen können, sondern lediglich Zeugnisse dafür beigebracht, dass man schon von alter Zeit her in Germanien Thürme baute, von denen ich ausdrücklich hervorhob, dass ich über ihre Beschaffenheit durchaus nichts wisse. Hier ist das Phantasiren also nicht auf meiner, sondern auf einer andern Seite.[1]

---

Umzäunung mit dem alten Eingangsthore dastehen, lagen auch schon die alten heidnischen Hallen und Tempelhöfe da' (S. 97), rechnete ich allerdings darauf, dass dem Germanisten unwillkürlich die klassischen Verse der Völuspá Str. 6. 7 einfallen würden: 'Hörg ok hof hátimbruđu .. tefldo í túni', welche ich mit jenen Worten wesentlich nur umschrieb.

[1] Auch Erhardt S. 499 schreckt nicht davor zurück, mir aufzu-

Trotzdem kann ich versichern, dass ich nicht so blindlings in diese Dinge hineingetappt bin, wie W. anzunehmen scheint. Zwar bin ich nicht so weit 'in deutschen Landen herumgekommen', aber ich habe doch gelegentlich einer geplanten Untersuchung über die germanischen Dorfanlagen Alles, was ich von europäischen Städteansichten in Berlin auftreiben konnte, durchgemustert, denn in den Strassenzügen der heutigen Städte sind häufiger noch die alten Dörfer markirt: und auf Grund der aus diesem Material gewonnenen Anschauungen, glaubte ich zu der angeregten Untersuchung auffordern zu dürfen. Obwohl ich nun dies Material hier nicht mehr in entsprechender Weise zur Hand habe, und W. solchen Untersuchungen abhold zu sein scheint, möchte ich dennoch wenigstens hinzufügen, wie ich mir dieselben dachte. Wenn wir nämlich das Verbreitungsgebiet der mehr oder weniger an ein bestimmtes Lokal gebundenen Thurmarten feststellen, dabei immer auf die ältesten noch vorhandenen Vertreter achten, und zugleich observiren, ob und nach welcher Richtung hin dieselben im Auslande eine Anknüpfung finden, so wird sich manche interessante Thatsache ergeben, welche mit den Sammelnamen 'romanisch' und 'gothisch' wenig zu thun hat, sondern zum Theil — und mehr habe ich niemals behauptet — unserer Erkenntniss des älteren, mehr volksthümlichen Baustiles zu Gute kommt, aus dem sicherlich, — was auch noch aus constructiven Gründen sich wird erhärten lassen, — mehr in die allgemeine und so zu sagen höhere Gattung hinübergeflossen ist, als man bisher erwogen hat. Zu diesen noch zu untersuchenden, charakteristischen Thurmarten rechnete ich sog. die bajuvarischen Zwiebelthürme, welche übrigens auch ausserhalb von Deutschland nachweisbar sind; weiter

---

bürden, dass ich 'die Thürme der Veleda', ich weiss nicht, mit welchem alten Kirchthurm in 'Vergleichung' gestellt haben soll, wo ich mein Nichtwissen, das sich überdies von selber verstand, zum Ueberfluss noch positiv hervorhob. Ueber das gothische kelikn (*πύργος*, *ἀνάγαιον*) das ich a. a. O. noch für ein Wort von ungewisser Herkunft hielt, möchte ich hier nachtragen, was ich damals übersah, dass Becker in demselben ein altes Lehnwort aus dem keltischen CELICNON nachgewiesen hat (Kuhn's Beiträge für vgl. Sprachforschung IV, 136 ff.).

die überaus schlanken und hohen, nadelartig spitzen Thürme wie Figur 53, welche in ganz Burgund ebenso althergebracht sind, wie im südlichen Schweden (vgl. Antiquarisk Tidskrift for Sverige I Taf. 4. 8. 17) und vielleicht noch anderswo; ferner das Arrangement von Figur 53, das sich ebenso wie im ungarischen Kolonistenlande z. B. bei alten rheinischen Stadtthürmen vorfindet, u. A. m. Jedenfalls ist hier eine fast intacte wissenschaftliche Materie, deren Durchforschung unsere Kenntniss der mittelalterlichen oder frühmittelalterlichen Thatsachen bereichern wird, eine Materie, welche der Kunsthistoriker nicht vernachlässigen und der Germanist nicht verachten sollte.

Wie weit wir durch eine sorgfältig geführte Untersuchung über die ältesten, wirklich vorhandenen Vertreter der einzelnen Gattungen hinauskommen können, möge als Beispiel die von mir S. 21 besprochene Thoreinrichtung lehren. Sie gehört bei den fränkischen Höfen zu den allertypischten Merkmalen, so dass wir sie für diese Gegenden als eine altherkömmliche betrachten müssen. Auf ihr hohes Alter fällt aber sofort ein helleres Licht, wenn wir gewahren, dass dieselbe ebenso eingebürgert auch in Siebenbürgen ist (selbst beim Szekler-Hause, nach Schröer, Katalog der Wiener Ausstellung S. 25). Ein verdienter Lokalforscher, J. Wolff, wiederholt in seiner Schrift 'Unser Haus und Hof' (Kronstadt 1882) S. 52 meine Beschreibung und fährt fort: 'Kein Siebenbürger wird sagen: es sei in diesen Zeilen auch nur ein einziges Wort unrichtig; dafür kann ich ihm bekennen, dass ich die beiden letzten Sätze fast wörtlich aus einem deutschen Buche abgeschrieben habe. R. H. beschreibt mit ihnen den rheinfränkischen Thorbau, ich wiederholte sie, weil ich für das siebenbürgische Ebenbild des fränkischen Thores keine neuen Worte suchen wollte'. Nach Siebenbürgen kann dies Ebenbild aber, wie auch Weinhold wird zugestehen müssen, nur durch die alte Kolonisation des Landes gekommen sein. Und unsere Zuversicht, dass wir es in der That mit einer verhältnissmässig alten germanischen Einrichtung zu thun haben, wird noch verstärkt, wenn wir dieselbe Anlage, auf die der fränkisch-siebenbürgische Thorbau zurückgeht,

auch in der Umfassung der alten Holzkirche von Syrin in Oberschlesien vom Jahre 1305 (Fig. 54), sowie ganz entsprechend als Eingang eines alten Bornholmer Kirchhofes oder neben einem Altländer Bauernhause (Allmers, Marschenbuch S. 286, DH. S. 91) wiederfinden.

Eine solche Art der Untersuchung wünschte ich durch den kurzen Passus über die lokale Verbreitung und das Alter der Thürme anzuregen. Ich weiss nicht, ob Weinhold sie mit einschliessen wird in die von ihm verdammte 'Lust, die vergleichende Manier der Linguisten auf das antiquarische Gebiet zu übertragen', vor der 'eine ruhige historische Methode' sich zu hüten habe.

Worin aber besteht denn die von ihm gerühmte historische Methode? Er sagt es selber: 'Auszugehen haben diese Untersuchungen über die Geschichte des deutschen Hausbaues von der 'Urzelle' . . d. h. von dem Raum, welchen das einfachste Bedürfniss fordert, worin der Herdstein stand und die Familie Obdach und Schlafstätte fand. Die Entwickelung wird dann . . . durch die Verbesserungen der Feuerstätte und der Rauchleitung einerseits, durch die veränderte Lichtöffnung andrerseits gegeben'. D. h. Weinhold verlässt sofort den Boden der noch nachfindbaren Thatsachen; um dafür ein nach subjectivem Ermessen construirtes Gebäude aufzurichten. Solche 'Untersuchung' brauchen wir, glaube ich, für die älteren Perioden am Wenigsten, dieselbe hat für alle Völker bereits Viollet le Duc geliefert, in seinem sinnvollen, aber leider unbrauchbaren Werke 'Histoire de l'habitation humaine'. Und für das 16. und 17. Jahrhundert würden ohne 'Vergleichung' und gegenseitige Erhellung auch die massenhaftest aufgespeicherten Notizen todt und stumm verbleiben.

Aber Weinhold meint es in jener Recension offenbar nicht sonderlich genau nehmen zu sollen. Er spricht ebenda ganz richtig von den erforderlichen technischen Kenntnissen und weiter von dem 'Lehfeldtschen Buch', 'das von H. merkwürdiger Weise neben Sempers Buch über den Styl gestellt wird (S. 165 f.)'. Jeder der Weinholds Worte liest, muss natürlich glauben, dass ich beide als gleichwerthige Autoren behandelt hätte, während das gerade Gegentheil der Fall ist.

Ich nenne Seite 116 Gottfried Semper 'die berufenste Autorität in allem was Stilbetrachtungen anlangt', und Seite 6 Anm. ist mein Urtheil über Lehfeldt deutlich genug zu lesen. An der incriminirten Stelle aber besteht die von mir verübte Merkwürdigkeit in folgender Anmerkung: 'Semper, Der Stil II S. 284 f. Lehfeldt, Die Holzbaukunst S. 23 f. 131 f.', so dass es fast den Anschein hat, als ob von W. die räumliche Nebeneinanderstellung beider Namen in derselben Anmerkung gemeint sei, welche doch sonst noch keine Werthschätzung zu involviren pflegt. Wenn aber Weinhold etwas genauer zugesehen hätte, so würde er alsbald auch den guten Grund jener Nebeneinanderstellung erkannt haben, er würde gesehen haben, dass Sempers Buch hier in der That nicht ganz ausreicht, und dass Lehfeldt vor der Hand verschiedene Lücken desselben ausfüllt. Wodurch sollte ich denn nun Lehfeldt das geringere Mass meiner Verehrung beweisen? Etwa dadurch, dass ich ihn ausschrieb, ohne ihn zu citiren? Ich wüsste wirklich nicht, was sonst übrig bliebe.

Ein ungetreuer Berichterstatter bleibt W. aber auch in den äusserlichsten Kleinigkeiten. Zum Schluss bemerkt er: 'Das Buch H.'s ist mit 64 Holzschnitten geschmückt, theils Grundrissen, theils Ansichten von Haus- und Hofbauten. Dieselben sind mit Ausnahme von Figur 6 Wiederholungen bereits bekannter, zum Theil oft veröffentlichter Zeichnungen'. Dass ausser Figur 6 auch Figur 7, 8 und 10 nicht veröffentlicht waren, schien W. in diesem Zusammenhange augenscheinlich nicht der Anführung werth. . . . . .

Hier würde ich nun naturgemäss anzureihen haben, was ich selber an meiner Schrift zu verbessern und zu vervollständigen habe. Doch ist dasselbe so Mancherlei und so Verschiedenartiges, dass ich es augenblicklich, unter anders gewendeten Arbeiten, nicht erledigen kann. Hoffentlich wird einmal eine Neubearbeitung mir dazu Gelegenheit bieten. Vor der Hand gehört eine Reihe mehr monographischer Mittheilungen zu den dringenderen Bedürfnissen. Niemand würde sich mehr freuen wie ich, wenn die in meinem Buche für das deutsche Haus abgesteckten Räume

unterdess mit lauter neuen Thatsachen angefüllt würden. Das Gerüste aber und dasjenige, was mir als die Krönung vorschwebte, werden, wie es scheint, bestehen bleiben. Wenigstens pflegt man jetzt schon mit dem Gefühl von einiger Sicherheit von einem deutschen Hause zu sprechen, während ich mich nur sehr allmählich und sehr schüchtern bis zu dieser Anschauung und bis zu dem Titel meiner Schrift durchgearbeitet habe. Nur zwei Baustile pflegten in Betracht zu kommen, und diese beiden wurden zum Theil grade von den angesehensten Gelehrten auf fremde Einwirkungen zurückgeführt. Das fränkisch-oberdeutsche Haus wurde an antike, das Schweizerhaus vermuthungsweise an keltische,[1] das sächsische an speciell römische Muster und theilweise an das griechische Haus angelehnt. So erschien der eigentliche, volksthümliche Charakter derselben durchaus in Frage gestellt. Erst die Durchforschung aller germanischen Gebiete und die Vergleichung der verwandten Typen liess, wie ich glaube, mit Deutlichkeit hervortreten, dass wir es durchweg mit alteinheimischen Entwickelungen zu thun haben. Die erdrückende Parallele der übrigen deutschen Stilarten, welche wir meistens bis auf sehr primitive Stufen zurückverfolgen können, wird immer wieder erhärten, dass speciell das sächsische Bauernhaus weder das Recht hat, als Repräsentant des altgermanischen Hauses überhaupt, noch als Ableger des antiken Wohnhauses betrachtet zu werden. Die letztere Annahme als eine irrige zu erweisen, war vor Allem der Zweck meiner ersten Abhandlung, welche überdies für das als vorbildlich verwerthete homerische Haus eine andere Anknüpfung oder Parallele — wie man es nun nehmen will — herzustellen versuchte in dem mehr übereinstimmenden nordischen resp. ostgermanischen Hause. Ich konnte damals nicht ahnen, dass diejenigen Anschauungen, welche ich vertrat, durch die Freilegung der alten Burg von Tiryus in so weitgehendem Masse zugleich bestätigt und überholt werden würden. Die sich mehrenden Entdeckungen werden nun hoffentlich beredter wirken, als wie ich es vermochte, und

[1] Semper, Der Stil II, S. 285.

die neuerdings besonders unter dem Einfluss von Nissens weitgreifenden Forschungen an Verbreitung noch gewachsenen Ansichten mit der Zeit wieder zurücktreten lassen, nebenbei aber so vagen Vorstellungen, wie die von Lange 'Haus und Halle' (Leipzig 1885) Seite 33 vorgetragene: 'Der grosse gedeckte Mittelraum mit kleinen Räumen ringsum und einer Dreitheilung der hinteren Wohnzimmer scheint ein gemeinsamer Zug der arischen Völker auf einer gewissen Stufe der Entwickelung gewesen zu sein' — ihrem wohlverdienten Ende entgegenführen.

Strassburg, den 1. October 1885.

---

# ANHANG.

Zur Erläuterung der Verse, welche auf meine Verantwortung hin als eine neue Gabe und als ein freundlich mahnender Geleitschein der Abhandlung über das Friesische Bauernhaus vorangestellt wurden, mögen folgende Mittheilungen aus einem an mich gerichteten Briefe des Herrn Lasius vom 28. Februar 1885 dienen:

'In Betreff des Goethe'schen Erwiederungsverses bedaure ich, lediglich auf mein Gedächtniss angewiesen zu sein, da die jeverschen Freunde, die davon mögen Kunde gehabt haben, längst gestorben sind. Der letzte von ihnen war der 1878 verstorbene Ob. Appell. Ger. Präs. v. Buttel, der sich desselben wohl erinnerte, aber dass er gedruckt sei, bezweifle ich, obwohl der Dichtergreis nicht gern auch die kleinsten Blüthen verloren gehen liess. Davon konnte eben jener Herr v. Buttel mehrfache Proben aufweisen. Derselbe fand 1823 fast gleichzeitig mit mir eine Anstellung in Jever; und da er nach wohlbestandenem Examen noch einmal nach Berlin zurückgekehrt war, um annoch ein Semester Hegelscher Vorträge mit ins Philisterium hinübernehmen zu können, und er für Hegels Naturbetrachtung schwärmte, so hatte er keine Ruhe, bis er 1824 in Jever eine 'Physikalische Gesellschaft' stiftete. . . Hier trug er mit Begeisterung Goethes Farbenlehre vor, wobei er an mir, als einem Vertreter Newtonischer Ansichten, einen eifrigen Gegner fand. Etwa 1826 nahm er von irgend einem Punkte Veranlassung, sich an Goethe selbst um Aufklärung zu wenden. Dem alten Herrn lag indessen damals die Farbenlehre ferner, doch ging er

höflich, wenn auch ablehnend auf die Frage ein, die er auch mit einem Erwiederungsverse abschloss. Wir fanden später diesen Vers in einer Goethe'schen Gedichtsammlung wieder; er begann mit den Worten: 'Wenn der Blick an heitern Tagen' — ging dann in Betrachtung des Firmamentes über ... 'tief königsblau ist Himmelsnähe' . . und schliesst: 'dann gebt der Natur die Ehre' u. s. w. So sehr auch die Goetheforscher, namentlich Hempel im dritten Bande seiner Goetheausgabe, das Auffinden solcher gelegentlicher Gedichtsblüthen durch alphabetische Zusammenordnung der Anfangsworte erleichtert haben, finde ich doch in denselben den obigen Spruch nicht, und führe ich ihn hauptsächlich nur des Zusammenhangs willen hier an, in dem v. Buttels Correspondenz, die sich nicht lediglich auf jenen Punkt beschränkte, und der von 1819 datierende Vers vom Friesenlande mit dem Ideengange stehen dürfte, der sich in Faust's Sterbescene im zweiten Theil zu erkennen gibt, wo es heisst: 'Eröffne ich Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen' . . bis 'Solch ein Gewimmel möcht ich sehen, auf freiem Grund mit freiem Volke stehen'.

Im Jahre 1819 waren zwei Jeveraner bei Goethe gewesen, hatten ihm Proben von Kupferstich in Aquatinte gezeigt, welches Fach sie in Jever zu bearbeiten gedachten, und dabei von Jeverlandes eigenthümlicher Lage erzählt, worauf sie mit dem früher erwähnten Erwiederungsverse entlassen wurden, den sie triumphirend heimtrugen. Ihr Unternehmen kam nicht zu Stande; des Verses aber wurde zwischen v. Buttel und mir, die wir unausgesetzt in treuer Freundschaft verbunden blieben, oft gedacht und ist in meinem Gedächtnisse Folgendes hängen geblieben: „Und dieses Völkchen sollt ihr billig kennen, das Land wohl kennen, dem es angehört, . . . meerumrauscht und stark umwallt . ., ein Land von Äckern, Gärten, Wiesen, das Land der alten tapfern Friesen."

Schade dass in meinen 88 Jahren mir Niemand mehr mit einem ergänzend berichtigenden Worte zur Seite steht, denn einzelne Wortversetzungen können auch bei treu fest-

gehaltenem Inhalte leicht vorkommen. Erfahre ich noch etwas, so theile ich es mit.'

Die von Herrn Lasius an erster Stelle erwähnten Verse stehen unter den Zahmen Xenien (Hempel II S. 392):

> Wenn der Blick an heitern Tagen
> Sich zur Himmelsbläue lenkt,
> Beim Sirok der Sonnenwagen
> Purpurroth sich niedersenkt,
> Da gebt der Natur die Ehre,
> Froh, an Aug' und Herz gesund,
> Und erkennt der Farbenlehre
> Allgemeinen, ew'gen Grund!

Nur den Vers

> Tief königsblau ist Himmelsnähe

vermissen wir, obwohl er genau in das Metrum passt. Dass er dennoch echt, und auf einer eigenen Variante des Dichters beruht, dürfte die Stelle im Entwurf einer Farbenlehre, Werke 35 S. 129: 'Auf hohen Gebirgen sieht man am Tage den Himmel königsblau, weil nur wenig feine Dünste vor dem unendlichen finstern Raum schweben', ausser Zweifel stellen.

Von weiter tragender Bedeutung sind dagegen die leider nur in Bruchstücken vorliegenden Verse über Friesland, welche unsere neue Goethegesellschaft hoffentlich noch vervollständigen wird, weil sie in der That sehr deutliche Anklänge an die beiden Stellen im fünften Act der Goetheschen Dichtung enthalten, wo von dem meereindämmenden Schaffen Fausts die Rede ist: nicht nur an Act V, Vers 505—522, sondern auch an V, 41—54. Beide Abschnitte werden zu den 1824/25 abgeschlossenen Theilen des Faust gehören, mithin einige Jahre später fallen als unsere Verse und als die mündlichen Berichte über die friesischen Strandverhältnisse, welche den Dichter zu der Abfassung derselben veranlassten. Ja, man darf wohl die Vermuthung wagen, dass diese neue Scenerie, welche Goethe schliesslich zu der beherrschenden machte, an die Stelle einer älteren getreten ist, deren Überreste in V, 501—504 noch vorliegen und zu dem Folgenden nicht mehr passen. Die Verse:

> Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
> Verpestet alles schon Errungne;
> Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
> Das Letzte wär' das Höchsterrungne.

haben eine südliche Landschaft zur Voraussetzung, und dürften in der Vorstellung an die mythologischen Arbeiten des Hercules anknüpfen,[1] während in den sich daranschliessenden Versen

> Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
> Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen:
> Grün das Gefilde, fruchtbar: Mensch und Heerde
> Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
> Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
> Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft[2]..
> Da rase draussen Fluth bis auf zum Rand,
> Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschiessen,
> Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschliessen.

sich sofort eine entgegengesetzte Anschauung ausspricht. Man hat in ihnen auch sonst schon die Abschilderung holländischer Strandverhältnisse anerkannt, an deren Stelle wir nunmehr richtiger diejenigen der friesischen Küsten setzen werden. Und dasselbe gilt von V 41 ff., wo besonders 53. 54.

> Schaue grünend Wies' an Wiese,
> Anger, Garten, Dorf und Wald.

unverkennbar ein deutsches Colorit tragen und an das 'Land von Aeckern, Gärten, Wiesen' deutlich anklingen.

---

[1] vgl. Prellers Griechische Mythologie [2]II 198. 214.

[2] Ueber die friesischen, von Menschenhand aufgeworfenen Hügel ältester und neuerer Zeit vgl. Das Deutsche Haus S. 49. 130. 133 und Saxo S. 689 MV.

R. H.

# QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

# SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

# GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, ERNST MARTIN,
WILHELM SCHERER.

LVI.
DIE GALANTE LYRIK.

---

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1885.

DIE

# GALANTE LYRIK.

BEITRÄGE

ZU IHRER

GESCHICHTE UND CHARAKTERISTIK

VON

MAX FREIHERR VON WALDBERG.

---

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1885.

G. Otto's Buchdruckerei in Darmstadt.

MEINEM THEUREN VATER

IN KINDLICHER LIEBE

GEWIDMET.

## VORWORT.

Aus einem Exkurse zu einer Monographie über den lutherisch-orthodoxen Kirchenliederdichter Erdmann Neumeister, ist die nachfolgende Untersuchung hervorgegangen. Ich wollte mir Klarheit über die von N. in seiner Poetik behandelte 'galante' Lyrik verschaffen und ging der Geschichte dieser Gattung mit Interesse nach.

Da die Resultate meiner Forschungen reichlicher flossen als ich erwartet hatte, so erweiterte ich den Exkurs zu einer selbständigen Arbeit, und bemühte mich — wie ich glaube nicht ohne Erfolg — von ihr die Zeichen ihrer zufälligen Entstehung zu entfernen. Manche innere Mängel zu beseitigen, war mir leider nicht möglich. So hätte ich gerne die Spuren der fremden Litteraturen in der deutschen galanten Lyrik genauer verfolgt, als ich es hier gethan habe. Leider fehlten mir jedoch nicht nur die Vorarbeiten — worüber mich hinwegzusetzen ich bereit war — sondern zumeist auch das Material, das ich wenigstens nicht in der Ausdehnung erlangen konnte, wie es meinem ursprünglichen Plane entsprochen hätte. Trotzdem glaube ich bei der französischen Litteratur das allernotwendigste gethan zu haben, während ich bei der italienischen und neulateinischen nicht über aphoristisch gehaltene Bemerkungen und gelegentliche Hinweise hinausgekommen bin, etwa in der Art, wie ich anspruchslos einzelne Motive und Parallelen aus der klassisch römischen und provenzalischen Litteratur beigebracht habe. Eher dürften die Vergleiche mit der mhd. und der volkstümlichen Lyrik

des siebzehnten Jahrhunderts als Ganzes auftreten. Aber während ich noch in der Arbeit selbst die mhd. Lyrik nur zu dem Zwecke herangezogen habe, dass sie die Folie für die Darstellung der galanten Poesie abgebe, und ich jeden inneren Zusammenhang entschieden leugnete (S. 54), bin ich nun, auf eine Anregung Scherers hin, diese Frage verfolgend, zur festen Ueberzeugung gelangt, dass die Kenntniss und der Einfluss der mhd. Litteratur im siebzehnten Jahrhundert tiefer waren, als man bisher anzunehmen geneigt war.

Auf diese Frage wie auf manches andere das hier nur flüchtig gestreift werden konnte, werde ich in meiner, in den nachfolgenden Blättern wiederholt angekündigten Untersuchung 'Über das Fortleben des Volksliedes im siebzehnten Jahrhundert' zurückkommen, eine Arbeit, die wie ich zu hoffen wage, sich zu einer erschöpfenden wissenschaftlichen Geschichte der Lyrik jener Zeit erweitern wird.

Wegen einiger äusserer Mängel muss ich auch noch um Nachsicht bitten. Da ich die Korrekturen fern von der königl. Bibliothek in Berlin, wo diese Arbeit entstanden ist, besorgen musste, so war ich gezwungen, bei der Verbesserung der Citate auf minder zuverlässige Ausgaben und auf mein Manuskript zurückzugehen, wodurch manche falsche, wenn auch gerade nicht sinnstörende Lesarten verschuldet wurden. Das Bestreben stets die Originalorthographie der angeführten Stellen beizubehalten, hatte ferner die unangenehme Folge der inkonsequenten Schreibung einzelner Namen, endlich ist u. a. aus Versehen, gegen die durchgeführte Schreibung in den ersten zwei Bogen durchweg 'Capitel' und 'Cantate' statt 'Kapitel' und 'Kantate' geblieben. Ebenso bitte ich S. 12 Kliphausen statt Klipphausen, S. 31 Liebeslied statt Lieeslibed, S. 99 Goethe'sche statt Goete'hsche und S. 141 Z. 6 v. u. Schlesier stat. Schlesien zu lesen. Die Äusserungen gegen Wackernagel auf S. 21 sind durch Heynes Bemerkungen in Ws. kl. Schriften gegenstandslos geworden.

Für freundliche Förderung dieser Arbeit und der mit ihr zusammenhängenden Untersuchungen habe ich vielen zu danken. Neben den im Texte erwähnten noch Herrn Prof. Strobl in Czernowitz für freundliche Unterstützung, der

königlichen Bibliothek in Berlin für die wahrhaft freigebige Gewährung der handschriftlichen und Meusebachschen Schätze, desgleichen der Hamburger Stadtbibliothek, der k. k. Hofbibliothek in Wien, den Universitätsbibliotheken in Berlin, Czernowitz, Graz und Wien, sowie den Herrn Bibliothekaren Dr. A. v. Dommer in Hamburg und Dr. Weil in Berlin.

Was ich der andauernden und unermüdlichen Teilname, der fruchtbaren Anregung und dem fördernden Rat, was ich an einzelnen Beiträgen und Mitteilungen meinem hochverehrten Lehrer Herrn Prof. Scherer danke, kann ich ebensowenig bis ins Einzelne verzeichnen, als ich im Stande bin den entsprechenden Ausdruck meines innigst gefühlten Dankes zu finden. Und so muss ich mich auf Moscheroschs Ausspruch berufen:

Dank sind dankbare Gedanken.

Marienbad, im August 1885.

# INHALT.

I. CAPITEL.

## EINLEITUNG.

'Aber ad propos, was ist galant und ein galanter Mensch? dieses dürfte uns in Wahrheit mehr zu thun machen, als alles vorige, zumahlen da dieses Wort bey uns Teutschen so gemein und so sehr gemissbrauchet worden, dass es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tisch und Bäncken, von Feder und Dinten und ich weis endlich nicht, ob nicht auch von Aepffeln und Birn zum öftern gesagt wird'. Mit diesen Worten beginnt Christian Thomasius in seinem Discourse welcher gestalt man denen Franzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle?'[1] seine Klage über die missbräuchliche Verwendung des Wortes 'galant', das zu den beliebtesten Modeausdrücken des ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts gehörte. Mit einer bedeutenden satirischen Kraft, die mehr als einmal an Moscherosch's Kampfweise gegen das Alamodeunwesen der Deutschen erinnert,[2] und mit einem nicht minderen patriotischen Eifer zieht er gegen die Modethorheit zu Felde, alles Passende und Unpassende mit der Bezeichnung galant in Verbindung zu bringen. Der Gebrauch des Wortes hatte in der That in

---

[1] Christian Thomasens/ Allerhand bissher publicierte Kleine Teutsche Schrifften/ mit Fleiss colligiret und zusammengetragen; Nebst etlichen Beylagen / und Einer Vorrede. Dritte Edition Halle 1721 S. 13.

[2] Vgl. A Wagner. Christian Thomasius. Fünfter Jahresbericht über die Victoriaschule in Berlin 1872. S. 3.

auffallender Weise um sich gegriffen, und nur die agitatorische Macht, die jede fremde Mode in Deutschland hat, nur die unkünstlerische, leichtfertige, oft kopflose Art, in welcher damals litterarisch geschaffen wurde, können Erklärungsgründe für die mitunter ungeheuerliche Anwendung dieses Wortes geben. Christian Weise[1] dichtet ein mehrstrophiges Lied an sein 'galantes Clavichordium' und der glückstädtiche Dichter Woltereck[2] rühmt seiner 'propren Nordia' nach, dass sie galant:

Pflanzen, wässern, sammeln, säen,
Spinnen, kochen, wirken, nähen.

könne. Amaranthes[3] besingt an zahlreichen Stellen seine 'ertzgalante' Herrin, seinen 'galanten Engel' seine 'galante Seele' schwärmt für ihren 'ertzgalanten Fuss' Neumeister[4] nennt die Augen 'galante Sterne', der Schlesische Helicon[5] die Frauenzimmer 'galante Seelen', das neueröffnete Musencabinet[6] 'galante Kinder' und Celander[7] apostrophiert seine Schöne:

Dein goltgemengtes Haar, der Stirnen Perlenband
Und die Corallen-See der Lippen sind galant.

---

[1] Christian Weisens Curiöse Gedanken von Deutschen Versen/ (Leipzig) 1692. S. 400. f.

[2] Christoph Wolterecks Holsteinische Musen. Worinnen enthalten Ehren-Gedichte/ Briefe Cantaten Oden Sonette Madrigalen Sinngedichte und Grabschriften. Glückstadt. 1712. Ode 17, Strophe 5.

[3] Proben der Poesie in Galanten-Verliebten Vermischten-Schertz- und Satyrischen Gedichten abgelegt von Amaranthes. Frankfurt und Leipzig 1710. Bd. I. S. 10. 33. 39 53. 62. 78. u. s w. (Amaranthes ist ein Pseudonym für G. S. Corvinus. Vgl. Goedeke Gr. II 527).

[4] E. N. in der bekannten von Benjamin Neukirch herausgegebenen Sammlung: Herrn von Hoffmannwaldau und andrer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte/ ... Leipzig Bd. III. 1703. S. 200 . Unter diesen Initialien sind Neumeisters Gedichte in den verschiedenen poetischen Sammlungen jener Zeit veröffentlicht.

[5] Des Schlesischen Helicons ausserlesene Gedichte. Ander Theil Bresslau und Leipzig 1700. S. 94.

[6] Des neu-eröffneten Musen-Cabinets aufgedeckte Poetische Werke von Erdmann Uhsen. Leipzig. 1715. S. 182.

[7] Celanders Verliebte-Galante/ Sinn-, Vermischte und Grab-Gedichte. Hamburg und Leipzig. 1716. S. 72. (Der Verfasser ist wahrscheinlich Joh. Georg Gressel. Wolfgang Menzel Deutsche Dichtung II. S. 442 spricht die grundlose Vermuthung aus, dass Celander ein Pseudonym für Woltereck sei.)

Wie der Ausdruck 'burlesque', der aus Italien nach Frankreich eingeführt, dort zum Modewort der Litteratur geworden, so wurde nun 'galant' der Lieblingsausdruck der deutschen Gesellschaft und Dichtung. J. Christian Barth schrieb eine 'galante Ethica',[1] C. F. Hunold (Menantes) einen galanten Briefsteller;[2] eine Abhandlung der Frau Prasch wird von Omeis[3] als ein 'galantes Traktätlein' bezeichnet; und Anweisungen galant zu leben, essen, lieben, kurz für alle Verhältnisse des menschlichen Lebens gehörten zu den regelmässigen Erscheinungen des deutschen Büchermarktes.[4] Am allerhäufigsten wurden aber mit diesem Epitheton die dichterischen Erzeugnisse bezeichnet. Namentlich seit dem Erscheinen der Neukirch'schen Sammlung der Gedichte Hoffmannswaldaus und andrer Deutschen, also seit 1695, giebt es fast keine Gedichtsammlung, die nicht eine Rubrik 'galante Gedichte' oder 'galante Arien' aufwiese; und diese Benennung erhielt sich bis in das vierte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, wo sie dann durch andere Modeworte, wie 'moralisch' oder das bei den Anakreontikern beliebte 'zärtlich' und 'scherzhaft', abgelöst ward.

In der Geschichte des Wortes 'galant' haben wir, wie schon das Grimm'sche Wörterbuch[5] bemerkt, ein Abbild des französischen Einflusses auf Deutschland in seinem Aufsteigen und seinem Niedergange vor uns. In Frankreich wurde es

---

[1] Die galante Ethica ..... wie sich ein junger Mann bey der galanten Welt recomandiren soll. Dresden. 1722. (Das Grimm'sche Wörterbuch citiert IV, 1. Sp. 1158 eine mir unbekannte Ausgabe von 1720.)

[2] Die allerneueste Art Höflich und galant zu schreiben Oder auserlesene Briefe ..... nebst einem Titular und Wörterbuch von Menantes. Hamburg (Im Jahre 1718 war bereits die 7. Auflage dieses Machwerkes erscheinen.)

[3] Magnus Daniel Omeis: Gründliche Anleitung zur deutschen acuraten Reim- und Dichtkunst. . . . Ander Auflage. Nürnberg 1712. S. 219.

[4] Vgl. Herrn Joh. Burckhardt Menckens zwei Reden von der Charlatanerie oder Marktschreierei der Gelehrten. Leipzig 1727. S. 49. Anmerkung des Hallischen Übersetzers. Daselbst wird auch erwähnt, dass die Franzosen den Deutschen diese Titel-Charlatanerie vorwarfen.

[5] IV, 1. Sp. 1156.

schon sehr früh gebraucht. In dem bekannten, von Opitz ('Ich empfinde fast ein Grauen') nachgebildeten Liede 'J'ay l'esprit tout ennuyé d'avoir trop estudié'[1] verwendet es auch Ronsard, allerdings nicht im späteren Sinne, sondern noch in der Bedeutung, die das altfranzösische 'galer' (lustig sein, Feste feiern) hat. Die spätere und in Deutschland gewöhnliche bekam es vornehmlich erst zur Zeit der französischen Salonlitteratur, während des Aufschwunges und der Blüte des Hôtel Rambouillet.

Vereinzelt findet sich in Deutschland, der Ausdruck substantivisch schon am Beginne des siebzehnten Jahrhunderts. In Theobald Hoeks Schönem Blumenfeldt von 1601 heisst es im Capitel LXXXII[2]

Und wenn Tuischon jetzt erst erstündt /
Gewiss er kein Wort daruon verstündt /
Die Glerten nit allein
Verenderns in gemein
Sondern Frawenzimmer zart /
Reden Wälsch und Latein nach art /
Deutsch zur Galanterey /
Nicht kleckt wie gutt es sey.

Zu gleicher Zeit tauchte die, wenn auch nicht identische, so doch sehr nahe verwandte Bezeichnung 'Galan' und die daraus gebildete verbale Form 'galanisiren' auf, so bei Theobald

---

[1] Poésies choisies de P. de Ronsard Publiées avec notes et index par L. Becq de Fouquières Paris 1873. S 111. An einer anderen Stelle, in seinem Gedichte an den Grosskanzler von Frankreich Hurault de Cheverny S. 248 gebraucht er den Ausdruck 'gallante homme' der allerdings im französischen Sprachgebrauch eine andere Bedeutung als 'homme galant' hat. — Littré in seinem Dictionnaire S. 1818 weist das Wort schon im vierzehnten Jahrhundert nach, aber der Gebrauch ist sehr selten, und es nimmt mit der Zeit sogar einen von der Grundbedeutung ganz verschiedenen Sinn an. Vgl. ferner Voltaire Dictionnaire Philosophique s. v. galant.

[2] Schönes Blumenfeld / Auff jetzigen Allgemeinen ganz betrübten Stand / fürnemlich aber den Hoffpracticanten vnd sonsten manniglichen in seinem Beruff vnd wesen zu guttem vnd besten gestellet: Durch Oehbladen Öckhen von Ichamp Eltzapffern Bermeorgisschen Secretarien. Recht bleibt Recht / krump ist nicht schlecht. Im Jahr MDCI Das citirte Gedicht 'von der Deutschen Schrifft' ist daselbst durch einen Druckfehler als das LXXXVI bezeichnet.

Hoeck im Cap. LXIII. 'Der Cammerjung hat mehr Platz im Frauenzimmer als der Gallän'.

> Und da ich wandert also weit /
> Wollt lernen und Studiren
> Das Handtwerck so man jetzt der zeit
> Nendt das Galanisiren.

oder später in dem 'Ander Theil Deutscher Lieder mit drey Stimmen durch Nicolaum Zangium, Wienn' 1611 [1] im Liede 'Ein Dama schön In Garten gehn' Strophe 4.

> Solchn Korb alsbald Gar schön gemalt
> Liess sie ihm præsentieren
> Er sollte drein Sich setzen fein
> Und drin galanisieren.
> Der Galan solches willig thät
> Und meint, er wär der best am Bret, u s w.

Doch erst die Zeit der social litterarischen Bewegung in Frankreich, die mit dem Namen des Hôtel Rambouillet verknüpft ist, hat die Galanterie und den Begriff 'galante Dichtung' gezeitigt.

In Paris hatte sich unter dem Einflusse der gezierten Schäferromantik, der freieren gesellschaftlichen Formen und des höfischen Lebens an den italienischen Kleinstaaten, eine eigenartige litterarisch und gesellschaftlich gleich merkwürdige Vereinigung von schönen Geistern zusammengefunden, die im litterarischen Bekomplimentieren der Frauen, in der Produktion geistreicher witziger poetischer Kleinigkeiten, kurz in poetischen Unterhaltungen mit der Frauenhuldigung als Tendenz, ihr Ziel suchte.[2] Catherine de Vivon, die Gattin des Mar-

---

[1] Das Lied ist auch bei Hoffmann von Fallersleben: Die deutschen Gesellschaftslieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Leipzig 1844. S. 45. unter dem Titel 'die galante Korbflechterin' enthalten Vgl. auch daselbst die Vorrede S. X, wo noch ein zweites von Nic. Zangius, die Worte Galan und galanisieren enthaltend, citiert wird.

[2] Vgl. über diese litter. u. gesell. Bewegung Guizot: Corneille et son temps. Nouvelle édition. Paris 1858 — Victor Cousin: La société française au 17. siècle. Paris 1858. Kallsen: Die französische Salonlitteratur im siebzehnten Jahrhundert. Progr. der Ploener Gelehrtenschule. 1862. Berblinger: Das Hôtel Rambouillet. Berlin 1875.

quis de Rambouillet, die in zahllosen Sonetten, Madrigalen, Epigrammen gefeierte Arthenice, war das Haupt dieser Gesellschaft[1], und um sie scharten sich mehr oder weniger geistreiche Frauen und eine Reihe von Poeten und poetischen Dilettanten,[2] die im blauen Salon des Hotels (la chambre bleue) vor der im Bette ruhenden Herrin des Hauses sich in gezierten Gesprächen, in der unaufhörlichen Variierung des Liebesthemas endlich im Dichten und Improvisieren[3] witziger, geistreich pointierter Sonette, Madrigale, Briefe[4] u. s. w. überboten. Der Einfluss dieser freien Vereinigung, die Tallemont des Réaux (Historiettes, ed. Monmerqué Paris 1861. I 214) 'le théâtre de tous les divertissements et le rendez-vous de tout ce qu'il y avait de plus galant à la cour et de plus poli parmi les beaux-esprits du siècle' nennt, auf das gesellschaftliche Leben, die gesellschaftlichen Umgangsformen und die zeitgenössische Litteratur war ein so mächtiger, dass ihn nicht einmal die sieghafte Kraft des Molièreschen Witzes gleich aufheben konnte und noch heute der französische Sprachschatz manches Materiale aus dem Grand dictionnaire des précieuses von So-

[1] Von geringerem Einfluss waren die 'samedis' der Mlle der Scudéry, die wenn auch ausschliesslich litterarischen Charakters, in Folge ihres mehr bürgerlichen Anstrichs nicht den Wettstreit mit der vornehmen aristokratischen Gesellschaft des Hotel Rambouillet aufnehmen konnten. Vgl. Cousin: La Marquise de Sablé. (Revue des deux Mondes 1854 V. S. 20.)

[2] 'Marquis à Sonnets et à Madrigaux' werden sie in der geistreich geschriebenen Satire auf die Litteraturzustände jener Zeit 'Le Parnasse reformé' Paris 1669 S. 55 genannt. Verfasser dieser anonym erschienenen Schrift ist Gabr. Gueret der auch 'La guerre des auteurs anciens et modernes' Haag 1671 geschrieben hat.

[3] „. . . ces esprits prompts et impatiens veullent faire une Elegie en demye-heure, et ils aiment mieux un impromptu qui ne vaut rien, qu'une bonne piece qui leur coûteroit une matinée. Ce sont des faiseurs de Sonnets à outrance Ils se jettent à corps perdu dans ce genre de Poïsie, et il ne se passe point de jour qu'ils n'en donnent un à leurs amourettes“. So lässt der Autor des Parnasse reformé Dubartas über die galanten Dichter spotten. a. a. o. S. 54.

[4] Diese galten für besonders galant. So schreibt Voiture an Mademoiselle Paulet „Le Sonnet m'a semble fort beau, et la Lettre fort galante“ (Les Oeuvres de Monsieur de Voiture. Nouvelle édition . . . . par Amédée Roux Paris 1856. S. 123).

maize aufweisen kann.[1] Aber allmählich begann doch die Bedeutung der Preciösen zu schwinden, und die letzte grössere That dieser litterarischen Richtung war die im Geiste jener Gesellschaft redigierte Monatsschrift 'Mercure galant'[2], die noch im Jahre 1677 erschien. Das Erscheinen dieser Zeitschrift, die schon den Niedergang des preciösen Wesens in Frankreich deutlich zeigt, fällt aber gerade in die Zeit, wo die Herrschaft der Galanterie in Deutschland sich zu regen beginnt. Es lässt sich mit den nicht erschöpfenden bibliographischen Hilfsmitteln für die Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts schwer feststellen, wann dieser Ausdruck in Bezug auf die Dichtkunst zuerst verwendet wurde. Georg Neumark gebraucht ihn in seinen 'Poetischen Tafeln'[3] nicht, obwol er in seinen Anschauungen über die Poesie sich zuweilen vom Hôtel Rambouillet beeinflusst zeigt. Im Grimmschen Wörterbuch (a. a. O.) wird als der wahrscheinliche Termin etwa 1670 angeführt. Dieser Zeitpunkt kann wol nur für das erste Auftreten von galant als Modewort gelten, denn für das Erscheinen dieses Wortes überhaupt haben wir ja ein früheres Jahr feststellen können. Im Jahr 1670 erschien auch die erste Uebersetzuug von Molières 'Precieuses ridicules' (in der Schaubühne Englischer und Französischer Comödianten Frankfurt a. M.) unter dem Titel 'die köstliche

[1] Somaize. Le grand dictionnaire des precieuses ou la clef de la langue des ruelles. Dieses wie sein zweites Wörterbuch sollen übrigens nach Büchmann (Herrigs Archiv XXIX S. 51. ff. keine selbstständige Arbeiten, sondern schlechte, zum grösstenTheil aus Molières Lustspielen gefertigte Compilationen sein.

[2] So wird die Zeitschrift überall genannt, der genaue Titel lautet: Le nouveau Mercure galant (Paris 1677). Ich vermute, dass die Bezeichnung 'neu' nicht mit Beziehung auf einen vorhergegangenen M. g. gebraucht wurde, sondern etwa in dem Sinne, wie sie die volksthümliche deutsche Dichtung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zu verwenden pflegte. In Nürnberg erschienen 1692 'Des Teutschen Mercurii monatliche Unterhaltungen', die aber mit dem M. g. nicht zusammenhängen.

[3] Georg Neumark. Poetische Tafeln oder gründliche Anweisung zur deutschen Verskunst. Jena. 1667.

Lächerlichkeit', und darin kommt das genannte Wort des öfteren vor.

Gewiss wird auch um diese Zeit der Ausdruck noch nicht sehr verbreitet und bekannt gewesen sein, wenigstens nicht die zu dieser Sippe gehörende Bezeichnung 'Galan'. So dürfen wir aus einem Gedichte Christian Weises, in den 1671 veröffentlichten 'Ueberflüssigen Gedanken'[1] schliessen.

In dem Liede 'die unterschiedlichen Liebhaber' lautet die erste Strophe:

Ich schwatzte neulich von Galanen
Als ich bey meinem Mädgen stund
Da liess sie mich hernach vermahnen
Die Sachen wären ihr nicht kund /
Sie möchte mich wol gerne fragen
Was ein Galan ausdrücklich sey /

Nun folgt die Definition. Bei der frischen volkstümlichen Art Christian Weises, der keine allzu erklügelte und erkünstelte Stoffe und Motive verwendete, ist anzunehmen, dass er auf die damals vielleicht oft gethane Frage was galant oder ein Galan sei, in seiner Art die Antwort gab. Im Jahre 1667 wird noch Histoire galante kurzweg 'Liebesgeschicht' übersetzt[2] und 1672 mit 'art-lustig'[3], was gleichfalls dafür spricht, dass das Wort noch nicht so eingebürgert und bekannt war, dass man es wie nachher hätte unübersetzt lassen können. Auch von Hofmanswaldau wird es, obgleich er zu den Hauptvertretern der galanten Dichtung gehört, nicht gebraucht,

---

[1] Der grünen Jugend Überflüssige Gedanken /..... von D. E. zu finden bey Wolff Eberhardt Felsecker. (Nürnberg?) 1671 S. A 6.

[2] Histoire Galante de Monsieur Le Comte de Guiche Et Madame. D. i. Liebes-Geschicht der Madame und des Grafen de Guiche. o. O. 1667.

[3] Es ist der Roman: La fausse Clelie. Histoire française galante et comique. Amsterdam. 1671. Der Titel der deutschen Übersetzung lautet: Die falsche Clélia, eine art-lustige und comische Geschichte. Aus dem Französischen. Frankfurt 1672

wie es überhaupt bis zum Erscheinen der Neukirsch'schen Sammlung der Gedichte des Herrn v. Hoffmanswaldau u. a. D. also 1695 noch sehr spärlich zu finden ist. Joh. Riemer in seinem 'politischen Stockfisch'[1] (1681), Talander (August Bohse) in der 'Eifersucht der Verliebten' (1689) haben es, obgleich ihre Romane im Geiste der damaligen Gesellschaft geschrieben sind, und sie mit ihren Schilderungen der Liebesplänkeleien und der gesellschaftlichen Sitten ganz in den Anschauungen der galanten Lyriker wurzeln, sehr selten verwendet. Christian Weise nennt zwar 1692 die Poesie den 'galanten Theil der Beredsamkeit',[2] spricht gelegentlich von einer 'galanten Oper', ja es wird in diesem Jahre sogar versucht nach dem Muster des 'Mercure galant' eine galante Zeitschrift zu gründen,[3] aber Modewort wurde es wie gesagt, erst 1695 und bleibt es bis ins vierte Jahrhzehnt des achtzehnten Jahrhunderts.

Doch kehren wir zur Frage des Thomasius zurück, was man unter dem Ausdrucke 'galant' verstehe. 'Sie machen',

---

[1] Riemer (Galanisander) z.B. in seinem 'Politischen Stockfisch' etwa 15 mal Talander in der 'Eifersucht der Verliebten' nur 6 mal, während z. B. Hunold (Menantes), der sich einen Schüler Talanders nennen lässt, in seinen berüchtigten Hamburgischen Romanen das Wort bis zum Überdruss wiederholt.

[2] Christian Weises Curiöse Gedancken von deutschen Versen . Welcher gestalt Ein Studierender in dem galantesten Theile der Beredsamkeit was anständiges und practicables finden soll 1692. (Leipzig).

[3] Dieselbe war eine Vierteljahrsschrift und hiess je nach der Erscheinungszeit in welcher ein Heft herauskam Frühling- Sommer- Herbst- oder Winter-Parnass oder Abhandlung von 40 galant-gelehrten Curiositäten. Meist nach jetziger Zeit neuesten Begebenheiten. Als... (nun folgt die Aufzählung der Neuigkeiten)....Frankfurt und Leipzig 1692 Diese Zeitschrift sollte neben den Mitteilungen über ältere Ereignisse auf politischem, socialem und litterarischem Gebiete hauptsächlich Neuigkeiten aus denselben Materien bringen, oder wie der Herausgeber in der Vorrede zum Herbstparnass sich ausdrückt 'es gebe sonderbahre anmuth und pflege für trefflich zu lehren, wenn vorige Künste mit neuen Begebenheiten überdiess auch die Wissenschaften in vielen Stücken durch vielfältige Anmerkungen der neuen Zeiten verbessert und erklärt werden können'. Goedeke nennt Zenner als Herausgeber.

sagt er im oben citierten 'Discours' (S. 9 ff.), 'viel Wesens d'un honnéte homme, d'un homme sçavant, d'un bel esprit et d'un homme galant', welches alle solche Eigenschaften sind, sowol verdienen, dass man sie nicht obenhin ansehe, noch vermeine, dass man es trefflich erfunden habe, wenn man nach unserer Redensart sagen wolte, sie erforderten zu einem geschickten Menschen, dass er ein ehrlicher, gelehrter, verständiger, kluger und artiger Kopf sey, in ansehen die Frantzosen selbst diese Titel nicht auf gleiche Art gebrauchen. .... Ich aber halte meines Bedünkens davor, das Mons. Vaugelas und Mons. Costar die Eigenschaft der Galanterie ein wenig genauer und deutlicher beschrieben haben (als Mademoiselle de Scudéry in der conversation de l'Air galant und Bouhurs), dass es etwas gemischtes sey, so aus dem je ne sçay quoy, aus der guten Art etwas zu thun, aus der Manier zu leben so am Hofe gebräuchlich ist, aus Verstand, Gelehrsamkeit, einem guten judicio Höfflichkeit und Freudigkeit zusammengesetzet werde, und demme aller Zwang, affectation und unanständige Plumpheit zu wider sey. Ja ich meyne, dass ich nicht irren werde, wenn ich sage, dass bey denen Frantzosen die Galanterie und la Politesse eines sey, zu bessren Verstand der Galanterie alles dasjenige verdiene wol gelesen zu werden, was rühmlich erwehnte Mademoiselle Scudéry in einer anderen conversation über die Politesse anmuthig und artig anführet. Denn dass Sie daselbst vermeinet wie die wahre Politesse darauf beruhe, dass man wol und anständig zu leben, auch geschickt und zu rechter Zeit zu reden wisse, dass man seine Lebens-Art nach dem guten Gebrauch der vernünftigen Welt richte, — — — dass man niemands einige Grob- und Unhöflichkeit erweise, dass man denen Leuten niemals dasjenige unter Augen sage was man sich selbst nicht wolte gesagt haben [1] — — — dass man bei

[1] In der Dichtung wird die Regel der gesellschaftlichen Unaufrichtigkeit viel schärfer ausgedrückt. So Woltereck a. a. O. S. 151

„So macht es die galante Welt  
Mit den Lippen freundlich schertzen  
Wenn die Untreu in dem Hertzen  
Schon vergnügte Tafel hält.

dem Frauenzimmer nicht gar ohne Rede sitze als wenn man die Sprache verlohren hätte, oder das Frauenzimmer nicht eines Wortes würdig achte; hingegen auch nicht allzukühne sey und sich mit selbigem, wie gar vielfältig geschicht zu gemein mache, dieses alles sage ich, sind solche Eigenschaften die zu einem galanten Menschen erfordert werden.' —

---

Ach wass frembdes seyn beflissen
Und doch mit gehäuften Küssen
Höchst verbindlich sich gestellt
So machts die galante Welt."

Ein anderer Dichter drückt sich ähnlich aus:

In Worten Freundlichkeit im Hertzen Falschheit führen
Ein wenig negligent in allen Sachen seyn,
Und manche Compagnie nach Wunsche zu vexieren
Das bildet man sich zwar als was galantes ein. — — — —

im 'Abriss der wahren und falschen Galanterie' von M. G. L. (In Erdmann Uhsens Musencabinet S. 181.)

Denselben Gedanken äussert öfters auch der Jesuit Fr. Caldenbach in seinen satirischen Schriften; so z. B. in 'Uti ante Hac auff die Alte Hack / .... Auff der Schaubühne der neuen / und auff dem Grab der alten Modi vorgestellt'. O. O. u. J. (1710—14?) S. 7.:

Wer nicht galant / ist contrabande
Der sich nicht weiss zu schicken
Den Mund aufthu / das Hertz schliess zu
Nichts Redlich lass du blicken.

Neumeister hat ebenfalls in einem sehr hübschen geistlichen Gedichte (in seinem Communionbuche 'Der Zugang zum Gnadenstuhl Jesu Christi', Weissenfels 1715. 5. Aufl.) 'Ich will mich auch nicht mehr' dasselbe Motiv verwendet. — Dass auch im Mittelalter gleiche Ansichten von der 'Galanterie' herrschten, mögen aus vielen gesammelten Belegstellen zwei aus dem Meier Helmbrecht bezeugen. Die eine findet sich in der Schilderung der früheren Zeit, die der alte Helmbrecht seinem Sohne entwirfft:

der ist nu der wîse
der lôsen unde liegen kan:
der ist ze hove ein werder man
und hât guot und êre.

V. 974 in Z. f. d. Alterthum IV. 354. Die zweite im Bilde, das der junge Helmbrecht von dem Hofleben giebt:

swer liegen kan der ist gemeit;
triegen daz ist hövischeit;

ebenda S. 355 V. 1007.

Also äusserliche gesellschaftliche Gewandtheit, das heutige savoir vivre der Franzosen, oder wie er an einer anderen Stelle[1] sagt, das was die Lateiner decorum[2] nennen, und wofür er in der deutschen Sprache kein Wort fand, das 'den genium dieser Sache recht exhaurirte', ist es was Thomasius darunter verstand. Es würde etwa trotz seiner obigen Bemerkung noch am ehesten mit 'artig' zu übersetzen sein, vielleicht noch in Verbindung mit 'lustig', wie auch histoire galante mit 'art-lustig' übersetzt wurde. Vollständig wird nun dadurch der Begriff nicht umschrieben, da in Frankreich und wie wir dann sehen werden auch in Deutschland zur Höflichkeit noch esprit verlangt wurde. Die Franzosen definierten sogar die Galanterie als 'un badinage du coeur et de l'esprit, l'art d'exprimer joliment des sentiments et des idées, la fleur épanouie de la politesse.'[3] Mit der Ausdehnung der galanten Dichtung kam allerdings noch eine zweite Bedeutung zur Verbreitung, diejenige die etwa das Wort in dem bekannten Werke 'La Saxe galante ou histoire des Amours d'Auguste I roi de Pologne.' (Amsterd. 1734. Deutsch von Baron v. Pöllnitz, Frankfurt 1734) hatte. Also Liebesaffairen von vornehmen Persönlichkeiten, später und zum Teil noch heute Bezeichnung für unsaubere Liebesgeschichten, Abenteuer und erotische Litteratur. Diese Bedeutung erlangte das Wort erst, nachdem der feinere Sinn durch starken Gebrauch abgenutzt worden ist, aber hie und da scheint sie schon früher aufgetaucht zu sein. Nur so liesse sich die sittliche Entrüstung erklären, mit der Heinrich Anshelm v. Ziegler und Klipphausen, der Verfasser der asiatischen Banise, das Wort schon 1691 verfolgte, also zu einer Zeit, in der es wol

[1] Kleine deutsche Schriften S. 240 'Dieses wird von den Lateinern Decorum, von denen Frantzosen Galanterie nennen.'

[2] Joh. Burch. Mencke hat auch eine 'dissertatio de decoro' (von der Wolanständigkeit) geschrieben. Als Gegensatz zur Galanterie wurde von einigen Autoren die Pedanterie genannt; vgl. u. a. J. B. Mencke 'Zwey Reden von der Charlatanerie der Gelehrten' S. 151 wo 'Episteln von der Pedanterie und Galanterie der latein. Sprache' erwähnt werden.

[3] Berblinger a. a. O. S. 25.

schon öfter gebraucht aber noch nicht das Lieblingswort der deutschen Dichtung war. 'Es werden', sagt er,[1] 'heutiges Tages unter einem verdammlichen Worte, welches die wollüstigen, um ihren schnöden Lastern dadurch einen scheinbahren Anstrich zu machen, Galanterie nennen, unpartheyisch Urtheilende aber Hurerey und Ehebruch heissen, die abscheulichsten Sünden begangen, weil sie nach dem Wahne der umgekehrten Welt nicht straffbar sind, sondern durch das einige Wort Galanterie zu einer Tugend gemacht werden. Da heisst die verbotene Conversation mit fremden Weibern, und wenn sich der armselige Mann unter das Register der Gedultigen schreiben muss, Galanterie .... Wenn Frankreich vermögend wäre durch seine freien Sitten, Laster in Tugenden zu verkehren und die Teutschen Schandthaten durch französische Benennungen in schöne Dinge zu kleiden, wäre solches das merkwürdigste Land von der Welt: weil es aber tödtlichen Gifft in prächtig scheinenden Schüsseln aufsetzet die abscheulichsten Sünden in einem Galanterie-Habit verkleidet — — — — ist es eine Ruthe und Geissel anderer Völker. — — — — und wer hat doch so viel Böses eingeführt als der Sitz so genannter Galanterie?' Aehnlich äussert sich Zieglers Fortsetzer, der unter dem Dichternamen Pallidor bekannte Georg Christian Lehms.[2]

Hüten muss man sich trotz Thomasius galant mit dem damals gleichfalls beliebten und oft gebrauchten 'polit' und 'politisch' vollständig zu identificieren. Dieses Wort, das seine reiche Geschichte gerade wie der Ausdruck galant hat, kam erst durch Christian Weises 'politische' Werke in Mode. Es bedeutet, gerade wie galant, das den Anforderungen der Gesellschaft entsprechende, jedoch weniger mit Beziehung

[1] Helden-Liebe der Schrifft Alten Testaments, in 16 anmuthigen Liebes-Begebenheiten ..... Leipzig 1734. S. 318 ff. Das Buch ist wie aus der Datierung der Vorrede zu ersehen ist, 1691 geschrieben worden.

[2] Helden-Liebe der Schrifft Alten und Neuen Testaments, zweyter Theil ebenfalls in 16 anmuthigen Liebesbegebenheiten ..... nach der Art Hrn. H. A. von Ziegler-Klipphausen Leipzig 1737. In der Vorrede.

auf das gesellschaftliche als auf das öffentliche Leben.[1] Man wird das am besten verstehen, wenn man sich den Zweck der Weise'schen 'politischen'[2] Bücher vor Augen hält. Sie verfolgten die Absicht, junge Adelige und Söhne vornehmer Familien durch feinen gesellschaftlichen Schliff, durch Anerziehung der gesellschaftlichen Eigenschaften zu gewandten politisch geschickten Staatsmännern zu machen. Holberg lässt zwar ironisch um einen komischen Effect zu erzielen, den politischen Kannegiesser Adam von Bremen, Riemers politischen Stockfisch lesen, will also andeuten, dass es lächerlich sei, dieses Buch in Beziehung zur Politik zu bringen, aber in der That ist 'politisch' nicht von Politik zu trennen, wenn wir auch zugeben, dass hier unverständige Nachäfferei die Bedeutung des Wortes verwischte. Die Tendenz Christian Weises ist jedenfalls von den Schriften Balthazar (oder wie er richtiger heisst Laurent) Gracians beeinflusst. Dieser spanische Jesuit hatte durch seine pädagogisch angelegten Werke 'El Discreto', 'El Politico Fernando', 'El Heroe' u. s. w. die Reihe der damaligen Anleitungen zum Hof- und Staatsleben, der Anweisungen für das bürgerliche und öffentliche Leben eröffnet. Seine Schriften wurden in alle Sprachen übersetzt.[3] Namentlich Frankreich wurde von solchen Uebersetzungen und Nachbildungen überschwemmt. Bald war es 'L'Homme de cour' (Paris 1685), bald 'L'homme universel' (Haag 1724), unter welchem Titel die Gracianschen Schriften Eingang fanden. Ferner gab der Abbé de Bellegarde die 'Regles de la vie civile, avec des Traits d'histoire pour

[1] Vgl. was Thomasius an anderer Stelle über einen politen Mann und über Politik sagt Gemischter Discours, Kleine Schriften S. 233.

[2] In der Vorrede zu seinem 'Neu-Erleuterten Politischen Redner'. . Leipzig 1684 bemerkt Ch. Weise: 'Denn es sind etliche Jahr unterschiedene Bücher in der Welt herumgeflogen, die auf dem Titel die Lieberey des Politischen Redners oder des Politischen Näschers geführt haben; Und da hat kein Hechelmacher, kein Bratenwender, kein Maul-Affe können hingeschmiert werden, er hat müssen Politisch seyn.'

[3] Ins Deutsche wurde u. a. sein 'Hand-Orakel' 1717 von Dr. Müller, und in diesem Jahrhundert von Arthur Schoppenhauer übersetzt. (2. Aufl. Leipzig 1871)

former l'esprit d'un jeune Prince' (Amsterdam 1707) heraus, endlich nicht zu vergessen der von pädagogischer Tendenz durchtränkte Telemach des Fenelon, die alle die Erziehung für das staatliche Leben fördern wollten. Von dieser Tendenz sind Christian Weises Schriften beeinflusst, und insofern kann sein 'politisch' nie mit 'galant' dem rein weltmännischen identisch sein.[1] Der Ausdruck polit endlich, der verhältnissmässig selten verwendet wird, bedeutet wol eine gewisse Glätte und äussere Vollkommenheit der Form, aber ohne wesentliche Beziehung zum gesellschaftlichen oder öffentlichen Leben.

Mit einem Feuereifer, wie sie ihn in Epochen schwacher Production, bei Aufnahme alles Fremdartigen stets bekunden, ahmten die Deutschen, als das galante Wesen bei ihnen einzudringen begann, die gezierten Manieren der französischen Preciösen nach,[2] aber selbstverständlich wie bei jeder Nachahmung, übertreibend und plump, bis zur Carricatur verzerrend. Die Schilderung dieses gesuchten und gespreizten Wesens gehört zu den ergötzlichsten Parthien im 'Discourse' des Thomasius,[3] und der Ausdruck den Scherer gelegentlich

[1] Auch die Franzosen scheiden die Bedeutungen strenge. Vgl. z. B. die Verse die Corneille über den poetischen Wettkampf zwischen Voiture und Benserade gedichtet und in denen er das Urtheil über die Kampfobjekte, die zwei Sonette folgendermassen fällt:

Et pour te dire tout en somme
L'un part d'un auteur plus poli,
Et l'autre d'un plus galant homme.

Lotheisen, Gesch. d. franz. Lit. im siebzehnten Jahrhundert, Wien 1877. I, 199.

[2] Im Museneabinet a. a. O. heisst es:

'Die Welt wird recht galant, Es geht nicht wie vor diesen
Bei neuen Leuten wächst auch eine neue Zeit.
Und mit der alten Art, kommt man jetzt nicht mehr weit.'

[3] a. a. O. S. 42 f. 'Was gehen nun für Galanterien vor. Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfrau oder an deren statt die Magd oder die Katze zu grüssen? Wie viel verliebte Briefe, die man aus zehn Romanen zusammengesucht hat und die mit vielen flammenden und mit Pfeilen durchschossenen Herzen bemahlet sind, werden da abgeschicket, gleich als ob man des guten Kindes affection damit bombardiren wolte? Wie lässt man sich

von Ulrich von Lichtenstein gebraucht, dass er 'eine Episode nach Analogie gelebt habe,'[1] passt trefflich für das Streben der damaligen Gesellschaft.

Am mächtigsten wurde von dieser Bewegung die Litteratur ergriffen, und zu den poetischen Gelegenheitsgedichten für Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, Doctor- und Magisterpromotionen, die damals so im Schwange waren, dass sich, wie Benjamin Neukirch sagt,[2] schon alle Knaben in der Schule damit quälten, zu diesen Dichtungen kam nun auch das gesellschaftliche Gelegenheitsgedicht für Situationen Stimmungen und Verhältnisse, die aus dem vertraulichen Verkehre der Männer mit den Frauen entspringen. Der Dichtkunst wird zugleich ein anderer Wirkungskreis zugewiesen. Während zu Opitz Zeiten 'der Poeterey vornehmster Zweck Ueberredung und Unterricht, auch Ergötzung der Leute'[3] war, wird sie jetzt eine 'galante Wissenschaft[4] politer

sauer werden, eine galante Nacht-Music zu bringen? Wie spielet man mit den verliebten Mienen überall, auch wohl im Gottes-Hause? u. s. f. vgl. dazu die Scene X der Précieuses ridicules. Noch der junge Goethe macht sich in Leipzig über diese affectierte Galanterie lustig, und zwar in den Versen seines Briefes an Riese (30. October 1765. (Hirzels Junger Goethe I. 12.) „Apropos. Hast du nicht gehört? Der Hofrath beklagt sich über den Mangel der Mädgen in Göttingen.

Zu was will er ein Mädchen?
Um die retohrischen Figuren auszuüben.
Und nach der neuesten Art recht hübnerisch zu lieben.
Zu sehn ob die Protase ein hartes Herz erweicht.
Zu sehn ob man durch Regeln der Liebe Zweck erreicht.
Zu sehen ob Mimesis, die Ploce, die Sarkasmen
So voller Reitzung sind wie Neukirchs Pleonasmen
Und ob er in dem Tohne wie er den Ulfo singt
Mit des Corvinus Versen das Herz der Schönen zwingt.

[1] In einer Anzeige im A. f. d. A. I 257.

[2] Herrn v. Hoffmannswaldau u. a. D. Gedichte 1695 I. Vorrede a. a. O.

[3] Martin Opitz' Buch von der deutschen Poeterey (134 a und b). In Braunes Neudruck S. 14

[4] Anfangs-Gründe zur Reinen Teutschen Poesie Jtziger Zeit, Welche der Studierenden Jugend zum Besten und zum Gebrauch seines

Welt', und jeder der in ihr etwas gelten will nicht nur 'die allerhöchsten Häupter Geistliches und Weltliches Standes, sondern auch viele Kriegs-Helden, der Adel und Kern von gelehrten Leuten Bürgerlicher Extraction' widmen sich derselben. Durch ganz Deutschland erschallt jetzt der 'liebliche Gesang teutscher Schwanen', ja die grosse Zahl der Poeten zeigt, 'dass unter dem kalten Klimate von Teutschland, so wol bon esprit als auch bel esprit anzutreffen sey, ob es gleich der neidische und hochmüthige Franzose Bouhours dieser tapferen und politen Nation nicht zugestehen wollen'.[1] Dabei wird

Anditorii .... entworffen Johann Georg Neukirch, Philos Magister et. J. U. C. Halle 1724. S. 1 f.

[1] Eine interessante Erscheinung jener Zeit ist es, dass trotz den überwuchernden fremdländischen Einflüssen auf Gesellschaft und Litteratur, trotz den bewussten von allen Seiten befürworteten Nachahmungen der Franzosen, Italiener und der Antike, ein ganz bedeutendes patriotisches Selbstbewusstsein sich entwickelt und an jeder Stelle nicht nur der selbstständige Charakter der deutschen Litteratur betont wird, sondern auch alle Angriffe auf dieselbe mit Energie zurückgewiesen werden. So hat namentlich Bouhours mit seiner bekannten Aeusserung über die deutsche Litteratur eine wahre Sturmflut von Gegenangriffen, Gegenbemerkungen und Verteidigungen entfesselt und jeder Schriftsteller jener Zeit fühlt in sich den Beruf und die Verpflichtung seinem patriotischen Grimme gegen den französischen Jesuiten Luft zu machen. Eine Zusammenstellung sämmtlicher Stellen würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, so interessant es auch sein mag, den patriotischen Eifer dieser Nachbeter alles Fremden zu beobachten. Als Ersatz genügt vielleicht ein Hinweis auf eine Anmerkung in J. B. Menckes 'Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marktschreierey der Gelehrten' S. 206 f. in der er es eine Charlatanerie der Franzosen nennt 'wenn sie meinen, dass der Franzwein allein vermögend sey so geschickte Köpffe unter ihnen zu erwecken, und daher alle und jede Teutsche vor keine gute Poeten halten.' Er citiert nun eine Reihe von Autoren die ebenfalls dagegen geschrieben, die aber nicht ein Zehnteil der wirklichen Zahl repräsentieren. In Prosa, ja selbst in Versen (z. B. Bernanders Verirrte Musen. Magdeburg u. Leipzig. S. 294) wird gegen den 'Jesuiten' oder 'Goliath' polemisiert. — Scherer macht mich aufmerksam, dass der Verfasser einer Schrift gegen Bouhours, Cramer, der Erzieher Friedrich Wilhelm I. gewesen sei, was so manchen Zug im Charakter des Monarchen, vor allem seine Franzosenfeindschaft gut erklären würde. Vgl. Bresslau und Isaacsohn, Der Fall zweier preussischer Minister (Berlin, 1878) S. 20. 38. Auch bei Lessing klingt noch

vor allem der Gedanke strenge festgehalten, dass die Ausübung der Poesie, oder wie sie Neumeister nennt des 'galanten Studiums' als Erwerbsquelle und Beruf etwas verachtenswertes sei, und sie nur als Zeitvertreib müssiger Stunden gelten darf. Es gibt auch keine Gedichtsammlung jener Zeit, die nicht in der Vorrede diesen Gedanken unzweideutig zum Ausdruck brächte,[1] ebenso wie ihn viele Titel der Bücher schon anzudeuten suchen.[2] Die Poesie soll eben nichts anderes sein, als ein gesellschaftliches Unterhaltungsspiel, das man zur Erheiterung der Damen, zum eigenen Vergnügen, zum Prunken mit geistreichen Einfällen und Komplimenten betreibt. — Im besten Falle kann sie, wie es Christian Weise

die patriotische Erregung gegen Bouhours nach. Hamb. Dramaturgie. 81. Stück (Hempelsche Ausgabe VII S. 392).

[1] Ich will nur eine Stelle anführen: 'Die andere Censure betreffend, so ist es wol an dem, dass die Poesie nicht mehr de pane lucrando ist, und ich will versichern, dass wenn Horatius und Virgilius selbst ihre Leyern anschlügen, sie ebensoviel zur Recompense ziehen würden, als diejenigen, die mit ihren Dudelsäcken einen Schäffertanz auf der Gasse figuriren. — — Und wie sollte es mir zu verdenken sein, wenn ich an eine solche göttliche Kunst einige müssige Stunden spendire? Ich sage mit Bedacht müssige Stunden weil meinen Geschäfften hierdurch nichts abgegangen; sondern alle Couplets nur in Otio, ja grossen Theils beim Spatzierengehen, und Kleider anlegen elaboriret seyn.' Vorrede zu J. C. Heini (so lautet der Name und es ist nicht etwa der Genetiv). Die erste Frucht poetischer Luststunden. — Braunschweig 1709.

[2] Canitz Werke werden 'Nebenstunden unterschiedlicher Gedichte' genannt; Hunold nennt seine 'Akademische Nebenstunden'; Heini 'Früchte poetischer Luststunden'; Christof Kiene 'Poetische Nebenstunden'; Bostel 'Poetische Nebenwerke'; Beccau 'Zulässige Verkürzung müssiger Stunden'; v. Uffenbach 'Gesammelte Nebenarbeit in gebundenen Reden'; J. G. Eccard 'Poetische Nebenstunden'; Hagedorn 'Erlesene Proben poetischer Nebenstunden' u. s. w. Ueber Canitz Nebenstunden bemerkt Beccau (Zulässige Verkürzung müssiger Stunden. Hamburg 1719. S. 113):

'Was mancher Kopf durch Müh und Arbeit nicht erfunden
Hat Canitz schon erreicht in seinen Nebenstunden.'

Noch J. B. Michaelis (Sämmtliche Werke. Erste vollständige Ausgabe. Wien 1791, I 112) macht sich über die Titel 'Zeitvertreib' Einfälle etc. lustig.

will, ein Mittel für den 'politischen Redner' sein, seine Gedanken 'lieblicher' fassen zu können. Die Ansicht, dass die Poesie als Beruf den Mann schände, ist nicht neu. Schon Opitz, der poeta laureatus, sträubt sich gegen die Zumutung Berufsdichter zu sein. Ebenso sagt Heigemann (in Sacers, Reime dich oder ich fresse dich) von der Poesie:

Es ist die Kunst ein schönes Sinnen-Spiel,
Sie ist drum nicht des gantzen Lebens Ziel.

Zum allgemeinen Losungswort wird aber diese Anschauung erst zur Zeit der galanten Lyrik, und ist jedenfalls auf französischen Einfluss zurückzuführen. Im Parnasse reformé S. 56, lässt der Verfasser, Ronsard klagen: 'Ecoutez les, je vous prie, parler ces Messieurs les distilateurs de maximes douces et amoureuses, ils n'ont autre chose dans la bouche que ces paroles: Je me donne au Diable si je suis Poëte, et si je say seulement ce que c'est qu'entouziasme. Je fais des Vers, ils est vrays, mais c'est pour tuer le temps, encore ce sont de petits Vers galants que je compose en me peingant.' — — — Christian Weise geht schon weiter. Er meint dass die Poesie nur dann aestimiret werde, wenn der Mann etwas anders da neben, davon er sich bei Mitteln und Respekt erhalten könne, sei, er erzählt dass Schottel, Harsdörffer, Hoffmannswaldau und viele andere ihre Charakter und ihre Einnahmen hatten und alle diese Dichter bewiesen haben, dass sie neben den Versen was höhers und ansehnlichers studiert hätten.[2] Die Poesie berechtige so wenig zu einem Vorzuge vor den anderen, als ein Zimmermann seiner schönen Axt wegen das Meisterrecht verdiene. Dagegen sei die Poesie sehr willkommen wo sie gesellschaftlichen Zwecken dienen könne. Man lerne mit der Poesie den Leuten gefällig sein, dass man in allerhand Glücks- und Unglücksfällen der angeführten Gewohnheit nach etwas gedruckt oder geschrieben übergeben könne[7] seine und anderer Affecten vergnügen und

[1] Wie anders doch der ehrliche Moscherosch:
'Ein jeder mag sein Handwerk loben
Doch schwimmt die Feder allzeit oben.'

[2] C. Weise, Curiöse Gedanken von Deutschen Versen, S. 13 ff.

[3] Diese Dichtung war nun aber bei den galanten Dichtern

drittens lernt man endlich zu eigener und fremder Belustigung in den Nebenstunden aufsetzen, es mögen gleich Epigramme, Sonette, Madrigale, Gespräche, Briefe und dergleichen Inventionen sein.

Dieser dritte Zweck führt uns zur galanten Dichtung, die keine andere Praetension hatte, als zum eigenen Vergnügen und dem der Damen, geistreich und komplimentierend die Zeit zu vertreiben. Daher gehören auch zu einem galanten Dichter, wie Benjamin Neukirch im Vorworte zu seiner Sammlung der Gedichte des Herrn v. Hoffmannswaldau, das wir als Programm der galanten Dichterschule ansehen dürfen, bemerkt, 'feurige und aufgeweckte Gemüther, welche in der Galanterie sehr wohl erfahren, im erfinden kurz, in der Ausarbeitung hurtig und in allen ihren Gedanken seltzam seien'. Er rät den Dichtern ja zu keiner anderen Zeit zu dichten, als wenn sie gerade Gelegenheit und Bedürfniss haben, und dass sie keine andere Stunde damit verlieren als diejenige, die sie zu ihrer Erholung ausgesetzt hätten.

Schon aus diesen Bemerkungen lässt sich schliessen, wie weit sich das Gebiet der galanten Dichtung erstreckt, und was wir unter dieser Bezeichnung zu verstehen haben. Allein der Gebrauch dieser Benennung ist schwankend, und diese wird bald für eine Gattung, bald aber allerdings seltener, für die meisten poetischen Producte jener Zeit — von bestimmten Ausnahmen abgesehen — ohne Wahl verwendet. Für Hoffmannswaldau und Lohenstein wird sie erst durch Benjamin Neukirch eingeführt, während diese selbst, wie schon erwähnt, sie nicht zu kennen scheinen. Neumeister scheut sich nicht in seiner Poetik[1] Opern, sogar

---

nicht sehr in Ehren, und Menantes (Hunold) nennt sie einmal geradezu 'Lumpenzeug'. Vgl. die Vorrede zu dessen galanten Verliebten und Satyrischen Gedichten. Hamburg 1704. Ich will schon bei dieser Gelegenheit bemerken, dass diese citierte Gedichtsammlung, die Goedeke nicht kennt, nur die zweite unveränderte Auflage der von ihm genannten Ausgabe 'Die edle Bemühung müssiger Stunden', Hamburg 1702, ist. — Die Ausgabe von 1704 hat aber noch einen zweiten Band der der ersten fehlt.

[1] Die Allerneueste Art zur Reinen und Galanten Poesie zu ge-

geistliche Lieder dazu zu rechnen, während z. B. Hunold wol der fruchtbarste Schriftsteller der ganzen Richtung, auch seine historischen Fabeleien dazu zählt. Erst der Hallische Magister Johann Georg Neukirch [1] versucht es, den Begriff nach der formalen Seite wenigstens zu begrenzen. Nach seinen Angaben sind als galante Gedichte die in einer der folgenden Formen gedichteten zu betrachten: 1) Sonette, 2) Madrigale, 3) Epigramme (und Grabschriften), 4) Anagrammata, 5) Oden, Ringel-Oden und Pindarische Oden, 6) Cantaten, Serenaden, Pastorellen und Oratorien, und 7) Poetische Briefe, wenn er auch gestehen muss, dass im 6. Theile der Hoffmannswaldau'schen Gedichte, in Benjamin Neukirchs Sammlung, — so wollen wir die grosse Anthologie zum Unterschiede von Hoffmannswaldaus eigenen Gedichten, Bresslau 1679 und 80, von nun an bezeichnen — und in den poetischen Schriften des Menantes, noch eine grosse Anzahl anderer Gedichte als galant bezeichnet werden.

Auch in Frankreich wurden für die galante Dichtung diese Formen verwendet, und die poetische Production des Hôtel Rambouillet beschränkt sich noch mehr, indem sie hauptsächlich das Sonett, Madrigal, den Poetischen Brief und das Epigramm, und seltener eine andere Form, z. B. das Rondeau vorzuziehen pflegt.

J. G. Neukirch hat also die allgemein gültigste Anwendung, mit glücklicher Hand, trotz dem verwirrenden Ge-

---

langen .... ans Licht gestellet von Menantes. Menantes ist aber nur der Herausgeber und nicht, wie Wackernagel in seiner Geschichte des deutschen Hexameters (Berlin 1831) S. 56 meint, der Verfasser. Das geht nicht nur aus dem Buche selbst, das z. B. auch viele Gedichte die unter Neum. Namen gedruckt wurden, enthält, sondern auch aus der Vorrede des Menantes, und ebenso aus den Angaben in den 'Geheimen Nachrichten und Briefen d. Herrn Menantes Leben und Schrifften' (Cöln 1731) S. 100 f. unwiederleglich hervor. — Ebenso falsch ist Wackernagels Angabe, dass diese Poetik erst nach Menantes Tode gedruckt wurde, da die erste Auflage schon 1707 herauskam und Menantes erst 1720 in Halle starb. Wir citieren hier nach der zugänglichern zweiten Auflage aus dem Jahre 1722.

[1] a. a. O. S. 837 ff.

brauche der Bezeichnung herausgegriffen und auch unsere Untersuchung nimmt diese Verwendung zur Grundlage. Es lag ja im Wesen der Salonlitteratur, die meistens für die augenblickliche Lektüre oder als Improvisation für den augenblicklichen Vortrag bestimmt war, hauptsächlich die Formen der poetischen Kleinkunst vorzuziehen, und nicht die kleinen Einfälle und geistreichelnden Gedanken mit dem schwerfälligeren anspruchsvollen Apparate der umfangreicheren Dichtungsformen wie Epos, Drama und Roman in Verbindung zu bringen.[2] Dass die technische Arbeit den Dichtern nicht zu leicht werde, ist durch die Auswahl der genannten Dichtungsgattungen aus dem reichen Formenschatze der Lyrik gesorgt worden, denn gerade diese stellen in formaler Beziehung oft recht bedeutende Anforderungen, die, wie wir sehen werden, von der Poetik jener Richtung noch bedeutend erschwert wurden. J. G. Neukirch[3] hält diese Formen für schwieriger, obwol einige nur 4—6 Zeilen enthalten. 'Denn keiner wird solche wohl zu machen sich einer Fähigkeit rühmen können, so er nicht in den vorhergehenden gemeinen Gedichten dazu guten Grund geleget, einige Fertigkeit in der Erfindung, Eintheilung und Ausführung erhalten und sonderlich durch die Adjection, Variation und Allusion eine Sache deutlich, geschickt und lebhafftig vorzustellen das Vermögen besitzet: denn ein so

[1] An der schon erwähnten Stelle des Parnasse reformé S 56 werden den galanten Dichtern die folgenden sehr bezeichnenden Worte in den Mund gelegt. 'Je laisse aux Poetes de profession tout ce grand attirail de fiction et de termes empoulez, je m'arrête seulement aux expressions tendres et delicates, et je croy, Dieu me damne, avoir attrapé cet Air de Cour, dont la manière badine dame le pion à la gravité des Sçavans.'

[2] Auch der mächtige Strom des französischen Dichtung scheidet sich seit Ronsard und Malherbe in zwei verschiedene Arme, in 'le Galant' und 'le Soutenu'. In letzteren wurde die dramatische, didaktische und umfangreichere epische Litteratur aufgenommen, während der erstere den poetischen Kleinkram, die erotische und witzige Gesellschaftsdichtung enthielt. Im Parnasse reformé, S. 55, sagt Ronsard: '— — — au lieu de cette noble fureur qui enfantoit autrefois les grands Ouvrages, on ne voit plus maintenant qu'un emportement ridicule qui ne produit que de bagatelles.'

[3] a. a. O. S. 838 f.

kurtzes Gedichte erfordert mehr Mühe, Geschicklichkeit, Kunst und Nachsinnen als ein Carmen von einem gantzen Bogen.'

Doch die Form kann hier bei weitem nicht als das einzige Unterscheidungszeichen zur Einreihung in die Gruppe der galanten Lyrik gelten. Gefühlt hat dies auch J. G. Neukirch und in der Vorrede zu seiner Poetik motiviert er die selbständige Behandlung dieser Gruppe mit folgenden Worten: 'Diesen galanten Gedichten, habe mit Fleiss eine besondere Betrachtung gewiedmet, weil sie bald in dem generi versuum, bald in der Invention, Disposition und Elocution, bald in dem Schlusse etwas besonderes haben, welches mit den sonst üblichen Gedichten auf Promotiones, Vermählungen, Geburtstage, Todesfälle, Einzüge u. d. gl. keine sonderliche Gemeinschafft hat.' Aber über diese allgemeine Empfindung ist er nicht hinausgekommen, und so ist es möglich, dass er selbst in den Beispielen bei den einzelnen Dichtungsformen oft bedenklich pietistisch angehauchte Ergüsse als Proben galanter Lyrik giebt.[1]

Zu den wesentlichen Kriterien gehören vielmehr der bestimmte Stoffkreis der Dichtung, die bestimmte von den damaligen socialen Verhältnissen und Anschauungen der galanten Welt beeinflusste Tendenz derselben, sodann der epigrammatische Charakter der Dichtung, — epigrammatisch in dem Sinne, dass wir die meisten Gedichte jener Gattung als Aufschriften zu einer gegebenen, meist fingierten Situation betrachten müssen.[2] Ferner abwechselnd

---

[1] Z. B. bei den Oden S. 878:

'So hab ich Ruh, doch weil die Sünde noch
Wie zäher Leim an meinem Fleische klebet
So gib, dass ich zerbrech ihr schweres Joch
Damit mein Herz nach deinem Willen lebet
Denn dieses stösst den Seufzer noch von sich
Erbarme dich.'

[2] Vgl. über die Bedeutung der epigrammatischen Darstellungsform für die Gelegenheitspoesie, Scherers Deutsche Studien I (Sitzungsberichte der Phil.-hist. Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. LXIV S. 331).

mit dem epigrammatischen Charakter die innerhalb der verschiedenen Formen mehr oder minder festgehaltene briefliche Darstellungsweise und endlich das wesentlichste Erfordernis, die witzige, geistreiche Pointe und das Kompliment, oder das was die poetische Terminologie jener Zeit mit dem Worte 'nachdenklicher Schluss' bezeichnet. Zu diesen kommt erst minder bedeutungsvoll, wenn auch wichtig genug, die Form die gerade bei der galanten Dichtung manche Neuerung gegenüber dem von früher her bekannten Schema aufzuweisen hat.

Dieses sind im wesentlichen die Kriterien für die galante Dichtung, und zum grössten Teil waren sie von den Autoren und Herausgebern jener Zeit, meistens bei Einreihung ihrer poetischen Werke in die Rubrik galante Gedichte berücksichtigt worden. Identisch mit den galanten Gedichten sind die 'verliebten Gedichte' in den Sammlungen jener Zeit, nur dass hier mehr Empfindung, dort mehr Geist und Witz den Grundton angeben, also etwa den Unterschied repräsentieren, den die Franzosen in der gleichzeitigen Litteratur zwischen 'tendre' und 'bel-esprit' machen.[1]

Verkehrt wäre es aber, diese Dichtung der der sogenannten zweiten schlesischen Schule vollständig gleichzustellen. Denn, abgesehen davon, dass die vielen Hochzeit-, Begräbnis-, Fest-, Einzugs- und allerlei Gratulationsgedichte, ebenso die Poesien, die in sklavischer Demut und Kriecherei die Fürsten und Grossen besangen, nie zur galanten Dichtung gerechnet wurden, und namentlich die Satire, die sich unter Boileaus Einfluss stark entwickelte, dem Wesen der g. Lyrik gerade entgegensteht, — kann schon desshalb von einer Identificierung mit der vom Marinimus so sehr beeinflussten Schule nicht die Rede sein, weil eine Reihe der galanten Dichter wie Canitz, Johann Burch. Mencke (Philander von der Linde), Benjamin Hancke, Besser, Günther, Woltereck, Heini und

[1] Eine Scheidung nach diesen Richtungen hin, war selbst bei den schöngeistigen Damen der französischen Gesellschaft durchgeführt. Ihr Gesammtname war 'precieuses', sie theilten sich aber 'galantes' und 'spirituells', je nachdem sie empfindsam waren, oder durch Esprit glänzen wollten. Vgl. Callsen a. a. O. S. 21.

viele andere, später selbst Benjamin Neukirch, zu den entschiedenen Gegnern derselben gehören. Vielmehr sind innerhalb der galanten Lyrik zwei Strömungen zu bemerken, die Marinistische, der Hoffmannswaldau, Lohenstein, Amaranthes (Corvinus), Talander (Bohse), H. v. C. E., Celander (Johann Georg Gressel?), Assig, Hans von Abschatz, Menantes, Beccau, Musophilus, Benjamin Neukirch in den meisten seiner Gedichte, und viele kleinere Dichter der Neukirchschen Sammlung angehören, und sodann die Gegner derselben, die zum Theil oben genannt sind. Zwischen beiden Gruppen steht noch eine dritte, die einerseits die volkstümliche Tradition der ersten schlesischen Schule fortsetzend, sich auch schon an Hoffmannswaldau anlehnt, z. B. Erdmann Neumeister, Leander aus Schlesien (Gottlieb Stolle), H. Mühlpfort (nur mit einigen in der Neukirch'schen Sammlung enthaltenen Gedichten hierher gehörig), Johann Georg Neukirch und eine Reihe niedersächsicher Poeten,[1] anderseits in der Art von Christian Weise der derberen volkstümlichen Gattung sich anschliesst. Alle Schattierungen der galanten Dichtung haben aber, wie sehr sie in ihrer poetischen Technik und in ihren Mitteln auseinandergehen mögen, die obengenannten charakteristischen Eigenschaften meistens gemein.

Die zeitliche Umgrenzung für die Geschichte unserer Gattung ist daher nicht die gleiche wie die der zweiten schlesischen Schule, wenn auch ihr Anfang mit dem Auftreten dieser zusammenfällt. Ihr Verfall beginnt mit dem Erscheinen

[1] Davon, dass man bei letzteren schon damals den Einfluss der Schlesier bemerkte, giebt eine polemische Bemerkung von Hunold Kunde. In der Vorrede zu seinen Gedichten (Galante Verliebte und Satyrische Gedichte. Hamburg 1704. Vorrede zum zweiten Theil, die mit der des ersten zusammengedruckt ist) bemerkt er folgendes. 'Dass er (ein Unbekannter) dabey gesaget, wir, worunter er die Herren Nieder-Sachsen verstehet, hätten nichts schreiben können, wo uns nicht die drey Theile von Hoffmanns-Waldauischen und anderer auserlesenen Gedichten darzu Anleitung gegeben, will ich nicht vor absurd halten, weil des Herrn von Hoffmannswaldau und etlicher anderer galante Sachen, einem Anfänger allerdings nützlich.'

der dreibändigen Gedichtsammlung von Menantes,[1] der in Halle unter dem Einflusse von August Hermann Francke als reuiger Sünder mit dieser Anthologie die Zeit eines nüchternen Pedanten Gottschedischer Art beginnen will, sie ist ganz verschwunden bei dem Erscheinen der Bernanderischen Sammlung,[2] in der schon fast gar kein Dichter unserer Schule vertreten ist; wogegen J. J. Schwabe, Gottsched, die Neuberin, der jüngere Mencke, J. V. Pietsch die Zeit der philiströsen nüchternen Dichtung, — der selbst der nicht reizlose marinistische Wortprunk fehlt, — eröffnen.

[1] Auserlesene und theils noch nie gedruckte Gedichte unterschiedener Berühmten und Geschickten Männer zusammengetragen und nebst seinen eigenen an das Licht gestellt von Menantes. I. Bd. I.—X. Stück. Halle 1718. II. Bd. XI.—XX. Stück. Halle 1719. III. Bd. XXI.—XXVII. Stück. Halle 1720.

[2] Bernanders Sammelung Verirrter Musen / Darinnen Theils zerstreuete, theils noch ganz ungedruckte Jedoch auserlesene Gedichte Verschiedener berühmten und geschickten Persohnen / Nebst seinen eigenen. Magdeburg und Leipzig o. J. (1735? Da die Widmung an A. von Hagen vom 1. Januar 1735 datiert ist). Bernander ist ein Pseudonym für Gottfried Behrndt aus Eichenbarleben.

II. CAPITEL.

## INNERE FORM.

Der bestimmte Stoffkreis, und der bestimmte gesellschaftliche Charakter geben, wie wir im ersten Capitel erwähnt haben, der galanten Lyrik ihr eigenartiges Gepräge. Nach beiden Richtungen hin unterscheidet sie sich von der übrigen Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts, von der vorhergegangenen ebenso wie von der mit ihr gleichzeitig entstandenen. Von jener trennt sie der weibliche, weichliche Charakter,[1] der sich spurweise schon gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zeigte, aber erst jetzt zum vollen Ausdruck gelangt; von dieser die Stoffe, die hier behandelt werden. Dagegen zeigt die galante Lyrik ganz merkwürdige Analogieen mit einer zu jener Zeit längst vergessenen in ihren litterarischen Wirkungen kaum gefühlten Periode deutscher Dichtung, der des — Minnesangs. Wir wissen, dass die Bezeichnung für gesellschaftliche Geschicklichkeit und das den Anschauungen der guten Gesellschaft entsprechende, das oft gebrauchte 'hövisch' jener Zeit, einen französischen Ausdruck der schon vorher gäng und gebe war, das Wort 'courtois' wiedergiebt, und dass dasselbe eine ähnliche Bedeutung im damaligen gesellschaftlichen Leben hatte, wie unser galant im Ausgange des siebzehnten und

[1] Ebenso in Frankreich. 'Leur (der galanten Dichter) stile qu'ils appellent tendre et coulant a rendu la Poësie toute molle et effeminée', heisst es im Parnasse reformé, S. 55.

Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Wir wissen, dass das höfische Leben in Deutschland seine Formen und zahlreichen Redewendungen sich aus Frankreich holte, dass ein grosser Teil der damaligen Terminologie für das sociale Leben, für das Turnier eben so gut wie für die Tänze, für die Kleidung so gut wie für die Konversation, französischen Ursprung hatte, und dass ganz wie in der von uns behandelten Zeit, französisches Wesen und Nachahmung der Franzosen im geselligen Verkehr unbedingte Erfordernisse für jeden waren, der nicht als 'törperlich' (vilain), sondern als 'hövisch' gelten wollte. Die Vorliebe für das Fremdwort und die fremdländische Redewendung, deren Gebrauch die feinere Bildung andeuten soll — ich erinnere nur an das 'gestrîfelt tiutsch' (Thomasin v. Zirclaere) — ist gleichfalls beiden Zeiten gemeinschaftlich, und um der Mode zu entsprechen, musste die Literatur, damals so gut als zur Zeit der galanten Poesie, sich Formen und Stoffe aus Frankreich holen.[1] Allein nicht nur in der Abhängigkeit vom fremden Wesen — das übrigens weder der Minnedichtung noch der galanten Lyrik zum Schaden gereicht hat — sondern in einem viel bedeutenderen Faktor, im gleichen Verhältniss des Dichters zur Frau, tritt die Analogie besonders deutlich zu Tage. Die galante Lyrik besitzt ganz wie die Minnedichtung ihr Frauenideal, und beide fliessen über von Verehrung der Frau. Wie sehr auch die täppischen Frauenhuldigungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts von der herrlichen Liebesdichtung des deutschen Mittelalters sich unterscheiden, wie sehr die Anbetung des Weibes, die ideale Galanterie bei den Minnesängern von der rohsinnlichen lüsternen Art der galanten Dichtung sich abhebt, in der Tendenz, in der Unterordnung

[1] Vgl. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche. Basel 1846. S. 193 ff. In der Zeit der galanten Lyrik herrscht übrigens das Fremdwort mehr im gesellschaftlichen Verkehr und in der Prosalitteratur als in der Dichtung, ja es macht sich sogar wie wir noch sehen werden, gegen den Gebrauch desselben in der Poesie, eine Opposition geltend, die allerdings den oft renommistischen Prunk mit Fremdwörtern nach Art des Gottfried von Strassburg nicht hindern kann.

des Mannes unter die Herrin des Herzens in der — wenn auch oft nur litterarisch fingierten — Hingebung und Opferwilligkeit für die Geliebte, sind beide Zeiten einig. — Jene opferfreudige Ergebenheit für die Angebetete, die uns selbst in der karrikierten Erscheinung eines Ulrich von Lichtenstein mitleidige Sympathie abzwingt, hat zwar nicht im Leben, wol aber in der Dichtkunst der Lyriker unserer Schule, ihre Seitenstücke.

Die Schilderungen die uns über das Liebesleben der Troubadours und der deutschen ritterlichen Dichter erhalten sind, das bei allen localen Verschiedenheiten einen fast internationalen Charakter hatte,[1] die Darstellung des Verhältnisses zwischen Dichter und Frau erinnern, in mehr als in einem Punkte an das Leben des Hôtel Rambouillet,[2] und das Zerrbild desselben: das Leben der deutschen galanten Welt. In letzterem überwuchert allerdings der Formalismus den freien leichten Geist, der in Frankreich zum Teil ungestört bleibt,[3] aber gerade dieser Schwulst ist so wichtig für das Verhältnis zur Frau und Gesellschaft, dass man auf diesen unsere moderne Höflichkeit zurükführen kann.[4] In beiden Perioden ist die Liebesdichtung Konversationspoesie, und im Ausdruck und in der Form wesentlich von der gesellschaftlichen Galanterie und den Gesetzen des gesellschaftlichen Verkehrs abhängig. In beiden ist sie der Stoff gesellschaftlicher Unterhaltung, und hier wie dort sind die sittlichen Ideale der Dichter, mit der durch die Verschiedenheit der socialen Verhältnisse bedingten Differenzierung, dieselben.

Wenn nun Schritt für Schritt ein Vergleich der Minnedichtung mit der galanten Lyrik neue gleichartige Momente

---

[1] Vgl. z. B. Ferd. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationallitteratur. Berlin 1859, S. 11 ff.

[2] 'Die sociale Voraussetzung der Litteratur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts war der aristocratische Salon'. Scherer: In der Geschichte des Elsass. I[1] 138.

[3] Bischof P. D. Huet d'Avrauches sagt in seinem Werke, De l'origine des Romans S. 161: 'La politesse de notre galanterie vient de la grand liberté dans laquelle les hommes vivent avec les femmes.'

[4] Scherers Litteraturgeschichte S. 358.

zu Tage fördern kann, so ist dagegen die Differenz zwischen letzterer und der ihr unmittelbar vorhergegangenen Epoche der Volksdichtung sowie der von dieser beeinflussten Kunstlyrik eine bedeutende. Das Volkslied steht in einem feindseligen Verhältnisse zur Frau. Die Ehestandslieder in den Sammlungen volkstümlicher Lieder haben fast zum ausschliesslichen Inhalt die Verhöhnung der Frau, Zweifel an ihrer Treue, Lob des Junggesellenlebens, stetes Bedauern der Ehemänner über ihre Heirath u. s. w.[1] Nur vereinzelt sind volkstümliche Lieder jener Zeit zu finden, die eine wirklich schwärmerische Verehrung für die Frau als solche zeigen, es müssten denn die unwahren süsslichen Schäferlieder sein, die durch Annahme des Kostüms eine sentimentalere Stimmung zulassen.[2]

Nur in diesen ist noch die volle Hingebung für die Geliebte zu finden, während sonst, sogar das Werben des Mannes um die Frau immer seltener wird.

Das bekannte oft citierte Sonett:

---

[1] Vgl. unter anderen die bei Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts Leipzig 1860 abgedruckten Ehestandslieder.

[2] Es ist bei diesen Liedern sehr schwierig zu unterscheiden ob wir es mit Rollen- oder Maskenliedern zu thun haben, und selbst bei genauer Untersuchung des einzelnen Falles lässt sich nicht immer ein bestimmtes Resultat erzielen. Mitunter, wenn auch nicht oft, wird die Rolle consequent eingehalten, so z. B. im Liede: Corydon schätzet sich glückselig, dass ihn Galamelite in seiner Hütte besucht.

'Mein Coridon / aber du musst hier nicht naschen;
Du bist ein Bauer und ein Schäfer-Knecht
Du hast dich lange nicht hiezu gewaschen
Du hältst dich nur schlecht und recht.'
u. s. w.

In einer vorhergehenden Strophe heisst es:

'Ich bin ja im meisten nicht würdig der Ehre
Dass eine solche Mensch-Göttin
In meine geringe Behausung einkehre
Der ich ein schlechter Hirte bin.

Leucoleons Galamelite/ Oder allerhand keusche Lust- und Liebeslieder ..... Frankfurt a. M. S. 63 u. 61. (In Hamburg auf der Stadtbibliothek.)

'Ist Lieb ein Feuer und kann das Eisen schmelzen
Bin ich voll Feuer und voll Liebespein
Wovon mag doch der Liebsten Hertze sein,
Wenns eisern wäre so würd es mir erliegen
Wenns gülden wäre so würd ichs können biegen
Durch meine Gluth. — — — —[1]

das zu den schönsten Liebeswerbungen der deutschen Dichtung gehört, könnte eine Ausnahme bilden, wenn es nicht von — Sybilla Schwarzin, der jugendlichen Zeitgenossin des Opitz wäre.

Unter den 'Nonnenliedern' behandeln alle die Sehnsucht des Mädchens nach einem Mann:

Viel lieber möcht ich einen Knaben
Als eine graue Kappen haben.

und alle sind von Weltfreudigkeit und der heissen Sehnsucht aus dem Kloster zu kommen, erfüllt. Dieses Motiv geht nun allerdings sehr weit zurück, da schon in einem Kapitular Karl des Grossen im Jahre 789 ein Verbot gegen die 'Winnelieder' der Nonnen erlassen wurde.[2] Auch die Limburger Chronik brachte Lieder mit gleicher Tendenz. 'In derselben Zeit (1359)' heisst es da 'sung und pfiffe man diess lied':

'Gott geb ihm ein verdorben jar
der mich macht zu einer nunnen
und mir den schwarzen manttel gab
den weissen rock darunten!'

'Soll ich ein nun gewerden
den wider meinen willen
so will ich auch einen knaben jung
seinen kummer stillen.'

---

[1] Vgl. dazu die Verse eines galanten Dichters des Hanns Assmann von Abschatz:
'Könnt man für Liebe sterben, wär ich längstens kalt und todt,
Sollte sie ein Feuer heissen, wär ich längstens Asch' und Koth:
Doch ist sie kein Tod zu nennen, woher fühl ich solche Schmerzen?
Und ist sie kein brennend Feuer, was kocht so in meinem Hertzen?'
Poetische Uebersetzungen und Gedichte. Bresslau 1704 S. 255.

[2] Vgl. Uhland Schriften III 466 Anm. 2. — Müllenhoff, Z. f. d. A. IX 129 giebt, gegen Wackernagels Litteraturgeschichte S. 38, den Charakter des 'winileod' als Lieeslibed nicht zu, glaubt aber ebenfalls,

Ähnlichen Inhalt haben auch ältere Volkslieder,[1] und in Niklaus Manuels Barbeli ist dieses Motiv in dramatisch dialogischer Form behandelt worden. Zur breiten Entfaltung kommt es jedoch erst in der Lyrik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und der Wunsch des Mädchens trotz der Mutter zu heiraten,[1] die Klage der Nonne, dass sie allein zu Bette gehen müsse,[2] oder dass sie nicht gerne Gerste

---

dass sie 'ebenso oft erotischer Natur und erotischen Inhaltes waren, als die jüngeren Volkslieder'.

[1] Dagegen kenne ich in der ganzen Volks- und Kunstdichtung nur ein einziges Lied, das, wol parodistisch, den umgekehrten Fall behandelt, wo der Sohn heiraten möchte und die Mutter es nicht zulässt. Es heisst 'die Veruneinigung zwischen Mutter und Sohn'. Es beginnt:

> 'Meine Mutter wil nicht haben, dass ich zeitlich freyen soll
> Denn sie meinet solchen Knaben, thuts ein ander mal noch wohl
> Aber ich denk auf die Freyte
> Lieber Morgen wärst du heute.'

Das ganze Gedicht findet sich in einer Liedersammlung aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, betitelt 'Jungfern und Junggesellen Lust'. Das Titelblatt fehlt, und der Titel ist nur aus dem Blattweiser ersichtlich. Zahlreiche Momente sprechen dafür, dass wir es hier mit einer bisher unbekannten Sammlung Weisischer Gedichte zu thun haben. Von den einunddreissig Liedern des Büchleins habe ich bisher zwölf als Weisesche festgestellt, die übrigen, ebenso das ebenerwähnte sind ganz im Stile Christ. Weises gehalten, und endlich spricht dafür noch der Umstand, dass diese Sammlung bei Felsecker in Nürnberg gedruckt ist, aus dessen Officin noch manche Weisesche Werke herausgekommen sind. Ich werde über diese Frage ausführlicher handeln in meinen Untersuchungen über das Fortleben des Volksliedes im siebzehnten Jahrhundert. (Das Exemplar liegt auf der königl. Bibliothek in Berlin. Aus Meusebachs Sammlung, Sign. Gd. 5131.

[2] Das ἔγω δὲ μόνα κατεύδω in Sapphos Mädchenklage ist selbst in den Volksliedern unseres Jahrhunderts nicht ausgestorben. Die erste Strophe eines Volksliedes 'Die Nonne' betitelt, lautet:

> 'Vater ist mir nicht geschaffen
> Für mich eine Männlichkeit?
> Soll ich stets alleinig schlaffen
> In dem Bett der Einsamkeit?
> Soll ich in mein jungen Jahren
> Ein so rauhe Kutten tragen
> Die mein Busen wetzet hin?

Die siebente und letzte Strophe lautet:

esse (wol eine mit Beziehung auf die gewöhnliche Klosterkost gemachte Umschreibung) gehört zu den stehenden Wendungen in der Liederdichtung jener Zeit. In den Volksliedern späterer Zeit, namentlich in denen mit Neidhardischen Motiven, droht die Mutter der liebessüchtigen Tochter mit dem Kloster, oder dass sie ihr keinen Mann geben werde, und dem Mädchen dagegen gefällt stets das Ehestandsleben besser als das Klostergehen. Dieses direkte und indirekte Entgegenkommen wie es hier die Frau gegen den Mann zeigt, lässt sich nun in den Mönchsliedern nicht finden, trotzdem sie ebenso oft von Weltfreude überschäumen, allerdings nur der des Bauches und der Kehle.

Nicht anders ist es in einem grossen Teile der Kunstpoesie des siebzehnten Jahrhunderts[1] soweit sie nicht Schäfer-

---

Vater lass mich Gnade finden
Seht nur meine Jugend an!
Lasst doch eure Gedanken sinken,
Und gebt doch mir einen Mann.
Wenn ich ohne Mann muss leben
Will ich lieber mein Geist aufgeben
Wär' das nicht eine harte Pein?
Vater gebt den Willen mein!

Drey neue Lieder. Das Erste: Die Nonne. Vater! ist mir nicht geschaffen? etc. Das Zweyte: Ein Pfannenflicker der's versteht etc. Das Dritte: Die Geduld. Du ringst, o Mensch! vergebens etc. Gedruckt mit Geduld. (Enthalten in einer Sammlung fliegender Blätter aus diesem Jahrhundert meist aus dem Jahre 1826. Aus Massmanns Bibliothek. Jetzt in meinem Besitz.)

[1] In der volkstümlichen Lehrprosa aus dem Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lässt sich die häufig auftretende frauenfeindliche Gesinnung auf viel ältere Quellen zurückführen, u. a. auf den vom Kirchenvater Hieronymus verfassten Tractat 'contra Jovinianum'. Dazu kommt nun allerdings viel eigenes dazu. Aegidius Albertinus (Lucifers Königreich und Seelengejaidt, ed. von Liliencron. Stuttgart o. J. S. 226) analysiert das Wort 'Venus' als 'halb Latein vnd halb Teutsch: nämlich vae vnd Nuss.' Auch Hippolyt Guarinonius hat in seinem 'Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts' (Ingolstadt 1610) eine ähnliche Etymologie gemacht. In der dramatischen Litteratur hat z. B. Schonaeus in seinem 'Terentius Christianus' (Antwerpen 1598) oft wahre Ungeheuer von Frauen geschildert. Besonders drastisch ist der Prolog zu 'Cunae' S. 127.

lyrik, sondern eine mit den volkstümlichen Strömungen vertraute Dichtung ist, wie z. B. das sogenannte Gesellschaftslied. Wenn der Dichter sich aber dennoch zu einer Huldigung der Frauenschönheit oder einer Werbung herbeilässt, so folgt meistens gleich eine Parodie zur Abschwächung der Wirkung. Besingt Opitz Amor als den 'Gott der süssen Schmertzen', so nennt ihn Homburg (Schimpff- vnd Ernshaffte Clio I Jena 1642) in der 'Parodia' dieses Liedes einen 'grimmen Menschen-Würger'. Wenn Grefflinger[1] in einem Liede seine 'vortreffliche schöne und tugendbegabte Jungfrau' besingt:

'Gelbe Haare güldne Strücke
Tauben-Augen Sonnen-Blicke
Schönes Mündlein von Corallen
Zähnlein die wie Perlen fallen'

so klingt gleich ein 'Gegen-satz in derselben Melodey' nach:

'Graues Haar voll Läus und Nisse
Augen voll Schablack und Flüsse
Blaues Maul voll kleiner Knochen
Halb verrost und Halb zerbrochen.'

Diesem Tone, dieser fortwährenden Herabsetzung der Frau dankt Grefflinger seine Popularität, von der Reste noch bis auf unsere Tage sich erhalten haben,[2] und von seinen zahlreichen Liedern sind für die volkstümlichen Liedersammlungen aus dem dritten Viertel des siebzehnten Jahr-

[1] Seladons weltliche Lieder. Nebst einem Anhang Schimpff und Ernsthaffter Gedichte. Frankfurt am Main 1651.

[2] Grefflinger hat viel länger fortgelebt als man anzunehmen gewöhnt ist, und ich vermisse in der sonst verständnissvollen Monographie über G. von W. von Oettingen (Quellen u. Forsch. XLIX) den genauen Nachweis dieses Punktes. In zahlreichen Volksliederbüchern sind einzelne seiner Lieder zu finden, und noch in unserem Jahrhundert findet sich in einem im Jahre 1846 erschienenen Volksliederbuch (bei Breitkopf und Härtel) ein Lied von Grefflinger. Dem Herrn Prof. R. M. Werner danke ich die Mitteilung, dass Gr. auch im vorigen Jahrhundert geschätzt wurde. In einem ungedruckten Briefe Bretschneiders an Nicol. Usingen vom 18. August 1773 werden Georg Grefflinger und einige seiner Werke genannt. 'Er scheint mir gewiss nicht der schlechteste seiner Zeit zu sein' bemerkt dort Bretschneider. (Der Brief befindet sich in der grossen Briefsammlung aus dem Nicolaischen Nachlasse.)

hunderts zumeist die weiberfeindlichen ausgesucht worden. Wenn der Dichter nicht selbst die Parodie macht, so wird sie flugs von einem Anderen dazu gedichtet. Zu einem Liede Joh. Christian Görings [1] — eines jetzt gänzlich unbekannten um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sehr populären Dichters —

Liebste Seele meiner Seelen
Schönste Phillis deren Strahl
Bringt bis an die Götter Saal,
Sonne meiner Herzens Höhlen
Siehe wie mein Mund mit Weh
Sprechen muss O Lieb Ade.
— — — — — — —

bringt das 'Venusgärtlein' [2] eine 'Parodie oder Nachöhmung' von einem unbekannten Dichter.

'O du Irrweg meiner Seelen
freche Phillis Sorgen-Thal
zarter Jugend, Pein und Quaal
vorbild trüber Wollust-Höhlen
jetzo kan ich ohne Weh
sprechen falsches Lieb Ade.'

Beklagt sich ein Mann, 'dass er kein Weib bekommen kann, [3] so wird ein Seitenstück dazu gedichtet 'Die kan keinen Mann bekommen'. [4] Hie und da versucht eine Jungfrau spröde zu sein.

'Ein Jungfrau streng von Sitten
war gar nicht zu erbitten
aus stoltzem übermuht
dass sie sich hätte ergeben
zum ehelichen Leben
sie sprach es hat kein Noth.'

---

[1] Johann Christoph Görings von Wenigen-Sömmern aus Thüringen Liebes-Meyen Blühmlein. Hamburg 1654. Vgl. über ihn: Neumeisters Specimen dissertationis historico criticae de poetis germanicis, 1694, S. 39, der eine mir unbekannte Ausgabe von 1660 citiert.

[2] Venus-Gärtlein Oder Viel Schöne / ausserlesene Weltliche Lieder ...... Hamburg 1659 (1661?). S. 76.

[3] ebenda S. 130 ff.

[4] ebenda S. 136 ff.

'Ein Mann nach sein mannieren
soll mich nicht reformiren
mir gebieten hin und her
ich bleib ein Jungfraw stette
und geh allein zu Bette
welch zeit mirs kömpt in Sinn.'

Ihr gefällt das Klosterleben, sie will ein 'Nönnlein' werden; aber Frau Venus lacht darüber, ruft ihren Sohn herbei, und in kurzer Zeit ist ihr Sinn geändert. Moral:

Hierbey kan man nun spüren
wenn sich die Jungfrawen wehren
dass es nur sey ein Schertz
ob sie schon hoch erheben
das Kloster und Nonnenleben
ist jhnen doch nicht umbs Herz.[1]

Die Treulosigkeit, die Genusssucht der Frau werden in der Legion der Hahnreilieder geschildert. Die Käuflichkeit bildet gleichfalls ein häufiges Thema. In einer handschriftlich erhaltenen Liedersammlung des siebzehnten Jahrhunderts[2] heisst es:

Und hab ich ein Geld so bin ich ein Held
Und werd auch wol gehalten
Und wenn ich kein Geld im Beutel hab
So hat die Lieb ein Ende.

oder

Ewrer Jungfern Liebe kostet
euch sehr viel — — — —[3]

In einem anderen Liede wird geklagt, dass dem Armen die Thüre zur Liebe nicht offen stehe u. s. w.

Entschliesst sich ein Mann einmal zu freien, so ist es auch nicht ernst gemeint:

'Wollt ihr die meine werden
Schlagt in diese Hand herein
Ihr sollt mir auf dieser Erden
Mein Liebste Freude seyn.
W o l l t  i h r  n i c h t  s o  l a s s t  e s  b l e i b e n
So muss ich mich sonst beweiben.[4]

---

[1] Venusgärtlein S. 156 ff.

[2] In der königl. Bibl. in Berlin. Ms. germ. fol. 752.

[3] Venusgärtlein S. 114.

[4] In einem Liederbüchlein aus dem Jahre 1607.

Von einem unbekannten Autor enthält das Venusgärtlein ein Lied mit gleicher Pointe[1]

'Gut teutsch red ich von Sachen
kan nicht viel Umstände machen
wollet mich darumb nicht hassen
sondern lieben guter massen
wolt ihr nicht so mögt ihrs lassen.'

Flemming beginnt eines seiner Gedichte:

'Will sie nicht so mag sies lassen
Zynthie, die stolze die.
Was betrüb' ich mich um Sie
Eins ist mir ihr Huld und Hassen
Zynthie sey wer sie sey
Ich bin froh, dass ich bin frey.[2]

Und in diesem Tone geht es durch zahlreiche Gedichte und Lieder jener Zeit.[3]

---

[1] a. a. O. S 176.

[2] Paul Flemmings Teutsche Poemata. Jena 1666. S. 496. Uebrigens findet sich auch beim hervorragendsten Dichter des Hôtel Rambouillet eine ähnliche Stelle, — allerdings vereinzelt — vor:

'Je suis las de tant de tourment:
Et je veux bien estre votre Amant,
Si vous m'estes bonne Maistresse.
Mais si voulez que je vous laisse,
Je le feray fort librement,
Ma foi.

Les Oeuvres de Monsieur de Voiture. Nouvelle édition ..... par Amédée Roux. Paris 1856. S. 517.

[3] Selbst die Spruchdichtung jener Zeit, ein vielleicht noch getreuerer Spiegel der Gesinnungen und der Zeit, als das Volkslied, hat dieselbe Tendenz gegen die Frauen. Vgl. Hoffmann v. Fallerslebens Findlinge: 154 Sprüche des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von Nr. 67—78. S. 442—43. In einem späteren Volksliede findet sich einmal auch eine gleichartige Absage des Mädchens:

Willst du mich denn nicht mehr lieben,
Ey so kannst du's lassen bleiben,
Ich werd mich nicht um dich betrüben,
Ich bleib auch für mich allein.

(Volkslieder aus Thüringen in und um Weimar, gesammelt von Dr. Oskar Schade. Weimarisches Jahrbuch III 310. Absage. Vgl. ferner Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter: Schlesische Volkslieder

Wir haben schon früher bemerkt, dass die Schäferdichtung, in diesem Sinne sich nicht von der Zeitströmung fortreissen liess, und insoferne kann sie auch als Vorstufe der galanten Dichtung gelten. In die weiten Kreise des Volkes drangen nun diese Schäfergedichte nicht, da sie, wie Jacob Grimm gelegentlich sagt, 'vor Galanterie wenig zu Herzen kommen können'.[1] Die Schäferlieder wurden eben nur dann populär, wenn sie einen möglichst frivolen Ton anschlugen, oder durch eine sangbare Melodie sich die Gunst der Massen erwarben, wie z. B. das allbekannte Lied 'Daphnis gieng vor wenig Tagen' von Rist, dessen 'Ton' zu einer unzählbaren Gruppe gezierter, innerlich unwahrer Schäferlieder herhalten musste. Auch diese Gattung hatte sich Stoffe, Motive und Formen aus Frankreich geholt. Wir können eigentlich den Beginn der deutschen Schäferpoesie in der Form, wie sie uns im ganzen siebzehnten Jahrhundert hindurch entgegentrat, bis zum Erscheinen der Astrée des Honoré d'Urfé, oder genauer bis zu der Zeit als dieses 'pastorale alegorique' durch die Vermittlung der fruchtbringenden Gesellschaft in Deutschland bekannt wurde, zurückverlegen. Die Nachahmung des Schäferlebens durch die deutsche 'Academie des vrais amants' gab den Anstoss zur energischen Verbreitung dieser Gattung, und von da ab datieren die stehende Figur des 'Celadon', die gezierten höfischen Romane mit dem theatralischen Schäferkostüme, die schwülstige Anbetung der Geliebten, und die Wichtigkeit die dem gesellschaftlichen Formenwesen in der Dichtung beigelegt wurde, durchaus Motive und Tendenzen, die ihren Höhepunkt in der galanten Lyrik fanden. Aber selbst die Schäfer-

---

mit Melodieen. Leipzig 1842. S. 105 f.) Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, dass auch dieses Lied nur eine jüngere Umdichtung eines Männerliedes sei.

[1] In einem der 'Briefe an Hendrik Willem Tydemann', herausgegeben von A. Reifferscheid. Heilbronn 1883. S. 9.

[2] Vgl. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Berlin 1848. S. 135 ff. und desselben Verfassers 'Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren. Berlin 1846. Bd. II, S. 12 ff.

dichtung hatte sich nicht dem mächtigen Einflusse der frauenfeindlichen Strömung[1] entziehen können, und mehr als einmal schleicht sich verstohlen in die harmlosen Schäfereien ein Wolf im Schafspelze ein. So enthält die 'Jüngst erbaute Schäfferey oder keusche Liebes-beschreibungh von der verliebten Nimfen Amœna Und dem lobwürdigen Schäffer Amandus' (Amsterdam 1652) eine Reihe von poetischen Einlagen, wie sie in alle Schäferromane eingelegt zu werden pflegten, die derart volkstümlich sind, dass sie in den meisten Sammlungen weltlicher Lieder, die damals erschienen waren, Aufnahme fanden, während z. B. nie eines der Sonette, die nach dem Vorgange des Urfé'schen Celadon jeder Schäfer in die Rinde der Bäume zu schneiden pflegte, je den Eingang in ein solches weltliches Liederbuch finden konnte. Die in den Sammlungen abgedruckten Lieder zeigen sich fast immer von der Tendenz des Volksliedes beeinflusst. Die meisten drücken die Freude aus, frei von Liebesbanden zu sein. Schon in Schäfereien des sechzehnten Jahrhunderts zeigt sich diese Gesinnung. So z. B. in den 'Schäffereyen der schönen Juliane'.[3] Da singt der Schäfer Philis einen 'Reiengesang', dessen vierte Strophe folgendermassen lautet:

---

[1] Ebenso zeigen sich schon die früheren neulateinischen Dichter von dieser Stimmung angeregt, und der Schneeberger Rector Johannes Förster versteigt sich z. B. zu folgendem Rätsel über die Frau:

Si faciem spectes; homo; si praecordia serpens,
Si cogitata cordis, Alecto fera.
Si vocem; canis; et partes si corporis imas
Monstrum est, vti Sophus Stagirites docet.

(Centuria prima selectissimorum aenigmatum. Leipzig o. J. S. 164.)

[2] Ueber diese Schäferei, die ich, auf eine handschriftliche Notiz Meusebachs hin, für ein Werk Simon Dachs zu halten geneigt bin, werde ich in meiner Arbeit über das Fortleben des Volksliedes im siebzehnten Jahrhundert ausführlich handeln.

[3] Der genaue Titel lautet: 'Die Schäffereyen von der schönen Juliana. Das ist von den Eigenschafften vnd vngleichen Würckungen der LIEBE. ein herrliches Gedicht: ———— Durch Olleniccm du Mont-Sacré einen Maynischen Edelman. nun aber auss dem Frantzösischen in Teutsch gebracht durch F. C. V. B. ... Getruckt zu Mümpelgart, in verlegung Petern Fischers. 1595.'

'Kein Weybsbild ist ohn tausend list,
Trew und Glaub ihm zumal gebrist,
Kein Lieb bey jhn zu finden.
Gstelt sie sich schon lieblich vnd feyn.
So ists doch nur ein falscher scheyn
Die Buhler werdem jnnen.
Drumb gut Gesell, Lieb wer de wöll
Ich will die Liebe meyden,
So bleib ich ohn diss leyden.' [1]

In der oben genannten Schäferei der Nymphe Amoena heisst es S. 40:

'Der, welcher bald sein Hertz dem Frawenzimmer trawet
Ist ja so klug als der ein Hauss auffs Wasser bawet.' [2]

oder ebenda S. 77:

'Diss sind in dieser Welt die Wanckelhafften Stücke,
Ein Frawenbild und denn das flüchtige Gelücke.'

S. 180—84 werden der Mund, die Brust, Hände, Wangen etc. der Frauen, nicht wie später in der galanten Lyrik als Spender des Glückes, sondern als Lockmittel alles Bösen und Schlechten geschildert. Mit einer ganzen Reihe von Gedichten, die die Freiheit von der Liebe bejubeln, schliesst dieser Schäferroman. Ein Lied (S. 211)

'Liebe die du mich besessen
— — — — — —
Jetzt gehab dich wol
Ich bin frewd und freiheitsvoll.'

oder ebenda S. 213:

'Gleich wie der Vogel thut, wenn er vom garn entrissen
Nichts als sich frewen kan.
Er fleucht im Busch umbher stimmt bey den klaren Flüssen
Sein Tierelieren an:

---

[1] a. a. O. S. 186.

[2] Ganz ähnlich drückt sich Opitz in der 'Schäfferey von der Nymfen Hercinie' (Opera III 255) aus:

'Wer jhnen glaubt fengt Wind auff mit der Hand
Pflügt in das Meer und seet in den Sandt.'

Theobald Hoeck redet a. a. O. Cap. LXVI die Frauen an:

Wer ewrn glatten Worten traut,
Der möcht sein mühe wol sparn,
Er säet Windt, ins Meer auch baut,
Wie ich es auch wol erfahren.

So frölich bin auch ich, der ich dem lieben orden
Mit Frewden abgedanckt u. s. w.[1]

Der Roman schliesst endlich mit den Versen:

'Ich bin vogelfrey und quitt von Liebesbanden' etc.

Diese zahlreichen Auszüge sollen zeigen, dass selbst die Schäfereien, wenn sie Gefallen finden wollten, sich nicht ganz vom frauenfeindlichen Geiste[2] der Zeit abwenden durften, und es wäre ein leichtes zu beweisen wie sie selbst mitunter im Ausdruck von den volkstümlichen Poeten jener Periode, von Opitz, Tcherning, Lund, Brehme, Finckelthauss u. s. w. abhängig sind. Gewisse Wendungen dieser Art sind geradezu geistiges Eigentum der gesammten Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts natürlich mit Ausschluss der galanten Lyrik. Die eben erwähnten Schlussverse aus der Schäferei der Nymphe Amoena gleichen z. B. auffallend der Einleitung zu Theobald Hoecks Gedicht 'Frey von Lieb ein Freyherr' (a. a. O. S. 9. Cap. VIII)

'Jetzt bin ich einmal frey
von Lieb und liebes Banden.'

In H. Dedekinds Δωδεκάτονον musicum Nr. 24 (Goedeke, Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert, Leipzig 1868 S. 24 f.) heisst es im Liede 'Feins lieb was hab ich dir getan?' in der vierten Strophe:

---

[1] Aehnlich bei Zesen (Müller-Förster XIII 294)

Wie ein Vogel hüpft und springet
Wann er aus dem Netze los,
So auch hüpft mein Herz und singet,
Weil es sich aus deinem Schooss
Der mich vor gefangen hielt
Endlich frei und los gespielt.

[2] Vereinzelt ist auch diese Tendenz in der Minnedichtung zu finden so bei Hartmann von Aue (MF. 214, 12):

'Niemen ist ein saelic man
ze dirre werlte wan der eine
der nie liebes teil gewan
und ouch dar nâch gedenket kleine.
des herze ist vrî von sender nôt,
diu manegen bringet ûf den tôt. u. s. w.

'— — — — —
ich freue mich, dass ich bin frey,
mein glück steht wieder offen,
wir sind nit eins, wir sind nit zwei,
auf mich darfst du nit hoffen.'

Ebenso singt Paul Flemming (a. a. O. S. 496):

Zynthie sey wer sie sey:
Ich bin froh, dass ich bin frey.'

Zacharias Lund (Allerhand artige deutsche Gedichte, Poemata, Sampt Apophtegmata, Leipzig 1636 S. 13):

'Wirff frey von dir deine Seile
Deine Bogen, deine Pfeile
Deinen Köcher brich entzwey,
Deine Fackel leg jetzt nieder
Geh und komm mir nimmer wieder
Ich bin froh, dass ich bin frey.'

Oder ein noch heute gesungenes Thüringer Volkslied (Weimarisches Jahrbuch III S. 241 ff.):

'Lustig wer noch ledig ist.'[1]

Mit dem Beginne der galanten Dichtung hört nun diese Richtung auf die herrschende zu sein, und wenn sie auch in Christian Weise einen sehr populären und gewandten Vertreter hat, so schwindet sie doch immer mehr und lebt nur noch im Epigramm und der Satyre fort.[2] Der Dichter

---

[1] Auch bei galanten Dichtern, z. B. E. v. B. (Eusebius von Brand?) in S. v. G. Auferweckte Gedichte, Denen hinzugefüget Unterschiedene bissher ungedruckte Poetische Gedanken, Frankfurt und Leipzig 1702, S. 303) findet sich ausnahmsweise dieser Gedanke

MEin freyer Geist läst sich nicht binden,
Und nimmet keine Fessel an,
Mein Hertze will gar nichts empfinden,
Von dem, was andre quälen kan,
Das Leben bleibet mir verhasst,
Den seine Lust ist Centner-Last. u. s. w.

Aber dieses Lied ist, was allerdings auch sehr selten verkommt, als Frauenlied gedichtet und heisst 'Sie liebt die Freyheit'. Auch Kiene (Poetische Nebenstunden, Frankfurt und Leipzig 1681, S. 172) schliesst ein Gedicht 'Ich bin von Hertzen froh, dass ich befreyet bin.' Es ist ein Absagebrief Josefs an Potiphar.

[2] Vgl. z. B. Abschutz a. a. O. S. 306:

'Was zwingt die Liebe nicht' u. s. w.

beginnt wieder in der Frau den Gegenstand seiner idealen Verehrung zu sehen und bemüht sich durch die überschwänglichsten Lobeserhebungen, durch die demütigste Unterwürfigkeit um ihre Gunst zu buhlen.

Eine Reihe von Motiven aus der Zeit der Minnedichtung lebt — allerdings meist in modernisierter Gestalt — wieder auf. Die Macht der Liebe schon im Frühling des Minnesangs verherrlicht und besungen, wird in übertreibender oft drastischer Weise dargestellt,[1] und keine Hyperbel ist zu kühn, kein Vergleich zu ungeschickt, um nicht dem Lobe der Frau und dem ihrer Schönheit dienen zu können. Der Kultus der Komplimentes kommt in Schwang, und alles ohne Wahl gestaltet sich im Geiste der galanten Lyriker zu einer Verbeugung vor der verehrten Dame. Allerdings muss die Dame auch gesellschaftlich gleichwertig sein, und wenn wir unter der sogenannten 'niederen Minne' das Liebesverhältnis zu einer social tieferstehenden Frau uns denken, so ist eine solche bei den galanten Dichtern nicht zu finden. Wenn sich auch ein ritterlicher Dichter und Minnesänger kleine Seitensprünge erlaubt, Gottfried von Neifen mit einer 'maget-wol si garn want'[2] allerlei Liebesabenteuer hat, und Herr Steinmar eingesteht:

> 'Eine dirne diu nach krûte
> gât, die hân ich zeinem trûte
> mir erkorn,'[3]

bei den Minnedichtern des ausgehenden siebzehnten und be-

---

[1] Menantes entschuldigt selbst die Satire gegen die Frauen. 'Alle der Hass, den man in Satyren wieder Untugenden blicken lässet, ist in einer vollkommenen Liebe der Person gegründet die selbige an sich hat. Auch selber die Heil. Kirchenväter, — — haben wieder die Pracht und andere Fehler des Frauenzimmers, — — die schärfsten und angenehmsten Satyren gemacht.' (Vorrede in den Galanten Verliebten Und Satyrischen Gedichten. Hamburg 1704.) Diese Berufung auf die Kirchenväter hat schon Chaucer in den Canterbury Tales. (Prolog zur Erzählung des Weibes von Bath.)

[2] Die Lieder Gottfrieds von Neifen, herausgeg. von Moriz Haupt. Leipzig 1851. 34, 26 ff.

[3] Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts von K. Bartsch. Stuttgart 1879. S. 240.

ginnenden achtzehnten Jahrhunderts können wir solche demokratische Züge im Lieben nicht finden.[1]

Behmenus(?) — vermutlich ein Hamburger Dichter, beantwortet sogar in seinem 'Poetischen Cabinet' die Frage 'Ob die Küsse der Adelichen oder Bürgerlichen Damen am angenehmsten?' mit den Versen:

'Doch ein Kuss von solchen Damen
Die mit Adelichen Nahmen
Vorn und hinten ausstaffiert,
Ist weit lieblicher zu schätzen,
Als wen tausend mich ergetzen
Die der Bürgerstand nur ziert'[2]

Sehr bezeichnend ist es, dass nun die Wirkung der Liebe auf den Liebenden mit den schreiendsten Farben gemalt und ihre Macht als eine tief erschütternde, tötende dargestellt wird. Ein stetes Jammern und Klagen über die Pein und den Schmerz, den die Liebe bereitet, geht durch die ganze galante Lyrik, und, das ist besonders charakteristisch, der Liebende wird trotz alledem als ein willig duldender, alles

[1] Dagegen hält es in der volkstümlichen Dichtung derselben Zeit, ganz wie bei einzelnen Minnesängern, der Dichter 'mit den redlichen Bawersmägden' lieber als mit den vornehmen Damen, so z. B.:

'Geht ihr Höffling gehet immer,
zum papiernen Völckgen hin
die ihr nennet Frawenzimmer
unnd vermeint in ewrem Sinn
dass alleine sie auff Erden
müssen nur geliebet werden.'

Ich will aber mich auch fügen
hin zu meiner Bawer Magd
die hat alles nach Genügen
was mir dient und wol behagt
gläubt ich wolte sie nicht eben
für die ewren eine geben.
u. s. w.

vgl. Venusgärtlein S. 114 ff.

[2] Poetisches Cabinet, in sich haltend allerhand Geist- und Weltliche Gedichte, Der Seelen zu einer reinen Lust und dem Gemüht zum erlaubten Zeitvertreib auffgerichtet .... von Behmeno. Frankfurt und Leipzig 1715. S. 138.

Leid mit sklavischer Demut und Unterwürfigkeit ertragender dargestellt. Sie vergleichen den Liebenden mit einem Märtyrer, der für die heilige Sache schwer aber freudig leidet. So nennt Hoffmannswaldau die Verliebten 'Liebesmärtyrer', das Scherzen der Geliebten mache ihm Schmerzen.[1] Celander sagt:[2]

'Plage quäle, ich erdulde
Alle Marter Centner Last
Denn wenn ich also gestorben
Hab ich diesen Trost erworben
Dass ein Märtyrer erblasst.

Die Bezeichnung der Liebe als 'Marter' ist eine stehende. Benjamin Neukirch behauptet,[3] dass ihn die Blicke der Geliebten tödten, und ein ungenannter Dichter[4] singt, dass er bis in den Tod verliebt sei, und der Schmerz dann bis ins Grab bleibe. Menantes[5] klagt:

'So muss ich stets in Jammer Schatten stehen:
Furcht Angst und Weh bestürmen meine Seele
Ein stettes Ach! heisst mich zur Folter gehen
Wo ich den Geist mit tausend Martern quäle
— — — — — —

Neumeister in der 'Allerneuesten Art zur galanten Poesie zu gelangen'.[6]

'Ich liebe! hört ihrs, was ich sage?
Ich liebe, sprech ich noch einmahl.
Ich liebe, doch zu meiner Plage.
Ich liebe doch zu meiner Qual.
Ich liebe doch zu meinen Schmertzen.
Ich liebe doch zu meiner Pein.
Ich lieb, und liebe recht vom Hertzen.
Ich liebe heisst mein Wort allein.

und weiter heisst es:

Ich liebe selbst mein Ungelücke.

---

[1] Neukirchs Sammlung I 1.
[2] Celanders Gedichte S. 319.
[3] Neukirchs Sammlung I 23.
[4] ebenda IV 142.
[5] Galante Gedichte S. 53.
[6] S. 204.

Celander:[1]

> Ich lebe und bin todt,
> Halb Wohl, und halb in Noth.
> In Noth wenn ich mich muss mit ihren Streuben quählen
> Und Wohl, die weil ich weiss, dass sie mich wird entseelen.

Auch in Frankreich ist die Liebe 'la plus violente de toutes les Passions'.[2] Doch macht sich dort auch zuerst eine Reaktion gegen diesen übermässigen Jammer, das unaufhörliche Seufzen, Gewinsel und Wehgeschrei der Liebenden geltend. Im Mercure galant giebt ein ungenannter Autor in seinen Maximes d'amour,[3] Anleitungen wie man 'ohne Verdruss lieben könne'. Canitz hat dieselben übersetzt, und J. U. König, der sie zuerst für dessen Originaldichtung hielt, gab sie in dessen Werken heraus. Eine dieser Strophen lautet:

> 'Wann uns die Liebe sprechen heisst
> Ists besser dass man sich der Lustigkeit befleisst
> Als der betrübten Redensarten,
> Die man im Trauerspiel und Liebes-Büchern findet.
> Ein angenehmer Schertz hat offt mehr zu gewarten
> Als solch ein Jammerton verhasster Traurigkeit.
> Die Liebe wie bekannt, ist ja ein kleines Kind,
> Das man um sein Geschwätz und Spielen lieb gewinnt,
> Doch, wann es übel thut und schreyt
> Und nicht mehr wie vorhin sich artig will erzeigen
> So heisset man es stille schweigen.'[4]

Ebenso fangen die deutschen Dichter — vielleicht durch die Maximes d'amour angeregt — einen Feldzug gegen das masslose Klagen der Liebhaber an, aber nicht ernst genug. Philander von der Linde (Johann Burch. Menke) bearbeitet ein Gedicht des französischen galanten Dichters Sarasin über dasselbe Thema.[5]

---

[1] a. a. O. S. 312.

[2] Mercure galant 1677. Bd. V. S. 113.

[3] ebend. S. 114: 'Il faut, quand cet Amour s'explique' u. s. w.

[4] Des Freyherrn von Canitz Gedichte — — verbessert und vermehret — — von J. U. König. Berlin und Leipzig 1734. S. 302 ff.

[5] Philanders von der Linde Galante Gedichte .... Leipzig 1705. S. 72.

'Der meiste Theil
Der jetzigen Verliebten
Trägt seine Schmertzen feil:
Das Weinen, Seuffzen, Klagen,
Und von Verzweifflung sagen,
Ist ihnen allgemein,
Und soll für ihre Flammen
Ein wolbewehrtes Mittel seyn,
Dadurch sie sich doch selbst verdammen.
Denn Amouretten sind ja Knaben
Die wollen was zu lachen haben.

Aber er selbst seufzt und stöhnt bei anderen Gelegenheiten nach Herzenslust.

Dass die Vorstellung, der Liebende leide sehr durch die Liebe auch bei den Minnesängern verbreitet ja herrschend war, ist bekannt.

'Sît si herzeliebe heizent minne
sône weiz ich wie diu leide heizen sol.'

klagt Heinrich von Morungen (MF 132, 19) und wie bei der galanten Dichtung hat man sich auch dort häufig gegen das 'trûren' der höfischen Minnedichtung gewendet, wie es zahlreiche Stellen bei Reinmar dem Alten beweisen [1].

Mit der Stellung des Dichters zur Frau hat sich auch die der Frau zum Dichter verändert. Die leicht den Lockungen der Liebe erliegende, frech entgegenkommende, oder naiv auffordernde hat sich nun in die stolze zurückhaltende spröde und unerbittliche verwandelt. Die Grausamkeit im versagen der Liebe, die Unempfindlichkeit gegen alle noch so begeisterte Hingebung ist ihr hervorstechender Charakterzug, und nicht zum geringsten Teile beschäftigen sich die oben erwähnten Klagen mit der Grausamkeit der Geliebten, ein Stoff der zu den häufigst verwendeten der galanten Dichtung gehört.[2] Ein Virtuose im mannigfaltigsten Beklagen der Grausamkeit ist Celander:

---

[1] Vgl. Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs von Konrad Burdach. Leipzig 1880. S. 127.

[2] Bekanntlich auch ein Lieblingsmotiv der Troubadours, vgl. Diez, Poesie der Troubadours, S. 236 f.

Felsen zerspringen,
Eisen wird weich,
Diamanten lassen vom Blute sich zwingen,
Und Perlen in Wein.
Ihr aber mein Leben, seid Keinem nicht gleich,
Ihr wollet noch härter als selbige seyn.
Die Augen, die reichen euch Thränen und Flüche.
Die Adern, die zinsen mein eigenes Blut,
Von Euch zu erlangen Liebe und Gunst
Ach! aber umsonst.[1]

Während früher die Frau in erster Person sprechend, um Liebe werbend eingeführt war, verstummt sie fast gänzlich, und die Lieder und Gedichte, in denen sie die sprechende ist, sind — die Antwortschreiben in den poetischen Briefen ausgenommen — ebenso selten als die weiblichen Strophen in der Dichtung des Mittelalters. Frauenempfindung wird fast nie ausgedrückt.

Als Folge der Klagen über die Verheerungen, die die Liebe anrichtet, — in allen Schilderungen erscheint jetzt der Mann, gebrochen an Leib und Seele,[2] herabgekommen in seiner Kraft und Gesundheit, dürr wie ein Gerippe u. s. w. — hat sich auch die Beschimpfung der Geliebten im ironischen Sinne herausgebildet. Wenn die Geliebte grausam ist, so ist sie eine Tyrannin, eine Mörderin, Räuberin seiner Ruhe u. d. m. Natürlich soll dadurch nur der Ruhm der Geliebten erhöht, die ausserordentliche Macht ihrer Reize gepriesen werden. Diese ironische Beschimpfung bildet eben den höchsten Grad der Ueberschwänglichkeit, die die galante Dichtung aufzuweisen hat, denn da sie wie bei allen ihren Kunstmitteln sich durch die unkünstlerische Massenverwendung, um die gewünschte Wirkung brachte, so kämen mitunter Beschimpfungen vor, die, wenn man nicht die

[1] a. a. O. S. 29.

[2] Auch bei den Franzosen, so z. B. Montreuil (Oeuvres S. 400):
Philis de ton fidele amant
Reçoy le Portrait veritable;
Il est pâle et sans mouvement;
Enfin dans l'état deplorable,
Où l'a mis ton éloignement.

ehrliche Absicht und den guten Willen der Dichter voraussetzen dürfte, für alles eher als eine indirekte Huldigung halten könnte. Schliesslich aber ist in den meisten Fällen die Pointe, dieses unentbehrliche Requisit der galanten Lyrik, immer wieder ein Kompliment für die Geliebte. Zum Teil mag diese Art auch von aussen her angeregt, durch die Concetti der Italiener und durch die, jeden festen Boden unter sich verlierende Ueberschwänglichkeit Marinis beeinflusst worden sein, aber zum grössten Teil entspringt sie aus dieser Art der Liebesdichtung selbst, wie wir ja eine gleiche, wenn auch nicht so intensiv auftretende, Erscheinung bei den französischen galanten Autoren beobachten können. — In Deutschland allerdings war sie sehr verbreitet und beliebt.[1] C. E.[2] macht z. B. seinem gepressten Herzen folgendermaassen Luft:

Die stoltze Phillis tritt mein hertze nur mit füssen,
Sie wirfft ihm gallen-tranck statt rosen-zucker für;

— — — — — — — — — — —

Mein hertze das ich doch ihr zum geschencke bot,
Wird itzt so freventlich in schimpff und spott gerissen!
Welch unmensch könnte doch ein solches herze hassen
Und thun, wie die gethan, dergleichen frevel-that?
Welch tieger nimmt, wie du, so wenig sanfftmuth an

— — — — — — — — — — —

Au weh! mein hertze schreyt! tritt Phillis nicht zu hart,

— — — — — — — — — — —

Wiewol du hörst mich nicht: thu dann was dir gefällt.
Tritt zu! mein hertze kan auch bey der marter schweigen.'

---

[1] Philipp von Zesen, dessen Bedeutung für die Geschichte des schwülstigen Stils in Deutschland noch nicht genügend gewürdigt ist, hat wie bei manchen anderen Motiven der galanten Dichtung, auch hier schon vorgearbeitet, so unter anderem in seinem Liede:

Schöne Böse meiner Sinnen
Bittersüsse Henkerinn
Was doch soll ich nun beginnen
Da o Herzenskränkerinn
Die du folterst Seel und Sinn
Ich von dir verschmähet bin.
u. s. w.

vgl. Müller u. Förster, Bibl. d. Dichter d. siebzehnten Jahrh. Leipzig 1837. Bd. XIII. S. 290.

[2] Neukirchs Samml. II 55 f.

Der Lüneburger galante Dichter Heini[1] hat folgendes 'auf die Rasane' gedichtet:

> 'Du schöner Hencker du, du Büttel mich zu quälen
> Der du die Folterbank an deinem Leibe trägst,
> Und hunderttausend Angst in meinem Sinn erregst,
> Lass mit der Foltrung nach — —'

Die Augen, für deren Herrlichkeit sonst kein 'nachdrückliches' Wort ausreichen konnte, sind nun 'scheel'[2]. Menantes glaubt, dass nur ein Henker so grausam sein könne, wie seine Liebste, Celander[3] wirft ihr in einer Kantate vor:

> 'So bist du mehr als Stein
> Und kannst kein Mensch nicht seyn.
> Drachen Milch hast du gesogen
> Und ein wildes Tyger-Tier
> Hat dich Stolze auferzogen.

Amaranthes[4] besingt die 'unempfindliche Livia'

> Entmenschte Livia du Henckerin der Seelen!
> Tyrannin Mörderin! — — — — —

Leander aus Schlesien[5] vergleicht in seiner Liebesraserei seine Calliste mit einem 'ergrimmten Raben'. Mörderin, Henker, Büttel, Tyrannin, Tigertier, falsches Kind sind überhaupt

---

[1] Die erste Frucht Poetischer Lust-Stunden / aus Geistlichen / Moralischen Galanten Historischen Sinn-Schertz und Panegyrischen Gedichten — — — praesentieret von Joachim Christian Heini. Lüneburg. — Braunschweig 1709. S. 39.

[2] Neukirchs Samml. II 57.

[3] a. a. O. S. 326 f.

[4] Proben der Poesie in Galanten — Verliebten — Vermischten — Schertz- und Satyrischen Gedichten abgelegt von Amaranthes. Frankfurt und Leipzig 1710. S. 67 f.

[5] Des Schlesischen Helicons auserlesene Gedichte. Ander Theil. Breslau und Liegnitz 1700. Schon ein flüchtiger Blick auf den zweiten Band dieser Sammlung zeigt, dass Gottlieb Stolle (Leander aus Schlesien) der Herausgeber und wol auch der Verfasser sei. Er unterzeichnet das Widmungsgedicht, spricht in zahlreichen Gedichten von 'Leander', und auch stilistische Eigenthümlichkeiten lassen im Herausgeber denselben erkennen, der im sechsten Theile der Neukirchschen Sammlung seine Gedichte veröffentlicht. Die Annahme, dass G. K(ranz) der Herausgeber des ersten Theiles, auch diesen zu verantworten habe, entfällt ganz

die stehenden Bezeichnungen in diesen Fällen. Dazu kommen noch, grausamste auf Erden, tückisches Gemüte, ungetreue Seele, Folterbank, Basilisk und drgl. mehr.

Fast durch die ganze galante Dichtung geht auch der Gedanke, dass der Liebende der Sklave der Geliebten sei. Gottlieb Stolle (Leander aus Schlesien) sagt z. B. dass er nicht mehr der Sklave der Calliste sein will, an einer anderen Stelle nennt er sich ihren 'Unterthan', er besingt die Fesseln der Liebe, wenn er sich auch frei stelle, so trage er doch die Ketten,[1] Benjamin Neukirch sagt, jedes Glied seiner Sylvia sei eine Kette, ihr Haar sei Seide und Flachs und

> Wer wollte sich denn nun nicht billig lassen binden
> Wenn man die fessel kann in solchen stricken finden.[2]

C. E. nennt sich den Knecht seiner Phillis.[2] Musophilus[3] sagt, dass der 'beliebte Augenschein' seiner Icabe 'viel tausend Herzen' zu Sklaven machen könne u. s. w.

Endlich ist es beliebt die Geliebte aufzufordern die Sprödigkeit fallen zu lassen, nicht um des Liebenden willen, sondern weil die Jugend und Schönheit vergänglich seien, ein Gedanke der schon die vorhergehende Epoche der volkstümlichen Kunstpoesie aufzuweisen hat, dort allerdings oft in der Form, dass die Jungfrau das herannahende Alter beklagt und gerne noch die Lebensfreuden geniessen möchte.[4] Aber auch die ersterwähnte Form kommt öfter vor, z. B. im bekannten Liede von Opitz 'Ach Liebste lass uns eilen'[5] oder bei D. Schirmer, wo es heisst:

---

[1] Schlesischer Helicon II 75, 130, 134, 140, 142.

[2] Neukirchs Samml. I 29, II 56.

[3] Vergnügter Poetischer Zeitvertreib. Breslau u. Leipzig 1717. S. 67.

[4] Vgl. Martini Opitii Weltl. Poemata II Amsterd. 1645. S. 222.

[5] ebenda S. 200. Homburg in seiner Schimpff- vnd Ernsthafften Clio I dichtet, ohne Frage von Opitz beeinflusst:

> KOm Schönste! las vns eilen,
> Was säumen wir zumahl,
> Entferne das Verweilen,
> Dass wir der Tulpen Zahl
> Verminderu, weil sich wendet

4*

Komm, Liebste, lass uns Rosen brechen
Weil sie noch voll und farbig sein
Lass Andre, was sie wollen, sprechen;
Die Flucht schleicht sich den Jahren ein.
— — — — — — — — — —
Das Haar der Mund und diese Wangen
Vergehen oft in kurzer Zeit;[1]

ähnlich lautet es in S. Dachs 'Komm Dorinde lass uns eilen' (H. Alberts Arien IV 16).

Auch im Gesellschaftslied des siebzehnten Jahrhunderts findet es sich sehr oft, besonders aber in der galanten Lyrik.

Ach! wirff doch einen blick auf deine silber-ballen
Verstockte Sylvia,
Sie sind dem tode nah;
Die spitzen lassen schon die rosen-blüthe fallen,
Die berge ziehn die stoltzen liljen ein,
Und werden bald so gleich wie deine wangen seyn.

So Benjamin Neukirch.[2] Ebenso auch Hoffmannswaldau:[3]

Albanie gebrauche deiner Zeit,
Und lass den liebes-lüsten freyen zügel
Wenn uns der schnee der jahre hat beschneyt,
So schmeckt kein kuss, der liebe wahres siegel.
Im grünen may grünt nur der bunte klee
Albanie.

Philander v. d. Linde (nach Catull)[4]

Lasst uns leben! lasst uns lieben!
Lebia' mein ander ich;
Last die Alten sich betrüben
Die sind nicht für dich und mich
— — — — — — — — —
Denn wenn endlich unsre Freude
Mit dem Leben ausgetagt
So ist dieses Weltgebände
Uns für Ewigkeit versagt.

---

Bereits die liebe Sonn',
Vnd alle Kurzweil endet,
Kom! kom! las vns darvon!

[1] Müller-Förster XIII 79. Vgl. auch S. 144 f. u. S. 170.
[2] In seiner Samml. I 30.
[3] ebenda I 35.
[4] a. a. O. S. 65.

Abschatz[1]

> Ihr Nymphen, deren blühende Wangen
> Mit Rosen und Lielien prangen
> Geniesset in Zeiten
> Geniesset der munteren Glieder
> Verflossene Jahre die kommen nicht wieder!

Diese Aufforderung zum Genuss, diese Variierung des Horazischen carpe diem, ist ein sehr häufig verwendeter Gedanke der volkstümlichen Kunstdichtung und des Gesellschaftliedes des siebzehnten Jahrhundert und hat sich im Volks- und Studentenliede noch bis heute erhalten.[2]

Manche Motive der Minnedichtung die noch spät bis in das siebzehnte Jahrhundert ein zähes Leben im Volksliede führen, haben in der galanten Dichtung, die alles Volkstümliche von sich abzulehnen suchte, keine Verwendung gefunden. So namentlich das Schmähen und Verfluchen der Neider und Merker, so das Naturbild als Eingang des Liedes, die Schilderung der Natur mit paralleler Darstellung der Gemütsstimmung. Dies ist alles in der Salonlitteratur ausgeschlossen. Die engbrüstigen an den Salon oder die Studierstube gefesselten Dichter vertragen nicht die frische kräftige Luft in der freien Natur. Jahreszeit, Landschaft, Sonne, Mond und Sterne die in der Blütezeit der mhd. Lyrik und dann im älteren Volksliede den Hintergrund bilden, von dem sich Empfindung oder Handlung abhebt, sind hier nur dann in Anwendung gebracht, wenn sie zu einem Komplimente für die verehrte Dame gebraucht werden können, oder in einem 'Ikon'[3] alle

[1] a. a. O. S. 306.

[2] Z. B.:
> Loustig, loustig, weil mer lave!
> Weiss' mer dech ni, wenn mer stave;
> Wenn mer waen gestueve seyn,
> Waen mer ni meh loustig sayn.

J. G. Meynert, Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Wien u. Hamburg 1817. S. 59.

[3] Der Vergleich irgend eines Objectes, mit einer ganzen Reihe unmittelbar hinter einander folgenden Objecte. — Das Ikon, wie es J. G. Neukirch in seiner Poetik, im Gegensatze zur maskulinen Form in der Ursprache nennt, ist bei den galanten Dichtern sehr beliebt gewesen. Wir werden noch später darauf zurückkommen.

Vergleichsobjekte erschöpft sind. Naturempfindung ist ihnen fast vollständig fremd. Selbst für den Zauber des erwachenden Frühlings, den vielbesungenen Lenzmonat — den 'meie' der mhd. Lyrik haben sie kein Verständnis.[1]

Auch das epische Element der früheren Dichtung, und einzelne Stoffe, die eigentlich seit der Periode der mhd. Lyrik nie ausgestorben sind, wie z. B. der Kampf der Mutter mit der heiratslustigen Tochter, ein Motiv das sich seit Neidhart bis auf unsere Tage in der volkstümlichen Dichtung erhalten hat, haben keine irgendwie merkliche Einflüsse geübt, wenn man von dem abseits stehenden Ch. Weise absehen will. Ja selbst das Dekameron des Boccaccio — die unerschöpfliche Quelle der dramatischen und epischen Dichtung früherer Zeit, welche zu gebrauchen selbst das Volkslied nicht verschmäht, und von deren fleissiger Benutzung sogar in den Romanen des Talander, eines galanten Dichters, sich deutliche Spuren zeigen — also selbst das Dekameron, gewiss eine ergiebige Quelle für 'galante' Dichtung, wird vollständig unbeachtet gelassen. Die galanten Lyriker erschöpfen sich neben oft überwuchernder Reflexion und Gefühlsanalyse hauptsächlich in den Schilderungen der Geliebten, ihrer Reize, und den Wirkungen der Liebe. Und hier tritt nun jene schon oft erwähnte Analogie mit der Minnedichtung in auffallender Weise zu Tage.

Einige Belege dafür mögen hier folgen, nicht als ob ich der Meinung wäre, dass sie eine direkte Beeinflussung der galanten Lyrik durch die des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wahrscheinlich machen könnten, sondern weil durch die Vergleichung mit einer wissenschaftlich erforschten in sich abgeschlossenen Dichtung, die Umrisse und der Charakter der galanten Poesie schärfer umgrenzt und anschaulicher dargestellt werden können. Dann lässt sich vielleicht dadurch wie durch jede vergleichende Untersuchung der Er-

[1] In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt statt des 'meie' und des seltener vorkommenden 'aberelle' der mhd. Dichtung der 'm e r z' einzudringen, wol um einen bequemen Reim zu S c h m e r z, an Stelle des platten und abgedroschenen H e r z zu gewinnen.

fahrungssatz bestätigen, dass gleichartige Bedingungen auch gleichartige Wirkungen erzielen, oder genauer für unseren Fall praecisiert, dass die ähnlichen gesellschaftlichen Verhältnisse einen ähnlichen Einfluss auf die Gestaltung der Lyrik hatten.

Dass das Verhältniss des Dichters zur Frau im allgemeinen ein ähnliches bei beiden Dichtungsgruppen sei, haben wir schon wiederholt bemerkt, aber auch im einzelnen lässt es sich nachweisen. So z. B. das scherzhafte Motiv, dass der Dichter der Geliebten einen Kuss stiehlt und ihn zurückgeben will als sie sich darüber ungehalten zeigt. So hat schon Reinmar MF 159, 37 gesungen:

Und ist daz mirs mîn sælde gan
deich abe ir redendem munde ein küssen mac versteln,
gît got deichz mit mir bringe dan,
sô wil ichz tougenlîche tragen und iemer heln.
und ist daz siz für grôze swære hât
und vêhet mich dur mîne missetât,
waz tuon ich danne, unsælic man?
dâ heb i'z ûf und legez hin wider dâ ichz dâ nan,
als ich wol kan.

Auch Walther (ed. Lachmann 54, 7.) sagt 'si hât ein küssîn, daz ist rôt .... daz sol si lîhen mir: swie dicke sô siz wider wil, sô gibe ichz ir.[1] Dieses Motiv,[2] das auch vor allem der romanischen Litteratur zugehört[3], so Peirol. Rayn. V, 282

Gran talan ai qu'un baisar
Li pogues tolr'o emblar,
E si pueys s'en irraissia,
Voluntiers lo li rendria.

oder die Stelle bei Diez 'D'une chose ai grant desir' u. s. w.

[1] Im siebzehnten Jahrhundert dichtet Johann Francke (Poetische Werke. Erster Theil. Frankfurt a. d O. 1648. Fünftes Buch. S. 350):

Wo jemandes wil wissen
Warumb für wilden Krieg und Streit
Mich Jungfer-Volck vnd Ruh erfreut;
Ich liebe Küss' und Kissen.

[2] Vgl. Erich Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. Strassburg 1874 (QF Heft IV) S. 44 f.

[3] Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche, Basel 1846, S. 211 und Diez, Die Poesie der Troubadours, Zwickau 1826, S. 253 f.

kehrt nun in der galanten Lyrik sehr oft wieder, und entspricht auch durch die witzige Pointe der Tendenz derselben. In einem Epigramm (vermutlich von Lohenstein, da es in eine Reihe von Sinngedichten, die alle mit . . v. L. bezeichnet sind, eingeschoben ist) der Neukirch'schen Sammlung II 116 heisst es:

Was klagt Belise viel mich eines diebstahls an,
Und führt um einen kuss process auf leib und leben?
Ich leide, was das recht für straffe drauf gethan,
Und will, was ich entwandt, ihr fünffach wiedergeben.

Mencke giebt demselben Gedanken eine andere Fassung:

Du zürnest Sylvia dass ich dich nur geküsst.
Warum giebt die Natur dir den so schöne Glieder
Wenn keiner würdig gnug sie zu berühren ist?
Doch ärgert dich ein Kuss, so gieb ihn mir nur wieder.

Das Kussmotiv wird immer mehr verkünstelt. Bei Abschatz[2] fürchtet der abreisende Liebhaber, dem seine Clorelle tausend Küsse nachzuschicken versprochen hat, dass sie unterwegs in fremde Hände (!) fallen. Celander[3] meint, als seine Clelia über einen Kuss den er ihr geraubt, so erzürnt war, dass sie ihn zurückfordere weil sie nicht an einem genug hätte und in einem nach Owen gearbeiteten Epigramme,[4] 'die Kussrechnung' wird der Vorgang dramatisch veranschaulicht:

'Gieb mir drey Küsse her, soll ich nicht dreye haben?
So lass es zweene seyn beliebte Lesbia,
Du nimst, und giebst den Kuss, wie viel sind nun der Gaben?
Gieb mir mein Küssgen her, sich deiner ist schon da!

Manche andere Kussmotive lassen sich auf die berühmten 'Basia' des neulateinischen Dichters Johannes Secundus zurückführen, die in zahlreichen Ausgaben, später auch in französischen Uebersetzungen zugänglich waren, ebenso auf Marinos Kanzone, 'O baci aventurosi, ristoro de' miei mali'.

Wie der Wechsel der Küsse so bildet auch der Tausch

[1] a. a. O. S. 117.
[2] a. a. O. S. 286.
[3] a. a. O. S. 164.
[4] ebenda S. 358.

der Herzen ein häufig auftretendes Motiv in beiden Dichtungen.[1] Auch diese Vorstellung ist nach Wackernagel ein Gemeingut der romanischen und germanischen Literatur. (a. a. O. S. 211 Anmerkung.) — Er führt ein Beispiel aus dem Wilehalm des Ulrich v. d. Türlin an:

> Vênus Tîbald sin herze ûz sneit
> ein ander herz si wider leit
> das was Kîburc der künigin;
> daz sîn ir wart.' u. s. w.

So sinnlich ist nun in der galanten Dichtung diese Vorstellung nicht dargestellt, aber der Gedanke, dass durch die Liebe sein Herz bei ihr sich befinde und umgekehrt, ist öfter vorhanden. Oft behauptet der Dichter seine Geliebte hätte ihm das Herz gestohlen:

> Du überhäuffte Noth! o schwerer Unglücksfall!
> Wo ist mein Hertze hin? ich such es überall.
> Ach Sylvia, du hast gewiss den Raub gethan,
> Ich seh' es eigentlich dir an den Augen an.[2]

Manchmal fordert der Dichter die Geliebte auf mit ihm die Herzen zu tauschen:[3]

[1] Dagegen ist das Bild vom verschlossenen Herzen und dem verlorenen Schlüssel, im Tegernseer Brief, 'dû bist beslozzen, in mînem herzen : verlorn ist daz slüzzelîn: dû muost immer drinne sîn' (MF 3. 3) in der Kunstdichtung des siebzehnten Jahrhunderts nicht zu finden. Im Volksliede lebt es, wenn auch in anderer Form, fort. Z. B.:

> Bei meines bulen kopfen
> da stet ein güldener schrein,
> darin da leit verschlossen
> das junge herze mein.
> wolt Got ich het den schlüssel
> ich würf ihn in den Rhein!
> Wer ich bei meinen bulen
> wie kont mir bass gesein?
> (Bergreihen, herausgeg. von Oskar Schade.)

oder:

> Mei Herz und dei Herz
> In klan verbunden
> Und der Schlüssl zu'n aufmach'n
> Wert niemer g'funden.

(Deutsche Volkslieder aus Kärnten. Graz 1869 I Nr. 1433, S. 302; ähnlich Nr. 291. 293, S. 61.)

[2] Philander v. d. Linde, a. a. O. S. 108.

[3] Celander a. a. O. S. 289.

Drum vertausche ohne Scherz
Wertheste mit mir dein Herz.

er verallgemeinert aber den Gedanken:

Bleib indessen eingedenck
Ich sey dein du mein Geschenck.

Das Motiv, dass die Augen der Geliebten in sein Herz dringen, wie z. B. bei Morungen (MF 124, 38):

alsô kument mir dicke
ir wol liehten ougen blicke

und (MF 125, 1):

Kument ir liehten ougen in daz herze mîn,

wiederholt sich auch oft bei den galanten Lyrikern. Die Vorstellung der Minnedichtung, dass die Frau im Herzen des Mannes wohne[1], ist merkwürdigerweise bei den Lyrikern aus dem Ende des siebzehnten und Beginne des achtzehnten Jahrhunderts die seltenere, dagegen wird sehr häufig der Wunsch ausgesprochen, dass er selbst oder sein Herz in dem der Geliebten weilen möge. Zur Anbringung dieses Gedankens wird allerdings oft ein drastisches Mittel gewählt. Die verehrte Dame muss einen Schmuckgegenstand in Gestalt eines Herzens verlieren, ihn suchen, um den galanten Antrag zu erhalten, das Herz des Dichters an dessen Stelle zu setzen, oder sie muss, und das ist die beliebtere Form, im Kartenspiel mit der 'Herzkarte' verlieren, worauf ihr ein zuverlässigeres angeboten wird.

Die Augen der Liebenden werden als 'Anstifter und Vermittler der Liebe'[2] sowol in der Minnedichtung als auch in der galanten Poesie angeklagt.[3] Dort hat namentlich

---

[1] Vgl. Burdach a. a. O. S. 114 f.

[2] ebenda.

[3] Sehr häufig scheint den Dichtern das bekannte Madrigal von Guarini 'Occhi belli' als Muster vorgeschwebt zu haben:

Occhi, stelle mortali,
Ministri de' miei mali
Che'n sogno anco mostrate,
Che'l mio morir bramáte,
Se chiùsi m'uccidéte,
Aperti che farete?'

Hausen in diesem Sinne gedichtet, der seinen Augen vorwirft, dass sie Schuld an seinen Leiden hätten, auch Morungen (MF 137, 15) äussert einmal einen ähnlichen Gedanken:

> frouwe, daz hânt mir getân
> mîn ougen und dîn rôter munt.

meistens aber nähert er sich der Anschauung der galanten Lyrik, die die Augen der Geliebten als Urheber des Minneleids besingen. (MF 126, 24. 130, 28. Bernger von Horheim 117, 32 u. v. a.) Ebenso Celander 193:

> Durch deiner Augen-Pracht geliebte Schöne!
> Hast du mein Hertz verletzt, und mich verwund.

Weitere Belege dafür sind bei jedem galanten Dichter zu finden. Das Heilmittel für die Wunden, die die Liebe und die Reize der Geliebten dem Dichter schlagen, ist zu allen Zeiten dasselbe gewesen. Der 'rôte munt' heilet alle Liebeskranken:

> alle meister heilent niemer mêre mich, ez tuot ir rôter munt.

> Mache Schönste mein Hertze bald gesund.
> Und reich mir deinen bezuckerten Mund.

Auch die volle Hingebung für die Geliebte, die Bereitwilligkeit sich von ihr leiten zu lassen ist die gleiche. In einem namenlosen Liede (MF 6, 30) singt der Dichter:

> swie du wilt sô wil ich sîn

ganz wie Celander S. 175:

> So wie dein Auge will, so lass ich mich führen.

Seltener, weil den modernen gesellschaftlichen Verhältnissen weniger entsprechend ist die Darstellung, dass der Liebende in Gegenwart der Geliebten nicht sprechen könne, viel eher, namentlich bei Mencke, Abschatz, und in der Neukirch'schen Sammlung wird geklagt, dass er nicht sprechen dürfe, weil sie in ihrer Grausamkeit dem Liebenden nicht gestattet, die Liebe zu gestehen.

Die Entfernung von der Geliebten oder die fehlende Gelegenheit ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen, reifen im Liebenden den Wunsch, wenigstens die Gegenstände, die sie berührt, zu besitzen oder berühren zu können, ferner den

sentimentalen Gedanken, an Stelle der die Geliebte umgebenden Dinge zu sein.

Kristan von Hamle (Bartsch Liederdichter 32, 34) beneidet den Anger

> Dô mîn frowe bloumen las
> ab im und ir minneclichen füeze
> ruorten ûf sîn grüenez gras.[1]

und Johannes Hadlaub (ebenda 87, 128) herzt das Kind, das vorher von der Geliebten geküsst wurde:

> Ich umbvieng ez, wan sîz ê schône umbvie
> und kust ez an die stat swa ez von ir kust ê was:
> wie mir doch daz ze herzen gie!

So küsst auch Hoffmannswaldau den Brief, den seine Geliebte empfangen soll, in Gedanken bei ihr weilend,[2] so wünschen fast alle galanten Lyriker, die Blume zu sein, die auf ihrer Brust blüht, und so beneiden sie alles was von der Geliebten berührt wird oder sich in ihrer Nähe befindet. — Auch die innige Bitte um das 'Ja' der Geliebten, 'maht du doch etswan sprechen jâ' (Morungen MF 137, 24) wiederholt

---

[1] Diese Motive sind von der galanten Lyrik wahrscheinlich aus der Schäferdichtung übernommen worden, obgleich schon die Dichter aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das Lächerliche, das in der Uebertreibung dieses Gedankens liegt, gefühlt haben. Andreas Gryphius lässt z. B. den Liebesbrief des Sempronius im Horribilicribrifax schliessen: '— seyd gegrüsset von Dem der die Erde küsset, auff welcher das Gras gewachsen, welches der Ochse auffgessen aus dessen Leder eure Schuch-Solen geschnitten.' J. Rist legt, im zweiten Zwischenspiel seines 'Friedejauchzenden Teutschland' ironisch dem Junker Reinhart fast dieselben Worte in den Mund.

[2] Menantes (Galante Verliebte und Satirische Gedichte) Hamburg 1704, S. 9) dichtet, als er einen Brief erhält: Die Lippen küssten ihn und die Gedanken dich'. — Der Plauensche Dichter David Trommer ist auf sein Sonett eifersüchtig:

> Ich höre, diss und das Sonette
> Das nimstu vielmahls mit zu bette,
> Damit es ja verwahret sey;
> 'Sonnet, Sonnet, du bist zu straffen.
> Sollstu bey Florimunden schlaffen,
> Und ich dein Herr, bin nicht dabei.

(Nickerische Poesie, Dresden 1670. S. 165.)

sich sehr häufig in der Salonliteratur. 'Sprecht nur das Ja', 'Ein einzig Ja' wird unter grösstem Flehen von der Geliebten erbeten. Ein in der galanten Poesie geradezu typisch gewordenes Motiv, dass der Dichter die Herrin seines Herzens im Traume sieht und sie küsst,[1] ist ja vereinzelt auch im Minnesang zu finden, ebenso die fast stehende Pointe, dass der Liebende vor Liebeskummer sterben und ein Grabstein sein Schicksal und ihre Grausamkeit verkünden werde. (Vgl. Morungen MF 129, 36.)

Von grösserem Interesse als die Gemeinschaft der Motive mit der Minnedichtung — für die wir noch gelegentlich einige Bemerkungen werden machen können, — ist die Frage wie weit die galante Dichtung der Deutschen von der der Franzosen abhängig ist. Dass der Einfluss ein tiefgehender war, ist ja schon dadurch konstatiert, dass die ganze litterarische Bewegung, die wir mit dem Namen galante Dichtung bezeichnen, ihren Ausgangspunkt von Frankreich nahm, dass die socialen Vorbedingungen für diese Dichtungsart nur durch französische Muster geschaffen werden konnten, und endlich der Umstand, dass Schritt für Schritt der litterarische Einfluss, unfreiwillig, aber um so glaubwürdiger durch die rastlose Uebersetzerthätigkeit fast aller galanten Lyriker bethätigt werden musste. Selbst bei Dichtern wie J. B. Mencke, die über eine ungewöhnliche Sprachenkenntniss verfügen, sind die Uebersetzungen aus dem Französischen überwiegend, und so hat er z. B. in seinen galanten Gedichten neben 11 griechischen, 16 lateinischen, 10 englischen und 2 italienischen 26 französische übersetzt. Auch Celander, namentlich aber Leander aus Schlesien haben sehr fleissig aus dem Französischen übertragen, allerdings meist die Effekte kräftiger ausgeführt, die Farben bunter und schreiender aufgetragen und die Tendenz vergröbert. Aber obgleich die Entwicklung eine so mächtige und die Grundlagen dieser

[1] Dieser Gedanke ist in der Schäferdichtung des siebzehnten Jahrhunderts sehr beliebt, und ebenso später, wol durch das Horazische 'nocturnis ego somniis jam captum teneo' (Od. IV 1) angeregt, ein Lieblingstoff der Anakreontiker.

Dichtungsart dieselben waren, ist dennoch ein bedeutender Unterschied zwischen der 'Poesie galante' der Franzosen und der der Deutschen zu finden. Derselbe ist nicht etwa darin zu suchen, dass die letzteren nicht die Fähigkeit besassen, den gefälligen graziösen Ton der Schöngeister aus dem Hôtel de Rambouillet zu treffen, dass sie als Nachahmer alles derber auftrugen als das Original, dass sie, wie Benjamin Neukirch sagt,[1] 'was das Schmeicheln anbetrifft in Entgegenhaltung der Franzosen noch unerfahren' waren, sondern in der Voraussetzung der Liebesdichtung im Objekte dem sie gilt. Nun war allerdings nicht nur die deutsche Liebeslyrik jener Zeit sondern auch die französische fingiert, doch während diese zwar die Empfindungen heuchelte, die Klagen über Liebeskummer und Liebespein erkünstelte oder zu konventionellen Phrasen umgestaltete, aber ein leibhaftiges Objekt hatte, dem sie diese Empfindungen vorheuchelte, ist bei den Deutschen zumeist auch der besungene Gegenstand ein freies Spiel ihrer Phantasie gewesen. Und dadurch wird eine ganz bedeutende Verschiedenheit in der Darstellungsweise beider Nationen herbeigeführt. Während die Franzosen, weil sie ein lebendiges Modell vor Augen haben, eine feine Detailbeobachtung zeigen, ihre Gestalten mit wahren, dem Leben abgelauschten Zügen ausstatten und unter der gezierten Ausdrucksform, unter den geschraubtesten Antithesen auch erlebte Eindrücke nach Gestaltung ringen, oder mit einem Worte gesagt, ihre Dichtung reich an individuellen Zügen ist, haben die Deutschen aus Mangel an sinnlichen Vorbildern alles typisiert, und wenn man nicht ein von einem Dichter häufiger verwendetes Epitheton als individuellen Zug betrachten will, gleichen alle Frauengestalten, ob sie von Hoffmannswaldau, Beccau, Neumeister oder Celander geschildert werden, dem einen Frauenideale das als Schablone allen galanten Dichtern gleichzeitig dient. — Voiture z. B. redet sich in eine Leidenschaft hinein, die er nie besessen hat, aber die schöne Julie[2] lebt und kann als Kontrolle für

[1] In der Vorrede zu seiner Sammlung.

[2] Julie-Lucien d'Angennes, die Tochter der Marquise de Rambouillet.

die enthusiatischen Beschreibungen durch ihren 'amant de galanterie' dienen. Hoffmannswaldau oder andere deutsche Dichter überlassen sich ihrer schrankenlosen, zum Teil durch den Marinismus überreitzten Phantasie, die oft sich wiedersprechende Details zu Tage fördert, Teile eines Bildes liefert, die nach dem bekannten Horazischen Exempel nicht als ganzes konstruiert werden können, kurz den 'Galimathias' produzieren.[1] Und darum fehlt auch der gesammten deutschen Dichtung dieser Art eine Empfindung, die die französische ausserordentlich belebt, — die Eifersucht.[2] Benserade, Sarasin, Le Pays, hie und da auch Voiture werden von dieser Leidenschaft geplagt, und kleine gesellschaftliche Bevorzugungen mögen die reale Grundlage für die Empfindung abgegeben haben. Für die Deutschen ist der Quell ihres Liebesleiden, nur die Liebe selbst und das Nichtgewähren der Geliebten so ungefähr wie es Voiture[3] ausdrückt, wenn er sagt:

> L'vn meurt, qu'à sa fantaisie,
> Il ne s'auance à la Cour.
> L'autre meurt de ialousie:
> Et moy ie me meurs d'Amour.

Noch ein Umstand trägt dazu bei, der französischen galanten Dichtung einen anderen Charakter aufzuprägen als der deutschen. In Frankreich waren es die galanten Poeten oder besser gesagt das Hôtel de Rambouillet, das dem am Beginne des Jahrhunderts verbreiteten Gongorismus und Mari-

---

[1] 'Und das die Liebste eines Poeten seye wie eines Bettlers Mantel, mit allerley alten unnützen Stücken zusammen geblezet; welche Herrlichkeit allein in blosser Poetischer Einbildung bestehe, der sie dichtet vnd beschreibet wie er will ..' So schildert schon Moscherosch (Gesichte Philanders von Sittewald. Ander Theil. Drittes Gesichte. Weiber-Lob) die Flickpoesie. Vergl. auch 'Herrn von Hohbergs Beitrag zum Schlesischen Helicon / Sorau 1733 S. 14. Viertes Capitel der Dichtkunst'.

[2] G. Musophilus (vergnügter poetischer Zeitvertreib. Dresden und Leipzig 1717) der einzelne Eifersuchtsgedichte der Franzosen übersetzt, hat durch diese angeregt einige Gedichte dieser Art geschrieben; z. B. die 'Aria von der Eyffersucht' S. 57, ferner S. 80, 87 u. a. m.

[3] Les oeuvres de M. de Voiture S. 509.

nismus mit aller Macht zu verdrängen suchte, in Deutschland dagegen ist der Schwulst so mächtig, dass er nicht allein bei den von ihm beeinflussten Dichtern der zweiten schlesischen Schule, sondern selbst bei den Gegnern derselben ja sogar bei Günther zu finden ist. Auf der einen Seite also der einfache gefällige Ausdruck, kein überwuchernder Bilderprunk, bei den Deutschen hingegen die Sucht den klaren Begriff durch Umschreibung zu verwirren, ein stetes schwelgen in Metaphern und ein ungeordnetes nebeneinander der Bilder und Vergleiche. Wenn wir z. B. einen Vergleich anstellen zwischen dem Gedichte über den Mund einer Schönen von J. de Benserade, der in einem Sonettencyklus die Körperteile einer schönen und hässlichen Frau beschreibt, und den Versen von Hoffmannswaldau, die denselben Stoff behandeln, oder auch wie die Gleichartigkeit der Anlage vermuten lässt, vom französischen beeinflusst sind, so werden wir, wenn auch das zweite nicht genug scharf die Stileigenheiten der galanten Lyrik zeigt, doch den Unterschied in der Art der Darstellung zu erkennen vermögen. Das Französische lautet:

BOuche vermeille au doux sourire
Bouche au parler délicieux.
Bouche qu'on ne sçauroit décrire
Bouche d'un tour si gracieux.

Bouche que tout le monde admire
Bouche qui n'est que pour les Dieux,
Bouche que dit ce qu'il faut dire,
Bouche qui dit moins que les yeux.

Bouche d'une si douce haleine,
Bouche de per les toute pleine
Bouche enfin sans tant baiser.

Bouche la merveille des bouches
Bouche a donner l'ame aux souches,
Bouche, le dirai-je, à baiser.[1]

---

[1] Les Oeuvres de Monsieur Benserade. Premier Partie. 1698. S. 17 f. Die spätere Jahreszahl kann deswegen kein Beweis gegen den Einfluss Benserades auf Hoffmannswaldau sein, weil viele Gedichte von B. schon viel früher in anderen Gedichtsammlungen veröffentlicht worden sind. Vgl. die einleitenden Bemerkungen in der Widmung des Herausgebers De Sercy.

Dagegen Hoffmannswaldau:

'Mund! der die seelen kan durch lust zusammen hetzen,
Mund! der viel süsser ist als starker himmels-wein,
Mund! der du alakant des lebens schenkest ein,
Mund! den ich vorziehn muss der Inden reichen schätzen,
Mund! dessen balsam uns kan stärken und verletzen,
Mund! der vergnügter blickt, als aller rosen schein.
Mund! welchen kein rubin kan gleich und ähnlich seyn.
Mund! den die Gratien mit ihren qvellen netzen;
Mund! ach corallen-mund, mein eintziges ergetzen!
Mund! lass mich einen kuss auff deinen purpur setzen.[1]

Die Züge jedoch, die beiden Litteraturen gemeinschaftlich sind, oder genauer gesagt, die die Deutschen von den Franzosen entlehnt haben, sind die überwiegenden. Die wesentlichen Punkte, Tendenz, Kompliment, Formcharakter als Gesellschaftsdichtung und Pointe, sind zum Teil schon erwähnt, und werden zum Teil noch behandelt werden. Die Ergebenheit für die Geliebte schon bei den Minnesängern und Troubadours konstatiert, ist gleichfalls bei beiden vorhanden, namentlich der Gedanke, dass der Liebende gerne für die Geliebte sterbe. Voiture weiss dieses Motiv virtuos in die verschiedenartigsten Formen zu kleiden. Hier eine:

Je me meurs tous les iours en adorant Syluie!
Mais dans le maux dont je me sens perir,
Je suis si content de mourir
Que ce plaisir me redonne la vie.[2]

Ziemlich roh giebt diese hübsche Pointe der Schlesische Helicon II 18 wieder:

'Seitdem mein Hertze Daphnen liebt
So muss es alle Tage sterben
Doch findet mein Lieb auch mitten im Verderben
Die Wollust welche mir das Leben wiedergiebt.

Celander, unstreitig einer der gewandtesten und geistreichsten Dichter der galanten Richtung, fasst einen ähnlichen Gedanken in folgende Form:

---

[1] Neukirchs Sammlung I 38.
[2] a. a. O. S. 479.

Doch ich bin damit vergnüget
Wen dein Hertz durch meinen Tod,
Pantales, nur wird besieget;
Weine doch ob meiner Noth
Wenn der Himmel dieses füget
Bin ich schon damit vergnüget.

Diese Anschauung ist charakteristisch für die galanten Autoren, und kehrt bei den Deutschen fast so häufig wie bei den Franzosen wieder. Namentlich Celander weiss sie in mannigfaltigster Weise zu verwerten, und kann mitunter Voiture, den er genau gekannt zu haben scheint, ebenbürtig zur Seite gestellt werden. Er wartet mit Verlangen auf den süssen Tod, er will ihn gern zu seiner Ruhe umfangen, er liebt ihn, er ist sein Trost und sein Heil (a. a. O. S. 310):

Denn mein Hertz
Sucht im Schmertz
Sein Ergötzen.

(S. 190) ähnlich wie bei Voiture (S. 494):

A tous ses martyrs,
L'amour donne en leurs maux de secrets plaisirs
Je cheris ma douleur:
u. s. w.

Aehnliche Formen dieses Gedankens bei Hoffmannswaldau, Woltereck, Amaranthes, Leander aus Schlesien, Heini, Menantes u. a. Mencke liebt die Grausamkeit der Geliebten, auch diese macht ihm Vergnügen (S. 104). Gleiches äussert auch Pays[1]:

J'aime a vous, voir ainsi severe,
— — — — — — —
Vous me ferez dans vostre cruauté
Trouver une douceur extrême.

Dass die Anmut und der Liebreiz der Geliebten Diebe seien, die das Herz oder die Freiheit stehlen

J'ay perdu ma franchise
En quelque endroit chez vous
Vos appas sont filoux etc.

---

[1] Amitiez Amour et Amourettes par Mr. le Pays. Dernière édition. Amsterdam 1678, S. 266.

(Pays S. 264) kommt gleichfalls oft vor. Dass dieser Gedanke bei den Preciösen beliebt gewesen sein muss, beweist schon der Umstand, dass Molière, der nur die typischen Züge derselben verlachte, Mascarille das Gedicht (Scene X)

> Oh! oh! je n'y prenais pas garde:
> Tandis que, sans songer à mal, je vous regarde
> Votre oeil en tapinois me dérobe mon coeur:
> Au voleur! au voleur! au voleur! au voleur!

dichten lässt. Cathos sagt darauf:

> voilà qui est poussé dans le dernier galant [1].

Ebenso wird die Gewalt der Liebe in den lebhaftesten Farben dargestellt, und von den Deutschen mitunter wörtlich übernommen.

> Al' Amour on resiste en vain
> Qui n'aima jamais, aimera demain.

Auch die französischen galanten Dichter klagen die Augen an z. B. Voiture (S. 492):

---

[1] Sollte man übrigens nicht glauben, dass Caspar Ziegler (Von den Madrigalen Wittenberg 1685, S. 26) diese Verse ernst genommen und in seinem Madrigal 'Silvia ist ein offenbahrer Dieb' nachgebildet hat?

> 'So bist du nun, mein Lieb,
> Ein offenbahrer Dieb:
> Ich finde hier mein Herz in deinen Händen.
> — — — — — — —
> Ich ruff und schrey: Ein Dieb, ein Dieb ist da.
> Halt auff, halt auff: Es ist die Silvia'.

Humoristischer fasst Neumeister diesen Gedanken, in dem Gedichtchen 'Sie ist ein Dieb'. (S. v. G. Auferweckte Gedichte, Denen hinzugefüget Unterschiedene bissher ungedruckte Poetische Gedanken. Frankfurt und Leipzig 1702, S. 243 f.)

> Ja eben sie, sie hat mein Herz gestohlen,
> Schickt in die Facultät,
> Und last ein Urtel holen;
> Doch wann es hier nach gunst und gaben geht,
> So schickt in Schöppen-Stuhl.
> Laufft so ein Urtheil ein,
> Sie wäre mit den Straffen zu belangen,
> Die sonst vor Diebe seyn:
> So lasset sie an meine Lippen hangen,

Mes yeux, quel crime ay-ie commis,
Qui vous rende mes ennemis,
Et qui vous oblige à me nuire?
— — — — — — —

Mit den Augen wird überhaupt ein grosser Kultus getrieben. Malherbe singt schon 1608 (in einem Gedichte, das er bei der Abreise der Vicomtesse d'Auchy verfasst):

— — — ces roi de ma vie,
Ces yeux, ces beaux yeux [1]

und seitdem hallt der französische und später der deutsche Dichterwald meistens vom Lobe der Augen wieder. — Eine andere Wendung von Malherbe hat in Deutschland schon früher eine allgemeine Verbreitung gefunden:

Que n'êtes-vous lassées
Mes tristes pensées,
De troubler ma raison,
Et faire avecque blâme
Rebeller mon âme
Contre ma guérison! [2]

und auch bei vielen Dichtern der ersten schlesischen Schule werden die 'trüben Sinnen', 'Grillen', 'kümmernden Gedanken' in diesem Sinne angesprochen.

Fast alle Pointen, Situationen und geistreichen Einfälle, die wir später in der deutschen galanten Lyrik finden werden, sind in der französischen vorhanden. Am meisten wurde nach dieser Richtung Le Pays ausgeraubt.[3] Die Vorstellung die Geliebte sei eine Blume, und als sie von einer Biene gestochen wurde, dass sie auch diese getäuscht hätte[4] (Amitiez Amours et Amourettes S. 339, 395), das Geständniss, dass er mehrere Geliebte hätte (S. 344), dass er eine Wittwe vorziehe (S. 345), das Besingen ihres schönen und

[1] Ich citiere nach der kleinen mir augenblicklich zugänglichen Ausgabe der Gedichte Malherbe's in der 'Bibliothèque nationale' Paris 1882, S. 154. Vgl. auch Voiture 500 'vos beaux yeux les rois de ma vie' etc.

[2] Ebenda S. 155.

[3] Im Jahre 1729 wurden in Hamburg seine Briefe von Selimantes (Ch. Gottl. Wendt) übersetzt.

[4] Schon im Aminta des Tasso I Sc. 2.

beredten Mundes (S. 343), der Gedanke die Liebeserklärung im Namen eines andern zu machen, und zum Schlusse sich selbst als den Liebenden zu erkennen geben (S. 347), Bemerkungen, als sie ihm aus der Hand wahrsagen wollte (S. 293) u. s. w. finden sich fast bei allen Autoren und in allen Sammlungen, die galante Gedichte enthalten. Ebenso wenn Benserade sich an den Hund der Geliebten wendet, weil sie ihn nicht erhört, das Besingen der kranken und wieder gesund gewordenen Schönen (Oeuvres S. 250), die Antithese 'Amer au coeur doux aux yeux' (S. 187), als sie Nonne werden wollte (S. 75) u. a. m. Einzelne Motive der Franzosen und Deutschen gehen auf antike Vorbilder zurück, und namentlich der 'galante Ovid' Horaz und Catull sind eine häufig verwendete, oft auch eingestandene Quelle.[1] Des letzten 'Passer deliciae meae puellae' und sein 'Lugete o Veneres Cupidinesque, et quantum est hominum venustiorum! Passer est mortuus meae puellae', gaben die Anregung zu einer Reihe von galanten Gedichten, die sich mit den Lieblingstieren der Geliebten beschäftigen, oft sogar wie z. B. Celander S. 121 und 122 den Sperling oder den Tod desselben besingen.

Wir haben schon bemerkt, dass die Unterordnung der eigenen Person eine Eigentümlichkeit der galanten Dichter sei. Hand in Hand mit ihr geht eine erkünstelte Bescheidenheit, deren Spuren sich noch bis zum heutigen Tage erhalten haben, und z. B. in der unwürdigen Phrase 'meine Wenigkeit' fortlebt. Diese gezierte Bescheidenheit erstreckt sich nun auch auf die Dichtungen. Wie Pays gelegentlich in einem Briefe an eine Dame seine Verse herabsetzt[2] (S. 260), so ist es auch bei den deutschen galanten Dichtern beliebt, ihre Gedichte 'schlechte Reime', ihre Feder 'schwachen Kiel', den Brief ein 'schlechtes Blatt' zu nennen, in angeblich ga-

---

[1] Sagt doch schon Opitz in einem Gedichte an Zincgref:

Wer nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Stärke kennt, der Griechen und Lateiner
Als seine Finger selbst, ist zwar ein guter Mann
Doch nicht auch ein Poet. —

[2] 'Ma petite Muse' ist bei ihm eine typische Wendung.

lanter Bescheidenheit alles zu ihrer Person gehörige zu verschlechtern und zu verkleinern. Sehr interessant ist es zu beobachten, wie die Deutschen ihre Abhängigkeit von den Franzosen durch die Annahme einer galanten Wendung bekunden, die schon früher einmal Eigentum der deutschen Dichtkunst gewesen ist. Ich meine das 'Je ne sait quoi', das in der Sprache der Preciösen so beliebt war, und von den Dichtern des Hôtel de Rambouillet in Briefen und Versen gleich oft angewendet wurde.[1] In dem Abschnitte in welchem er zeigen will 'wie die Epitheta beschaffen seyn sollen wann sie ein Kluger vor anständig und galant passiren lassen' nennt J. G. Neukirch auch das 'Ich weiss nicht was'. 'Dieses', sagt er, 'gebrauchen die Poeten eine Sache gross und curieus zu machen, weil es allemahl dem Leser ein Nachsinnen verursacht' als:

Sie führt, ich weiss nicht was für Anmuth in den Lenden,
Ich sog ich weiss nicht was vor süsse Funcken ein.
Es schwamm, ich weiss nicht was vor Anmuth auf der Brust.

Dass wir es hier mit einer ähnlichen Bildung zu thun haben wie sie Grimm Gr. III 72 ff. unter dem Titel Umschreibungen behandelt, ist klar. Auch hier ist ein Verbum zur näheren Bezeichnung eines unbestimmten Pronomens verwendet worden, und auch hier durch die Gewohnheit der Verbindung eine uneigentliche Komposition, das 'ich weiss nicht was' entstanden, die ganz dem mhd. ne weiz waz, neiz waz, entspricht, nur dass letztere Form verkürzt und durch Abschleifen entstellt wurde. Grimm weist den Gebrauch der nhd. Bildung noch in Platers Leben S. 193 nach. Er erwähnt

[1] 'Die Ausländer, sonderlich die Franzosen, zehlen mehr solche Wörter in der ihrigen, als wir in unserer Sprache. Sie haben einige, denen vielerlei Bedeutungen, zugleich; andre denen dunkle Begriffe; und etliche, denen gar kein Begriff zugeeignet worden, und welche sie, wie einen Scherwentzel, nach Belieben gebrauchen können. Von der letzten Art war sonderlich ihr je ne sçais qui, dessen sie sich als eines Deckmantels der Unwissenheit in unzehlich vielen Dingen so gut als die Weltweisen der verborgenen Eigenschaften der Naturlehre zu bedienen'. U. König in der Untersuchung von dem guten Geschmack in seiner Ausgabe von Canitz Gedichten (Leipzig u. Berlin 1734) S. 440.

ferner die weiteren Abschleifungen dieser Form, das lateinische nescio quid, und das französische un je ne sais qui[1], sowie die ähnlichen slavischen Bildungen. Die Deutschen aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, um welche Zeit diese Phrase am häufigsten vorkommt, haben aber selbstverständlich an den historischen Zusammenhang nicht gedacht, sondern eine wörtliche Nachbildung des französischen 'je ne scai quoy' jener Zeit versucht, das mit seiner schielenden viel und zugleich nichts sagenden Bedeutung bei den Preciösen gut zu verwenden war,[2] so z. B. bei Voiture in den 'Stamces. Sur sa Maistresse rencontrée en habit de garçon un soir du Carnaval':

Sur tout, il avoit une grace
Un je ne sçai quoi qui surpasse
De l'Amour le plus doux appas,
Vn ris qui ne se peut descrire,
Vn air que les autres n'ont pas,
Que l'on voit, et qu'on ne peut dire.

Schon Flemming gebraucht eine ähnliche Komposition:[3]

Mein gestirntes Paradeis,
Mein Licht, mein Mohn, meine Sonne
Mein ganz Himmelreich voll Wonne
Und von was ein Gott sonst weiss,
Das ist Philynille mir,
Mir, der Erden unter ihr.

---

[1] Ich habe übrigens auch bei einem Troubadour und zwar bei Rambaut III Graf von Orange eine analoge Bildung gefunden. Die von ihm erfundene Form der Gedichte, in denen die einzelnen Strophen durch prosaischen Kommentar unterbrochen werden, nennt er 'Ses Nom' (Namenlos) oder 'Ich weiss es nicht'.

'Er fenisc mon no sai que s'es
Qu'aissi l'ai volgut batejar:
Pus mais d'aital non auzi ges,
Be 'l dey en aissi appellar'.

Raynouard, Choix des Poesies originales des Troubadours. Paris 1817 II 251.

[2] Später sogar als Büchertitel: 'Le Je ne sai quoi par M. C** D* S* P**' (Cartier de Saint Philippe?) Haag 1732, eine Sammlung von Erzählungen, Anecdoten u. s. w. zusammenfassend.

[3] Paul Flemmings Teutsche Poemata Jena 1666 S. 513. — In späterer Zeit findet sich das 'Ich weiss nicht was' bei Schiller, Goethe, Grillparzer u. a. Chronegk (Schriften Leipzig 1766. II 256) verwendet es sehr wirksam als Kehrreim eines hübschen Liedes.

Bei den galanten Dichtern kommt sie sehr häufig vor. Beccau z. B. (S. 22)

Ich will, ich weiss nicht was, ertragen
Mich hindert weder Ort noch Zeit

Celander (S. 131) dichtet ein Lied unter dem Titel: 'Als ihm die vermählte Arsinoe er weiss nicht was zuliess'. Warneck der manchmal Anläufe macht, den deutschen preciösen Dichtern das zu sein, was Molière den Franzosen war, macht sich an verschiedenen Stellen über diese Wendung lustig. So sagt er in einer Ueberschrift 'Auf die Thorheit der Liebe':

Man liebt ich weiss nicht was,
Man folgt ich weiss nicht wem
Wir spielen mit Feuer und sind ein
Spott der eigenen Triebe.[2]
— — — — — — —

oder in dem Epigramme 'Auf die Menge französischer Bücher':

Dass ein Frantzöscher Bel-Esprit
Manch artlich Buch vergüldt im Schnitt
In Holland uns beschert:
Dass er uns nicht sein Pfund verhehlt
Das Jahr durch Monaht-Bücher zählt[3]
Ist nicht Verwunderns werth;
Er macht kaum seine Feder nass,
Und künstelt ohne Müh',
Wahr ist's er schreibt ich weiss nicht wie
Doch auch ich weiss nicht was[4]

Die Deutschen begnügten sich aber nicht mit dieser galanten Wendung, und Neumeister schuf eine neue ebenso nichtssagende Phrase, die 'Ich bin nun so' lautet. Bei ihm scheint sie geradezu das Motiv seiner ganzen Dichtung zu sein, da sie sich fortwährend wiederholt.

---

[1] Überschrifte oder Epigrammata In acht Büchern Nebst einem Anhang von etlichen Schäffer-Gedichten . . . . . . Hamburg 1701 S. 18.

[2] Bei S. v. G. Auferweckte Gedichte S. 337 polemisiert eine Jungfrau gegen die Zumutung dass in galanter Unterhaltung den
'Damen lieget ob, Nein, Ja, ich weiss es nicht'.

[3] Wol eine Anspielung auf den monatlich ausgegebenen Mercure galant.

[4] a. a. O. S. 18.

'Ich bin nun so.
Mir können meine Sachen
Mein best Vergnügen machen,
Wenn andere seufzend klagen,
So muss ich lachend sagen
Ich bin nun so[2] u. s. w.

ein anderes:

'Ich will vergnügt und stille leben.
Ja ja, der Neid bekümmre sich.
Ich werde diss zur Antwort geben:
Ich bin nun so — — —'[3]

oder:

'Ich hab ein Wort geredet ich bin so wie ich bin'[4]

Celander dichtet ein Rondeau mit dem Refrain:

'Ich bin und bleibe so'[5].

Menantes schreibt in einem Briefe: 'Doch es ist mir schon, als wenn ich das verdriessliche: Ich bin nun so, hörte'[6] und so wird es noch oft erwähnt und verwendet.

Wenn Madelon in den Précieuses ridicules zu Mascarille sich äussert '— — — je suis furieusement pour les portraits: je ne vois rien de si galant de cela', so drückt sie ganz zutreffend die Ansichten der damaligen galanten Welt aus[7].

---

[1] Die allerneueste Art S. 141 f. — Die Einleitung dieser Poetik wird ebenfalls mit dieser Phrase geschlossen S. 10.

[2] Fast dieselbe Wendung wird auch von einem Volksliede gebraucht:

'Ich bin halt so, und bleib halt so
Ich liebe meine Freunde
Und achte nicht die Feinde.
Von einer falschen Zunge
Denk ich wie Goldschmieds Junge
Ich bin halt so und bleib halt so'.

Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter Schlesische Volkslieder mit Melodien. Leipzig, 1842, Nr. 263.

[3] Allerneueste Art S. 140 f.

[4] ebenda S. 139 f.

[5] a. a. O. S. 157.

[6] Menantes: Die Allerneueste Art Höflich und galant zu Schreiben Oder Auserlesene Briefe Hamburg 1718 S. 489.

[7] Le Parnasse reformé spricht S. 89 f. von den 'faisairs de portraits; toutes les jeunes plumes sont malades de cette furie; Il n'y

Es gehörte zu den beliebtesten poetischen Beschäftigungen, eine Schilderung seiner Person oder noch lieber der der verehrten Dame zu entwerfen. Mascarille hat auch Recht, wenn er erwiedert, 'Les portraits sont difficiles, et demandent un esprit profond' aber gerade die Schwierigkeiten reizten die Dichter jener Zeit, und es war die liebste Unterhaltung der 'Ruelles', ihr Bild oder das ihrer Bekannten von geistreichen Autoren geschildert und bei den gemeinschaftlichen Symposien vorgelesen zu hören. Der Ursprung dieser Gattung geht nicht etwa auf Anlehnung an Philostrat oder Theophrast zurück, wenn sie auch nachher — durch die von den 'Portraits' beeinflussten Charaktere des La Bruyère — zu diesen Mustern gelangt, sondern ist auf eine Laune der Mademoiselle de Montpensier zurückzuführen, die 1657, als sie sich auf dem Lande befand, den Einfall bekam, alle Mitglieder ihrer Gesellschaft genaue Schilderungen ihrer körperlichen und geistigen Beschaffenheit liefern zu lassen. Diese oft bis ins kleinste Détail ausgeführten Portraits wurden vom Secretär der Montpensier, Segrais gesammelt, redigiert und herausgegeben, und wirkten, obgleich sie zuerst nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren gedruckt und bekannt wurden, sehr anregend auf die Gesellschaft und die Dichter jener Zeit.[2] — Mancher Autor wie z. B. Le Pays behandelt

---

a point de petit Abbé de deux jours qui ne debutte par là pour faite sa cour; et pourveu qu'el puisse dire que sa Cloris a les cheveux luisans et deliez, que les amours sur son front, que son tein est plus vermeil qu'une rose, et plus blanc qu'albâtre, que ses yeux sont noirs et bien fendus, que son nez est d'une grandeur proportionnée à tout le reste de son visage — — — —'.

[2] Victor Cousin hat in seinen schon citierten Studien über die Marquise de Sablé (Revue de deux Mondes 1854 V f.) die Geschichte dieser 'Portraits' und genaue bibliographische Daten über die Ausgaben geliefert. Später hat Ed. de Barthélemy, mit Zugrundelegung der vollständigsten Sammlung der Portraits von 1659 eine neue Ausgabe veranstaltet unter dem Titel: La Galerie des Portraits de Mademoiselle de Montpensier, recueil des portraits et éloges en vers et en prose des seigneurs et dames le plus illustres de France, la plupart composés par eux-mêmes, dédies à son altesse royale Mademoiselle. Nouv. éd.

sich mit einer solchen Ausführlichkeit, beschäftigt sich so sehr mit den Einzelnheiten seiner Person, dass jedenfalls nicht nur auf eine starke — hier in die Maske der Bescheidenheit gekleidete — Eigenliebe, sondern auch auf Interesse bei den Lesern geschlossen werden darf. Im 'Portrait de l'auteur des amitiez, amours et amourettes' (Amsterdam 1678), das er der Herzogin von Nemour widmet, schildert er nicht nur seine Eigenschaften, Charakter, Geschmack u. u. w., sondern auch seine körperlichen Schwächen und Vorzüge, 'Je ferois une injustice à ma bouche' sagt er z. B. (a. a. O. S. 23) 'si joubliois de dire que quand je ris, j'ai aux joües ces deux petites trous, qui sont, dit on de marques de beauté: Mais a mesme temps j'ai autour des yeux de petites rides, qui pourroient bien estre des marques de laideur'.

Diese genaue Beschreibung der einzelnen Körperteile, allerdings selten der eigenen Person sondern hauptsächlich der Geliebten haben nun die deutschen Dichter von Frankreich übernommen und sie zur hauptsächlich gepflegten Gattung der galanten Lyrik ausgebildet. Es giebt keinen galanten Lyriker, der nicht die Reize der Geliebten entweder alle in einem Gedichte oder jeden einzeln besungen hätte. Während die Beschreibung der verehrten Dame in der mhd. Dichtung nur vereinzelt und zumeist nur als poetisches Mittel vorkommt, tritt sie hier mit der Praetension auf selbst Stoff der Dichtung zu sein

> ir ougen klâr
> die hânt mich beroubet . . . .
> und ir rôsevarwer rôter munt

singt Morungen (MF 130, 28), von Neifen rühmt schon der Taler, dass er 'die frouwen sîn, ir rœselehtez mündelîn' lobt (HMS II 100[a]), aber dieses Lob ist nicht Endzweck, und selbst im Gedicht das ausschliesslich dem Lobe des roten Mundes gewidmet ist, in der von Keller herausgegebenen 'Erzählung vom rothen Munde'[1] wird nur deshalb in solch' redseliger

[1] Verzeichniss der Doctoren, welche die phil. Facultät in Tübingen 1873 bis 74 ernannt hat. Beigefügt ist die altdeutsche Erzählung vom rothen Munde herausgeg. von Dr. Adelbert von Keller. Tübingen 1874.

Breite dieser Teil von Frauenschönheit geschildert, weil der rote Mund die Personification der Frau sein soll, wie denn auch der Verfasser (V. 352)

'Von dem hübschen kinde
Daz ist geheizen der rôt munt'

spricht. Auch sonst ist die mhd. Dichtung nicht arm an Schilderungen von Frauenschönheit, wenn sie auch meistens in der höfischen Epik und seltener in der Lyrik zu finden sind, wie ja aus diesen Darstellungen, aus den mit fast epischer Ständigkeit wiederkehrenden Bezeichnungen das Frauenideal des Mittelalters konstruiert werden konnte; aber die Schilderung der Frauenschönheit aufgelöst in die genaueste Beschreibung der einzelnen Körperteile ist erst, eine allerdings zweifelhafte Errungenschaft der galanten Dichtung. Auch das Volkslied kennt es nicht in dieser Ausdehnung.

Die Anregung für diese breiten Schilderungen mag wol auch aus den redseligen Schäfer- und Heldenromanen gekommen sein. Im Heldenroman des Sieur de la Serre 'La Clytie de la Cour', der 1650 in einer deutschen Übersetzung von J. M. F.[1] in Frankfurt erschien, finden wir z. B. die Beschreibung einer Schönen, die ganz an die manierierte Darstellung der galanten Poeten erinnert. 'Dann er betrachtete ihr goltgelbe Haar, die er so bald vor die band, daraus Amor die Sennen an seinen Bogen verfertigt erkannte: Ihre Stirn betrachtet er, dass dieselbe der hohe Trohn seiner Majestät mit allen grazien begleitet were, Ihre hellfunckelnde Augen, seynd gleich wie zwey new erschaffene Sonnen, welche täglich ihren Auffgang mit solchen hellfewrigen Strahlen ziehren,

[1] La Clytie de la Cour. Oder Anmutige, Hertzenserquickende, mit vielen Amorosischen vnd discreten Discoursen, auch mancherley vermischten wundersamen Historischen Liebesblumen . . . . . . Erstlichen durch Sieur de la Serre französisch beschrieben; Anjezo aber in vnserer Teutschen Muttersprach . . . . zum drittenmal an Tag gegeben. Frankfurt am Mayn 1650 S. 86 f. Als Übersetzer zeichnet J. M. F. wol Johann Mauritius Fredericus der 'Das sanfte Ruhebette' des Jean de la Serre übersetzt hat, und dessen Übersetzerthätigkeit in Vorreden der Serre'schen Werke sehr gerühmt wird.

dass sie durch ihren Glantz vnnd liebliche Anmutigkeit, auch den Regen ja die Trawrigkeit selbsten zu lachen bewegen können. Ihr Mund war ein von Corallen gebaweter Vorhoff des schönen Hertzentempels daraus die wahrhafftige Oracula beydes böses und gutes Glücks der Menschen zu vernehmen waren: Ihr Kinn ist eine Wohnung vnd Aufenthalt aller Lieb u. s. w.'[1]

Durch die französische Schäferei mag Opitz beeinflusst worden sein, von diesem Grefflinger und Finckelthauss, die gelegentlich schon überschwängliche und detaillierte Schilderungen der Frau dichten. Dazu kam noch der immer mächtiger werdende Einfluss Marinis, so dass diese Gattung beim Auftreten Hoffmannswaldaus vorbereitet war. Aber der energische Anstoss zum Kultus der Schilderung gieng erst jetzt von ihm und den nachfolgenden galanten Dichtern aus, und die Neukirch'sche Sammlung wimmelt bereits von Beschreibungen, die sich nicht nur auf die landläufigen Stoffe beschränken, sondern den Stoff ihrer Schilderungen durch die Darstellung des unflätigsten vermehrten.

Neben der Beschreibung sämtlicher Frauenschönheiten in einem Gedichte — charakteristisch ist Behmenus (a. a. O.

[1] Über die typische Schilderungsweise der Schäferdichtung macht sich übrigens schon Harsdörffer in seinen 'Frauen-Zimmer-Gesprächsspielen' I S. 117 lustig, wo er erzählen lässt wie einst ein Maler nach der verliebten Schilderung eines Schäfers, dessen Geliebte abkonterfeit hatte. In den Gesprächsspielen ist S. 119 dieses Bild beigegeben und da sind nun statt der Augen, zwei Sonnen die Pfeil und Flammen strahlen, statt der Brauen zwei Ebenholzbogen, die Haare als 'Netz und Garn in welchem die Hertzen der Verliebten bestricket zu sehen' die Brüste 'als Himmels- und Erdkugeln' abgebildet. Auf der Stirne ist der Beschreibung entsprechend, ein daselbst tronender Cupido gezeichnet u. s. w. — Auch A. Gryphius verhöhnt in dem aus dem französischen des jüngeren Corneille übersetzten 'Schwermenden Schäffer' diese Lächerlichkeiten der Schäfermanie, die in Frankreich schon vor Th. Corneille von J. de la Lande (Ch. Sorel) durch die Satire L'Anti-Roman ou l'histoire du berger Lysis, in England durch die Uebersetzung derselben von J. Davies (The extravagant shepherd or the history of the shepherd Lysis an antiromance. London 1654) gegeisselt wurde.

S. 70) Lied 'Auff die Vollkommenheit der schönen Rebecca', — von denen manches an das berühmte Lied Bertram de Borns [1] erinnert, wird jetzt jede einzelne für sich geschildert[2] und die einzelnen Gedichte oft cyclisch nebeneinander gereiht. Im ersten Bande der Neukirch'schen Sammlung (S. 27 ff.) besingt Benjamin Neukirch zuerst die 'Gestalt der Sylvia', dann in fünf darauf folgenden Gedichten, ihre Augen, den Mund, Haare, Hände, Brüste. Im zweiten Bande (S. 303 ff.) H. M. (Heinrich Mühlpfort?) in Sextinen die Haare, Augen, Wangen, Lippen, Hals, Brüste, ebenda (S. 23). Auf ihre Schultern von L(ohenstein?) (S. 14) auf ihre Augen, u. s. w. ebenda (S. 9) von Hoffmannswaldau auf ihre Augen, Brüste, Hände, Mund.

Schultern, Brüste, Lippen werden immer wieder unermüdlich in kleineren und grösseren Gedichten besungen, vor allem aber die Augen. So z. B. im zweiten Bande der Neukirch'schen Sammlung nicht weniger als zwölfmal (S. 9. 9. 16. 23. 32. 34. 47. 48. 50. 52. 57. 59). Der Schlesische Helicon II steht gleichfalls nicht zurück. Auch dort werden zuerst die Augen besungen, daneben auch der Mund (S. 56, 88) Hände (S. 88) ja Amaranthes (a.a.O.) besingt sogar die Füsse der Geliebten. Gleiche Beschreibungen finden sich sehr zahlreich noch bei Celander, ferner bei Hunold, Mencke,

---

[1] Nur geschieht dort die Beschreibung viel sinniger, indem er das Bild seiner Dame aus den schönsten Zügen der berühmtesten Schönheiten zusammensetzt. 'Da ich aber keine eures gleichen finde, keine so schöne, die zugleich so hoch gesinnt .... so will ich mir von jeder anderen einen schönen Zug erbitten und mir eine zusammengesetzte Dame schaffen, in welcher ich euch wiederfinde. Frische Farbe der Natur und den sanften liebreichen Blick entlehne ich von euch schöne Sembeline ....' vgl. Diez Leben und Werke der Troubadours II. Aufl. S. 153. Aehnlich in Carmina burana ed. Schmeller Stuttgart 1847 S. 193: Sie ist schöner den vro Dido was u. s. w. Das Ausschmücken der Geliebten mit den Eigenschaften verschiedener Schönheiten ist auch der Anakreontik eigenthümlich. H. L. Wagner spottet noch darüber. Bodmer charakterisiert in seinen 'Critischen Lobgedichten und Elegien' 1746. Gleim mit den Versen:

Der alle Mädchen liebt, doch nur der Doris treu,
Als überzeugt, dass sie ihr aller Auszug sei.

[2] 'Ich sing, auf jedes Glied, ein Lied.' (Neumeister.)

Hanke, Beccau, Abschatz, Heini und den übrigen galanten Dichtern. Daneben laufen die Beschreibungen der ganzen Person, und hie und da auch 'Abrisse der Verliebten' worunter die Dichter sich selbst verstehen mit. — An diese 'Abrisse' und 'Entwürfe' schliessen sich die Schilderungen der Toilettegegenstände der Geliebten, und aller Gegenstände, die in irgend welche Beziehung zu ihr zu bringen sind. C. E. in Neukirch's Sammlung (Bd. I 17) besingt Lisantes alamodische Bänderknöpfe, ihr Armband (S. 21) ihren Spiegel (S. 23), Hoffmannswaldau (Bd. II S. 11) ihr Ohrgehänge, ihre schwarzen Kleider (S. 14), ein anderer der Geliebten Bette (S. 21), C. E. (S. 39) Schreibfedern die er ihr schickt, Hoffmannswaldau (Bd. IV S. 30) ihr krankes Hündchen, C. B. (S. 76) den Sonnenfächer, ein anderer (Bd. V S. 20) die Schminkfläschchen, u. s. f.

Am charakteristischesten für diese Gattung sind aber diejenigen Gedichte, in denen der Geliebten ein Fehler oder eine Ungeschicklichkeit angedichtet wird, mit deren Entschuldigung man ihr ein Kompliment zu machen sucht. In dieser Beziehung ist Amaranthes allen galanten Poeten voran, z. B. (a. a. O. S. 89):

Auf ihr rothes Haar.

Es will dich blondes Kind ich merk es wol verdriessen
Dass sich dein schöner Kopff mit rothen Haaren trägt,
Die weisse Nelke wird Belinne mehr gepriesen,
Wenn sie was Purpurroth auf ihren Kuppen hegt.

In einem zweiten Gedichtchen betitelt 'An Clelien als sie die Masern hatte' sagt er, dass nun nicht nur der Mund sondern auch die anderen Glieder 'bepurpurt' seien. Er besingt öfter ihre 'Bockengruben', dreimal ihr rotes Haar, einen Stern auf dem rechten Auge, eine Mouche auf ihrer Brust, ihre 'Sonnenflecken' — die Flecken stehen dir sowie dem Marmor an (S. 69) — ja als seine Herzensdame 'durch die Bocken um das eine Auge kam' wusste der galante Dichter auch dieses Ereigniss zu einem Komplimente auszunützen. (S 74)[1]

---

[1] In der Dichtung des sechszehnten Jahrhunderts kommen wohl ähnliche Schilderungen vor, aber die Ironie ist unverkennbar z. B. in

Der Horizont wird doch noch immer helle scheinen
Wenn gleich der Morgenstern allein am Himmel steht.

Ihre Ungeschicklichkeit beim Karten- oder Brettspiele (S. 118 und 137) weiss er zu einer schmeichelhaften Huldigung zu wenden, indem er mit merkwürdiger Logik schliesst: 'Je schlechter auf dem Brett, je schöner im Gesichte' (S. 137). Ebenso machen es nun die anderen galanten Dichter, so z. B. einer in der Neukirch'schen Sammlung: 'Schertzgedanken als er sie hinken sah' (Bd. III S. 5 f.)

— — — — — — — — —
du darfst gewisslich dich des Hinkens gar nicht schämen
Es ist von Alters her fast hoch und werth geacht.
— — — — — — — — —
Das tanzen an sich selbst ist nur ein zürlich hinken
Man hinket ebenfalls nur dass mans künstlich macht.

Die 'schöne Gelbsüchtige' (ebenda Bd. V S. 11) hat 'ihr Gesichte in kostbar Gold verwandelt' und so fort[2]. — Dieses Übermass an Galanterie, das die höchste Geschmacklosigkeit in sich birgt, und den besten Beweis dafür liefert, dass nicht erlebte Eindrücke den Gedichten zu Grunde liegen, möchte

---

Nicolaus Rosthius liebliche Galliarden (1593) 'Sie können es nehmen wie sie wollen'.

Ein Mägdlein jung gefällt mir wohl
Von Jahren alt, weiss wie ein Kohl
Schön wie ein Rab, ihr gelbes Haar,
Tiefdunkel sind die Äuglein klar

u. s. f.

[2] Auch bei älteren Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts, besonders bei denen die das 'Gesellschaftslied' gepflegt haben, können wir ein solches Lob öfter finden, nur dass dort die Ironie ganz deutlich zu Tage tritt, also der frauenfeindlichen Tendenz jener Gattung entspricht. Ich erinnere nur an das Lob das Zacharias Lundt dem Höcker einer Schönen ertheilt:

Schau die allerschönsten Weiber
Alles ist an ihnen rund;
Runde Wangen, runder Mund
— — — — — — —
Runde Köpfe, runder Sinn.

Nun so geht nach diesem allem
Runder Rücken ebnem für;
— — — — — — —

ich auf italienischen Einfluss zurückführen, und zwar auf Alessandro Adimari, dessen Sonette Abschatz übersetzt hat[1]. In 53 Sonetten und ebensovielen dreizeiligen Strophen, die den Inhalt der Sonette wiedergeben, werden alle denkbaren Fehler, die eine Frau entstellen können in oft geistreicher Weise zu einem Komplimente gewendet.

Der Himmel pflanzet uns selbst die Neigung zu euch ein
Drum will euer Lob ihr Nymphen jetzt erheben.
Obgleich die Wahrheit scheint mein Wort zu wiederstreben
Wer Frauenzimmer lobt kann nimmer unrecht seyn.

— — — — — — — — — —

Hilff mir Terpsichore, der Welt für Augen mahlen
Dass wenn man die Vernunft der Wahrheit leget bey
Die Frauen alle schön, und keine gräulich sei.

Dies ist das Programm seiner Sonettensammlung, das Adimari mit viel Phantasie und, wie gesagt, oft auch mit Geist durchgeführt hat. Zu jedem Sonett wird noch in den Anmerkungen ein grosser wissenschaftlicher Beweisapparat verwendet. — Da wird nicht nur die Hinkende, Zernarbte, Gelbsüchtige, Rothaarige, Einäugige, mit derselben Motivierung, die wir bei den galanten Dichtern gefunden, für schön erklärt, sondern auch die 'Krätzigte', die 'Schöne Kropftigte', die 'Schöne Schuppichte', die 'Schöne Grossnase', 'Wundmählige', 'Zahnlückigte' u. s. w. gepriesen. z. B. 'Die Schöne Lispelnde und Stammelnde':

'Giebt deren Stammeln uns die Worte zu errathen
Ein schöner Wiederhall klingt in der Liebsten Ohr
Und kommt des schwachen Sinns Vorzüglichkeit zu statten'.

Dass eine Einwirkung der Italiener auf die deutsche Dichtkunst vorhanden war, ist — wenn man auch von Marini absieht — deutlich zu erkennen. Schon Ph. von Zesen konstatiert sie. In der Vorrede zu seiner Adriatischen Rosenmund[2] die er 'dem vernünftigen Låser' widmet, sagt er u. a.

[1] 'Alexandri Adimari übersetzte Schertzsonette oder Klinggedichte über die auch bey ihren Mängeln vollkommene und Lieb-würdige Schönheit des Frauenzimmers' in den 'Poetischen Übersetzungen und Gedichten von H. A. von Abschatz Bresslau 1704' S. 177—244.

[2] Ritterholds von Blauen Adriatische Rosenmund . . . . Amsterdam 1645.

folgendes: 'Jah der Hoheh-deutschen Ohren begünnen nunmehr auch hurtig zu wärden, und hören gärn von der Libe, weil ihnen selbige durch übersätzung der spanischen und wälschen Libes-geschichte so gänge gemacht sein u. s. w." Den nachhaltigsten Eindruck auf die Kunstdichtung — dass auch die Volksdichtung durch die zahlreichen musikalischen Formen der Italiener beeinflusst wurde, ist bekannt — hat Guarinis 'Pastor fido' ausgeübt, ja ich wüsste nach der Wirkung, die dieses Schäferspiel auf Deutschland hatte, kein Werk mit ähnlichem Einflusse im siebzehnten Jahrhundert ihm an die Seite zu stellen. Beweis für die ausserordentliche Beliebtheit sind die immer wieder erneuten Versuche dasselbe in die deutsche Sprache zu übertragen. Schon 1619 brachte Eilgerus Mannlich[1] die erste Übersetzung, eine zweite in Prosa mit metrischen Chören erschien 1636,[2] dann folgte die von Hoffmannswaldau 1679[3] und die von Abschatz.[4] Allein neben den vollständigen Uebersetzungen versuchte fast jeder galante Dichter die Übertragung einzelner Bruchstücke. So schon Cas-

[1] Pastor Fido ein sehr schön, lustige vnd nützliche Tragico-Comoedia. Erst in Italienischer Sprache . . . . . . Beschrieben und dedicirt von Baptista Guarino. Jetzo aber in vnser Teudsche Sprache mit fleiss vertirt vnd in Reim verfasset durch Eilgerum Mannlich. Mühlhausen 1619.

[2] Pastor Fido Oder die allerschönste Tragicomoedia. Der Getrewe Hürte genant . . . . . . In Verlegung Johan Bürckners B. Schleusingen. Im Jahr 1636. Dem Herzog Joh. Georg zu Sachsen dedicirt von Statius Ackermann. Nähere Auskunft über das in Zürich aufbewahrte Exemplar verdanke ich den freundlichen Mitteilungen des Herrn Prof. J. Baechtold. — Das Stück wurde übrigens, wie Neumeister Specim. dissertat. S. 5 berichtet, am 24. Juni 1653 in Dresden auf dem Herzoglichen Theater aufgeführt. Das Stück 'cujus summaria et prologum Ernestus Geller Sr. Electori a scriptionibus Camerae, versibus composuit, quibus ut sonoris rotunditas saltem deesse videtur' wird von Neumeister in einer Weimarer Ausgabe von 1663 angeführt.

[3] C. H. v. Hoffmannswaldau. Deutsche Übersetzungen und Gedichte. Bresslau 1679.

[4] Zuerst nur in wenigen Exemplaren gedruckt, dann wiederholt in der Ausgabe seiner Gedichte von 1704. Auch das achtzehnte Jahrhundert weist eine Reihe von Übersetzungen auf, u. a. von A. Bohse.

par Ziegler im Jahre 1653,[1] dann die Dichter im Schlesischen Helicon, in der Neukirchschen Sammlung, Mencke u. v. a. Dieses Schäferspiel war so beliebt, dass seine Figuren, wie Mirtillo und Amarilli zu stehenden Masken der Schäfergedichte wurden, und die galanten Dichter Stimmungen und Situationen, die sich aus dem Pastor fido ergeben, zahlreichen Liebesgedichten zu Grunde legten.[2] Namentlich sind viele Kussmotive der galanten Lyrik, die überschwängliche Verherrlichung des Kusses, die raffinierte Schilderung der durch ihn gebotenen Genüsse, das alles so auffallend von der naiv-lakonischen Darstellung des Volksliedes — dass ein Kuss vom Munde der Geliebten gesund mache — absticht,[3] auf die berühmte Schilderung des Mirtillo in der ersten Scene des 2. Aktes

'Su queste labbra, Ergasto,
Tutta se'n venne al'hor l'anima mia;
E la mia vita, chiusa
In così breve spazio
Non era altro che un bacio,
Onde restar le membra etc.'

zurückführen. Auch viele Mittel der Körperschilderung sind direct auf den Pastor fido zu beziehen, und sein Einfluss auf die Gestaltung der schwülstigen Sprache ist oft zu sehr zu Gunsten Marinis unterschätzt worden.[4]

---

[1] Caspar Ziegler, Von den Madrigalen ....... Leipzig 1653. In der mir vorliegenden zweiten Auflage, Wittenberg 1685, S. 22.

[2] Für die Dichter die des Italienischen nicht mächtig waren, sorgten noch die zahlreichen französischen Übersetzungen, von denen die erste schon 1593 erschien. — 1677 kam sogar in Köln eine französische Übersetzung heraus: 'Le berger fidele. En vers François', die wie die deutschen Übertragungen zum grössten Theil in Alexandrinern geschrieben war.

[3] Sûzer roservarwer munt,
chum uñ mache mich gesunt,
chum uñ mache mich gesunt,
sûzer roservarwer munt.

Carmina burana S. 209.

[4] Zum Teil lässt sich die schwülstige Richtung schon vor den Schlesiern bei Zesen und Schirmer nachweisen. Namentlich der letztere verwendet ganz denselben umfangreichen Apparat von Bildern, Vergleichen und Metaphern, wie wir ihn später bei den schwülstigen Dichtern der zweiten schlesischen Schule wiederfinden.

Ein wesentliches Stilmittel der galanten Lyrik, dem in der Charakteristik derselben eine grosse Bedeutung zukommt, haben wir noch nicht erwähnt, das Epitheton. Nicht ohne Grund wird in allen Poetiken jener Zeit so grosses Gewicht auf die 'scharfsinnigen' und 'nachdenklichen' Beiwörter gelegt. Die 'liebliche Schreibart' die man Hoffmannswaldau nachrühmt, oder wie Hunold in der Vorrede zu Neumeisters Poetik sagt 'die wolausgesuchten Beywörter und lieblichen Ausdrückungen' sind zwar grösstentheils Eigentümlichkeiten der zweiten schlesischen Schule, finden sich aber oft genug bei den Gegnern derselben, die sich eben den Anforderungen des galanten Geschmackes und der Mode nicht entziehen konnten. Der Unterschied zwischen beiden Richtungen liegt hier nur in dem mehr oder minder des Gebrauches oder richtiger in der Überschwänglichkeit und der vernünftigen Verwendung dieses Stilmittels. Die überflüssige Häufung des Beiwortes wird von einzelnen missbilligt und selbst Neumeister, der nicht zu den ausgesprochenen Gegnern der marinistischen Richtung gehört — er rühmt vielmehr Hoffmannswaldau und Lohenstein bei jeder Gelegenheit — warnt in seiner 'Allerneuesten Art' S. 472 dringend davor, die Verszeilen mit überflüssigen Epithetis zu füllen. Die schwülstige Richtung war aber die vorherrschende, und Hoffmannswaldau und Lohenstein werden stets den galanten Lyrikern als Lektüre und Muster empfohlen. Im zweiten Teil des Schlesischen Helicon, Vermischte Gedichte S. 82, befinden sich auch die Verse:

'Wer in der Tichterkunst will unvergleichlich sein,
Der führe Lohensteins gelehrt und hohen Geist,
Und was in Gryphius nett und beweglich heisst,
Mit Hoffmanns Lieblichkeit in seinen Werken ein.'

Diese Lieblichkeit nachzuahmen war nun das Bestreben der galanten Dichter, und Johann Georg Neukirch empfiehlt das Epitheton, das nicht nur dazu dient die Verse zu füllen, sondern auch 'die Sache mit grösserer Annehmlichkeit und Nachdruck vorzustellen'. Er theilt sie in solche die aus einem Worte, und solche die aus zwei zusammengesetzten

Worten bestehen. Die letzteren, also die komponierten Adjektiva gelten für besonders galant.[1]

Die galantesten Beiwörter überhaupt sind nach ihm blind (z. B. die blinde Furcht), stille (stilles Leid), steif (steife Zuversicht), sanft (sanfte Brust), erhitzt, feurig, stolz,[2] leicht und endlich das 'ich weiss nicht was'. Bei weitem mehr werden jedoch Epitheta, die den Geschmack und vor allem solche die die Farbe bezeichnen, gebraucht. In letzteren entwickelt die galante Lyrik einen staunenswerthen Reichtum. Für das Frauenideal des Mittelalters hatte ja die Dichtung auch eine bestimmte Farbenskala verwendet. Die Gesichtsfarbe sollte rot und weiss gemischt sein, rot der Mund, die Zähne elfenbeinern, Hals, Busen und Hände schwanenweiss.[3] Das ältere Volkslied verwendet noch spärlicher die Farben[4] zur Schilderung der Frauenschönheit. Das 'Mündlein rot' und die 'schneeweisse Brust' und Hand, sind Farben und Körperteile, die gewöhnlich erwähnt werden.[5] Noch das Gesellschaftslied des siebzehnten Jahrhunderts bis zum Erstarken der Kunstdichtung spart mit den

---

[1] J. G. Neukirch a. a. O. S. 118 ff.

[2] Dass stolz auch in der mhd. Dichtung ein formelhaftes Beiwort war s. Haupts Z. XIII, S. 326 u. E. Schmidt Reinmar von Hagenau S. 81.

[3] Vgl. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Ein Beitrag zu den Hausalterthümern der Germanen. Wien 1851, S. 140 ff.

[4] Allerdings hat auch hier das 'rot' durch seine Verwendung als typisches Beiwort viel von seiner Anschaulichkeit verloren, und es ist schon früh derart abgebraucht, dass es, um zu wirken, durch eine neue Farbenbezeichnung verstärkt werden muss, z. B. im Ambraser Liederbuch S. 196 Nr. CXLVIII

Rosenfarb sind deine wänglein rot.

Dieser Fall erinnert ganz an die 'weissen' Hände des 'schwarzen' Mohren im serbischen Volksliede, das Talvj im Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nation, Leipzig 1840, S. 133, erwähnt.

[5] Sonst haben die Farben im älteren Volksliede zumeist symbolische Bedeutung, und im Liederbuch der Clara Hätzlerin (ed. Haltaus, Quedlinburg 1840) versuchen einige Gedichte die einzelnen Farben zu deuten. Die Symbolik der Farben im Volksliede ist aber keine stehende, und mit dem Charakter der Lieder wechselt auch diese.

Farben. So singt Valentin Haussmann[1]

'Ich weiss ein Frau hübsch und schön'

aber ihre Beschreibung wird kurz abgethan:

Ihr Mündlein rot ihr Brüstlein weiss
Ihr Leib geziert mit ganzem Fleiss
Nichts ist an ihr vergessen.

Erst der Kunstdichtung des siebzehnten Jahrhunderts und der von ihr beeinflussten Volksdichtung war es vorbehalten den Bildern ein prunkendes buntes Kolorit zu geben. Das 'goldgemengte Haar' wird zwar noch selten erwähnt, dafür aber für den Mund eine ganze Reihe schmückender mit Farben kombinierter Adjektiva gebraucht.[2] Ebenso für den Hals, die Brust und die übrigen Körperteile. Die landläufigsten sind Purpurwangen, lilienschneeigte Hände, Rosenmund, oft ist noch der Geschmack dazu genommen und rosenroter Zuckermund gesagt, welch letztere Bezeichnung ohne Verbindung mit rosenrot, schon die frühere Litteratur kennt. So gebraucht es z. B. Wolfgang Schmeltzl in seinem Quodlibet, oder Jörg Wickram, nur dass diese beiden es nicht zur Beschreibung sondern als Kosewort verwenden.[3]

Doch wie ärmlich erscheinen diese Schilderungsmittel im Vergleiche mit denen der galanten Dichter, mit dem verwirrenden Farbenschmuck, den Hoffmannswaldau, Lohen-

---

[1] Neue teutsche Canzonetten, Nürnberg 1596. VII.

[2] Die volkstümliche Tradition wird wenigstens noch dadurch gewahrt, dass der Mund häufig als Personifikation der Geliebten angesehen wird.

[3] Wolfgang Schmeltzl 'Guter seltsamer vnd kunstreicher teutscher Gesang, Nürnberg 1544. Nr. XIX. Quodlibet.

'Heiaho guldner Engel
rosenstengel zuckermündl
wie schlefst du heut so lang?'

Jörg Wickram, Verlorener Sohn, Colmar 1510, heisst es auf S. Fiij 6.

,Seind frölich ir mein lieben kindle
Rosenstaengle Zuckermündle.'

Desgl. im Venusgärtlein S. 210 (nach meiner richtigen Zählung 221):

'O selige Stund, ach Zuckermund
Durch ewren Kuss, werd ich gesund'.

stein und ihre Nachtreter ihren Frauenbildern geben. Der Mund ist jetzt rubinen, rosen-, purpur-, korallenrot, er gleicht an Röte der Purpurschnecke, den roten Nelken, dem Rubinenschimmer, dem Granatensaft, dem Rubinenbecher (J. v. M.), er ist mit Rosenperlen besetzt (Benjamin Neukirch), er ist benelkt, bepurpurt sich mit Rubin, mit Schneckenblut, ist ferner ambra-honig-zucker-süss, die Lippen gleichen Korallen, Rubinen, Rosen, Rosenblättern, Scharlach, Purpur u. s. w. Ein Kuss ist honigsüss, kandiert (Hoffmannswaldau), Göttersaft, Ambrosinensaft, Ambrosinenmost, Muskatellermost (Amaranthes), Zuckerkost die nach Jasmin schmeckt, Julepp, süsser Seelentau (Hoffmannswaldau), Nectar, Malvasier (Benj. Neukirch). Die Augen schillern in allen Nuancen des Schwarz und Blau, die Wangen mit Blut und Milch bespritzt, sonst mit allen schon erwähnten Farbenkombinationen für rot geschildert, sie gleichen der Flora, Rosenbeeten etc. Die Schultern sind schnee-, schwanen-, alabaster-, marmor-, elfenbein-weiss, sie sind ein Lilienfeld, die Stirne hat Perlenglanz, die Brüste gleichen Schneebergen, Marmorhügeln, Silberballen, Marmorballen, Alabaster mit Rubinen besetzt, mit warmem Schnee und Elfenbein beladen, ebenso die Finger, Hände und die übrigen Körperteile.

Eine Zusammenstellung der malenden Adjektiva und Vergleiche — von denen wir hier nur einen kleinen Bruchteil gebracht — geordnet nach Autoren, hat kein wesentliches Resultat ergeben. Von Hoffmannswaldau oder Celander bis Christian Weise, den beiden Polen der galanten Lyrik, lassen sich die meisten Epitheta, bei einem allerdings mehr beim anderen weniger finden. Bestimmte Epitheta von bestimmten Autoren lassen sich selten nachweisen,[1] weil z. B. Ambra, Nelken, Alabaster, Schnee und noch einige bei allen, die

[1] Behmenus vertheidigt sich in der Vorrede zu seinem 'Poetischen Cabinet, in sich haltend allerhand geistliche und weltliche Gedichte. Frankfurt und Leipzig 1715', gegen den Vorwurf von Selamintes, dass die 'alabasterne Brüste und zarte schneeweise Hände gestohlene Redensarten aus dem Hr. Talandern' wären, mit der vollkommen zutreffenden Bemerkung, dass 'alle seine Redensarten schon bey anderen Scribenten zu finden wären'.

andern wahllos bald bei diesem bald bei jenem Autor anzutreffen sind. Zu bemerken wäre höchstens, dass Benjamin Neukirch, der später wegen seines Abfalls von den Schlesiern, von Gottsched erhobene, in der von ihm herausgegebenen Sammlung an Entfaltung schwülstiger Schilderungsmittel selbst Hoffmannswaldau übertrifft, und nur vom Anonymus C. E., Amaranthes, und Celander, in dieser Beziehung überragt wird.

Hand in Hand mit diesem Farbenreichtum geht die Neigung für das Gleichniss und für die allegorischen Darstellungen der Liebe, nicht etwa im grossen Stile wie bei Heinzelin von Konstanz, sondern in kleinen allegorischen Bildern, und endlich die Vorliebe für 'das Ikon'.[1] Die gegensätzlichsten Dinge werden hier zum Vergleiche herangezogen, und es giebt nichts, das davor sicher wäre. Wenn Hoffmannswaldau die Brüste mit dem Marmor vergleicht, so ist er damit nicht zufrieden, sie müssen auch in demselben Gedichte den Hügeln, Felsen, Fässern, Schwestern, den Sonnen, einem Bergwerk, einem Bette gleichen. Amaranthes hat in einem Ikon von den Augen seiner Geliebten fast sechzig Vergleichsobjecte herangezogen, sie sind Werbegeld, Redner, Liebesroman, Henker, Zoll, Zahlungstag, Urteil, Tau, Wappen, Blei, Zuchthaus und endlich ein — Pater. Er schliesst dann

'Weil nun das Augenpaar ein Pater ist zu nennen
Will ich was sündliches (sie reizen mich) bekennen.[2]

Benjamin Neukirch, C. E. Hunold, selbst Neumeister verwenden diese Form häufiger, die anderen seltener.[3]

---

[1] Johann G. Neukirch a. a. O. S. 151 definiert ein Ikon folgendermassen: 'Es häufet Similia ohne ihre gewöhnliche Formuln aufeinander und lässt die Application in Gedanken machen, wird auch sonst Exergasia genannt, und dienet nicht nur zu einer lebhaften Vorstellung, sondern auch zu einer angenehmen Erweiterung, erfordert aber einen Menschen welcher in natürlichen und historischen Wissenschaften versieret ist.'

[2] Neukirchs Sammlung I, S. 46.

[3] Einen Vorgänger in dieser Gattung haben die galanten Dichter in dem neulateinischen Dichter Mathias Zuber (Amores et suspiria, Wittenberg 1599), der gleichfalls seine geliebte Rosabella mit allem

Wie der Gegenstand der Liebe und die Schönheiten der Geliebten, so wird jene selbst mit Passendem und Unpassendem verglichen, und während z. B. C. S. in Neukirchs Sammlung (Bd. III 3) in èinem hübschen Sonett sie mit dem Schnee und Feuer vergleicht, nimmt C. E. (ebenda I 18) den Hund seiner Aminta zum Vergleichsobject. Gewisse Stoffe sind in diesem Kreise sehr beliebt, und so versäumt es z. B. kein Dichter Stimmung und Situation zu schildern 'als er sie entblösst sah' (vgl. Tassos 'Aminta' III 1). Häufig wird mit einzelnen Worten gespielt. Schon Tscherning dichtet:

Liebet die ihr sollt lieben,
Liebe wer nur lieben kann,
Wer zum lieben wird getrieben
Nehme sich der Liebe an.
Wird das lieben nicht getrieben,
Wer soll leben ohne lieben.

Die galanten Lyriker versuchen derartige Spielereien durch Einkleidung in grammatische Formen und Terminologien pikanter zu machen. So z. B. Hoffmannswaldau (Neukirchs Samml. IV 166):

Ich liebe, du liebest, er liebet das Lieben,
Was liebet wird alles vom lieben getrieben,
Wir lieben, ihr liebet, sie lieben zusammen,
Drum kommet ihr Nymphen und kühlet die Flammen.[1]

---

Möglichen vergleicht, z. B. Ad eandem Rosabellam, columbam suam Chaoniam.

Amâbo, Rosabella, virgo tersa,
Longe mollior anseris medullâ,
Longe mollior binnulâ tenellâ,
Delicatior auris oricillâ,
Clavo purior ac virente buxo
Meae deluiae, mei lepôres,
Mi passercule, turturile blande u. s. w.

[1] Diese auch auf das Ohr berechnete Künstelei und die vielen gleichartigen, die mit den Worten Leben und Lieben spielen, erinnern an ähnliche bei den Minnesängern, die das Possesivpronomen mîn mit minne verwechseln, oder das HMS II 219[b] abgedruckte:

Oder Amaranthes (a. a. O. II 16) 'Er sollte sie doch auf Lateinisch lernen'.

Nun müssen wir auch conjugieren
Das vielerley Manieren weisst
Den Troup davon soll amo führen
Das gar ein leichtes Verbum heisst[1]

Auch die Kunstsprache des Kartenspiels muss herhalten 'Lieben ist ein l'Omber-Spiel von C. v. R.' (S. v. G. Auferweckte Gedichte, Frankfurt u. Leipzig 1702), ebenso Bilder und Bezeichnungen aus dem Soldatenleben, worin übrigens den galanten Lyrikern Moscherosch mit der, in die militärische Ausdrucksweise seiner Zeit übertragene Parodie von 'Eine feste Burg ist unser Gott' vorausgegangen ist.

Dagegen sterben jetzt jene hübschen Lieder, die ein wirkungsvolles Gemisch von Gelehrsamkeit und Volkstümlichkeit haben, allmählich aus. In der Zeit der sogenannten ersten schlesischen Schule gab es fast keinen Dichter, der nicht nach Ronsards und Opitzens Vorbild, die Freude von den Büchern zum Lebensgenuss kommen zu können, besingt. Opitzens 'Ich empfinde fast ein Grauen' wird von vielen

---

Minne minnecliche minne
minne mich sit ich von herzen minne dich u. s. w.

Vgl. Erich Schmidt a. a. O. S. 21. Ein ähnliches MF. 100, 34. Übrigens waren etymologische Künsteleien auch sonst häufig. In den 'Deutschen Liedern mit Melodien' hat der 'Königl. dänische Hoftrompeter', Gabriel Voigtländer, gleichfalls eine etymologische Spielerei veröffentlicht.

'Mit ars lex mars wird die ganze Welt regiert
Mars lex ars guberniert u. s. w.

Fast gleichlautend steht es in einem fliegenden Blatt in Fol. (1641) 'Abdanck- und Marschierung der Soldaten aus Teutschland', sehr ähnlich im 'Lustigen Democritus' Köln 1650 S. 46 (Sa lex vnnd Ars etc.) und etwas variiert bei Grefflinger. Vgl. dazu Goethes Gedichte (Hempels Ausgabe III 204) 'Etymologie'

Als Ares wird der Kriegsgott genannt
Ars heisst die Kunst u. s. w.

[1] Johannes Franck hat im ersten Teil 'Poetischer Werke (Frankfurt a. d. Oder 1648) S. 151 gleichfalls einen solchen poetisch-grammatischen Scherz, und zwar eine 'Allusio grammatica ad nomen Sponsae.'

Sponsus amat χρᾶσιν; Neonympha Dialysin odit
Conveniunt ergo, nomine reque simul.
Auguror hinc certe quod Epenthesis inde resurget
Dum gaudent uno foemina virque thoro etc.

Dichtern, so von David Schirmer, Heinrich Albert, Greff-linger u. A. variiert und parodiert. Auch die heitere lateinisch-deutsche Mischpoesie z. B.

> Valete studia
> Gut nacht bin einmal fret
> Von dir Gramatica,
> An dir bin ich so satt und fett
> Als wann ichs mit Löffel gefressen hätt,
> So genug hab ich daran.

diese Lieder die einen frischen frohen Geist atmen, sind jetzt gänzlich verschwunden. Nur ein Stoff, der ausserhalb der galanten Sphäre liegt, das Lob des — Tabaks ist ihnen geblieben. Dieses ist allerdings fast bei jedem Dichter jener Zeit zu finden. Neumeister besingt Nicot in einem Sonett. G. W. von Reinbaben (Poetische Übersetzungen und Gedichte Weimar 1711 S. 314) singt ein 'Lob des Tabacks', Canitz (a. a. O. S. 222) übersetzt ein solches aus dem Französischen des Lombard, eine zweite Übersetzung wird in Menantes Sammlung am Schlusse des dritten Bandes geliefert, eine dritte von H. v. Assig (Gesammelte Schrifften, Breslau 1719 S. 126), Beccau (a. a. O. S. 174), Leander aus Schlesien (Schlesischer Helicon II, S. 135 und 145), der Verfasser der Nebenstunden Unterschiedener Gedichte (Berlin 1715, S. 46), Daniel Stoppe, Musophilus, Günther und unzählige andere haben 'des Tobacks-Kraut güldne Blätter' verherrlicht. Noch gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts konnte ein Dichter singen

> Ein Günther schreibt das Lob des Knaster
> Das Canitz ebenfalls erhebt;
> Ich weiss auch, dass dies Lebenspflaster
> Bei Dichtern stets in Ansehn schwebt.[1]

Doch weit verbreiteter als alle obenerwähnten Spielereien, Vergleiche und Lieblingsthemen, und in der galanten

---

[1] Koromandels Nebenstündiger Zeitvertreib in Teutschen Gedichten. Dantzig und Leipzig 1747, S. 413. Hoffmann von Fallersleben hat im Weimarischen Jahrbuch II, S. 243 ff. eine Studie über den Tabak in der deutschen Litteratur veröffentlicht, aber die Zusammenstellung der einzelnen Tabakdichtungen ist durchaus lückenhaft, namentlich aus der Zeit der Anakreontik, wo ihn selbst Dichter besingen, die wie Gleim nie geraucht haben.

Dichtung sich unaufhörlich wiederholend, ist der Vergleich der Liebe, des Geliebten, der Liebesempfindungen mit dem Schiff, dem Meere und dem dazugehörigen. Dieser Vergleich geht auf alte Vorbilder zurück. Schon in Ezzos Leich (MS Denkmäler XXXI 27) heisst es:

O crux salvatoris  
dû unser segelgerte bist.  
disiu werlt elliu ist daz meri,  
mîn trehtîn segel unte vere;  
diu rehten werch unser seil u. s. w.

In den 'Deuschen Predigten des XIII. Jahrhunderts' (ed. Grieshaber, Stuttgart 1844, in der Predigt auf die Dom. V post Pentecosten S. 67) wird von dem 'schef dc da haizzet diu hailige christenhait' und dem 'růder dc haizzet der hailige gelŏbe' gesprochen. Auch ein, dem Johannes Tauler zugeschriebenes Weihnachtslied, dem nach Uhland II 408 für die erste Hälfte ein noch älteres weltliches Lied zu Grunde liegen soll, kennt diese Allegorie.

'Es kommt ein Schiff geladen  
Bis an seinn höchsten Bord;  
Es trägt Gotts Sohn vollr Gnaden,  
Des Vaters ewigs Wort.'

'Das Schiff geht still im Triebe,  
Es trägt ein theure Last;  
Der Segel ist die Liebe,  
Der heilge Geist der Mast.'[1]

Von da angefangen sind Meer, Schiff und dessen Bestandteile stehende Vergleichsobjecte in der geistlichen Dichtung. Angelus Silesius im Cherubinischen Wandersman z. B.:

'Die Welt ist meine See, der Schiffmann Gottes Geist,  
Das Schiff mein Leib, die Seele ist die nach Hause fährt.

[1] Von D. S. (Daniel Sudermann) am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in der Sammlung 'Hoher geistlicher Gesänge' mitgeteilt mit der Überschrift 'Ein altes Gesang so unter des Herrn Tauler Schrifften funden, etwas verständlicher gemacht im Ton: Es wolt ein Jäger jagen wohl in des Himmels Trohn'. Von neuem abgedruckt in Rambachs Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. Altona und Leipzig 1817. I. 405. — Eine zweite bedeutend veränderte Fassung bringt Hoffmann von Fallersleben in seiner Gesch. d. deutschen Kirchenliedes. 2. Ausg. S. 407, Nr. 34.

Von hier dringen sie zu den pietistischen Liederdichtern, die gerade an solchen mystisch angehauchten Bildern und Vergleichen Geschmack fanden, aber selbst ein orthodoxer Liederdichter wie Erdmann Neumeister, dem man gewiss nicht kokettieren mit dem Pietismus vorwerfen kann, wendet sie häufig an.[2] Bei dem parallelen, mit wechselseitiger Einwirkung verbundenen Entwickelungsgang der geistlichen und weltlichen Dichtung ist es kein Wunder, dass diese das besprochene Motiv übernimmt, es bald ausbildet und erweitert. Auch die galante Lyrik griff es auf und verwendete es hier in zahllosen Variationen z. B. (Hoffmannswaldau bei Neukirch V 1):

> 'Es stösst der Freiheit Schiff an ungeheure Klippen,
> Es bleibt eh wir vermeint an einer Sandbank stehen.

Der Kuss 'stösst Kraft und Schärfe an den Klippen ab' (ebenda III 9) oder Neumeister (ebenda III 102)

> 'Ach will sie nicht einmahl mein heiss Verlangen fügen
> Wann hemmt der Strudel-See den ungewissen Lauff?
> Wann lässt das Glücke doch mein Hertz vor Ancker liegen?
> Wenn schliesset sich gewünscht der schöne Hafen auf?
> Wird endlich Mast und Schiff noch an den Sand getrieben?
> Und soll ich lebenslang in Furcht und Zweifel lieben'.

Celander (a. a. O. S. 236)

> 'Reiche deinen Mund und Lippen
> Mir zu einem Labsal her
> Sammt des Busens Marmorklippen
> Und der Brüste Kühlungsmeer'.

Lohenstein (D. C. v. L., Blumen, Bresslau 1680 S. 38)

> 'Mein Hertz wallet auf aus Neigung gegen dir
> Es schäumt und tobt das Meer nicht mit so toben Wellen
> Als meine Seele fühlt Bewegungen in ihr'.[1]

---

[2] Auch Jacob Balde in seinem 'De vanitate mundi' Köln 1717, S. 198, lateinisch und deutsch. In den Meyenblumelein des J. Ch. Göring 1660 findet sich schon der Vergleich in der späteren Manier der galanten Lyrik durchgeführt.

> 'Lieben das gleicht den Wellen und Schiffen
> Liebe das heisset das wilde Meer
> Welches weil es mir (!) heftig ergriffen
> Immer durchschiffen muss mit Beschwehr. u. s. w.

[1] Die vielen Bilder vom Seewesen, die sich bei Lohensteins Cleo-

Mit den bisher erwähnten Beispielen von den Vergleichen und Bildern der galanten Dichter ist selbstverständlich auch im entferntesten nicht die Fülle und der grosse Reichtum an metaphorischen Stilmitteln erschöpft, das ist auch bei einer von der überschwänglichsten Phantasie verleiteten, durch keinen Geschmack gezügelten Dichterschule nicht möglich, ebensowenig auch nur annähernd, die Fülle der stereotypen Lieblingswendungen anzudeuten. Hoffmannswaldau gebraucht z. B. mit Vorliebe das Oxymoron, mit warmem Schnee beladen, Celander: die Stirne die dem Marmor weicht, Amaranthes: die Liebe frisst Mark und Blut, u. dgl. m., und so mögen denn nun die wenigen gebrachten Beispiele zur Charakterisierung derselben dienen.

Die Vorliebe für das Überschwängliche führt die Dichter auch zum Gebrauche der Hyperbel und der grossen Zahlen, aber während diese im Volkslied ein volkstümlicher Zug sind, der die Naivität zeigt und das Unvermögen ungewöhnliche Verhältnisse in Zahlen richtig zu schätzen, oder in den Lügendichtungen oft einen feinen ironischen Sinn verraten, machen sie in der galanten Lyrik den Eindruck der grosssprecherischen Übertreibung, und verlieren dadurch jede Wirkung auf den Leser.

Die Neigung zur Periphrase ist von jeher ein Zug jener Dichter gewesen, die sich vom grossen Haufen volkstümlicher Lyriker unterscheiden wollten. Die einfache Darstellung des zu Schildernden, die ungeschminkte Mitteilung der Empfindung ist für sie zu landläufig und trivial, und wie sich der höfische Minnesänger von den wandernden Spielleuten,

---

patra finden, veranlassen Dr. A. Kerckhoffs (D. C. v. Lohenst. Trauerspiele mit besonderer Berücksichtigung der Cleopatra. Paderborn 1877, S. 16) dieses Trauerspiel nach L.'s Reise nach Holland zu datieren, in der Voraussetzung, dass er erst auf dieser Reise sich die nautischen Ausdrücke angeeignet habe. Aber Lohenstein gebraucht sie in allen seinen Werken, und Scherer (Anz. f. d. A. III, 278 f.) bemerkt mit Recht, dass auch in anderen Stücken diese 'bildlichen Wasserelemente in Menge vorhanden seien, und dass nirgends Naturanschauung oder Erlebniss, sondern der gewöhnliche nautische Apparat, wie Segel, Klippen, Winde, Hafen etc. in Bewegung gesetzt wird', also derselbe, der in der galanten Dichtung zu finden ist.

der Troubadour von den Jongleurs durch gewähltere Wendungen, durch das Vermeiden drastischer Effecte und durch verblümte Darstellungsweise zu unterscheiden suchte, so herrscht auch in der galanten Poesie das stete Streben, sich durch das Vermeiden der einfachen Schilderung, durch eine überwuchernde Bildlichkeit des Ausdruckes, durch Entfernung aller volkstümlichen Elemente, hauptsächlich aber durch eine oft bis zur Unverständlichkeit reichende Umschreibung [1] sich von der grossen Masse der anderen Gelegenheits- und Soldschreiber [2] oder der Volksdichtung zu unterscheiden. Allerdings kommen bei diesem Streben ganz merkwürdige Resultate zu Tage. So wird die Bezeichnung der Liebe als

---

[1] Beccau a. a. O. S. 65 macht sich mit einer unverkennbaren Selbstironie darüber lustig:

> Mein Kind ich liebe dich. Doch diss ist zu gemeine,
> Dass ein Poete nicht dabei bestehen kann.
> Es heisset Venus zündt mit ihrem Gottheits-Scheine
> In meiner kalten Brust die heisse Fackel an.
> Ihr schönes Grausamsein will mich in Fessel schliessen! u. s. w.

Die 'dunkle Rede' war auch bei den Troubadours bekannt und gebraucht. Vgl. Diez, Die Poesie d. T. 284. Besonders der von Dante und Petrarca so hochgeschätzte Arnaut Daniel bemühte sich, eine schwere dunkle Schreibart zu gebrauchen. Der Mönch von Montandon spottet über ihn in einem satirischen Gedichte über die Troubadours seiner Zeit:

> Ab Arnaut Daniel son set,
> Qu'a sa vida ben non cantet
> Mas uns fols motz qu'om non enten;
> Pus la lebre ab lo buon casset,
> E contra suberna nadet,
> No vale sos chans un aguillen.

Rayn. Choix. IV, 370. — Manche Gedichte waren glossiert. Die Auslegungen hiessen expositiôs. Sie würden etwa den zahlreichen Anmerkungen bei den Gedichten des Celander u. A. entsprechen.

[2] Menantes witzelt in der Vorrede seines 'Galanten Verliebten und Satyrische Gedichte' (Hamburg 1704) über die formelhafte typische Art der damaligen Hochzeits- und Leichengedichte: '— — — da man hundertmahl hundert tausend abgedroschene schlechte Sachen von neuem hervorsuchet, nichts hinzuthut, wol gar abgeschmieret, die Venus bei den Haaren herumzauset und also durch zerflickte Invention und Verse, nichts als blosse Reimen oder launenhaffte Gedichte zusammenschmieret.'

'Fraw Venus', die doch in der Zeit der mhd. Dichtung als gelehrte Wendung galt,[1] nur weil sie in die Volksliteratur eingedrungen, strenge verpönt. Ebenso ist der mythologische Apparat, der sich in der Volksdichtung des siebzehnten Jahrhunderts in ganz bedenklicher Weise breit zu machen sucht, hier vollständig — bis auf die allerkonventionellste Verwendung von Venus und Amor, Musen, Parnass und Helicon — fallen gelassen. Auch ist das Verhältnis der galanten Dichter zur 'Muse' nicht dasselbe wie das der höfischen Epiker des Mittelalters zur 'Aventiure'. Während sie dort miteinander Dialoge führen, wird die Muse hier nur angerufen, ohne Gegenäusserungen zu machen, etwa wie bei der klassischen Litteratur. (Vrgl. J. Grimm, Kl. Schriften I, 106 ff.).

In der Volksliteratur des siebzehnten Jahrhunderts sind 'Frau Venus und ihr Kind' stehende Figuren, und in der nahe verwandten niederländischen volkstümlichen Dichtung jener Zeit, haben Jupiter und Cupido, die dem Volke geläufigeren Namenformen Jupijn und Cupidootje erhalten. (Hoffmann Horae belgicae II 74.) Venus ist sehr häufig auch auf den Titeln vertreten, Venusgärtlein, Venusglöcklein u.s.f. Gegen die Überhandnahme des mythologischen Elementes in der Dichtung macht sich aber eine heftige Opposition bemerkbar. So bereits am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts.

Poeten solch Gewohnheit han
Wan sie zu dichten fangen an
Dass sie viel Götter allermeist
Anruffen um ein guten Geist,
Dass ihre Reim und Süssigkeit
Gezieret sein und wol gekleidt
Ich weiss nicht mehr den einen Gott
Den ruf ich an nach sein Gebot.

(Aus dem Gedichte 'Die Nachtigall, das ist aus Joh. Fried. des mittleren Herzogs zu Sachsen publicierten Schriften vom Ursprunge . . . . . . 1617' herausgeg. von Lessing. Hempelsche Ausgabe XII S. 343 ff.).

---

[1] Hermann von Sachsenheim ändert z. B. in seiner Mörin die Einleitung des alten Liedes 'In gotes name vare wir' in 'In Venus namen faren wir' um. Vrgl. Uhland Schriften II, 222.

Die Wendung, dass dem Ablehnen der griechischen Götterwelt religiöse Motive unterschoben werden, stimmt übrigens mit der Tendenz des späteren siebzehnten Jahrhunderts, namentlich der der galanten Lyriker,[1] die zumeist auch geistliche Dichter waren, überein. — Es gehört zu den religiös aesthetischen Streitfragen jener Zeit, ob der Gebrauch der heidnischen Götternamen in der Dichtkunst einem gut christlich gesinnten Poeten gestattet sei, und selbst Omeis, der seiner Poetik eine 'Teutsche Mythologie' beigiebt, kann sich nicht scharf genug gegen die Verehrung der heidnischen Götter aussprechen, und rechnet es Opitz und Heinsius sehr übel an, dass sie den Kriegs- und Wein-Götzen Mars und Bachus Lobgesänge verfertiget, welches von so klug- und gelehrten Männern wohl hätte können unterwegen bleiben (Vorrede S. 7). Ungerne gesehen und ungalant sind volkstümliche Wendungen, und Hunold in der Vorrede zu Neumeisters Neuester Art etc. bemerkt, dass, wenn er solche Gedanken und Redensarten lese, er 'sich eher auf dem Markte unter Krähmern, Höckern und solchem Zeuge, als auf dem Parnass unter den Musen glaube'. Die Einfachheit ist überhaupt strenge verpönt. 'Wenn der Reim gleichlautend', sagt Hunold an derselben Stelle, 'so lässt mancher den Vers stehen, die Wolfliessenheit und Scharfsinnigkeit mag darin ausgeführt sein wie sie will'. Johann Georg Neukirch ist dagegen, dass die Dinge durch die 'philosophische Definition' ausgedrückt werden, sondern durch das Ikon, Simile comparatum u. s. w., weil dieser Poetische Zucker dem Leser ein grösseres Vergnügen mache als der 'Philosophische Sauerampfer'. — Weitschweifigkeit ist galant, und durch breite redselige Einkleidung wollen sie die alten Gedanken neu erscheinen lassen. J. G. Neukirch giebt Anweisungen wie man im Gedichte 'schwere Erweiterungen' anstellen solle. 'Man streue locos communes, consectaria und judicia mitunter; oder man stelle bei den vorkommenden Sachen eine Verwunderung an um dieselben desto nachdrücklicher vorzustellen, oder man suche sich durch gewisse Insinuantia bei den Personen einzuschmeicheln, die man mit Carminibus be-

[1] 'Ein christlicher Poet darf nicht die Götzen fragen' u. s. w. in Hohbergs Beytrag z. Schles. Helicon. S. 12.

ehrt'.[1] Durch solche Mittel wurde der Stil curiös, sententiös, nervös, oder wie die Bezeichnungen des galanten Stils sonst lauten mögen und erhielt dadurch den damals so geschätzten Charakter des 'Preciösen'. Statt das Thema gleich zu behandeln ist es daher bei ihnen beliebt weitschweifige Einleitungen zu geben, und weit auszuholen, eine Eigenheit, die übrigens auch in Frankreich — dort namentlich in der dramatischen Literatur — beliebt war, und die Boileau zum Stossseufzer veranlasste:

> J'aimerais mieux encor qu'il déclinât son nom
> Et dit: 'Je suis Oreste, ou bien Agamemnon'
> Que d'aller par un tas de confuses merveilles
> Sans riens dire à l'esprit, étourdir les oreilles.[1]

Zu den Kriterien der galanten Lyrik haben wir auch den epigrammatischen Charakter und die briefliche Darstellungsweise gezählt, Epigramm wie schon bemerkt nicht im modernen Sinne, sondern noch in der alten Bedeutung als Aufschrift genommen. Beides geht von der Voraussetzung aus, die in Frankreich Grundlage der galanten Lyrik war, dass diese eine Gesellschaftsdichtung sei. Dort war es bei den Zusammenkünften der Preciösen Sitte in der Konversation, sich ein Thema von der Dame stellen zu lassen, um dieses entweder gleich zu improvisieren[3] oder in einer späteren Versammlung vorzulesen. Als Themen waren meistens augenblickliche Situationen, in der sich die Dame oder der Dichter befand, gegeben, oder eine fingierte Situation, und die Ausführung bestand darin, dass der Dichter an die gegebenen Verhältnisse sich anlehnend seine Gefühle für die Dame, in galanten Wendungen, womöglich mit einem Komplimente schliessend, ausdrückte. — Sie verschmähen zumeist jedes epische Element, denn die Erzählung irgend eines Ereignisses würde, wenn auch für noch so kurze Zeit, das Interesse des Lesers oder Zuhörers, von der huldigenden oder von der be-

---

[1] a. a. O. 319 ff.

[2] L'art poétique. Chant III v. 33.

[3] L'impromptu est justement la pierre de touche de l'esprit sagt Cathos in den 'Précieuses ridicules'.

sungenen Person ablenken. Selbst die Heldenbriefe verbannen obgleich sie grösstentheils historische Begebenheiten zu Grunde legen, alles epische. Nach dem von Hoffmannswaldau ausgebildeten Schema wird die historische Voraussetzung in einer Prosaschilderung vorausgeschickt, und diese reicht bis zu dem Augenblicke, in welchem sich die betreffenden historischen Persönlichkeiten gegenseitig ihre Empfindungen und Gefühle brieflich mitteilen können. Diese Prosaerzählung der Heldenbriefe wird bei den übrigen Gedichten wo eine Erläuterung für den Leser nöthig ist durch den Titel gegeben. Er erzählt wann wo und wie der Dichter die verehrte Dame gesehen hat, kurz alles was nötig ist, um das nachfolgende Gedicht, das wir uns dann als Aufschrift zu der erzählten Situation zu denken haben, zu verstehen. Vielleicht passt am besten für diese Gattung die Goete'hsche Bezeichnung Zustandsgedichte, mit der er die Dainos oder lithauischen Volkslieder benennen will, die gleichfalls 'Gefühle in einem gewissen entschiedenen Zustande ausdrücken'.[1] Daher die breiten redseligen Titel, daher das Fehlen jeder sonst in der Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts so beliebten parenthetischen Wendung, wie 'sprach ich', oder 'sagt er', und darum immer fast als Zeit der Schilderung die Gegenwart gewählt. Die merkwürdigsten Situationen werden als Vorwurf zur Dichtung genommen, z. B. 'Als Flavia an einem groben Sack arbeitete (Neukirch Sammlung I S. 14). An Solimenen, als sie roth er hingegen im Gesichte bleich ward (ebenda S. 18). Als er ihr aus der Hand wahrsagte und sie ihm kurtz darauff die Freundschaft auffkündigte (S. 22). Als sie bei trübem Sturmwetter ihre Wäsche bleichte (I. 69). Sie speiset seinen Vogel aus ihrem Munde (II 25). Als sie gegen den Winter ihre Wohnung veränderte an einem Tage, da die Sonne aus einem Zeichen des Himmels in das andere trat (II 39). Als sie sich mahlen liess und es an rother Farbe gebrach (II 35). Als sich Lisette an ihrer Nähnadel gestochen hatte (Schlesischer Helicon II 43). Als sie seine Verpflichtungen Flatterieen

[1] In der Recension der 'Dainos oder Lithauische Volkslieder herausgegeben von L. J. Rhesa'. Werke (Hempel'sche Ausgabe) XXIX. S. 804.

nannte (Menantes gal. Ged. S. 39). Als am Abend vorher am Busstage drei maskirte Damen sich bei Hofe eingefunden (Canitz (a. a. O. S. 248). Als er von seinem Nebenbuhler abgestochen zu werden besorgte (Günther Sammlung von Gedichten Bresslau 1742. S. 560)' und viele ähnliche. —

Durch diese Eigentümlichkeit ist der Charakter der galanten Lyrik sehr genau bestimmt. Sie ist eine beschreibende Dichtung [1] die auf jede Aktion, auf jedes erzählende Element verzichtet, und wie Lohenstein 'Herrn Mathias Rauchmüllers künstlich erhöhten Raub der Sabinen in Elfenbein' beschreibt, so können wir uns bei jedem Gedichte ein Modell denken, eine plastische Gruppe, die die Situation versinnlicht, und welche dann abgeschrieben oder häufiger, — und damit wird der epigrammatische Charakter zur Geltung gebracht — zum Ausgangspunkte einer kürzeren oder längeren Bemerkung gemacht wird, die dann mit einer Pointe schliesst. Alles dasjenige was Lessing in der Kunst transitorisch nennt, wird hier nicht beachtet, und nur das Ruhende berücksichtigt. Etwas Aehnliches zeigt schon die Schäferdichtung. Bei dieser ist jedoch die Vermeidung der erzählenden Einleitung dadurch herbeigeführt worden, dass sich die Schäferlieder nicht aus der älteren bukolischen Dichtung, sondern aus der sogenannten 'Schäfferey', dem Schäferromane, entwickelt haben, wo die Dichtungen zuerst poetische Einlagen waren, die von den verliebten Schäfern und Schäferinen und den sie begleitenden Nymphen gesungen wurden. Bei diesen Liedern war nun die Situation des Singenden aus der vorhergegangenen Erzählung bekannt, man wusste gleich warum der eine ein frohlockendes, der andere ein sehnsuchtsvolles Lied sang. Die späteren Schäferlieder, die ausserhalb dieses Zusammenhanges

[1] Wie beliebt die Beschreibungen und Vergleiche waren und welches Gewicht auf sie gelegt wurde, beweist der Umstand dass zu C. H. Postels Heldengedicht 'der grosse Wittekind' (Hamburg 1724) der Herausgeber Weichmann zwei lange Register, eines 'der in diesem Werke vorkommenden Beschreibungen' das andere ein solches der Vergleiche beigegeben hat, vermutlich um dem Leser, dem das 9200 Verse lange Gedicht langweilig werden könnte, wenigstens die Rosinen des Kuchens zugänglich zu machen.

gedichtet worden, behalten diesen Charakter bei, wie schon die ständig wiederkehrenden Namen aus der Frühzeit des Schäferromans und das Festhalten bestimmter Typen und Situationen beweisen. Wo eine Erklärung nötig ist, gibt sie nun gleichfalls der Titel. Namentlich Rist hat sehr viel in solchen erzählenden Titeln geleistet z. B. 'Gute Nacht Florabella als Daphniss etliche sonderbare Zeichen weiblicher Unanständigkeit an ihr verspührte' und ähnliches.

Neben dieser Art von Gedichten der galanten Poeten, die als Aufschriften zu bestimmten Situationen angesehen werden können, gehen nun solche, die die Briefform haben. Wir haben schon früher den Ausspruch Voitures citiert, der den Brief für besonders galant erklärte, und in der bekannten Karte des 'Royaume de Tendre' von der Mademoiselle Scudery in ihrer Clélie (I 399) einen Umriss entwirft, liegen am Ufer des Flusses der Zuneigung die Dörfer 'Jolie Vers' und 'Epîtres galantes'. Alle Dichter aus der Zeit des Hôtel de Rambouillet schrieben galante Briefe, von denen die berühmtesten und am meisten bewunderten die von Voiture und Pays waren. Wir werden noch auf die Bedeutung dieser Form für die galante Dichtung bei der Behandlung der Dichtungsformen zurückkommen, hier möge nur bemerkt werden, dass der Brief als ein passendes und bequemes Mittel zur Mitteilung von Galanterien und Komplimenten betrachtet wurde, und daher bei der Gesellschaft sehr beliebt war. Die Form des Briefes wird aber nicht nur in den poetischen Episteln jener Zeit, die die deutschen Lyriker den prosaischen vorzogen, festgehalten, sondern auch dort verwendet, wo sich das Gedicht nicht direkt als Brief ankündigt. Wenigstens werden die Grundbedingungen des Briefes, das Entferntsein vom Adressaten und die Thätigkeit des Schreibens, in einer grossen Reihe von Gedichten angedeutet. Sie sprechen vom Kiel, von der Dinte, vom Blatt, wenn sie auch dabei nicht direkt sagen, dass es ein Brief sei, oder durch Aufschrift und Unterschrift es andeuten wollen. — Der Brief spielt hier etwa dieselbe Rolle wie der Bote in der Lyrik der Minnesänger und wenn der von Kürenberc sich (MF 10, 12) äussert:

— — — — — — — —
als ich an sie gesende
den lieben boten mîn,
jô wurbe ichz gerne selbe,
wær ez ir schade niet.

so finden sich zahlreiche Stellen bei den Minnesängern unserer Zeit, in denen sie den Brief beneiden der der Geliebten so nahe ist. —

Die Charakteristik der deutschen galanten Dichtung wäre ganz unvollständig, wenn wir nicht auch einen Zug erwähnen würden, der für die gesammte Lyrik jener Zeit, auch die nicht galante, bezeichnend ist, den der rohesten Sinnlichkeit und der ungeniertesten Behandlung und Erwähnung aller derjenigen Dinge, die höchstens das pathologische Interesse des Arztes erregen können.

Was soll man sagen, wenn die Dichter nicht nur mit einer kunstvollen Technik in ihren Beschreibungen und Schilderungen auf die sinnliche Erregung hinwirken, sondern selbst Erscheinungen des sexuellen Lebens, nach Art der in Trivicum geschehenen (Horaz Sat. V 83—85), oder gar die Menstruation in langatmigen Sonetten und Rondeaus besingen. — Es ist allerdings kein specieller Zug der galanten Dichtung, da ihn beispielsweise die ins Ungeheuerliche angewachsene Hochzeitsdichtung jener Zeit oft aufweist, aber nirgends ist er in solcher Fülle und mit solchem Raffinnement verwendet wie hier. — Durch letzteres unterscheidet sie sich auch von der derben erotischen Kost die uns das Volkslied des siebzehnten Jahrhunderts bietet, und das wahrlich auch nicht allzu verschämt thut.[1] Dass noch andere eckelerregende Interna des alltäglichen Lebens manchmal behandelt werden, erwähne ich nur nebenbei z. B. Neumeister a. a. O. S. 92.

Bevor wir zum letzten wesentlichen Charakterzuge der galanten Lyrik, der Pointe kommen, mögen einige Bemerkungen

[1] Dagegen machte sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der Litteratur, namentlich bei den Neulateinern das Streben alles erotische zu vermeiden geltend, und wie in der dramatischen Litteratur Schonaeus den Terenz christianisierte, so wurde auch 1558 in Köln ein 'Horatius, ab omni obscoenitate purgatus' herausgegeben.

sprachlicher Natur gestattet sein. Es ist merkwürdig, dass trotz dem so bedeutenden Einflusse der Franzosen und französischen Litteratur auf die Gesellschaft und das poetische Schaffen der Deutschen, das Fremdwort verhältnissmässig wenig in die Dichtung eingedrungen ist, so dass sich diese vorteilhaft von dem italienisch und französich-deutschen Sprachgemengsel vieler Dichter aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unterscheidet. Vielmehr werden die Dichter des ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts stets vor dem Uebermasse im Gebrauche fremder Wörter gewarnt, so von Neumeister (a. a. O. S. 469). 'Ferner contribuiret dieses zur Reinlichkeit des Styli ein grosses, wenn man sich vor fremden und ausländischen Worten so viel als möglich hütet'. Neumeister legt Gewicht auf das 'so viel als möglich' weil er ebenso wie Christian Weise und die meisten Dichter jener Zeit den gemässigten Standpunkt festhalten und sich z. B. über 'Zesens Rotte und Secte' lustig machen. — 'Französische Worte welche von den Deutschen gleichsam in das Bürgerrecht genommen werden als, Affecten Courage Serviteur die können mit unterlaufen, ja weil sie der galanten Mode beikommen, so kann der Annehmlichkeit unvermerkt etwas zuwachsen' (Christian Weise Curiöse Gedanken von deutschen Versen S. 135). Bis auf einige, die das Fremdwort scherzhaft verwenden, haben die meisten Gedichte nicht mehr Fremdwörter als gerade in der deutschen Gesellschaftssprache gebräuchlich waren, während der 'stylus Curiae', der Hof- und Amtstil, der des brieflichen Verkehrs, sowie endlich die Prosadichtung davon überfüllt waren. Namentlich Hunold dessen Romane und Briefsteller von der damaligen Gesellschaft so bevorzugt werden, hat den Kultus des Fremdwortes stark getrieben, und in den Briefen nicht nur Aufschriften und Schlussformeln sondern auch zahlreiche Wendungen in französischer Sprache geschrieben. [1]

---

[1] Gegen die 'sonderliche Zierlichkeit in affectaten Reden' namentlich gegen die mit vielen Fremdwörtern gemischten, wendet sich schon J. B. Schupp in seinem 'Teutschen Lehrmeister': Zugab Dr. J. B. Schuppii Schriften. S. 83. Vrgl. ferner die zahlreichen Gedichte gegen die Sprachverderber. z. B. Lustiger Democritus S. 97 u. a.

Entschieden gegnerisch verhalten sich die Poetiken und Dichter jener Zeit gegen ältere deutsche Worte und Formen, und namentlich der von Heinsius auf Opitz überkommene Kampf gegen die Nachstellung des Adjektivums hinter das Substantivum, diese echt volkstümliche ältere Konstruction, wird mit aller Kraft geführt. Opitz in seiner Poeterey macht schon dagegen Front. In dem Kapitel 'von der Zubereitung und Ziehr der Worte' sagt er, dass 'die epitheta bey uns gar ein übel aussehen haben, wenn sie hinter ihr Substantivum' und führt unter anderen Beispielen das 'Mündlein roth' an, das nun in allen Poetiken seit Opitz, sobald nur diese Frage berührt wird, wiederkehrt. Dass gerade diese Form, die eine im Volksliede fast stehende ist, immer wieder citiert wird, zeigt auch den Zweck dieser Polemik, den Kampf der Kunstdichtung gegen die volkstümliche Lyrik.[1] Auch Georg Neumark (poetische Tafeln S. 25) wendet sich unter Anführung desselben Beispieles gegen diese Konstruction, endlich Weise der gleichfalls 'vor Dinge die wir itzo nicht passieren lassen' die Nachstellung des Adjektivums hinter das Substivum wie bei 'Äuglein klar, Mündlein roth' angiebt.

Für ebenso ungalant galt eine andere Eigentümlichkeit des Volksliedes, die sich auch oft genug in der mhd. Lyrik findet, die Vorliebe für die Diminutivformen. Schon Zesen erklärt sich im 'Deutschen Helicon' gegen die Diminutiva, weil sie 'die Rede gantz vnannehmlich und kindisch machen'. G. W. Sacer (Nützliche Erinnerungen wegen der Deutschen Poesie. Stetin 1661 S. 16 f.) findet es ebenso wie später Neumeister 'tändelhaft und weiblich' wenn Plavius Wängelein,

---

[1] Musophilus a. a. O. S. 40.

Gestalt ich augenblicks ein Bänckgen-Lied erblickt
Das macht mir Übelkeit und will mich weiter treiben
Weil mich sein Reim und Thon, wie Steine hinten drückt.

'Diejenigen' sagt Sacer (a. a. O. S. 60 f.) 'thun übel die sich der Deutschen Poesie anmassen ohne Hülffe der Grichen und Lateiner. — Ein solcher muss offt vorlieb nehmen, wann ihm zugeruffen wird!

Geh? tölpischer Bœot / du grillenvoller Thor /
Stimm an dein Leyerwerck und spiele Bauren vor /
Das ist ein Volk vor dich '— — —'

Röselein, Zänelein, reimt. In seiner gegen die volkstümliche Dichtung gerichteten Satire (Reime dich, oder ich fresse dich. Northausen 1673) hat er ein Lied mit Diminutiven im Reime, gedichtet, das anscheinend eine Parodie auf das bekannte Lied von Plavius sein soll. — Auch Heini (Früchte poetischer Luststunden. Lüneburg 1719 S. 88) sagt 'Liebe ist Thorheit':

> Dieweil sie gern en miniature reist,
> Denn sie macht alles klein:
> Die Hand heisst sie ein Händgen,
> Den Fuss ein Füssgen u. s. w.

Während das jüngere Volkslied Diminutiva sehr bevorzugt, und parallel mit diesem die geistliche Dichtung oft bis hart an die Grenze des sprachlich zulässigen sie gebraucht, in weltlichen und wenn ich so sagen darf in geistlichen Koseliedern oft bis zur Spielerei getrieben wird, ist es hier wol als zu volkstümlich und plebejisch nicht verwendet. Das stete Bestreben, die landläufigen Formen und Motive der populären Dichtung zu vermeiden, führt auch zu einer anderen Unterscheidung zwischen dieser, der volkstümlichen Kunstdichtung einerseits, und der galanten anderseits. In der ersteren wird eine grosse Bedeutung dem ersten, dem Einleitungsvers geschenkt, nach dem ja meistens die Melodie und das Lied selbst genannt werden. Sie sind meist frisch zum Frohsinn auffordernd, exklamierend, fragend, anregend, und manche von ihnen wie z. B. Opitz 'Wol dem der weit von hohen Dingen' sind oft parodiert und nachgeahmt worden.[1] Die galante Lyrik hingegen,

[1] Dieses Lied geht auf das Horazische 'Beatus ille' (Epod. II) zurück, das auf die deutsche Litteratur im siebzehnten Jahrhundert einen ungewöhnlich nachhaltigen Eindruck gemacht. Schon früher von Fischart übersetzt, beginnt nachher die grosse Reihe von Übertragungen, von denen die hervorragendsten die von Opitz, (in dessen Zlatna) Homburg (merkwürdigerweise 'nach dem niederländischen'), Abel, Canitz, und Triller sind. Opitz verwendet das Motiv sehr häufig, so im eben erwähnten 'Wohl dem der weit von hohen Dingen' ein Lied das wieder von zahlreichen Dichtern parodiert, nachgeahmt und umschrieben wurde. Diese Lieder wirken weiter und namentlich die Anfangsworte 'Wol dem der . . .' finden sich bei Dach (6 mal), Fleming, Neumark, Zesen, Schirmer, Finkelthaus, kurz fast bei allen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts. Die Melodie wird so populär, dass das Venusgärtlein S. 180

vermeidet es geradezu den Leser gleich zu interessieren, giebt in der Einleitung oft erst im zehnten Vers eine Andeutung vom behandelten Stoffe, bemüht sich die Neugierde und Spannung des Lesers zu erwecken, und spart ihre ganze Kraft mit Vernachlässigung aller übrigen Theile des Gedichtes für den — Schluss. Und darin liegt nun eines der wichtigsten Stil- und Kunstmittel der galanten Lyrik, und diese nach dieser Seite hin auszubilden ist ein stetes Bestreben der ganzen Schule. — Da werden nicht die Gedankenelisionen, die das Volkslied so oft in der Mitte hat — Herder nennt sie Sprünge — und die den Leser oder Hörer aufhalten, geduldet, sondern das ganze Gedicht drängt meist zum Schlusse, wo die Pointe angebracht wird. — Sie ist das unentbehrlichste Requisit sagt J. G. Neukirch (a. a. O. 665) und 'soll das Carmen dem Leser gefallen und zum Durchlesen anlocken, suchet man — — — auf einen angenehmen sinnreichen Schluss welcher aus dem angeführten Themate fliesset und in einem oder zweyen Versen ausgeführt wird: je kürzer je besser; je unverhoffter je annehmlicher'. Er empfiehlt für die 'künstliche Conclusio', dass der Dichter den beiden letzten oder auch nur der letzten Zeile etwas anhänge 'das den Leser charmieren kann, oder man schliesset ex abrupto mit etwas sinnreichem und gefälligem auf eine unverhoffte Art darauf sich der Leser nicht so leicht besonnen hätte'. Bei den Regeln für den Bau und die Disposition des Sonetts sagt er unter anderem, dass das 'vornehmste daselbst, der sinnreiche und nachdenkliche Schluss sei, welches das conclusum aus dem vorhergehenden Praemissis unvermittelt fliessen und dem Leser ein ferneres Nachsinnen erwecken muss, welchen Nachdruck sonderlich einige Figuren vermehren können als Interrogatio Exclamatio Apostrophe etc'. Dieser Schluss, bemerkt er, ist nicht allein in der Erfindung schwer, sondern auch das vorgestreckte Ziel der Ausarbeitung, weil alle Worte und Sachen dahin

---

ein Lied bringt 'Im Thon Wohl dem der weit . . .' In der geistlichen Dichtung hat neben diesem Liede noch Luthers Übersetzung des CXXVIII Psalms (Beati omnes) 'Wohl dem der in Gottesfürchte steht' gewirkt und bei einer grossen Reihe von geistlichen Liederdichtern findet sich gleichfalls dieser Liedanfang.

zu ihrem Centro eilen müssen. — Neumeister (a. a. O. S. 244) sagt in seiner drastischen Manier dass er 'um ein Klinggedichte nicht eine Wandlaus gebe welches nicht zum wenigsten im Schlusse, recht nervös gemacht sei'. Er giebt ein Beispiel an anderer Stelle (a. a. O. S. 249) wie er es mit dem Anbringen der Pointe meint.

'Es war die Mahler-Kunst bey tausend schönen Bildern
Noch auf ein Meisterstück zu ihrem Ruhm bedacht,
Und zwar so wolte sie des Himmels Schönheit schildern:
Sie trug die Farben auf, und als das Werk volbracht,
So liess sies öffentlich der Welt zur Schaue stehen.
Wie schön des Himmels Bild von ihr entworffen sey.
Doch jedermann der nur vorüber musste gehen,
Der rieff: Ismenie, dis ist dein Conterfay.

Sehr viele galante Gedichte haben nun ähnliche komplimentierende Pointen am Schlusse gebracht, der eine allerdings freier, der andere gezwungener, der eine überraschend, der andere mehr vorbereitet. Manche verwenden zum Schlusse einen Sinnspruch oder eine sprichwörtliche Wendung, und besonders Neumeister, der diess auch in seinen Kirchenliedern durchgeführt hat, thut es mit Vorliebe:

z. B.

Drum sei die Losung jederzeit
Man brauche der Gelegenheit.

oder:

Ich hab ein Siegel auf dem Hertzen;
Das heisst: Ich leb und sterbe treu.

Auch sein 'Ich bin nun so' bringt er fleissig als Schlusssatz an, u. v. a.

Die vorherrschende Form dieses 'nachdrücklichen Schlusses' ist und bleibt aber das Kompliment, oder der Witz. Mitunter auch beides combiniert: So dichtet Benjamin Neukirch (in seiner Sammlung I 54).

'Als er sie das erstemahl küsste'.

Ich habe Sylvia, dich einmahl nur geküsst.
Und meynt ich würde mir mein krankes hertze laben;
O aber weit gefehlt! ich weiss nicht wo es ist
Und glaub es hat sich gar in deinem mund begraben.
Denn meine kraft ist hin: ich fühle nichts als glut.

Und stürbe wenn ich nicht aus liebe leben müsste
Ach wenn ein eintzig kuss so grosse würckung thut
Wie solte mir geschehen wann ich dich zehnmahl
küsste.

So und in ähnlicher Weise werden die meisten Pointen angebracht, dieselben sind nebenbei bemerkt oft im höchsten Grade frivol, was uns bei der Vorliebe dieser Dichtung für das Zweideutige nicht Wunder nehmen wird. —

Die Pointe ist in Deutschland zum Teil durch die italienischen kleineren Dichtungen und die dort angebrachten Witze und Concetti hauptsächlich aber durch die galanten Dichter Frankreichs beeinflusst worden. Dort hatte sie eine Zeit lang eine unbeschränkte Herrschaft. Auch dorthin wurde sie aus Italien importiert. Boileau schildert den Siegeslauf den sie durch alle Dichtungsarten genommen, im zweiten Gesange seiner Dichtkunst:

Jadis de nos auteurs les pointes ignorées.
Furent de l'Italie en nos vers attirées.
— — — — — — — — — — — —
La faveur du public excitant leur audace,
Leur nombre impétueux inonda le Parnasse.
Le madrigal d'abord en fut enveloppè;
Le sonnet orgueilleux lui-même en fut frappé;
La tragédie en fit ses plus chères délices;
— — — — — — — — — — — —
Et sans pointe un amant n'osa plus soupirer.

Die Reaktion gegen den Stil der Preciösen hatte auch den Versuch gemacht den Wirkungskreis der Pointe auf das Epigramm zu beschränken, und mit der Herrlichkeit des Hôtel de Rambouillet fiel auch die Herrschaft der Pointe. Auch in Deutschland kam man erst in dem Augenblicke, als die galante Dichtung im Absterben war, zur Besinnung, oder wie Boileau sich ausdrückt:

La raison outragée enfin ouvrit les yeux.

III. KAPITEL.

# ÄUSSERE FORM.

Die Formen der galanten Lyrik hat bereits, wie wir schon erwähnt haben, J. G. Neukirch in seiner Poetik festzustellen versucht. Die Aufstellung bedarf aber, wie sehr sie auch im grossen Ganzen richtig ist, im einzelnen der Korrektur. So sind vorerst die, in seiner Aufzählung den Epigrammen beigeordneten, Anagramme auszuscheiden. – Der Umstand, dass die deutsche galante Lyrik nicht erlebt sondern zumeist fingiert ist, schliesst ja schon das Spielen mit bestimmten Namen aus, und diese Kunst wurde daher nur von den andern Dichtern, von den galanten Lyrikern aber in ihrer nicht galanten Poesie, bei den Hochzeits-, Leichen- und anderen Gelegenheitsgedichten verwendet. Sie wurde auch im Gegensatze zu Frankreich in Deutschland gar nicht hoch geschätzt. Während dort in der Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet das Anagramm eine der beliebtesten Spielereien war, während dort fast jede der vielen 'Ruelles' nach dem Muster der Arthenice (Catherine) ihrem Namen durch Umstellung der Buchstaben ein galantes Gepräge gab, kümmerte man sich in Deutschland — ausgenommen bei den oben erwähnten Gelegenheitsgedichten — sehr wenig darum, und Morhof nennt sie eine 'armselige Erfindung nicht werth dass man sich mit solcher bemühe'.[1] J. von Besser spottet über die-

[1] Daniel Georg Morhofens Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie ...... Lübeck und Frankfurt. 1700. S. 697.

jenigen die so gerne die Worte versetzen oder Anagrammata machen — nach einem französischen Vorbilde —

> Was hat doch auf dem Helicon
> Ein Anagrammatist davon
> Dass er der Wörter Ordnung stöhret?
> Nichts denn, dass er den Kopff sich stöhrt
> Und wie die Wörter er verkehrt
> So sein Gehirn sich mit verkehret.[1]

Dennoch wurden sie in Romanen verwendet, um 'unter dieselben die rechten Namen zu verhehlen'[2] oder als Motti vor den Schriften und dgl. mehr.[3] Nur als literarische Gattung dürfen sie nicht aufkommen.

Auch die Gruppe, der die Kantate vorangestellt ist, bedarf einer Einschränkung, da das daselbst genannte Oratorium ausschliessliche Form der Kirchendichtung und der geistlichen Musik ist, und mit der galanten Dichtung nichts gemein hat. Dagegen ist die Rubrik poetische Briefe auch auf die Heldenbriefe auszudehnen, die von Neukirch aus Zeitmangel — wie

---

[1] Des Herrn von Besser Schrifften. Leipzig 1732. S. 780. Ebenso macht sich schon Owen über die Dichter dieser Gattung lustig:

> QVonam vocales huc illuc pellere tandem
> Vultis et infantes cogere litterulas?
> Otia ut Augusto faciente, solebat in unum
> Cogere Tyrsis oves rure, capras Corydon.

Epigrammatum Joan. Oweni Cambro Britanum Oxoniensis Editio postrema correctissima et posthumis quibusdam adaucta. Breslau 1667 S. 33. Vgl. ferner über die Anagrammatisten J. B. Mencken's zwey Reden von der Charlatanerie S. 217 ff.

[2] In den Helden- und Liebesromanen jener Zeit liebten die Autoren, durch möglichst durchsichtige Anagramme die Namen der auftretenden historischen und bekannten Persönlichkeiten, oder den Schauplatz des Romanes anzudeuten. Manche liessen nacher noch 'Schlüssel' zu diesen Romanen erscheinen, die für ungeübte Leser die fingirten und wirklichen Namen nebeneinander stellten. — So auch zu Hunolds Europäischen Liebes- und Heldengeschichten (Hamburg 1709 ff.) in den geheimen Nachrichten von Herrn Menantes Leben und Schriften Cöln 1741. S. 177 ff. Hier heisst z. B. York Korie Lissabon-Lobonissa, Luivis Silvio, Portugal-Torgapulien etc.

[3] Erdmann Neumeister = der Mann ehret Jesum; Neumeisterus = En vir meus est etc.

er angiebt — nicht behandelt wurden, und endlich ist noch eine Gattung hinzuzufügen, die des Streitgedichtes oder der Tenzone, die aber wegen der Seltenheit ihres Vorkommens keine eingehendere Beachtung beansprucht.

---

## DAS SONETT.[1]

'On dit, à ce propos, qu'un jour ce dieu bizarre (Apollo)
Voulant pousser à bout tout les rimeurs françois,
Inventa du sonnet les rigoureuses lois,
Voulut qu'en deux quatreins de mesure pareille
La rime avec deux sons frappât huit fois l'oreille,
Et qu'ensuite six vers artistement rangés
Fussent en deux tercets par le sens partagés.
Surtout de ce poëme il bannit la licence: etc.

So schildert Boileau in drastischer Form die Schwierigkeiten, die das Sonett dem Dichter macht. Tausend Autoren, sagt er, suchen ein Sonett ohne Fehler zu machen, aber der glückliche Phönix sei noch nicht gefunden, selbst bei Gombaut, Maynard und Malleville, kann man nur zwei oder drei unter tausend bewundern. Kein Wunder wenn diese Schwierigkeiten auch die galanten Dichter reizten, ihr Glück damit zu versuchen.

Im 'Salon bleu' des Hôtel de Rambouillet wurde es besonders gepflegt, und die meisten poetischen Plaisanterien in dieser Form gedichtet.[2] Im Sonett wurde der grosse Sängerkrieg zwischen Voiture und Benserade ausgefochten, der damals ganz Paris in Atem hielt, und Hof und Gesellschaft in zwei Lager, das der 'Uranisten' (der Anhänger Voitures)

---

[1] Die vorliegende Arbeit war längst vollendet, als Dr. H. Weltis treffliche Monographie über das Sonett erschien. Ich habe aber gerade für meine Zwecke nichts gefunden das mich zu irgend welchen Änderungen in den nachfolgenden Bemerkungen veranlassen konnte.

[2] Im Parnasse reformé lässt Gueret Du Bartas über die 'faiseurs de Sonnets à outrance' klagen. 'Ils se jettent à corps perdu dans ce genre de Poësie, et il ne passe point de jours qu'ils n'en donnent un a leurs amourettes'. S. 54.

und der 'Jobisten' theilte, und die Frage der 'Sonnets licencieux' des Malherbe d. h. ob die beiden Quatrains gleich gereimt sein dürfen, war es die so viel Staub aufwirbelte und alle Schöngeister jener Zeit ernstlich beschäftigte. Die Bedeutung, die dieser Form beigelegt wurde, veranlasste auch die langanhaltenden Streitigkeiten der Franzosen und Italiener über das Ursprungsland der Sonette, ein Streit der noch die deutschen Poetiker des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts beschäftigte, ihnen auch eine grössere Meinung von der Wichtigkeit derselben beibrachte, als man sie sonst erwarten durfte, und sie auf die zartere Technik, die sie beanspruchen, aufmerksam machte. In Deutschland war das Sonett bei weitem nicht so alt als bei den Italienern oder Franzosen. Das älteste uns bekannte datiert aus dem Jahre 1556 [1] und erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts werden dieselben häufiger. Wirklich geschätzt und verbreitet wurden sie erst seit dem Erscheinen der Flemming'schen Sonette, von deren Lob seitdem alle Dichter und Kritiker des siebzehnten Jahrhunderts voll sind. Was nun die Technik anbetrifft so kann Flemming nicht einmal einen Fortschritt bedeuten, da schon das älteste Sonett, das uns bekannt ist, wenn man vom Genus der Reime absieht, ziemlich korrekt das Schema einhält, das bis zur galanten Lyrik das herrschende war, das ist, Pause zwischen den Quartetten einerseits und den Terzetten anderseits. Opitz begünstigt zwar in der Theorie (Poeterey, Braunes Neudruck S. 45) den Übergang des Sinnes von einer Strophe in die andere, hier von den Quartetten zu den Terzetten, hält es aber in der Praxis nicht strenge ein, stellt vielmehr in einem Falle, in der Bearbeitung eines fremden Gedichtes, dort wo das Orginal keinen Ruhepunkt hat, in der Übertragung einen solchen her. Opitzens Zeitgenosse Georg Rodolf Weckherlin, ist z. B. zwar sehr nachlässig bei der Einhaltung des Reimschemas,[2] aber sehr strenge in Bezug auf den äusseren Bau, und

[1] Vrgl. R. Köhler in Schnorrs Archiv für L. G. IX S. 4. und Höpfner: Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Berlin, 1866. S. 28.

[2] Wenigstens soweit ich aus den, in Goedekes Ausgabe enthaltenen, Sonetten entnehmen konnte.

die Disposition in dem er sogar oft nach dem ersten Quartette eine Pause im Gedankengang herstellt. — Was aber bisher vom Ermessen und der Willkür des Dichters abhieng,[1] die strenge Teilung des Sonetts in zwei Hauptgruppen, von denen die eine zwei Quartette und die andere zwei Terzette hat, ferner die Teilung der einzelnen Gruppen in gleiche Teile von je einem Quartett resp. Terzett, wurde nun bei der galanten Dichtung, wol durch französischen Einfluss zum Gesetz.

'In einem recht und accuraten Sonett', sagt Omeis in seiner gründlichen Anleitung zur Teutschen Reim- und Dichtkunst (Nürnberg 1712. S. 111), 'soll sich der vierte und achte Vers mit einem völligen sensu und puncto oder wenigstens colo schliessen; wie auch der eilfte. Welches Flemming oft aber nicht allezeit observieret. Die Italiener, Franzosen und Spanier nehmen diess meisst in Acht; insonderheit Monsieur de Montrevil in seinen Poesies; welcher allezeit nach dem vierdten, achten und eilften Vers einen Punkt hat'.

Viele Dichter acceptieren nun dieses Gesetz, aber ein anderes Erforderniss der galanten Lyrik der unentbehrliche 'nachdenkliche Schluss' lässt eine allgemeine Durchführung nicht zu. Dieser nämlich, der ohne Ausnahme von allen poetischen Gesetzgebern jener Zeit für den wesentlichsten Theil des Sonetts erklärt wird,[2] muss nach der Regel in den letzten zwei Zeilen gebracht werden, wesshalb der Ruhepunkt statt wie es Omeis verlangt nach dem elften, nun nach dem zwölften Verse gesetzt werden muss. Celander hat sich dadurch veranlasst gefühlt einmal dem Sonette eine neue Form zu geben, indem er dasselbe in drei Quartette theilt, ein zweizeiliges Geleit, das die Pointe enthält, anschliessend. Wegen der Seltenheit des Falles sei es erlaubt, es hier ganz wieder zu geben:

---

[1] Noch 1681 hat sich Kiene Poetische Nebenstunden S. 229 das Recht vorbehalten seine 'Freyheit hierinn gebrauchen' zu können.

[2] Kiene: a. a. O. S. 229, sagt sogar die Sonette 'gleichen den scharffsinnigen Gedichten, welche die Römer Epigrammata nennen'.

### Auf das Küssen:

Die Blume läst den Safft den schlechten Wurm geniessen
Der ihn in Honig-Seim durch seinen Fleiss verkehrt.
Die Rose wehrt es nicht, dass in ihr Zucker nehrt,
Die Lilje läst sich gern von seinem Munde küssen.

Der blaue Hijacinth, die weissesten Narcissen,
Die haben ihren Safft den Bienen nie verwehrt.
Die Tulpe freuet sich wenn sie ihr Kuss verehrt,
Und wollen sich darum noch einst so schöne wissen.

Ihr Schönen, die ihr lebt nehmt hier ein Beyspiel an,
Lasst euren schönen Mund durch einen Kuss bedienen;
Man pflückt die Blumen ab, die auf den Wangen grünen,
Ein Küssgen hat noch nie denselben leid gethan.

Seid ihr nun klug? so thuts und weigert euch nicht weiter
Sonst saget man von euch die Blumen sind gescheiter.

Diese Form hat nun Verbreitung gefunden, ohne allerdings durch die gleiche typographische Anordnung wie bei Celander, so auffallend gekennzeichnet zu sein, vrgl. u. a. Neumeisters Sonette in der Allerneuesten Art S. 242, einzelne von Amaranthes, Günther, Woltereck und a. mehr. — Johann Georg Neukirch bringt die Pointe in den von ihm angeführten Beispielen erst in der letzten Zeile, wesshalb die Gedankenpause noch tiefer bis zum dreizehnten Vers geschoben wird.

Was die Anzahl der Verse anbetrifft, so wird stets die Zahl vierzehn festgehalten. Abweichungen sind mir nicht aufgefallen, während z. B. früher solche Ausnahmen vorzukommen pflegten, z. B. in den Ausserlesenen Gedichten Deutscher Poeten, die Zinkgref im Jahre 1624 herausgab, wo neben vierzehnzeiligen Sonetten von Paulus Melissus (No. 9) und Zinkgref (No. 17 und 18) zwei (unter No. 23 abgedruckt), zwölfzeilige von Caspar Kirchner, 'Frawen-Lob H. Michael Bartschen vnd Frawen Helene Burckhardin zu Ehren' und 'Sol Luna Oculi' zu finden sind. Dieselben sind dem Reime nach in drei Theile getheilt, von denen das erste und dritte Quartett abba, das mittlere aber aabb reimt.

Für die Sonette sind zumeist Alexandriner verwendet worden, hie und da sind einige in den sogenannten vers communs abgefasst. Seltener werden Sonette mit noch weniger Versfüssen gefunden. Auch trochäische Sonette

sind nicht häufig. Für die Reimordnung gilt das bekannte Schema des Sonetts, das noch heute massgebend ist. Jedoch ist ein beständiges Schwanken in betreff des Beginnes mit männlichem oder weiblichem Reim zu bemerken. — Hoffmannswaldau hat auch im ersten Bande der Neukirchschen Sammlung S. 289 ein sogenanntes 'verkehrtes Sonett', in welchem er die Reimfolge verkehrt bringt.

Was nun endlich den Gebrauch der Sonette anbelangt, so sind zwar dieselben in Deutschland bei den galanten Dichtern beliebt, haben sich aber nicht zu der Bedeutung aufschwingen können, die sie in Frankreich erlangt haben. Neumeister erklärt sogar in seiner Poetik 'er habe einen Ekel an ihrem gezwungenen Wesen, so dass er sie nicht gerne mache'. Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, dass die unsymmetrische Form und der daraus entspringende Zweifel, ob wir es mit einer Strophe oder einem strophisch gebauten Gedichte zu thun haben, die weite Verbreitung verhinderten, und z. B. kein Volkslied, oder volkstümliches Lied je diese Form angenommen hat. Für die Zwecke der galanten Dichtung aber konnte diese Form trefflich passen, zumal die Erinnerung an die klassischen Sonette eines Petrarca auch damals nicht erloschen war.

### Das Madrigal.

Ist das Sonett die schwierigste und technisch entwickelteste Form innerhalb der galanten Dichtung, so stellt eine zweite, die meist in einem Atem mit diesem genannt zu werden pflegt, das Madrigal, die geringsten Anforderungen an die technische Bildung des Dichters und an sein Formgefühl. Das Schwergewicht des Madrigals liegt allerdings weniger in der Dichtung als in der Musik, wie es auch in der Entwicklungsgeschichte des mehrstimmigen Gesanges eine bedeutende Rolle spielt. Sodann darf vielleicht die Geschichte der Kirchendichtung und Kirchenmusik, ja die der Oper und Operntextdichtungen es für sich in Anspruch nehmen.

Aber ganz ohne Interesse ist es auch für die Entwicklungsgeschichte der poetischen Formen nicht, und für die galante Dichtung schon dadurch, weil es vorwiegend mehr

als das Sonett gepflegt wurde, und weil wir es diesmal mit einem aus Italien importierten Produkte zu thun haben. Ursprünglich wurde das Madrigal nur als Begleiter der dazu gehörigen musikalischen Form nach Deutschland gebracht. Auch Caspar Ziegler[1] begünstigte diese Gattung nur aus Rücksicht auf die Komposition, wie es nicht nur aus dem Titel seiner Schrift sondern auch aus dem derselben vorgedruckten Schreiben seines Schwagers, des Kapellmeisters Heinrich Schütz deutlich zu ersehen ist.[2] Energisch muss man sich jedoch gegen die ziemlich verbreitete Ansicht wehren, als ob Ziegler derjenige gewesen wäre, der die Madrigale zuerst nach Deutschland gebracht hätte. Als solcher wird er von seinen Zeitgenossen schon gefeiert, und noch jetzt von vielen dafür gehalten. Spitta[3] erwähnt zwar mehrere Versuche vor Ziegler, das Madrigal einzuführen, z. B. von Schein, u. A., erklärt aber, dass sie vereinzelt geblieben wären. Es ist jedoch nicht richtig. Vielmehr ist diese Form nicht nur eine viel ältere, sondern auch längst vor Ziegler bereits populäre. Das Interesse für die italienische Musik war schon im Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts ein bedeutendes, und zahlreiche Sammlungen von italienischen Kompositionen mit verdeutschtem Texte, zahlreiche Nachahmungen der dort gegebenen musikalischen Formen, zeigen wie sehr man in Deutschland daran Anteil nahm.

Die Sammlungen von Hans Leo Hassler (1596 und 1604), von Valentin Haussmann (1608), Andreas Hackenberger (1610), Siegfried Otto Harnisch (1617), um nur die wichtigsten zu nennen, brachten 'teutsche Gesang nach Art der welschen Madrigalien', und noch viel später erhält sich die Vorliebe für diese Form, die geradezu volkstümlich geworden war.

[1] Caspar Ziegler: Von den Madrigalen. Einer schönen und zur Musik bequemsten Art Verse, wie sie nach der Italiener Manier in unserer deutschen Sprache auszuarbeiten ........ Wittenberg 1685. Dies ist jedoch die zweite Auflage. Die erste erschien schon 1653.

[2] Vgl. Spitta: Die Anfänge der madrigalischen Dichtkunst in Deutschland. Allgemeine Musikalische Zeitschrift. Bd. X Sp. 4 Leipzig 1875. In derselben Zeitschrift Bd. XV Sp. 725 bespricht auch Guido Adler die Geschichte des Madrigals von musikalischen Gesichtspunkten ausgehend.

[3] a. a. O.

— Das einzige Verdienst, das man Ziegler nachrühmen kann, ist, dass er das in den letzten Jahren wieder abgeschwächte Interesse für das Madrigal durch seine Schrift erneute, und durch seine Regeln zur Ausbildung der Form viel beitrug. Aber selbst dieses Verdienst kann ihm nicht ungeschmälert gelassen werden, vielmehr muss er es mit Guarini theilen, dessen Pastor fido nach dieser Richtung hin viel gewirkt hat. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie beliebt und verbreitet dieses Schäferspiel gewesen sei. Nun war gerade Guarini ein Meister des Madrigals, und die Gewandtheit in dieser Form hat wesentlichen Einfluss auf den Pastor fido gehabt, und zwar so sehr, 'dass man schon früh dieses Schäferspiel für eine Reihe dialogisierter Madrigale hielt'.[1] Nun hat schon Statius Ackermann 1636, also lange vor Ziegler, in den metrisch abgefassten Chören seiner Uebersetzung neben Strophen von je vierzehn Alexanderinern auch Madrigale gebracht und zwar so viel ich aus den mir vorliegenden Proben entnehmen kann[2] im Schlusschor des zweiten Actes (S. 142) Chor der Hirten, in der sechsten Scene des vierten Actes (S. 269), und im Schlusschor des ganzen Stückes (S. 407 und 408). Dann folgten noch viele Dichter mit Uebertragungen von Bruchstücken aus dem Pastor fido, gleichfalls zumeist, nach dem Versmass und der Form des Originals, so dass nach dieser Seite hin auch ohne Ziegler Anregung genug gewesen wäre. Ziegler hat hauptsächlich auf die Kirchendichtung gewirkt, und es ist Neumeisters hohes Verdienst, auf die Anregung der Zieglerischen Schrift hin, durch seine hervorragende Thätigkeit als Kirchenliederdichter mit den Madrigalen dem Kirchenliede eine fruchtbringende neue Form zugeführt zu haben.[3] In Frankreich wo der litterarische Austausch mit Italien viel reger war, hatte diese Form viel

---

[1] J. L. Klein, Geschichte des Dramas. II. Bd. Das italienische Drama Leipzig 1867. S. 234.

[2] Ich verdanke dieselben der Freundlichkeit des Herrn Prof. Dr. J. Baechtold in Zürich, der sie nach dem in Zürich befindlichen Exemplare der Uebersetzung kopieren liess.

[3] Vgl. Spitta. Johann Sebastian Bach. I. zweite Hälfte. Leipzig 1873. S. 462 ff.

früher Eingang gefunden, und Ronsard z. B. gebraucht sie sehr häufig. Auch in der galanten Poesie war sie sehr beliebt,[1] und selbst Boileau schätzt das Madrigal hoch.

> Le madrigal plus simple et plus noble en son tour,
> Respire la douceur, la tendresse et l'amour.

Als Liebesdichtung ist es nun in Frankreich verwendet worden,[2] und als solche fand es auch bei den galanten Dichtern Eingang. Ziegler drückt es zwar in seiner Definition des Madrigals nicht aus — er nennt es 'ein kurzes Gedicht darinnen sie ohne einige gewisse Mensur der Reime etwas scharfsinnig fassen und gemeiniglich dem Leser ferner nachzudenken an die Hand geben', — bringt aber selbst in seinen Exempeln Liebesgedichte in madrigalischer Form. Ganz ohne Disposition darf nun ein Madrigal nicht gebaut werden. Vor allem verlangen die Kunstheoretiker der galanten Lyrik, denen schon Ziegler vorangeht, dass am Schlusse eine Pointe angebracht werde. 'In gemein' sagt Ziegler 'ist dieses Poema wie ein ausgearbeiteter Syllogismus bisweilen simplex bisweilen compositus, darinnen die Hauptconclusion allezeit aus den letzten zweyen Reimen, auch wol nur aus der letzten Zeile zu erscheinen pflegt'.

Das 'Herausziehen der Conclusion', meint er, 'geschieht auf unterschiedliche Art, bisweilen mit einer Sentenz und Gedenckspruche, darauff man von Anfang des Madrigales gezielet, bisweilen mit einer sonderlichen Spitzfindigkeit gar unverhoft mit einem solchen Schlusse dessen man sich gar nicht versehen'. — Während nur diese Forderung nach einem pointierten Schlusse ohne Ausnahme von den galanten Dichtern angenommen wurde, haben sie eine andere von Ziegler befürwortete Einrichtung des Madrigals grösstenteils abgelehnt.

---

[1] Molière lässt um über die Madrigalwut des Preciösen zu spotten Mascarile sagen, dass er die ganze römische Geschichte in Madrigale bringen wolle.

[2] Für die Beliebtheit dieser Gattung spricht auch der Umstand, dass z. B. ein von Conrart dem 'Archivar' der Gesellschaft der Mlle de Scudery hinterlassenes, von Pélisson verfasstes Protocoll einer der berühmten Zusammenkünfte, den Titel führt. 'Journée des Madrigaux, fragment tiré des Chroniques du Samedi'.

Er verlangt nämlich, dass nicht alle Verse des Madrigals gereimt seien, vielmehr zwei oder drei, als ob man es vergessen hätte, reimlos bleiben sollen, weil das Madrigal keinen 'Zwang' vertrage und es 'mitunter einer schlechten Rede ähnlicher als einem Poemati sein will'. Er glaubt, dass es den Deutschen angenehm sein müsse, auch reimlose Verse zu schreiben, weil sie sich dann um manche schwer zu reimende Worte nicht zu kümmern hätten. — Die galanten Lyriker aber, die meistens sehr flott reimen, acceptieren diese Erleichterung nicht, die ihnen unter Umständen nur eine Erschwerung hätte sein können. Für sie ist das Madrigal eine Form, die ihnen nur die freie Wahl in der Zahl der Verse überlässt, während sie sich sonst gar nicht vom Sonett unterscheidet. Wie dieses, so wird auch das Madrigal sehr häufig, und gegen Zieglers Anschauungen im Alexandriner verfasst, oft mit derselben Reimresponsion wie beim Sonett. Der Einfluss der Sonettform auf das Madrigal scheint überhaupt ein grosser gewesen zu sein und wir finden nicht nur bei deutschen galanten Dichtern namentlich bei Hoffmannswaldau und Benj. Neukirch, Madrigale die sich nur dadurch vom Sonett unterscheiden, dass sie mehr oder weniger Verse als dieses haben, sondern selbst Ronsard (a. a. O. S. 15) bietet ein solches, das wie ein Sonett aussieht, nur dass an Stelle der beiden Terzette, Quartette getreten sind. — Was die Pointe anbetrifft so ist sie bei der galanten Dichtung überhaupt entweder von gnomischem Charakter, oder hat einen witzigen oder komplimentierenden Inhalt. Sehr beliebt ist der Schluss mit einem Oxymoron, z. B. Ziegler (a. a. O. S. 39).

'Was bist du Galathee?
Ich muss es endlich wissen,
Die Wangen sehn wie Rosen und Narcissen
Das Herz wie Eiss und Schnee,
Was macht du den vor eine Gäuckeley?
Du bist zugleich der Jener und der May'.

Der gnomische Schluss hingegen giebt dem Madrigal häufig einen, der galanten Dichtung fremden, lehrhaften Beigeschmack, und derartige Gedichte werden dann auch von den Autoren oder Sammlern nicht in die verliebten und

galanten Gedichte, sondern in die Singgedichte eingereiht. Im ganzen aber ist das Madrigal, obgleich es sogar J. Georg Neukirch (a. a. O. S. 847) ein 'Spruchgedicht' nennt, wesentlich eine Form der galanten Lyrik, und hat auch in dieser Eigenschaft eine Verbreitung gefunden wie sie nur einmal zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts durch die musikalischen Sammlungen der volkstümlichen Lieder, erreicht hat.

## Das Epigramm.

Ueber das Epigramm in der galanten Dichtung ist nicht viel zu sagen. Der Umstand, dass es die wesentlichsten Bedingungen der galanten Lyrik, den Charakter als Ueberschrift und die Pointe in sich vereinigt, waren Grund genug es zu einer Lieblingsgattung aller galanten Autoren zu machen. Meister nennt sie auch in seiner damals so oft citierten und viel benutzten Schrift über die Epigramme (Unvorgreiffliche Gedanken Von Teutschen Epigrammatibus In deutlichen Regeln und annehmlichen Exempeln nebst einem Vorbericht von dem Esprit der Teutschen, Leipzig 1698) eine 'galante Schreibart'. Dazu kam noch der Ehrgeiz der Deutschen zu zeigen, dass sie auch den ihnen von den meisten Nationen abgesprochenen 'Esprit' besässen, was sie zu einer regeren Thätigkeit auf diesem Gebiete reizte. Das Hauptgewicht wird im Epigramm auf die Kürze und namentlich auf den Schluss gelegt: 'Das vornehmlichste, welches ein Epigramma recommendiret', sagt Meister (a. a. O. S. 81 f.) 'und worinnen gleichsam die Seele dieser galanten Poesie bestehet ist eine scharfsinnige Expression (Acumen) welches wo nicht durch alle Zeilen, doch vornehmlich in der letzten erscheinen muss. Denn wo diese zurückbleibet, so sind die Sinngedichte, ein schwartzer Balsam welcher nach verlohrenem Geruche nichts thut, als dass er die Haut besudelt'. Von den galanten Dichtern wurde aber weniger die witzige Pointe, als das Oxymoron überhaupt am Schlusse angebracht, weil dieses stets für geistreich und galant galt. Warrneck geisselt in seinen Ueberschriften (a. a. O. S. 63) diese Manier.

'Falsche Sinnlichkeit in den Ueberschriften'

'Wo Finsterniss nicht Licht im letzten Abschnitt heisst
Wenn man zwei schwartze Augen preisst.
Wo man nicht sprechen hört von Augen in der Hand,
Wenn ein bestochner Schöpffe richt
Wird nicht was böss ist, gut genannt;
Wenn man von einem Hund, und einem Kriegsmann spricht
Wo man kein reissend Lamm beym blöden Wolff antrifft.
So hält Corvinus nichts von einer Ueberschrifft.

Dass sie unter Epigramm nicht die Sinngedichte mit ausschliesslich satyrischer Tendenz verstehen, beweist schon die verschiedenartige Benennung dieser Dichtungsgattung. Während sie Logau Sinngedichte nennt, heissen sie bey Flemming Ueberschriften, bey Schoch Densprüche, Gryphius Beyschriften, Hoffmannswaldau Grabschriften, bei anderen Sprüchwörter, Schertzreden, u. s. w. Manche sind weiter nichts als kleine Gedichte mit einem Komplimente für eine Dame als Inhalt. — Was sonst die Stoffe anbetrifft, so scheiden sich diese in solche, die auch in den galanten Gedichten anderer Form behandelt werden, und in diejenigen mit humoristischer und satyrischer meist sehr frivoler Tendenz. Die Stoffe letzterer Art sind aber selten geistiges Eigenthum der galanten Lyriker, sondern meist den Epigrammen der Römer, und der Neulateiner wie z. B. Owen geraubt. — Im übrigen verweise ich auf Meisters obgenannte Schrift, die ein ganz richtiges Bild von der epigrammatischen Literatur der galanten Dichter entwirft.

## Die Ode.

Unter allen Gattungen, die von der galanten Lyrik gepflegt wurden, ist die Ode diejenige, die am meisten noch den Zusammenhang mit der vorhergegangenen volkstümlichen Lyrik und der von ihr beeinflussten Kunstdichtung aufrecht erhält. Allerdings dürfen wir unter Ode uns nicht etwa die Formen der horatianischen Dichtkunst denken, sondern nichts anderes als strophisch gebaute sangbare Gedichte oder Lieder. So definiert sie auch Neukirch: (a. a. O. S. 863)

'Oden oder bey uns Teutschen Lieder genennet, bestehen aus gewissen Gesetzgen . . . . . . welche so eingerichtet sind dass sie füglich nach der Musik können abgesungen werden'. Sie haben manche Elemente mit den Gesellschaftsliedern des siebzehnten Jahrhunderts gemein, namentlich mit denen eines Dach, Roberthin, Albert und Voigtländer, wenn ihnen auch die Frische, Fröhlichkeit und der heitere ungezwungene Sinn derselben fehlt. Vor allem sind sie ebensowenig schwülstig wie jene. 'Alle prahlenden und prächtigen Worte müssen aus den Oden wegbleiben' lautet eine Regel für die galanten Dichter (Neukirch a. a. O.) 'es wäre höchstens, dass sie durchlauchtigsten oder illustren Personen zu ehren aufgesetzet würden'. Dieses so, wie das Gesetz, dass 'der Sensus so viel als möglich in einem jeden Verse mit einem Comaten, die ganze Strophe mit einem vollkommenen Verstande und Punkt geschlossen, auch alle Parentheses darinnen vermieden werden', sowie endlich die Beschränkung der Strophenzahl auf höchstens neun, haben dazu beigetragen, diese Gattung dem volkstümlichen Liede zu nähern, und ihr einen von der gezierten Ausdruckweise der übrigen galanten Gedichte wesentlich verschiedenen Ton zu geben. Aber ganz ohne Galanterie darf es selbstverständlich nicht abgehen und dazu dient die Bestimmung dass bei jeder Strophe der Schluss 'ein pondus' habe. Um dieses zu erreichen bedienen sich die galanten Dichter des Refrains und des 'Capo', in welche sie nun den nachdenklichen Schluss' zu legen versuchen. Trotzdem halte ich es für unwahrscheinlich, dass die Oden der meisten galanten Dichter je komponiert oder gesungen wurden, wenigstens ist mir trotz den angestrengtesten Nachforschungen nicht gelungen eine Komposition einer Hoffmannswaldauischen oder Neukirchischen Ode aufzutreiben. Sie werden auch trotz dem äusseren Anscheine schwerlich dazu bestimmt gewesen sein, vielmehr wie alle anderen galanten Gedichte zum Deklamieren und Lesen.

Christian Weise hingegen unterscheidet scharf zwischen sangbaren Gedichten und solchen, die zum Lesen bestimmt sind. Für letztere hält er die Caesur passend, für erstere kurze Verse, welche sich 'öffter im Reime hören lassen'. Christian

Weise ist auch der berufenste Vertreter des Gesellschaftsliedes in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und seine 'Oden' sind von einer volkstümlichen Frische und Sangbarkeit, die an die besten Muster aus der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts erinnert. Auch Neumeister, der sich mitunter dem Liederstil Weises sehr nähert, hat in seiner Poetik (a. a. O. S. 117 ff.) dieselben Anschauungen.

Zu der Gruppe der Oden gehören neben den pindarischen Oden, die seltener zu finden sind, und auf die wir noch zu sprechen kommen, auch die sogenannten Ringeloden, das sind solche, die den Refrain auch am Beginne der Strophe haben. Mit dem Kehrreim wird überhaupt viel gespielt, und die verschiedenen Arten seiner Verwendung sind nicht zu zählen. Aber gerade der Refrain ist es auch, der die Oden der galanten Dichter vom volkstümlichen Liede trennt. Dort ist er zumeist musikalisches Füllsel, ein Jodelruf, der in losester oft gar keiner Beziehung zum Strophentexte steht, z. B. im Liede Hans von der Wehr (Uhland I S. 559).

> Weiss mir ein prafen rittersmann
> der sich vor seim feind weren kann?
> Wer ist der, deri deri der?
> Wer ist der Hans von der Wehr?

oder (Venusgärtlein S. 161).

> O Phillis schönster Buhle mein
> juch hosche heu
> Mein Herz ist ganz eigen dein
> lieb Dich ohn massen
> ich kanns nicht lassen
> juch hosche heu'.

Mit dem Beginne der Wechselwirkung von Kunst- und Volksdichtung auf einander, tritt auch ein Ausgleich in dieser Beziehung ein. Das Volkslied nimmt häufig einen Refrain an, der dem Sinne nach als letzter Vers der Strophe gelten kann, während das Kunstlied nun einen mehr formelhaft klingenden Refrain zeigt. Mancher Kehrreim wie der von Opitz Liede 'Wol dem der weit von hohen Dingen'.

> 'Ein jeder lobe seinen Sinn'
> Ich liebe meine Schäferin'

ist von einer Reihe von Autoren parodiert und nachgeahmt worden,[1] aber alle bringen ihn nur als Appendix zur Strophe und nicht als im Sinne zusammengehörig. In der galanten Dichtung hingegen wird strenge darauf geachtet das 'Capo' oder den Refrain in möglichst naher Beziehung zu dem vorhergehenden zu bringen, ja sie sind meistens die inhaltlich wichtigste Stelle in der Strophe, so z. B. Neumeister:

'— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Wenn andre seufzend klagen
So muss ich lachend sagen:
I c h b i n n u n s o'.

Oft wird das 'Capo' auch in der Mitte gebracht, und so ebenfalls eine Form, wie sie das Volkslied beim Refrain gebraucht, angenommen.

Endlich ist es, wie Neumeister bemerkt 'eine Galanterie, welche aber schwer fällt, wenn man die folgende Strophe mit eben den Worten anfängt, mit welchen sich die vorhergehende endigt, dass gleichwol auch allemal ein ander sensus herauskommt'. Ein Gedicht von Neumeister (in Neukirchs Sammlung I. 331) möge zeigen wie er es meint:

Erbarme dich du schönheit dieser welt
Und nimm von mir den fessel meiner seelen
Wenn stahl und eiss die brust umschlossen hält
Durch sclaverey mich auf den tod zu quälen
So denke doch der ursprung meiner noth
I s t s c h o n d e r t o d.

I s t s c h o n d e r t o d ein opffer deiner lust
Und soll mein herz in heisser glut verbrennen
So wollst du mir die alabaster-brust
Zu guter letzt mir zum altare gönnen.
Denn ein altar zum opffern muss ja seyn
E i n h a r t e r s t e i n

E i n h a r t e r s t e i n wird durch die tropffen weich:
Mein auge lässt auch ganze ströhme rinnen;
'u. s. w.

---

[1] Z. B. von Angelus Silesius, Flemming, Finckelthaus, im Venusgärtlein u. v. a.

Galanter ist die noch mehr verkünstelte Form, wie sie im folgenden Gedichte von Benjamin Neukirch (in einer Sammlung I 379) zu finden ist, und sehr häufig angewendet wurde:

> Weinet ihr betrübten augen!
> Weil der mund nicht reden kann
> Sylvia speyt voller wahn,
> Da ich ihr doch nichts gethan,
> Meines Hertzens weyhrauch an.
> Weinet ihr betrübten augen!
>
> Weinet ihr betrübten augen!
> Schmertz und leyden ist zu gross; u. s. w.

Die kurtzen Strophen, die Verse, die selten mehr als vier oder fünf Versfüsse haben, tragen nicht wenig dazu bei, die langen, und die ins breite gehenden Bilder nicht allzu häufig werden zu lassen. Ferner geben die zumeist verwendeten vierfüssigen Jamben, und der oft auftretende Refrain, den Gedichten einen leichten rhythmischen Charakter, der sich vortheilhaft von der, trotz aller Reimfertigkeit, schwerfälligen Art der Alexandrinerpoesie der galanten Lyriker unterscheidet. — Zumeist sind diese 'Oden' bei den Autoren zu finden, die mit ihren Kunstanschauungen gegen den Marinismus auftreten, oder die der volkstümlichen Richtung der galanten Lyrik näher stehen wie z. B. Neumeister, Günther und vor allen Woltereck. Neumeister hat mehr als den sechsten Teil seiner Poetik mit Oden gefüllt, abgesehen von denen, die er an verschiedenen Stellen veröffentlicht hat, und Woltereck hat eine grosse Mannigfaltigkeit im Gebrauche der Formen gezeigt. Er dichtet in vier, sechs, sieben, acht und zehnzeiligen Strophen, weiss ein besonderes Raffinnement in der Verwendung des Kehrreims zu entwickeln, und hat überhaupt namentlich in den Oden, die er seiner 'propren Nordia' widmet, ein grosses Formentalent gezeigt. In der Ode Nr. 6 verwendet er z. B. einen zweizeiligen Refrain. Um ihn aber nicht eintönig werden zu lassen, wird er jedesmal mit kleinen Varianten ausgestattet.

Was die schon früher erwähnten Pindarischen Oden betrifft, so sei hier kurz bemerkt, dass diese aus drei Teilen bestehen. Der erste Teil oder der 'Satz' enthält Einleitung und Behauptung, in dem zweiten oder im 'Gegensatz' wird dieser

Gedanke in anderer Weise ausgedrückt, und endlich der dritte Teil, der auch ein anderes Versmass haben kann, der sogenannte 'Nachsatz', der den Schluss aus den in beiden ersten Theilen gegebenen Praemissen enthält. Einzelne pindarische Oden haben mehrere solche Gruppen. Ein Beispiel mit Strophe, Antistrophe und Epode giebt Morhof in seinem Unterricht von der teutschen Sprache, S. 724 ff. Sonst sind sie, wie schon bemerkt, sehr selten zu finden.

Zum Schlusse wäre noch zu erwähnen, dass die Bezeichnung Ode nicht von allen galanten Dichtern acceptiert ist, und manche dafür den Ausdruck Arie verwenden. Neumeister scheidet sie jedoch strenge, und lässt die Arie nur als Teil einer anderen Kunstform, der Kantate bestehen.

## Die Kantate.

Die Kantate hängt unter allen Formen der galanten Lyrik am meisten mit der Musik zusammen. Es ist eine gleichfalls von den Italienern übernommene Form, oder richtiger gesagt Kombination von Formen, da die Kantate aus der Verbindung von Arien und Recitativen besteht. Die Kantaten werden zumeist für die musikalische Komposition gedichtet. Neumeister schätzt diese Gattung sehr hoch: 'Was die Grands in Spanien, die Prinzen von Geblüte in Frankreich, die Mylords in Engelland, die Woywoden in Pohlen, die Bojaren in Moskau, die Bassen in der Türkey, die Mandarinen in China, das sind die Kantaten in der Poesie und Musik'. (Allerneueste Art S. 284.) Am bezeichnendsten wird ihr Wesen durch Neumeisters Bemerkung charakterisiert, dass die Kantate 'ein Stück von einer Opera, vom Stylo recitativo und Arien zusammengesetzt' sei.[1] Sie repräsentirt am schärfsten in der Musik die Ausdrucksform für subjektives Empfinden, zu der durch den Einfluss der italienischen Oper die deutsche Musik in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gedrängt wurde, wo der Sologesang und das Ueberwuchern des Recitativs ihr einen ganz eigentümlichen sub-

[1] Erdmann Neumeisters geistliche Cantaten, statt einer Kirchen-Musik. 2. Aufl. 1704. in der Vorrede.

jektiven Charakter gegeben hat.[1] Neumeister erklärt übrigens, dass, obwol die Kantate hauptsächlich für die Musik gedichtet sei, 'man kein crimen laese majestatis begehen würde, wenn man sich auch bei anderer Gelegenheit ihrer Annehmlichkeit bediene'. Von dieser Erlaubniss haben nun die galanten Dichter Gebrauch gemacht. Neumeister selbst hat Kantaten gedichtet, die schwerlich jemals gesungen wurden, oder für den Gesang bestimmt waren, z. B. die in der Allerneuesten Art abgedruckte 'Ich bin nun so' und noch manche andere. Als Dichter weltlicher Kantaten im Sinne der galanten Dichtung, d. h. mit pointierten Arien und Recitativen war noch besonders Hunold bekannt, der ebenso wie Neumeister, gelegentlich die Soloform verlässt und die Duoform einführt.

Da die Kantatendichtung hauptsächlich auf den Einfluss dieser beiden Autoren zurückzuführen ist, so ist es auch erklärlich, warum in den ersten Bänden der Neukirch'schen Sammlung, die vor oder während des Erscheinens von Neumeister's Poetik fallen, diese Dichtungsart nicht vertreten ist. Erst der 6. Band der 1709 erschien, bringt die ersten Kantaten. Sonst dichten noch Beccau, Benj. Hanke, Celander u. a. m. Kantaten, alle sich an die von Neumeister festgestellte Grundform — Wechsel von Recitativen und Arien — haltend. Nur in dem mehr oder minder der Recitative und Arien unterscheiden sie sich. Dialogisches Element wird manchmal eingeführt, aber nur Disputation, nirgends eine Spur von Handlung, von einem Fortschreiten des Gedankens. Mit der Zeit verliert die Kantate das Terrain in der weltlichen Dichtung und lebt nur noch in der geistlichen fort. — Die von

[1] Diese Kantate die für die weltliche Dichtung von untergeordneter Bedeutung ist, spielt in der Geschichte der Kirchendichtung eine hervorragende Rolle. Neumeister hat ihr in seinen geistlichen Dichtungen eine Form gegeben, durch die er selbst eine reformatorische Bedeutung in der Geschichte der Kirchendichtung und Kirchenmusik gewonnen hat. Dasselbe wird schon in der Spitta'schen Bachbiographie (I. S. 465) anerkannt und gewürdigt. Ich werde auf die Entwicklung dieser Form in der geistlichen Dichtung noch in meiner Monographie über Neumeister zurückkommen.

Neukirch in seiner Aufstellung hierher zugezählten Serenaden und Pastourellen nähern sich, da sie eine mit Theatermitteln dargestellte Handlung enthalten, der dramatischen Form. Jedoch werden Kantaten, die als 'Nachtmusik' gesungen werden, auch Serenaden, solche, in denen ein Hirte der Sänger ist, auch Pastorellen genannt.

## Der poetische Brief.

Als die wichtigste und charakteristischste unter den von der deutschen galanten Lyrik verwendeten Formen, ist aber diejenige, die wir nun behandeln wollen — die der poetischen Briefe — anzusehen. Wir haben schon mehrmals auf die Bedeutung des Briefes für die galante Gesellschaft hingewiesen, und öfters erwähnt, dass die 'lettres galantes' eines der beliebtesten Mittel war, seinen 'esprit' glänzen zu lassen und namentlich in Frankreich[1] im Hôtel de Rambouillet, und hier besonders durch Voiture die grösste Wertschätzung fand. Beweis dafür sind vor allem die massenhaft auftretenden Anweisungen und Anleitungen Briefe zu schreiben, nicht nur jenseits des Rheins, sondern auch in Deutschland, und Neumeister erzählt in seiner 'Allerneuesten Art', dass es 'ganze Last-Wagen voll Tractate und Drucke de conscribendis Epistolis' gebe. Die berühmtesten waren Ch. Weises 'Gedanken von Deutschen Briefen' (1691), Talanders 'Gründliche Anweisung einen guten deutschen Brief zu schreiben', und besonders Hunolds 'Allerneueste Art' höflich und galant zu schreiben (erlebte so weit mir bekannt bis 1702 sieben Auflagen), dessen 'Neue Briefe' und 'Auserlesene Briefe'. Der Brief wurde in jener Zeit ganz richtig als das erfasst, als was ihn die Poetik ansehen muss, dass er ein Stück aus einem Dialoge sei, und die nächste Analogie mit der Redeform des erzählenden Vortrags habe. Erdmann Uhsen (Wohlinformirter Redner ..... Leipzig 1727 S. 108) will fast gar keinen Unterschied gelten lassen zwischen einem 'mündlichen Complimente' und einem Briefe. 'Sie werden eben nicht gar weit differieren; hierinnen besteht einiger Unter-

[1] Ueber die schon bei den Troubadours beliebte Form des 'epitre amoureuse' vergl. Raynouard a. a. O. II. 257.

scheid: Die Complimenten werden an gegenwärtige, die Briefe aber an abwesende Personen gerichtet, und weil man an jene mündlich, diese aber schrifftlich vorbringet, so müssen die Briefe auch weit accurater elaboriret werden, als die Complimente .....' Die Briefe in den 'Anweisungen' waren nicht einmal immer fingiert, und für eine Reihe von galanten Ergüssen, die Hunold in seiner 'Allerneuesten Art höflich und galant zu schreiben' als Beispiele bringt, hat ein Anonymus in den Enthüllungen über Menantes Leben [1] die Anlässe, für die er sie geschrieben, nachgewiesen. Auch die Romane jener Zeit bestehen zum Teil aus Briefen, und zwar derart, dass die wichtigsten Ereignisse meistens durch Briefe der Helden und Heldinen mitgeteilt werden, und der Rest nur eine dürftige Verbindung der Briefe vorstellt. Talander und sein Nachahmer Hunold, Riemer, J. Leonhard Rost und viele Andere schreiben solche Romane in Briefform, und diese gefielen dem Publikum, weil sie eben mit ihren verschnörkelten, galanten Wendungen ganz dem Geschmacke der Zeit entsprachen. — Die galanten Dichter bevorzugen diese Gattung ausserordentlich, [2] und die briefliche Darstellungsweise ist, wie schon bemerkt worden, bei einem grossen Teil ihrer Lyrik festgehalten. Sonette in Briefform sind nicht selten, ja Celander (a. a. O. S. 32) bekleidet sogar ein strophisch gebautes Gedicht mit dem äusseren Apparate eines Briefes.

'Eine von ihrer Fürstin verstossene Kammerfrau bittet ihren Galan um Beistand'. Ein Gedicht aus 8 Sextinen bestehend. Es beginnt:

'Mein werther Hertzens-Freund! mit ganz erschrocknen Händen,
Ist diese schlechte Schrifft, aufs weisse Blatt gestellt.
u s. w.

und schliesst:

'Inzwischen lebe wohl, du wirst mich stets so finden,
Dass du kannst günstig seyn der willigen Salinden.

[1] Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schrifften. Cöln 1731. Verfasser dieser Schrift ist wahrscheinlich Hunolds Freund, Wedel.

[2] Im Parnasse reformé beklagt sich Cicero bei Apollo: 'Le monde est plein. d'Auteurs de lettres gallantes et de billet doux' S. 43.

Gewöhnlich wird ganz wie im vorerwähnten Briefe, in den einleitenden Worten eine Andeutung gegeben, dass das Gedicht ein Brief sei.

Z. B. Neumeister (a. a. O. S. 92)

'Eröffne dieses Blatt, das dir ein offnes Hertze,
Und dann den Schlüssel auch zu meiner Seele bringt'.

Hoffmannswaldau (Neukirchs Sammlung I S. 5):

'Blessine lass mich doch in diesem briefe schertzen,
Es scheint dass heute mir der himmel selber lacht'.

Mencke (a. a. O. S. 74):

Ambrette, schönstes Kind, verzeihe diese Zeilen,
So dir mit schwartz und weiss jetzt unter Augen gehn'.

Oft geht diese Andeutung zur Personifikation des Briefes über, so in einem Briefe von C. K.

Mein letzter Abschiedsbrief wirft sich zu deinen Füssen.
Vergönne seiner Noth ein gnädig Angesicht

Das Motiv, dass der Schreiber den Brief beneide, der bald in der Nähe der Geliebten weilen werde, ist schon erwähnt worden. Ch. Weise[1] erzählt, dass ihn Hoffmannswaldaus Gedanke, dass er den Brief küsse und zugleich im Geiste die Geliebte, zu einem Gedichte mit gleicher Pointe angeregt habe.

Dass der 'argute' Schluss, bei dieser Form ebensowenig vernachlässigt werden durfte, wie bei den anderen der galanten Lyrik, ist selbstverständlich. Derselbe ist hier wie überall, witzig oder ein Kompliment enthaltend. Eine gnomische Pointe ist seltener zu finden, dagegen eine solche die zugleich die briefliche Schlussformel, oder den Namen des Schreibers enthält, z. B. Celander (a. a. O. S. 9).

Der Stoffkreis der poetischen Briefe ist bis auf die Heldenbriefe derselbe wie der der anderen galanten Gedichte, und J. G. Neukirch (a. a. O. S. 897) bemerkt auch 'in was vor Fällen man mit einem ordinairen Carmine aufwartet, in eben dergleichen Begebenheiten kann man das Carmen in Gestalt eines galanten poetischen Briefes abfassen'. Er erwähnt auch 'die Mode, eine poetische Aufschrift auf die erste

[1] Curiöse Gedanken von deutschen Versen. S. 288 ff.

Seite, anstatt des sonst gewöhnlichen Titels zu setzen, damit ja in allen Stücken, die Art eines Briefes beobachtet werde'.

Das regelmässige Versmass der poetischen Briefe war der Alexandriner. Manche Briefe enthielten noch poetische Einlagen, die dann der Unterscheidung wegen in einem anderen Metrum gedichtet waren. Vergl. z. B. den poetischen Brief in Neumeisters Allerneuester Art etc. S. 95 ff. wo eine 'Aria' in vierfüssigen Jamben eingeschoben ist.

Zu den poetischen Briefen sind auch die Heldenbriefe zu zählen. Das Verdienst diese Form in die deutsche Literatur eingeführt zu haben wird Hoffmannswaldau zugeschrieben. Wenigstens ist kein deutscher Heldenbrief vor Hoffmannswaldau bekannt, denn der oft, als der älteste deutsche Heroidendichter, genannte Humanist Helius Eobanus Hessus, hat nur lateinische Heldenbriefe gedichtet.

Eine Anregung zu dieser Form, die sich im wesentlichen von den poetischen Briefen hauptsächlich dadurch unterscheidet, dass hier als Schreiber der Briefe historische Persönlichkeiten angenommen werden, mag ihm neben den Heroiden des Ovid [1] vielleicht noch Voiture gegeben haben, der in einem Briefe an das Frl. von Rambouillet ('Julie Lucine d'Angennes') sich hinter eine historische Maske steckte, allerdings dieselbe nicht sehr gewissenhaft vorhielt. Als der schwedische König Gustav Adolph richtet er an die Dame sein Schreiben: 'Voicy le Lion du Nort', beginnt er, 'et ce Conquerant dont le nom a fait tant de bruit dans le monde: qui vient mettre à vos pieds les Trophées de l'Allemagne u. s. w. Gegen Ende des Briefes heisst es: 'Que si les miens peuuent reüssir, et si la fortune qui me fait vaincre par tout, m'accompagne encore aupres de vous, je n'envieray pas à Alexandre toutes ses conquestes: et ie croiray que ceux qui ont commandé à tous les hommes, n'ont pas eu vn Empire de si belle estenduë que moiy'.

Er schliesst: 'Mais ie vay à ce moment donner la bataille à l'armée Imperiale, et prendre six heures après Nuremberg. Je suis vostre trés-passionné seruiteur Gustave Adolphe'.

[1] Als Muster einer Heroide kann auch der erste, — allerdings strophisch gebaute — Brief des Troilo an Griseida, in Boccaccios Filostrato, gelten.

(Les oeuvres de Monsieur Voiture S. 91 f.)

Ebenso wie Voiture lässt nun auch Hoffmannswaldau die historischen Persönlichkeiten ihre Liebeserklärungen in Briefform abgeben, aber während ersterer das historische Kostüm dazu benutzt um seine Person dahinter zu verbergen, aber durch die Maske sich zu erkennen giebt, ja die Empfängerin des Briefes anachronistisch weiter als Mademoiselle Rambouillet anspricht, sind die Hoffmannswaldauischen Briefe, Rollengedichte, bei denen der Autor als solcher zurücktritt, seine Objektivität wahrt, oder um ein Lachmannisches Wort zu gebrauchen, so thut, als ob er nicht dabei wäre. In der Vorrede zu seinen Heldenbriefen giebt er es auch deutlich zu verstehen. 'Dafern dir die Todten nicht gänzlich zuwider seyn' redet er den Leser an 'so wollest du folgende Briefe etlicher verliebten Helden und Heldinnen, die, wie sie vorlängst gebrennet, auch schon vorlängst zu Aschen worden seyn, und nunmehro alleine dem Angedenken nach leben können, von meiner Wenigkeit anzunehmen geruhen.' (Heldenbriefe. Leipzig und Bresslau 1680). Aus der Vorrede ist deutlich zu ersehen, dass auch für die Heldenbriefe, der Begriff des Helden derselbe war, wie in der classischen Tragödie der Franzosen. Wenigstens entschuldigt sich Hoffmannswaldau ausdrücklich, dass hier 'eine oder die andere gemeine Standes-Person zu finden, welcher der Titul Held oder Heldinnens, dem ersten Anblick nach, nicht allzuwohl gebühret' weil er in seiner Arbeit 'nicht so wohl die Geblüt als Gemüths-Eigenschaften angesehen habe und ihm genügsam zu seyn bedeucht wann er solche mit höheren Flammen überschüttet und durch erlauchte Brunst gleichsam geleutert gefunden.'[1] Hoffmannswaldau hat es übrigens mit den histo-

[1] Diese Tendenz, die trotz der Entschuldigung, aus seinen Worten zu entnehmen ist, steht nicht vereinzelt in der galanten Lyrik, und erklärt sich vielleicht aus der hohen Schätzung die damals ein Schöngeist in der Gesellschaft fand. Der Gedanke der Adel sei eine Nulle die erst durch die vorangestellte Ziffer der geistigen Begabung oder Tugend einen Wert erhält, findet sich nicht nur bei Lohenstein in der Lobrede, die er bei Hoffmannswaldau Begräbniss hielt, sondern bei vielen adeligen und nichtadeligen Autoren jener Zeit, und wenn Thomas Burck-

rischen Persönlichkeiten so ernst genommen, dass er sogar aus Furcht die noch lebenden Nachkommen derselben zu kränken, oft denselben eine 'dicke Masque' vorhängt, d. h. einen Phantasienamen wie Siegreich, Zuchtheimin etc. beilegte. Die Maske ist aber durchaus nicht so undurchdringlich und wenn er von Ungenand und Agnes Bernin spricht und in der Einleitung der Briefe erzählt, dass Ungenand der Sohn eines vornehmen Fürsten, Agnes eine von ihm geliebte Bürgerstochter sei, die später ertränkt wurde, so weiss wol jedermann wen der Dichter damit meint. Übrigens hat sich Neumeister der Aufgabe unterzogen, die historischen Namen zu den meist durchsichtigen Pseudonymen zu geben (vgl. dessen Specimen dissertationis S. 53).

Die meisten der Briefe enthalten nichts anderes als Aufforderungen zum Lieben, Liebeswünsche und Liebesbekenntnisse, galante Stoffe, galant oft in der späteren verschlechterten Bedeutung, Liebesintriguen bei Hofe, Ehebruch, Liebesverhältnisse der Fürsten zu ihren Hofdamen. Die Stoffe der Hoffmannswaldauischen Briefe, sind dann für alle, die damals Heroiden gedichtet haben, dieselben geblieben, manche Stoffe wurden mehrmals behandelt. So z. B. von Eginhard und Emma, den Hoffmannswaldau und Omeis, Dido und Aeneas, den nach dem Vorbilde Ovids, Mencke und Benjamin Hancke bearbeiteten. Mencke behandelte auch den Stoff von Don Carlos und Isabella, Lohenstein den von Philipp und der Eboli, Neumeister auch einen biblischen Stoff von Amnon an Thamar. In den meisten dieser Briefe wird in unerhörtester Weise die roheste Sinnlichkeit gepredigt, zu Ehebruch, Unzucht etc. aufgefordert, und die fleischliche Lust mit den glühendsten Farben geschildert.

Hie und da fühlt sich zwar der Dichter verpflichtet, eine Tugendregel einzuschmuggeln, etwa wie Marino für die

---

hard eine 'Dissertatio de nobilibus Germanorum poetis, sive von adelichen Teutschen Poeten' (Regensburg 1715) herausgiebt so geschieht es um dem Adel auch das Verdienst der poetischen Beschäftigung zuzurechnen. Diese demokratische Gesinnung ist jedoch sehr eingeschränkt, denn, dass die Dichter der Frau oder dem Dichterberufe gegenüber auf dem entgegengesetzten Standpunkte stehen, ist schon früher erwähnt worden.

auffallendsten Nuditäten ein Schampflästerchen zu haben pflegt, aber selbst in solchen Fällen schwächt er die Wirkung nach Möglichkeit, indem er etwa sophistisch, Tugend und Genusssucht zu identificieren versucht. Z. B. Hoffmannswaldau im Briefe der Heloïse an Abelard (Heldenbriefe S. 157), wo sie der glücklich verlebten Stunden vor der Katastrophe gedenkt.

> 'Du liest Vertraulichkeit der Keuschheit Wiege sein.
> Es war die Buhlerey mit Weissheit überzogen,
> Ja unsre Geilheit selbst mit Keuschheit angethan.
> — — — — — — — — — — — — — — — —
> Es gieng die Schlüpfrigkeit in einem reinen Kleide,
> — — — — — — — — — — — — — — — —
> Wer liebt die Speise nicht, die so nach Tugend schmeckt'?

Hoffmannswaldau entschuldigt auch mit diesen Tugendlehren (!) die 'unschuldigen Schertze' oder 'ein zu schlüpfriges Wort, das über die Hand gesprungen sey'. Nicht ohne Interesse ist der Vergleich dieser Heldenbriefe mit ihren Vorbildern den Heroiden des Ovid. Zuerst zeigt sich schon die Differenz in der Wahl der Briefschreiber. Ovid, obgleich er in der Zeit der galanten Lyrik auch der 'galante Naso' genannt wird, hat in den 20 Briefen, die uns erhalten sind (wenn wir das Brieffragment der Cydippe an Acontius als eine Heroide rechnen wollen) 17 Frauenbriefe und nur 3 Männerbriefe. Die überwiegende Anzahl der Heroiden, die meist Liebesaufforderungen und Liebesgeständnisse enthalten, gehen von Frauen aus. Bei Hoffmannswaldau hingegen, der das Princip hat, Briefpaare, also Männer- und Frauenbriefe zu bringen, fällt selbstverständlich diese Ueberzahl der weiblichen Briefe fort, aber selbst in den 17 Briefpaaren, ist es nur in 5 Fällen die Frau, die den Briefwechsel einleitet. Hoffmannswaldau hält also auch hier die Tendenz der galanten Dichtung, dass der Mann der Werbende sein müsse, fest. — Wie sehr sich sonst die poetische Kraft der Ovidischen Sprache, von der unnatürlichen der galanten Lyriker von der hier sich besonders breit machenden Concettiwut unterscheidet, ist wol auseinander zu setzen überflüssig, es genügt vielleicht, auf die Verschiedenartigkeit der Darstellung

durch ein Beispiel hinzuweisen. Das Schreiben der Dido an Aeneas, das öfter übersetzt wurde, hat auch Philander von der Linde übertragen. Die Schlussverse

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

hoc tamen in tumuli marmore carmen erit
'praebuit Aeneas et causam mortis et ensem
ipsa sua Dido concidit usa manu.

dichtet er nun galant um:

Schreib Schwester schreib darauf: Aeneas gab Didonen,
Das Schwert zu ihrem Tod, und nahm ihr Hertze hin.

Dass noch zu Zeiten der galanten Dichtung der Unterschied zwischen der Art des Ovid und der der galanten Lyriker erkannt wurde, beweist die Vorrede zu der 1704 erschienenen Uebersetzung der Ovidischen Heroiden (Publii Ovidii Nasonis Des berühmten Römischen Poeten Briefe der Heldinnen. Leipzig 1704. Der Autor dieser Übersetzung, die nur die Briefe der Frauen enthielt, war Caspar Abel.[1]), in der sie der Übersetzer in direkten Gegensatz zu den Heldenbriefen seiner Zeitgenossen stellt, und sich geradezu als einen Feind 'der sogenannten Galanterie' erklärt.

Hoffmannswaldau hat für seine Heldenbriefe ein bestimmtes Schema aufgestellt, das bis auf vereinzelte Ausnahmen von den galanten Lyrikern stets eingehalten wurde. Vorerst wird, da die galante Lyrik alles Epische vermeidet und die Briefe nichts anderes als Stimmungen schildern oder Bitten und Liebesschwüre enthalten dürfen, eine prosaische Einleitung gegeben, die die historischen Voraussetzungen für die Heldenbriefe erzählt und die Erzählung so weit führt, als es nötig ist, um die Personen ihre Gefühle u. s. w. schildern lassen zu können. Benjamin Hancke geht sogar so weit, dass er nicht nur diese Vorgeschichte sondern die zwischen beiden Briefen liegenden Ereignisse in einer Prosaeinlage erzählt. (Vgl. Der unverhoffte Ausgang einer unglückseligen Liebe in dessen Weltlichen Gedichten Dresden und Leipzig 1727, S. 260). Zum Schlusse fügt er noch

[1] Vgl. über ihn das Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Bd. VII. 1882. S. 1 ff.

eine Prosaerzählung hinzu, so dass das ganze eigentlich ein Roman, mit poetischen Briefen als Einlage, ist.

Die äusserste Konsequenz aus diesem Vorgehen zieht der mir unbekannte Autor des Romans 'Der Steigende und Fallende Selimor in einer gantz neuen Liebes-Geschicht nebst vielen anmutigen Brieffen in gebundener Redensart herausgegeben von Wartreu (?)'[1] der wie schon der Titel besagt, alle Briefe in diesem, zwischen einem Jüngling und einer Nymphe sich abspielenden, phantastischen Romane, in poetischer Form bringt.

Sonst bleibt Hancke mit diesem Vorgang vereinzelt, vielmehr erlaubt sich hie und da ein Autor die Prosaerzählung bei bekannten historischen Persönlichkeiten wegzulassen. Auch in Neukirchs Sammlung sind die Prosaerzählungen, obwohl sie in den ersten Drucken der Heroiden vorhanden sind, nicht wieder abgedruckt. — Caspar Abel hingegen ist so sehr von der Mode beeinflusst, dass er selbst zu Heroiden des Ovid in der Übersetzung (a. a. O.) die 'Liebes- und Leidensgeschichten' der Heldinnen in Prosa beifügt.

Die Heldenbriefe selbst werden, wie wir es schon bei den poetischen Briefen gezeigt haben, meist mit einem Hinweis auf den Charakter des Gedichtes als Brief eröffnet. Dann folgen bei den Briefen der Männer die Werbung und das Liebesgeständniss. Bei den Frauenbriefen wird oft, zuerst allerdings verklausuliert, eine derbe abweisende Antwort gegeben, die sich aber bald wendet, und zum Schlusse in eine Einladung in ihre Arme zu fliegen ausläuft, z. B. im Heldenbriefe der Emma an Eginhard.

'Ich schriebe: kahler Knecht, dein Hals ist nun verloren,
Was Purpur fleckig macht, das fällt dem Tod anheim,
Es hat des Himmels Schluss zum Feuer dich erkohren,
Vor Wespen, gleich wie du ist nicht mein Honigseim;
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Des Königs Farbe soll mit Russ gemischt sein müssen,
Das lasse Gott und auch mein Vater doch nicht zu.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Dann wolt ich deinen Brief in tausend Stücken reissen

[1] 'Im Jahr Christi 1691' ohne Orts- und Druckangabe.

Und sagen, Eginhard muss auch zerissen seyn.
So schrieb ich, Eginhard, wär ich noch ungebunden,

da sie ihn aber liebt, seine Magd und Sklavin ist, so giebt sie sich ihm ganz hin.

Des Vaters Kronengold, sein Purpur, seine Schätze
Das ist mir leichter Koth. ich trett es unter mich.

Sie endet ihren Brief mit den Worten:

Mein Brieflein schliess ich zu, und meine Cammer auf.

Diese Pointe, wie die meisten der Hoffmannswaldauischen Heldenbriefe, wurde sehr gerne nachgeahmt, oft sklavisch wiederholt. — So Philander v. d. Linde (galante Gedichte S. 38).

'und schliesse diesen Brief und meine Kammer zu'.

dann Hoffmannswaldau, (a. a. O. S. 58).

'Bist du dann Helena, so muss ich Paris seyn'.

Omeis (Gründliche Anleitung etc. S. 292) betet nach:

Der Himmel gebe Glück und stärke unsren Bund
dass wie du Helena, ich Paris könne seyn'.

Den schon von Ch. Weise nachgeahmten Schluss des Hoffmannswaldauischen Briefes,

'Ich muss euch beide küssen. (Brief und Geliebte).
Zwar nur die Lippen ihn und in Gedanken dich'.

ändert Neukirch (in seiner Sammlung I. S.)

'— — — — — doch hoffte ich zu küssen
Wie jetzo deinen Brief so künftig deinen Mund'.

Neben historischen Personen hat Neumeister auch aus der biblischen Geschichte zwei Figuren für seine Heroiden verwendet. — In grösserem Masstabe hat dies Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen der Verfasser der Asiatischen Banise gethan. In seiner 'Helden-Liebe der Schrift alten Testaments ..... Leipzig 1734) hat er Heldenbriefe von Moses an Zipora, und umgekehrt, ebenso Briefwechsel zwischen Amnon und Thamar, Joseph und Assenat, u. s. w. gebracht. Die Prosaeinleitungen nehmen mitunter Anlauf theologische Untersuchungen zu werden. Im Jahre 1737 hat Georg

Christian Lehms (Pallidor) weitere sechzehn 'Liebesgeschichten' in Form von Heroiden, aus 'der Schrift alten und neuen Testaments'[1] gebracht, und Briefwechsel zwischen Adam und Eva, oder zwischen der 'Ebräischen Dame' Judith und Holofernes, und ähnliche, werden in derselben Form behandelt, wie die der historischen Persönlichkeiten bei Hoffmannswaldau. 1732 erschien auch ein dritter Teil in dem gleichfalls wie früher 'Poetische Wechsel-Schrifften' mit alttestamentlichen Stoffen, geboten wurden. Trotz dieser verhältnissmässig reichen Produktion, konnte diese Dichtungsart keinen festen Boden gewinnen, und bis auf vereinzelte Versuche spätererer Dichter[2] ist dieselbe nach kurzem Leben wieder abgestorben.

## Die Tenzone.

Als letzte der von den galanten Dichtern angewendeten Formen, möge noch kurz die Tenzone genannt werden. Auch für diese gieng die Anregung aus Frankreich aus, wo in den Gesellschaften, allerdings ziemlich selten, derartige Streitgedichte vorgetragen wurden. Die litterarischen Kämpfe der galanten deutschen Dichter haben aber ebensowenig vor der Gesellschaft stattgefunden, als die der Troubadours, vor den, von Diez längst ins Fabelreich verwiesenen, 'Minnehöfen'. Die deutschen Tenzonen waren auch nicht Streitgedichte zweier Autoren, sondern nur Gedichte in denen verschiedene Meinungen durch einen Autor, im Munde verschiedener fingierter Vertreter, ausgefochten werden. Da kämpfen die alten und jungen Jungfrauen, da die einzelnen Körperteile einer Schönen um den Preis. Der dramatische Charakter und Lebendigkeit, den z. B. im Volksliede die Kampfspiele haben, fehlt den Tenzonen vollständig, da sich die Vertreter der verschiedenen Ansichten meistens begnügen, ihre Meinung ohne viele polemische Wendungen herzusagen.

---

[1] So lautet der Titel. In der That sind die Stoffe nur dem alten Testamente entnommen.

[2] Vgl. das Sammelwerk von Friedrich Rassmann: Heroiden der Deutschen. Halberstadt, 1824.

IV. KAPITEL.

## NIEDERGANG DER GALANTEN LYRIK.

---

Drei Momente hatten dazu beigetragen, den Niedergang der galanten Dichtung zu beschleunigen. Zuerst ihr Charakter als Modedichtung, zweitens der Abfall vieler Anhänger, und drittens endlich das Erstarken neuer zum Teil aus der galanten Lyrik hervorgegangenen Strömungen. Ferner war das Übermass in der Produktion, die Überschwänglichkeit im Ausnützen der Kunstmittel dieser Gattung so gross, dass naturgemäss, der Ideenkreis der Dichter erschöpft, das lesende Publikum, dieser ganzen Lyrik überdrüssig, wurde. — Die Galanterie mit ihren oft bizarren Formen, und ihrer unnatürlichen Ausdruckweise hörte auf — und damit war auch ihr Untergang besiegelt — modern zu sein. Wir haben gesehen, dass in Deutschland das galante Wesen zu einer Zeit sich breit machte, als im Ursprungslande derselben, in Frankreich, diese Richtung längst erstorben war, und während die deutschen Dichter ihre Phantasie, ihren Witz und ihre Sprachgewandtheit, am galanten Kleinkram verschwendeten, herrschte bereits in Frankreich die klassische Schule das Racine.

In Deutschland wirkte nun durch die mächtige Propaganda Gottscheds die französische Klassicität immer tiefer, und die galante Lyrik, ein Kind der Mode, war der neuen mächtigern, zum Opfer gefallen. Ferner hatte der immer heftiger sich entwickelnde Kampf gegen die Schlesier und die schlesische Schule, der ja der grösste Teil der Lyriker galanter Richtung angehörte, ihre Stellung stark erschüttert.

Der Marinismus wird sehr heftig angegriffen. Während man Marini früher als denjenigen pries, der die Welt mit 'amberreicher Kost' speiste, aus dessen Reimen 'das Schlingwerk geiler Lust' wuchs, und dessen Feder Venus selbst geführt habe,[1] spotten jetzt die 'kritischen Beyträge' nach der Art des Boileau über die 'Blümchen von italienischem Grund und Boden'. Warrneck,[2] eine Art deutscher Molière, bekämpft die Lächerlichkeiten der deutschen Preciösen, und wenn auch sein specieller Gegner Hunold, kein Abbé Cotin[3] ist, so weiss er ihn doch fast ebenso lächerlich zu machen, wie Molière sein Schlachtopfer. Er trifft genau die Schwächen der galanten Dichter. So spottet er im 'Furor Poeticus' (Überschriften S. 101).

'Glücklich ist der Poet, der sich vom Wind' ernährt
Und seine Woll vom Schnee wie von den Schafen schert;
Der zu Dukaten-Gold der Sonnen Strahlen schlägt
Und in ein Spinngeweb der Dichtkunst Bildniss prägt.
Der Marmor und Albast aus Brust und Händen haut,

— — — — — — — — — — —

In dessen Muse nichts als Musck und Amber schwitzt,
Der in dem Aug Achat, in Thränen Perlen findet.
Und aus den Disteln, Zeug der Lust zum Schlaffrock spinnt
u. s. w.

An einer anderen Stelle apostrophiert er die deutschen Poeten:

Ihr Tichter, wenn die Lieb aus eurer Feder quillt,
Und ihr wollt die ihr liebt mit eurem Vers bedienen,
So zeigt sich allsobald ein marmorweisses Bild.
Das Aug' ist von Achat, die Lippen von Rubinen
Die Adern von Turkiess, die Brust aus Alabast

---

[1] Hoffmannswaldau, poetische Grabschriften. S. 109.

[2] Derselbe, der fast in allen Schriften Boileaus verspottet wird, und der unter dem Namen Trissotin (ursp. Tricotin) von Molière in den 'Femmes Savantes' unsterblich lächerlich gemacht wurde. Nach seinem Tode erschienen die Verse:

'Saves-vous, en quo Cotin — Differa de Trissotin?
Cotin a fini ses jours — Trissotin vivra toujour'.

[3] Über die Schreibung dieses Namens vgl. Wendeler: Fischartstudien des Freih. v. Meusebach. Halle 1879. S. 162.

Auch in Spanien bete man die Liebste an, aber man sucht dort ihr zu Füssen zu liegen, in Frankreich macht man sie 'von lauter Geist und Witz', in England macht man sie, weil man der Natur keinen Zwang anthun will, von lauter Fleisch und Blut,

'Ihr aber wollt Pigmaljons alle sein
Und machet sie zu Bilder oder Stein'.

Aber nicht nur gegen den Schwulst, gegen das Übergewicht der Schlesier überhaupt wendet sich nun die Opposition. Während noch im Jahre 1698 eine Dissertation 'De praestantia Silesiorum in poesi Germanorum' (v. J. Ch. Kunckel und Georg Neuke, Bresslau) erscheinen konnte,[1] kommen jetzt von den Meissnern, oder wenigstens von Meissen aus, neue Anregungen für die Litteratur. — Auch der Einfluss der Niedersachsen und das Interesse an der Litteratur ist im Sinken, und Hamburg das früher von den Romanen eines Hunold in die grösste Aufregung versetzt werden konnte, für das die Streitigkeiten zwischen Postel-Hunold und Warrneck, die Bedeutung von wichtigen Staatsaktionen hatten, beschäftigt sich jetzt nur mit den theologischen Streitfragen, und die dort erschienene theologische Streitlitteratur drängte die schöngeistige vollständig zurück.[2]

Der wichtigste Grund lag aber im Wesen der Dichtung selbst. Ihr fehlte der reale Boden, in dem sie hätte wurzeln können, sie war nichts als das ärmliche Resultat kleinlicher Klügelei und schrankenloser Phantasie. Sie war, um es kurz zu sagen, nicht erlebt. Die tiefe Wirkung, die auf uns die Goethe'sche Liebeslyrik ausübt, beruht neben ihrer vollendeten Kunst, hauptsächlich auf dem Athem des Lebens der uns

---

[1] Benjamin Hancke citiert in seinen geistlichen und moralischen Gedichten dritte Auflage, Schweidnitz 1724. (Vorrede an den Leser) ein von einem Meissner gemachtes weit verbreitetes Sprüchlein:

Poeten welche Schlesien
Sind keine Sylben-Peiniger!

[2] Einen interessanten Einblick in die damaligen litterarischen Verhältnisse gewähren die auf der Hamburger Stadtbibliothek aufbewahrten Briefe Erdmann Neumeisters an V. E. Löscher, über die ich in meiner Monographie über Neumeister weitere Aufschlüsse geben werde.

aus ihr entgegenschlägt. Bei der galanten Lyrik hingegen fehlt jeder Zug der Mitgefühl erwecken könnte, weil alles erklügelt und erdacht ist, weil sich nirgends bei der Lektüre die Empfindung geltend macht, dass die seelischen Vorgänge die hier dargestellt werden, wirklich in heissen geistigen Kämpfen erlitten und erduldet sind, ja im Gegenteil, jedes Erlebniss entrüstet abgeleugnet wird.

Ein solcher Zug der sich an den Catull'schen Gedanken 'Ipsum decet esse poëtam castum; versiculos nihil est necesse', anlehnt, geht nun schon durch die ganze Kunstdichtung des siebzehnten Jahrhunderts; und stets ist es das Bestreben der Poeten die erotische Lyrik, als auf dem Lehnstuhl ausgeheckte Verse darzustellen, und stets scheuen sie den Verdacht, zu einer der besungenen Figuren, könne ein lebendes Wesen Modell gesessen haben.

> OBgleich meine Clio singet
> Venus strenge Liebes-Glut,
> Ist der Geist. das Hertze gut
> Jenes schlechten Schaden bringet:
> Falsch sind die, so aus dem Dichten
> Fälschlich unser Leben richten.

dichtet Homburg (Schimpff- vnd Ernsthaffte Clio) als Motto zu seinen Liedern.

Sigismund von Birken singt:

> 'Dass Hertz ist weit davon von dem was eine Feder schreibet,
> Wir dichten ein Gedicht dass man die Zeit vertreibet
> In uns flammt nicht die Brunst, ob schon die Blätter brennen
> Von liebender Begier, es ist ein blosses Nennen'.

Joh. Rist hat in 'Des Edlen Dafnis aus Cimbrien besungene Florabella vermehrt. Hamburg 1656 Nr. 65' eine Widmung 'an seinen unverständigen Meister Hämmerling, welcher sich einbildete, dass alle die erdichtete Namen der Schäfferinnen wahrhaffte und von dem Dafnis hochgehaltene Weibes-Bilder wären'.

Georg Neumark verwahrt sich gleichfalls sehr energisch dagegen. 'Kein verständiger Mensch' sagt er im Palmbaum § XV. S. 46 'glaubt dass der durchlauchtigste Scaliger, so viel Buhlschaften gehabt, als er Telesillen, Pasicompsen und

andere Nahmen in seinen Schrifften einführet; Anderer an diesem Orte zu geschweigen, die überall bekannt und beliebt und in ihrer Jugend manch tiefsinniges Schäffergedicht gesungen, ob sie gleich in die Liebesthorheit gerathen sein'. Benjamin Hancke bemerkt in der Einleitung zu seinen galanten Gedichten, dass es zum Werte der Gedichte nicht beitragen könne, wenn die Besungene bekannt sei, denn wenn man manchen Poeten um das dic quibus ex terris, oder um den Geburtsort seiner Dulcimene befragen sollte, so würden, meint er 'die meisten in Utopien entsprossen, oder mit einem Worte nichts anders als eine blosse Chimaere seyn'. Dasselbe äussert Neukirch in der Vorrede zu seiner Sammlung, wo er gleichfalls den Scaliger zu entschuldigen sucht. Er sagt auch, dass die meisten verliebten Gedichte ein Schertz seien 'viele aber nicht anders angesehen werden als Complimente die ein jeder Gallanthome nach Gelegenheit der Umstände einem Frawenzimmer schuldig ist'. Er erzählt dass die Scudéry ganz unempfindlich gewesen sey, dass man sich vergeblich bemüht hätte, sie bei einer Liebesintrigue zu ertappen, und dass man ganz verwundert war, dass eine Dame, 'welche das Vergnügen der Liebe so natürlich und sinnreich mit der Feder ausgedrücket, ihren Zucker dennoch niemals gekostet hätt'. Auch Heini (in der Vorrede zu seinen Gedichten) prahlt damit, 'dass nicht allemahl das Herz gewusst, was die Feder geschrieben' und Beccau (a. a. O. 130) ist so ehrlich es auch in seinen Gedichten selbst einzugestehen.

'Wie offtmahls sing ich von Arcinde,
Wie offtmahls von Asterie
Und sonst von manchem lieben Kinde
Auff die ich in Gedanken seh.
Wann ich so manche Liebste hätte
Als meine Poësie, fürwahr
So brauch ich ein weit grösseres Bette
Als Königs Og zu Basan war'.

Schon im Hôtel de Rambouillet herrschte fast dieselbe poetische Liebesheuchelei und es ist bekannt dass bei aller Freiheit der gesellschaftlichen Formen allzugrosse Vertraulichkeiten im Verkehre mit den Damen strenge verboten

waren. Die Schöngeister jener Zeit hatten oft kein anderes Interesse an den Frauen, als an ihnen ein willkommenes Objekt für ihre Dichtkunst zu besitzen. Voiture z. B. schrieb als er von Frau von Saintot an zwei ihm vollständig fremde Damen ihrer Bekanntschaft als Verehrer empfohlen wurde, allsogleich dass er vor Verlangen sterbe diejenige zu sehen, die er verehren solle. Er schickt der einen Unbekannten einen Brief: 'Je ne sçay du tout qui vous estes: et de ma vie, que je sçache, ie ne vous ay seulement ouy nommer. Cependant ie vout asseure, que je vous aime, et qu'il y a deja vn iour que vous me faites souffrir. Sans auoir jamais veu votre visage je le trouve beau: et votre esprit me semble agreable' u. s. w.[1] Aber dieses Beispiel, auch bei den Troubadours nachweisbar, zeigt, dass zwar die Empfindung erheuchelt, nicht aber die Person der sie galt, erfunden war. Ebenso kann man gewiss sein, dass die Dichter in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, trotz ihrem Leugnen, geliebt und gelitten haben, und ein Fleming oder Opitz haben in ihrem vielbewegten Dasein genug erschütternde und beseeligende Liebesempfindung erlebt, als dass sie die Spuren davon in ihren Gedichten verwischen konnten. Bei den galanten Dichtern hingegen beruhen die Bemerkungen über den nichterlebten Charakter ihrer Dichtung zumeist auf Wahrheit, und darum fehlt ihr jedes Element, das im Stande wäre sie dauerhafter zu machen, als es die allergewöhnlichsten Gelegenheitsreimereien jener Zeit waren. Einzelne Ausnahmen wie Günther u. A., bestätigen nur die Regel.[2] — Auch die unwürdige Art wie damals die Anleitungen gegeben wurden, sich in poetische Stimmung zu versetzen (vgl. die Einleitung bei Neumeister in der Allerneuesten Art), zeigte, dass wir es hier mit einer gemachten Lyrik zu tun haben, der alles abgeht, was das Interesse des Publikums längere Zeit fesseln könnte.

[1] Oeuvres de M. de Voiture. S. 223.

[2] Ebenso hebt sich Ch. Weise vortheilhaft von den galanten Dichtern ab: 'Was nicht von Hertzen kommt' sagt er in seinen curiösen Gedanken von deutschen Versen S. 21 'geht auch nicht wieder zu Hertzen'.

Den Todesstoss aber hat der galanten Lyrik der Abfall einiger ihrer Getreuen gegeben. C. F. Hunold, einer der Hauptvertreter dieser Richtung, war auch einer der Ersten, der das sinkende Schiff verliess. Teil an dieser Treulosigkeit, mag die eigentümliche Erscheinung in der Litteratur des siebzehnten zum Teil noch des achtzehnten Jahrhunderts haben, dass dicht neben der rohesten frivolsten Sinneslust eine tiefe gottergebene Frömmigkeit wohnte. Die weltlichsten Gedichte die die grösste Ungeniertheit in Liebessachen zeigen, stehen dicht neben geistlichen Liedern gedruckt, und eben dieser Hunold, erklärt in seiner Sammlung Theatralische Galante und Geistliche Gedichte Hamburg 1722' offen, dass er, damit der 'Abgang dieses Traktates nicht gehindert werde' neben den 'freyen Redensarten' am Ende 'fünf Bogen geistlicher Poesie angehängt habe'.

Die Dichter der erotischsten Verse sind zugleich wie z. B. Neumeister und Henrici (Picander) Librettisten für J. S. Bachs Kirchenmusik; Neumeister allerdings, nachdem er der ersten Richtung entsagt hat. Mit der Zeit und dem Alter mag nun die Frömmigkeit die Oberhand gewonnen haben, und so ergieng es Neumeister, Hancke[1] und besonders Hunold. Seine letzte grosse Anthologie (Ausserlesene und teils noch nie gedruckte Gedichte unterschiedener berühmten und geschickten Männer, zusammengetragen und nebst seinen eigenen an das Licht gestellet von Menantes I—III. Bd. Halle 1718—20) zeigt deutlich seine Bekehrung. Sogar die Titelkupfer, die gerade zu jener Zeit mit ihren allegorischen Spielereien symbolisch für den Inhalt des Buches waren, ver-

[1] 'Ich glaube nicht' bemerkt dieser in der Vorrede zu seinen geistlichen Gedichten, Schweidnitz 1724, 'was ein grosser Poet (Hoffmannswaldau) sagt: Dass die Poesie in dem Lande der Liebe allein zu Hause sey. Und gesetzt; soll denn nicht die Liebe gegen Gott viel grösser und feuriger seyn, als alle irdische Welt-Liebe? Also kan sich ein Poet hierdurch gar nicht entschuldigen. Gehet es in der Lateinischen Sprache an warum nicht in der Deutschen? Wenn man in den Schulen anstatt der Heydnischen Poeten die christlichen recommendirte, so würde die Jugend gar leichtlich sehen, dass wie der gelehrte Gryphius sagt: Die Glut der Andacht ebenso fähig sey einen guten Poeten zu machen, als etwan die geilen Flammen der üppigen Venus'.

anschaulichen die Wandlung seiner Gesinnung. Dort wo sonst Amor, Venus, Apollo und die Musen thronten, ist jetzt die Weisheit und die Tugend postiert. Die Inschrift lautet:

> 'Der Tugend rauher Weg ist hier ein süss Bemühen
> Der Weissheit saurer Weg muss so voll Rosen blühen'.

Auch die Vorrede der Sammlung zeigt wie sich der lebenslustige Menantes in den frömmelnden Hunold verwandelt hat.[1] Da wird der Ausspruch des Lipsius, 'Poesis lato et laeto ad sapientiam et virtutem ducit' als Leitmotiv verwendet. Moses und David sind ihm nun die poetischen Muster; 'wann dann die heutigen Poeten mit gleichem Eifer entflammet werden, wann sie nach seinen Sinnen die Tugenden abmessen, — — — — die Laster aber verächtlich und satyrisch oder abscheulich und unselig abbilden, — — — — so muss ein vernünftiger Leser auf diesem Wege wo er Besserung für sein Gemüth und Unterricht für seinen Verstand antrifft, auf eine leichte und vergnügte Manier gelangen'. Er bittet dass der Leser seine 'allerersten Kleinigkeiten' vergesse. Mitarbeiter der Anthologie waren neben Menantes, J. J. Rambach, Richey, Amthor, Brockes, Benjamin Neukirch, der ja gleichfalls seine Wandlung durchgemacht, und die ihn in der Gunst Gottscheds so hoch stellte, dass er ihn einer Herausgabe seiner Gedichte würdigte,[2] Leander aus Schlesien, Spener, Gottlob Kraus, Weichmann, J. B. Mencke und zahlreiche andere. Neben einer kleineren Zahl Dichter weltlichen

---

[1] Selbst diese Erscheinung ist nicht ohne französische Muster. Auch Benserade hat sich in seinen letzten Lebensjahren, wie sein ungenannter Biograph (Discours touchant la Vie de Monsieur de Benserade in der Einleitung zu seinen Werken) erzählt, den 'Ouvrages de Pieté' zugewendet, und Psalmen übersetzt. 'On ne pouvoit' heisst es da 'commencer sa vie avec plus de galanterie, ni la finir avec plus de pieté, ni plus de soumission à la volonté de Dieu, qu'à fait Benserade'. — Ebenso war Mme de Sablé 'cette ancienne amie de Henri de Montmorency, cette élève de l'hôtel de Rambouillet' wie V. Cousin a. a. O. VI S. 36 erzählt, in ihren letzten Lebensjahren etwas frömmelnd geworden.

[2] Herrn Benjamin Neukirchs auserlesene Gedichte . . . . . . mit einer Vorrede von dem Leben des Dichters begleitet v. J. Ch. Gottscheden. Regensburg 1744.

Standes, zumeist geistliche Autoren. Charakteristisch für den Geist der in dieser Sammlung herrschte ist, dass im III. Stück 7. Abtheilung, (S. 243) in dem von Johann Christian Franck übersetzten Gedichte des Petrarca 'Triumph der Gottheit oder der Ewigkeit', der Absatz wo Petrarca über Laura spricht, weggelassen wurde. Motivierung: man erachte es für dienlich, 'seine Gedanken zu einer nützlicheren Betrachtung anzuwenden'.

In vielen Gedichten wird die Reue über die früheren poetischen Leichtfertigkeiten ausgesprochen. Sehr scharf geht es gegen die frivolen Hochzeitsgedichte her: (I 745).

'Kein Naso taumelt so vom Weine der Hurerey
Als viele die der Braut was angenehmes sagen'.

Man könne zwar einwenden:

'Wie, schrieb Menantes denn vor diesem allzu keusch?
Was ihm vergönnet war, soll mir zur Freystadt dienen.
Recht gut antwort ich dem, ich hatte Blut und Fleisch,
Du hast es auch und wirst, von gleichen Lorbeern grünen,
Ich war ein Narr, nun Ehre gnug für dich
So kannst du einer seyn. Schreib wie du angefangen'.

Selbst Dichter die noch ganz auf dem Boden galanter Poesie stehen, werden so von dieser feindlichen Strömmung ergriffen, dass sie wie z. B. Woltereck heftig gegen die 'Laster der heutigen Tages sogenannten galanten Welt' losziehen. Eine Predigt gegen die Galanterie von einem anderen galanten Poeten, H. A. v. Ziegler und Kliphausen haben wir schon an anderer Stelle erwähnt, und wie früher das Lob der Liebeslyrik in allen Vorreden der Gedichtsammlungen erschallte, wird jetzt gleich eifrig ihr scheinheilig der Krieg erklärt.

Der Überdruss, der sich des Publikums bei dieser Art der galanten Poesie bemächtigte, förderte völlig den Verfall derselben. Dazu kam nun das Auftauchen einer neuen Gattung, die ihre ersten Anfänge in der volkstümlichen Richtung der galanten Lyrik hatte, die anakreontische Poesie, die an dem Punkte ansetzte, wo die früheren Dichter der Arien und Oden sich als zu schwach erwiesen. Der Lebensgenuss, hie und da schon die Freude am Weine be-

ginnen Motive der Poesie zu werden, und an Stelle des 'galanten Naso' wird jetzt Horaz der Lieblingsdichter der Poeten. In der 1729 erschienenen Gedichtsammlung Hagedorns,[1] steht der Verfasser zwar noch mit einem Fusse auf dem Boden der galanten Poesie, aber schon wird Horaz in den Anmerkungen citiert, eine Ode an den Wein gedichtet, und heitere Lebensphilosophie wird sein Losungswort. Ausserdem inaugurieren Bernanders Verirrte Musen (eine Anthologie aus dem Jahre 1735 oder 36. Magdeburg und Leipzig) die neue Zeit in der Gottsched herrscht. Die früheren galanten Dichter wie Leander aus Schlesien, Amaranthes u. a. sind kaum durch einige Gedichte vertreten, während das neue Geschlecht, Gottsched, J. J. Schwabe, J. G. Bock, die Neuberin, Bernander (Behrndt) der jüngere Mencke im Bewusstsein ihres steigenden Einflusses sich nach Möglichkeit breit machen. — Das Gedicht das in der deutschübenden Gesellschaft bei einem ihrer Stiftungsfeste verlesen wurde, kann, obgleich noch manche galante Autoren weiter ein Scheinleben führten, als der Schwanengesang der galanten Dichtung gelten: (S. 291 ff.).

'Schaut unsern Lohenstein, das Wunder deutscher Erden,
Der Ruhm verklärt sein Grab, das würket sein Armin;
Kann Abschatz und sein Glanz durch Staub verfinstert werden
Lebt Guarini nicht in deutscher Pracht durch ihn?
— — — — — — — —
Wie geistreich war der Schall von Morhoffs heller Flöthe?
Erthönt nicht Zieglers Lob aus Famens Ruhmtrompete?
Gefällt nicht jedem das, was Mühlpforts Muse spricht?
Steht Canitz nicht gekrönt? Wer will nicht unsern Weisen
Sammt des Menantes Geist und Postels Feuer preisen?
— — — — — — — — —
Was zeigt sich nicht vor Glut bei Hamburgs Neuen Meister?
— — — — — — — — —
Nur einer ist genung, von den, die wir genennet,
Zu zeigen, was vor Glut in deutschen Geistern brennet'.

[1] F. v. H. Versuch einiger Gedichte oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden. Hamburg 1729.

# NAMEN-REGISTER.

# QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

# SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

# GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, ERNST MARTIN,
WILHELM SCHERER.

LVII.
DIE ALTDEUTSCHE EXODUS.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1886.

DIE

# ALTDEUTSCHE EXODUS

MIT

EINLEITUNG UND ANMERKUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

ERNST KOSSMANN.

---

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

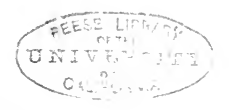
LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1886.

MEINEM VATER

IN LIEBE UND DANKBARKEIT

ZUGEEIGNET.

# INHALT.



## EINLEITUNG.

Die altdeutsche Exodus theilt das Geschick ihrer mittelenglischen Schwester, in der Litteraturgeschichte als ein Anhang der Genesis zu erscheinen (ten Brink, Litg. p. 248). Noch Gervinus (I 182 ff.) behandelt beide als éin Werk, doch spricht er schon von den 'unverkennbaren Verschiedenheiten der Theile'. Scherer war es, der mit scharfem Blicke zuerst die einzelnen Individualitäten im Werke erkannte und aussonderte; ihm verdanken wir nicht nur die grundlegende Vorarbeit (Geistl. Poeten I. II), sondern er hat durch die litterarhistorische Darstellung auch schon der Detailforschung die Wege und Ziele gewiesen (Gesch. d. d. Dicht. im XI. u. XII. Jahrh. p. IX): 'Verfrüht wäre jede Gesammtdarstellung bevor nicht das Detail erschöpfend erforscht ist. Und doch kann die Erforschung des Einzelnen nicht gelingen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Gesammtdarstellungen gewagt würden'.

Vorliegende Arbeit ist auch seiner Anregung entsprossen: sie will in den Kreis jener Arbeiten eines Roediger, Schröder, Pirig, Pniower treten; sie ist sich wohl bewusst, dass solche Detailarbeit nur Baumaterial für den Meister bieten kann, ihren Werth erst durch die Fügung zum Bau erhält. Sie hat sich ängstlich gehütet, den 'Heldenmuth unerfahrener Neulinge' (Zs. XXIV 427) an den Tag zu legen; aber sie hat Manches für wichtig gehalten, was die Vorarbeiter nicht beachtet, Manches anders betrachtet: dafür ist sie kurz über das Abgeschlossene hingegangen. Was sie den Vorarbeiten von Diemer, Scherer und Vogt verdankt, das sagt sie selbst. Dem stets bereitwilligen Rathe Herrn Prof. Martin's dankt der Verfasser, der Schüler.

Der kritische Abdruck des Textes erschien nötig, denn die bessere hs., die Hoffmann abgedruckt hat, enthält nicht einmal die Hälfte des Gedichtes, die Milstäter einzige vollständige hs. ist nur in 350 Exemplaren gedruckt, in Beiden ist die Verszählung unbequem, und eine kritische Ausgabe fehlte gänzlich.

## ÜBERLIEFERUNG UND LITTERATUR.

Die Exodus ist in 2 hss. überliefert:

W. Wiener hs. vgl. Hoffmann Verzeichniss der ad. hss. der k. k. Hofbibliothek zu Wien p. 3 Nro. V. Diemer Genes. u. Exodus I p. III.

Die hs., aus der ersten Hälfte des XII. Jhs., enthält Genesis, Physiologus und Exodus v. 1–1401.

Auszüge sind gedruckt in:

Hamburg. Unterhaltungen VIII 298.*

Denis, codd. mss. theol. biblioth. Palat. Vindob. lat. vol. I 381–7. 1794—1802.

Graff Diutisca III 40—112. 1826—29.

Die ganze hs. ist abgedruckt in:

Massmann, D. Ged. des XII. Jhs. 2. Thl. 235—342.

Hoffmann, Fundg. I 22–37 Physiologus, II 9—101 Genesis und Exodus.

Der Bereitwilligkeit des Herrn Prof. Dr. Stejskal verdankt vorliegende Arbeit eine neue Collation der Exodus. Darnach ist folgendes in Hoffmann's Abdruck zu bessern:

| | | | |
|---|---|---|---|
| $85_{15}$ | ime | statt | im |
| $86_{42}$ | ulehter | „ | uehter |
| $87_{15}$ | nieman nesagen | „ | niemanne sagen |
| $94_{21}$ | tüge | „ | tuͥge |
| $97_{21}$ | sîner barmunge | „ | sîn erbarmunge |
| $99_{35}$ | chomen ime aue | „ | chomen aue. |

Die Unzuverlässigkeit des Massmannschen Druckes ist damit in recht grelles Licht gesetzt. Es fehlen ihm mehrere Verse, der Text weicht fast in jeder Zeile von dem Hoffmann's ab; nur im Zusammenrücken und Trennen der Worte,

* Wie Diemer angibt, ich habe einen VIII. Bd. nicht ausfindig machen können.

was ich hier nicht näher angeben kann, hält sich Massmann genauer an die hs.

Die neue Collation merkt ferner an: In der hs. statt den nachstehend gedruckten Unterscheidungszeichen [bei Hoffmann] durchweg . (Reimpunkt), die Initialen gelb.

K. Milstäter hs. v. Diemer Genes. u. Exodus I p. I—III. 12. Jh.

Die hs. enthält Genesis, Physiologus (gereimt), Exodus, Vom Rechte, Von der Hochzeit, Vom verlorenen Sohn, den Anfang des Gedichtes vom himmlischen Jerusalem.

Physiologus, vom R., v. d. Hochz., v. verlorn. Sohn sind herausgegeben von Th. v. Karajan, Deutsche Sprachdenkm. des 12. Jhs. Wien 1846.

Genesis und Exodus von Joseph Diemer, 'Genesis und Exodus nach der Milstäter hs. Wien 1862.' 2 Bde.

Eine neue Collation war bei der bekannten Treue Diemers nicht nötig, doch ist die 'Uebersicht der vorgeschlagenen Verbesserungen, welche im Abdruck nicht erkennbar sind' I p. 165—168 zu berücksichtigen, wie auch die grosse Zahl der angegebenen und nicht angegebenen Druckfehler.

Charakteristische Unterschiede der hss., soweit sie sich in der Exodus zeigen, seien kurz notiert:

| W. | | K. |
|---|---|---|
| hête | — | hiete 1218 (1217 in K) u. ö. |
| aue | — | auer, gewöhnlich abir 1157 u. ö. |
| meget | — | muget 1282 (v. Anm.). |
| sg, sc | — | sch. sculn — schuln etc. 1208 1278 u. ö. |
| Adv. -lîche | — | -lîchen fast durchweg. |
| Comp. -ere | — | -ôre (bezzir 1304). |
| doppelte Negation | — | einfache Negation. |

Die Behandlung der Negation beider hss. ist in den Kreis der Dittmar'schen Untersuchung gezogen (Ueber die altdeutsche Negation *ne* in abhängigen Sätzen Zacher Z. Ergänz. bd. 183—318); vgl. W. Wackernagel in Fundg. I 269—306. Die Mhd. Negationspartikel *ne*.

Die vorhandenen oder herzustellenden vollen Flexionen stellt Vogt P. u. B. II 273 f. zusammen.

Ueber ariheit 1161 vgl. Weinh. BG. § 20, irgaben Mhd. G. 42.

Die dialectische Färbung in K bespricht Diemer I p. XVI.

Die Uebergangszeit, aus der das Gedicht stammt, zeigt sich neben den Flexionen am deutlichsten in der Entwicklung des Umlautes bei â, vgl. Weinh. BG. § 34, 42: Dem Umlaut des â wird im 12. Jh. vielfach Widerstand geleistet. „Schreiber guter hss. (Milst.) suchen sich der Neuerung anzuschliessen“ vgl. Denkm.[2] Anm. zu XXXI 1. 9.

Ueber den Consonantismus ist im wesentlichen dasselbe zu sagen, was Scherer Zs. XXIV 432 zum Memento mori angibt: „Der Buchstabe k kommt in seinem Schreibsystem sonst nur nach s, und besonders vor e und i vor; mhd. k ist durchweg durch ch vertreten, mhd. g durch g, im Ausl. vor Consonanten und am Versende c“ (in der Exodus gewöhnlich ch).

Die Stellung der hss. macht keine Schwierigkeiten (vgl. Vogt a. a. O. 271—73), der Text der älteren hs W erweist sich auf Schritt und Tritt als der ursprünglichere; aber in den Versen 114, 292, 464, 510, 531, 639, 642, 857, 868, 873, 948, 1064, 1144 und vielleicht auch 169, 298, 346, 501 steht K dem Original näher; es ist deshalb eine gemeinsame Vorlage W K anzunehmen, die höchst wahrscheinlich nicht selbst das Original des Gedichtes war (Vogt 281).

Da nun die Genesisumarbeitung in K nach Diemers einleuchtender Annahme (I p. VII) wegen der Investiturstelle vor 1122 entstanden sein muss, da die ganze hs. K, von éiner Hand geschrieben, sicher aus dem XII. Jh., die Wiener sogar sicher aus der ersten Hälfte desselben herrührt, so ist die Entstehung des Originals mit Sicherheit spätestens in den Anfang des XII. Jh. zu setzen; weil nun mit Wahrscheinlichkeit der Schreiber von K selbst für den Verbesserer seiner Vorlage zu halten ist, der an der Exodus begreiflicherweise nicht soviel zu ändern fand als an der Genesis, so rückt auch die Bearbeitung K in éin Menschenalter mit dem gegebenen Datum 1122.

---

Anm. Pniower hat, wie ich in seiner Diss. sehe, als erste These, den Beweis führen zu können geglaubt, dass der Milst. Genesis „nicht wie Diemer und Vogt meinen, eine der Wiener Genesis nahestehende

Die philologische Litteratur über die Exodus, abgesehen von ihrer Erwähnung in Gesammt-Darstellungen, beschränkt sich auf:

Diemer, Genesis u. Exodus I, Einleitung.
II, Anm. u. Glossar.

Bartsch, Bibliogr. Uebersicht des Jahres 1862. Germania VIII 247—52.

F. Bech, Zur Genes. u. Exod. Germ. VIII 466—82.

Diemer, „ „ „ „ „ „ 482—89.

Bartsch, „ „ „ „ „ IX 213—217.

Scherer, Geistl. Poeten. Q.-F. I. Exodus p. 70—77.

F. Vogt, Ueber Genesis u. Exodus in P. u. B. Beitr. II 271—287, 312—14.

Ueber die historischen Verhältnisse, die für hss. und die Werke selbst in Betracht kommen, unterrichtet:

Diemer, Einl. zu Genes. u. Exod.

„ Einl. zu den Ged. des XI. u. XII. Jhs. Wien 1849.

Scherer, Q.-F. I p. 62—69.

---

hs. zu Grunde liegt, sondern W selbst". Ich kenne seine Beweisgründe nicht. Da aber für die Exodus, aus den angeführten Stellen nachweisbar, W nicht die Quelle von K ist, und da W von éiner Hand geschrieben ist (Diem. I p. III) und ebenso K (Diemer I p. II drückt sich unklar aus, doch ergibt es sich schon aus der consequenten Orthographie), da endlich in beiden hss. die eigenthümliche Reihenfolge Genesis-Physiologus-Exodus statt hat, so scheint mir Pniowers Hypothese unhaltbar.

## REIM.

Ueber den Reim in der Exodus handelt Vogt, P. u. B. Beitr. 2, 276—79. Da meine Zusammenstellungen wesentlich von den seinen abweichen, so lasse ich sie hier folgen:

### STUMPFER REIM.

Folgende Assonanzen finden sich:

#### I. Vocal. genaue, conson. ungen. Reime.

1. Einfach conson. Schluss.

liq. : liq. m : n; im(e) : in 169. vernam : man 323, 1337. san : Sephoram 399; ebenso 470, 687, 831, 895, 1219, 1235, 1735, 1787, 1801, 1923, 1967, (2229), 2279, 2637, 2961, 3007, 3037, 3093, 3173, 3291, 3305. m : l; saim : teil 529, vile : ime 995. heim : heil 1297. n : r; tenen : here 665, gescehen : sweher 823. sêr : begên 2825, ane : are 2903. n : l; zwein : heil 1267, 1833, nehein : unheil 2299, al : man 2369, 2403. — Spir. : Spir. ch : s; ſach : waſ 187, 233, 2675. ch : z; zôch : grôz 735. z : f; ûz : ûf 2687. inthiez : intslief 41. — Med. : Med. g : d; tage : ſcade 1661. g : b; tage : habe 2737. — Ten. : Ten. p : t; wîp : strît 357; diet : liep 967, 1633, 2039, 2365; wîp : zît 419, 2613, : chuît 2761; liup : liut 1889; stat : grap 3123; huop : muot 2987. t : k; wert : werch 989, 1123; tach : stat 2323. p : k; huop : truoch 2153, gap : tach 2159; grap : lach 2945. — liq. : muta g : l; tage : zale 1083. n : p; ſîn : lîp 1693. l : b; wole : lobe 2010. r : g; geware : tage 2471; dulttage : scare 2593. m : b; lobe : chome 2813. m : g; tuge : frume 791. n : g; bane : chlage 3113. — spir : muta, k : f; genuoch : wuof 1740. — liq. : spir. n : v; gedone : hove 1487.

2. Einfach. Cons.: Conson.-verbindung.

gleicher Cons. ht : t; brâht : rât 185. nieht : diet 189, 983, 1525, 1799, 2695, 2749. naht : bat 1437. ft : t chraft : stat 1379. (rt : t; mort : ervollôt 701. mort : tôt 2699. ort : gewierôt 2891.) lt : t; solt : gebot 1463. nt : t; hânt : wât 2377. nch : ch; dinch : gewaltich 2227. rn : n; varn : getân 1977, : hân 1575. geborn : Aarôn 1183. — Verwandt. Cons. ht : p; nieht : liep 279. naht : gap 3163. ft : k; wuoft : genuoch 925, 1097. ft : p; botscaft : ergap 2871. ht : k; naht : slach 1029, 1811, 2527. naht : tach; 1565, 2285, 2503, 3167, 3193. naht : mach 2277. hs : z; sahs : baz 1413. rp : k; erstarp : tach 447. nch : t; ergiench : versciet 61, : diet 435. nt : p; gestuont : huop 275. lt : k; manicvalt : tach 455. rt : b; Oreb : wert 957. nt : k; bestuont : genuoch 1901. lant : slach 2653. mn : l; vernomen : wol 2601. ln : m; verholn : bechom 211. rn : m; geborn : bechom 423. varn : vram 655, 951. — Unverwandter Cons. nt : f; gestuont : ruof 1925. lp : n; halp : obenan 2553. — Einf. Cons. : ersten Cons. d. Verbind. st : s; bist : Pharaônis 1197. ht : ch; nieht : siech 1033. r : rn; gebar : parn 205.

3. Consonantenverbindungen.

gleich + ungleich, nch : nt; iungelinch : chint 255. dinch : chint 265, 875, 2603, 2615, 3141, 3147. lanch : hant 1273. sint : dinch 2949. gedwanch : hant 1321. rch : rt; werch : wert 989, 1123. lf : lt; gelf : velt 3077. lch : lt; scalch : gewalt 2803. rm : rn; arm : barn 2697. — ungl. + gleich nt : lt; hant : manicvalt 1205, 3281. lant : gewalt 1585, 2017, 2169, 2343, 2389, 2529, 2855. gesant : gewalt 945. hant : gewalt 1993. lant : manicvalt 2271. rt : lt; swert : gezelt 1343. ft : ht; chraft : naht 1079. nt : ft; stunt : luft 1729.

4. Voc. : Voc. + Cons.

n. 1silbig. zuo : tuon 173, 751. vruo : tuon 311. sîn : sî 2459. enzwei : bein 2501. wê : zirgên 2683, 3105. 2silb. obe : vernomen* 511. gote : boten 1223, 1227, 1777, 2649.

* Der Einfachheit halber sind hier auch die consonantisch doppelt ungenauen Reime angeführt.

lobe : bogen 1349. vanen : bane 3041. Infinitive var(e)n : sage 537, : gare 1013, : tage 1593, 1649, : habe 2051, : dar 2607, : chlage 3267, : same 3297. haben : rabe 157, : name 417; : scade 2331. here : erwegen 571, : tenen 665, : enbern 1229, : erweren 1485, 1553. sagen : vare 587, 611. biten : site 675. geben : anelege 681, : weme 1073. nemen : wege 869. vehe : leben 1655, 1687, 1845, 2533, : gescehen 1721, 1815, 2705, : triben 1855, : gegeben 2717, : geben 2837. bewaren : gare 1863, 2021, : vare 2547. tage : verdagen 2014, : tragen 411, : unerhaben 2573, : haben 2577. verdagen : ane 2071. digen : hine 2209. sage : verdagen 2789. dare : begraben 2943. — l. enzwei : heil 3183. — r. vehe : sweher 459. sâ : wâr 3243.

5. Eine Silbe : 2 verschleifb. Kürzen.

bechoret : nôt 69. bechom : verholen 211. nam : penamen 257, : namen 881. chonen : sol 401. chnaben : gersan 413. lussam : namen 425. ane : bran 467. habent : gewalt 523. namen : getân 525. varen : fram 655, 951, : man 3027, : nam 223. varet : hant 673. man : tage 1667. chom : lobe 1763. vehes : des 2401. wol : verdolen 2513. habet : vart 2715. heven : mer 2973. ire : mir 3003. reitwagen : gân 3211. Ungenauigkeiten: reder : sweben 3271. geboren : chomen 799. hagil : erslagen 2075. zagel : haben 709.

II. Vocalisch ungenaue Reime.

â : a (vgl. Deutsches Heldb. I p. VIII, XLVIII; III p. XXI). man : getân 719, 1577. began : getân 319, 1113. gân : man 1625, 1981. man : hân 2827. stât : stat 491. î : i (vgl. a. a. o.). mîn : in 667. mich : gelîch 745. in : sîn 1179, 1185, 2971. misselîch : mich 2183. ô : o; dô : erchomenlîcho 543. got : tôt 1059. got : Sochôt 2753, 2957. i : e; mite : tete 3179. a : o; nieman : chom 2229 [chwam?]. man : chom 3259. ie : î; wîp : liep 259. uo : ô; (vgl. DHB I p. IX). dô : zuo 245, 369, 1569, 1793, 2301, 2359, 2427. tuot : nôt 395. ordenôn : tuon 1199. guot : nôt 1827. armuot : geringôt 2381. tuon : vîerôn 2587. tuon : wîsôn 619. uo : o; got : muot 2927.

III. Vocal. und conson. ungenaue Reime.

mort : tôt 2699. gebôt : mort 147. munt : gezimberôt 774. Orêb : wert 957. Aarôn : geborn 1183. huop : nôt 1675. huop : got 1871. urloup : got 2053, : weizgot 2081. vernam : chomen 2627. sarwât : vart 3071. man : chom 3259 [chwam]. brâht : nôt 3119.

## KLINGENDER REIM.

Nach meiner Zählung sind unter den 1658 Reimpaaren der Exodus 900 klingende Reimpaare, zu denen noch 33 klingende rührende kommen. Darunter sind 182 mit überschüssigem n der einen tieftonigen Silbe, überschüssig nt nur in W 631 (grôzze : bestôzzent, K bessert bestôzzet), nt : t 747, 749, 2029, 2067, überschüssig t in unnuzze : gespizzet 3227 und K 631 (wie auch in dem hochton. : tiefton. Reim pharaônis : ist 2395), r in leibe : neheiner 3269. Die unverhältnissmässig grosse Zahl der Reime wie lôse : chôsen zeigt an, dass hier nur eine graphische Ungenauigkeit des Reimes vorliegt, gesprochen war der Reim genau, das n in der That abgefallen (Weinh. Mhd. Gr. 215. B. Gr. 167). Ebenso wenig werden wohl slangen : langem (1239), pharaônem : vrônen (1362) als ungenaue Reime angesehen werden können. Denn wie weit die Abschwächung der tieftonigen Endsilben bereits in der Exodus vorgeschritten ist, beweist am besten, dass unter den 900 klingenden Reimpaaren sich schon 369 (darunter 87 mit überschüss. n) nach heutigem Begriffe genaue Reime finden, in welchem Vocal der Stammsilbe, folgender Consonant, Vocal der Endung und beziehungsweise Schlussconsonant gleichlauten. Dieser Zahl am nächsten stehen, was ebenso bezeichnend ist, die 208 (darunter 48 überschüss. n) Reimpaare, in welchen die beiden Vocale und beziehungsweise der Schlussconsonant gleichlauten, aber der Schlussconsonant der Stammsilbe oder die hier stehende Consonantenverbindung mehr oder minder differiert; häufig handelt es sich dabei um nahe verwandte Consonanten oder Consonantengruppen, wie in unheile : gemeine 2073, gelouben : scouwen 2047, holden : erbolgen 2143, häufig auch um entferntere wie in boumen :

gelouben 2191. Von Consonantenverbindungen reimen besonders häufig nn : ng (z. B. barmunge : sunne 2219), von einfachen die Liquiden wie auch die Medien willkürlich unter einander. Bedenklicher, nur durch die berechtigte Annahme eines sehr guttural gewordenen r (Mhd. Gr. 213) zu rechtfertigen ist der Reim pharaône : zorne 2425. Dagegen ist gerihte : Egipti 2537, was den Auslaut betrifft, wohl nur graphisch ungenau.

In 191 (darunter 30 überschüss. n) Fällen lauten nur stammschliessender Consonant (bezw. das t der schwachen Flexion), Flexionsvocal und bezw. ausl. Conson. gleich (Vogt bezeichnet dies als gleichen Anlaut tieftoniger Reimsilben), hierunter sind die Reime wie diete : nôte 9, wâren : vuoren 43, getwalten : zimberôten 113, vorhten : habeten. Besonders daraus hervorzuheben sind die häufigen Reime, in welchem Stammvocal â auf ô reimt (die im DHB I p. XLVIII f. besprochen sind) wie genôte : spâte 3079 : stâte 134, und die mannigfaltigen Reime auf das beliebte zewâre (: chôme 3129, : bezzôre 3133, : môre 3255 u. ö.). In 3 Fällen stimmen die Endungsvocale nicht überein, 525 egypto : gewalte (K bessert Egiptinlante; hierzu vergleiche, um dem Werthe dieses o gerecht zu werden, 2788 scône : ze Moys*i* unde ze Aarôn*e*), 1135 grôzziu : lâzen, was die Schwäche des *iu* stark hervorhebt, und 251 tâti : hête W, haete K (oder ist *habeti* anzusetzen? Müllenhoff ändert Denkm. XXXI $2_5$ getête : hête in getâte : hâte).

Hieran reihen sich 110 (darunter 20 überschüss. n) Reime, in welchen Stammvocale und die folgenden Consonanten mehr oder minder verschieden sind, nur der Endungsvocal und bezw. der Schlussconsonant gleichlauten, wie in handen : gewunnen 57, erchénnèn : fromedè 73. Ich habe auch 397 willich : gnâdich hierzu gezählt. Gleichlaut gewichtigerer Flexionsformen als der Infinitiv nähert solche Reime den stumpfen, gehôret : erhertet 659, ebenso die vollen Flexionsformen in K, redenon : triuwon 807, minnon : anderon. Hiezu kommt noch der Wechsel zwischen m und n, pharaônem : holden 2363.

Weitergehende Ungenauigkeit des Reimes, indem nur die Schlussconsonanten gleichlauten, ist in 509, liutes : pharaônis und 1789 dannan : unwillen, welch letzteres vielleicht auf Kosten des Schreibers von K zu setzen ist.

Weder in Voc. noch Cons. genau sind die Reime: 153 Fúà : triuwe (triuwen K) oder ist Dat. triuwa belegt? 639 Gêrêsêum : lôn (W schreibt allerdings iereseon gegen seine eigne Schweibweise in 533, aber diese Form ist nicht zu belegen. (Vercellone Var. lect. 191 f.)

Einen Uebergang zum rührenden Reim bildet die (im DHB I p. XLVIII besprochene) „alterthümliche Freiheit, die bei Gleichheit der Consonanten gerne Verschiedenheit der Vocale zuliess“, so die äusserst häufigen Reime lande : ellende (z. B. 625, 1171, 2635, 2819, 2941, 3299) und antwurte(n) : worte(n) (307, 685, 2315, 2859, antwurte : worten 979, 1065, 1195, 2089) und auch andere, chenne : chunne 79, liute : lûte 2679, herte : harte 1333. Andrerseits gestattet sich der Dichter bei gleichem Vortonconsonant und gleichem Stammvocal den Reim bei etwas verschiedenem Nachtonconsonant in hertuom : tuon 2221, dorfe : bedorfte 2297, einôde : nôte 3127.

Rührender Reim findet sich bei klingendem Ausgang auch in der Exodus besonders bei *-lîchen*; vrôlîchen : minneclîchen 365, gelîche : samelîche 1243, : inneclîchen 2585, êwichlîche : sâlichlîche 2605; sonst häufig bei *-nôte*; dienôten : nôte(n) 1323, 3135, genôte : regenôte 1881, gruonôte : genôte 2193.

Die übrigen Fälle sind: gewâre : wâre (esset) 463. menniskheite : gotheite 505. verwizzen : wizzen 1759. luginâre : truginâre 2245. nôthhaft : dienesthaft 2255.

Durch rührenden Reim bei stumpfem Ausgang gebunden ist auch zumeist *-lich* (*lîch*) 81, 225, 711, 1011, 2905, 3207, ausserdem, tagedinch : dinch 1403, 1417. susgetân : undirtân 2007. guot (Subst.) : guot (Adj.) 2065. ture : ubirture 2483. sîn (suum) : sîn (esse) 2853. Dazu die nicht genauen stat (locus) : stât (stat) 491, nam : namen 881, : penamen 257.

Auch unser Dichter, wie man sieht, fühlt sich im Recht, wenn die gereimten Silben verschiedene Bedeutung haben

(Grimm, Gesch. d. Reim. 531). Bei dieser Zusammenstellung ist als natürlich vorausgesetzt, dass Consonantenverbindungen vor der Hebung als einfache Consonanz gelten, dass daher Reime wie twellent : chwellent 2067, drâte : gerâten 2083 nicht als rührend zu fassen sind. Auch in Reimen hochtoniger Silben auf tieftonige findet sich rührender Reim; des : ellendes 1147, : landes 1511; nôt : gewarnôt 1865.

Gleicher Reim findet sich: ist 603, dir 721, sîn 249, sî 2019, in 2963, 3165, was W 209.

Hochtonige Silbe : Tieftonige.

sâ : wîlâ 485 (die hss. bieten wîle W, wîle dâ K). snê : miselsuhte 737. wê : sêre 1019. vollen (l. vollon?) : gewon 1043. wizzen (l. wizzan) : began 1225. iu : neheiniu 1501. (in) des : ellendes 1147, : landes 1511, : zambres 1749. : moyses 2215, 2355. wizzist : inist 1817. iuwich : mich 2205. silberîn : in 2373. pharaônis : ist 2395. sîn : menegîn 2479. phasê : mê 2521. chom : enphangen 389. scûr : gemischtiu 1883.

Noch nicht tieftonig werden die vollen Flexionsendungen behandelt, der Vocal schwankt aber zwischen Kürze und Länge: ervollot : gebôt 237, : gebot (Subst.) 1941. nôt : beroubôt 683, : gemêrôt 1055, : geledigôt 1127, 373, geminnerôt 1075, : gezuhtigôt 1335, : gewarnôt 1865, : gesundôt 2203. got : verwandelot 715, : erwettot 1143, : eroffenot 2325, 1251, 1293. tuon : ordenôn 1199, : vîerôn 2587, : wîsôn 619. man : gewinnan 2409. wort : ervollot 701. munt : gezimberot 773. lôn : dienôn 2253, 2867. Namen, Belsephôn : herbergôn 2977, : scouwôn 3091. Pharaôn : volgôn 3087.

Zur Aussprache von hêrre, hêrren ist zu bemerken, dass es nur éinmal auf verre (2998) reimt, sonst durchweg in den zahlreichen Fällen noch auf ê + einf. r (êren, sêre, chêren häufig, bezzêre 767, richtaere 309, die übrigen Reime sind hôre 2005, êwen 1221, wâre [esset] 1773, zewâre 1690, vorderône 724, pharaône häufig). vîant reimt in gleicher Weise wie wîgant auf lant 2621, 3009, 3023 (vîande : besande 3275). Die Reime, in denen die Consonanten einfach vertauscht sind, gehören der Sprache, nicht dem Dichter an, gegene : menege 3019 u. ö. wagene : manege 3231, 3263, bilede : edele 717.

Ueber die Reime: nemen : giezzen 753. vernemen : heidene 1529 (Verdoppelung des *m* vgl. BGr § 138). varen : bringen 1017 (ebda. § 36). manne : gescade 1937. mâre : altere 2119, und die häufigen des Comparativsuffix -ere (-ore K) auf hêrre, êre, wâre hat Vogt p. 278 gehandelt (vgl. Vogt p. 247 und Pniower 31, 51 dagegen). Ueber die 3silbigen Reime máchotè : habete u. s. w. vgl. Scherer p. 74.

Kunstvolle Reimverbindungen finden sich nicht. Dreireim kann 2121 f. durch Theilung des verlängerten Schlussverses hergestellt werden, doch ist die Lesart K anzuzweifeln. Reimhäufungen finden sich, zumal bei klingendem Ausgang, nur allzu oft, denn sie sind bei den anzunehmenden Reimfreiheiten unvermeidlich; sie sind aber, wie auch die chiastische Reimstellung nicht als Kunst, sondern als Kunstlosigkeit aufzufassen.

---

## VERSKUNST.

Wenn Bartsch-Koberstein I[6] 107 angibt: „Die ganze Rohheit des altdeutschen Versbaues gewahrt man in der Bearbeitung mosaischer Geschichten, die ihrer ursprünglichen Gestalt nach sicher dem Schluss des XI. Jh. angehört. Von eigentlichem Rhythmus kann darin kaum die Rede sein" — und damit die Exodus mit einzelnen Theilen der Genesis auf gleiche Stufe stellt, so ist dies ebensoweit von dem Thatbestand entfernt, als wenn man — was Niemand gethan hat (Scherer 71) — eine besonders kunstreiche Form dem Gedichte zusprechen wollte. Darüber, dass der Dichter das Princip der vier Hebungen hatte, kann unter solchen, die das Gedicht gelesen haben, nicht gestritten werden, höchstens darüber, in wie weit es ihm gelungen ist, das Princip durchzuführen. Dass die Exodus in Vers und Reim sorgfältiger gebaut ist, als die verwandten Gedichte, drängt sich auch schon dem Leser auf, aber freilich sind auch hier alle die metrischen Freiheiten noch im Gebrauch, die für verwandte Gedichte erkannt und festgestellt sind (Roediger für Genesis 1. Thl. Zs. XVIII 288, Schröder für das Anegenge Q.F. XLIV 12 ff., Pirig für die jüngere Judith p. 60 ff., Pniower für den Noe der Genesis Zs. XXIX 44 f.).

Vier Hebungen klingend:

hêrre gehuge wole waz dû sprâche 21.
die rede dû noch ie wâr lieze 22.
ime ne wurde nieht for verborgen 28 (*for* streichen?)
fuòren ze heidnisker diete 48.
daz iz der ebreisken chinde wâre 244.
erne rafstin mit slegin swâre 281.
des erbalch sich Môyses zewâre 282.
des vrowete sich der vater guote 421.

eliezer sol man dich nennen 427 (eliezèr?)
dise rede Môyses gehôrte 501 W.
er ne wesse waz diu rede wâre 1234.
daz wazzer ich damite ruore 1275.
wande sîn herze was bevangen 1331.
die die sîne wolten verstôzen 1756.
die sich skieden von des chuneges chnehten 1850.
dû tuo sô ich dich lêre hiute 2263.
erhabenes nieman niene vinde 2576.
gelobet sîst dû got der riche 2632.
si wolden ez pachen in dem viure 2736.
ze Môysi unde ze Aarône 2788.

Fünf Hebungen stumpf sind nicht anzunehmen, dû vergibist grôze sculde dâ dû wile 12, streiche *grôze*; si behielt iz wole wande iz was ire liep 260, streiche *wande*; vil grôz was dér wuof únde ir chlage 3268 ist nicht ungewöhnlich. Schwierigkeit macht, si roubeten die heidiniske diet 2749 wenn man nicht *roubetèn* lesen will.

Ueberladener erster Fuss (vgl. Scherer Geistl. Poeten I 71, II 18, Vogt Salm u. M. p. LXXXV) ist sehr häufig, doch nicht überall sicher, da theils die hss. von einander abweichen, theils Apokope, Syncope etc. möglich ist:

26 K, 60 K, (70 muosèn?) 80, 214, 234, 240, 253 W, 255 (Scherer p. 72?), 279, 371, (385 îlẹt?) 417, 449, 490 (577 waich?) (612 altìsten?) (925 hôrtẹ?) 1002, (1127 lîdènt?) 1322, 1422, 1705, 1995, 2003, 2079, 2133, 3135, 2274, 2338, 2354, 2368, (2505 Vogt p. 281 *es*) 2536, 2567, 2685, 2739, (2742 *nieht* streichen?) 2743, 2776, 2842, 2925, 3122, 3216, 3230, 3282, 3286.

An andrer Versstelle ist nur in folgenden Versen leichte zweisilbige Senkung nicht zu vermeiden:
die boten chômen ime aue zu 1260.
ir bittet got daz er sînen zorn 1394.
gotes rîtere wâren si wilde 1482.
unde allem sînem gesamene (sîme?) 1664.
daz unsir quartir muozen wir haben 2332 (muoz?).
si wâren gevazzet in allen vlîz 2925.

die juden sprâchen ze Moysê 3115.
daz gescah umbe die hanchrât 3201.

463 dô erscain ime got der gewâre, will Vogt *der* streichen, ich ziehe vor, *got zewâre* zu lesen. In 'zuo der himelisken Jerusalem' 3301 ist *Jerusalem* 3silbig, wie häufig im mhd. und wie M. Engl. Regel ist (ten Brink, Chaucers Sprache und Metrik § 263), die Vor. hs. schreibt Diem. Ged. $361_3$ iersl'em, $107_{15}$ hiersalem.

Ueber die verlängerten Schlusszeilen v. Vogt 280.

Zweisilbiger, auch schwerer Auftact muss häufig angenommen werden z. B. 867, 2152, 2453, 2579, 3048, dreisilbiger nur 212 und 2008 bei der Negation, daz iz ne, durch waz ne.

Verse von 3 Hebungen kommen nicht vor, wenn man alle Freiheiten der Uebergangsperiode in Betracht zieht: Die Senkung darf fehlen an jeder Stelle des Verses, úber únmánige tâge 411, got dínes váter bín ích. Die Freiheit, die Otfrids I. Buch auszeichnet, bespricht Scherer p. 73: Nach langer Stammsilbe trägt die Abl.- oder Flex.-Silbe die Hebung ohne dass der nächsten Silbe eine Senkung vorhergeht; die vorkommenden Fälle sind 298, 770, 1867, 2044, 2162, 3045, 3203.

Sehr häufig steht der Artikel ohne folgende Senkung, des liutes daz ist mîn, die Pronominalform *es* in *noh erlâzzes mich* 790 (Scherer 73 f.); *ez giench Moyses* 2215 ist aber zu ändern in *ûz g. M.* vgl. Anm.; 1609 ist jedenfalls *ez newas* zu lesen, was Scherers *ze niuwehte* nicht ausschliesst; die von Scherer angeführten Verse K 150, 33. 160, 1 hindir uns bestât (2335), mêre entrinnen (3014) müssen, ganz abgesehen vom Versbau, geändert werden in 'hindir uns nebestât, mêre nieht entrinnen'. So bleibt nur *ir bruoder ir* 1700 zweifelhaft, weil die Position fehlt, die Scherer a. a. O. zur Erklärung ähnlicher Fälle benutzt.

Synaloephe. Von Hebung zur Senkung: tâte iw 1, vore inthiez 41, ubele ergiench 62, peche unt 216 u. ä. 233, 307, 363, 450, 458, 481, 482, 544, 570, 599, 652, 673, 685, 712, 756, 765, 789, 833, 1152, 1183, 1221, 1254, 1284, 1312 W., 1317, 1448, 1459, 1579, 1585, 1614, 1910, 1941, 1967, 1972, 2363, 2490, 2533, 2634, 2699, 2706, 3184.

Von Senkung zur Hebung: gnâdône ist 11, muosen si alle 60, muosen si ingelten 72, u. ä. 107, 334, 1230, 1528, 1764, 2825, 2960.

Synicese natürlich sehr häufig; ich merke nur an ísrahelísken 9; Verschleifung zweier Worte oder Wortbestandtheile: tâte den 25, hazze bechoret 69, u. ä. 166, 188, 205, 236, 321, 341, 479, 522, 693, 1033, 1305, 1623, 1628, 1841, 2579, 3233, ze der 2276, 2284, 2685. i an Stelle tonlosen mhd. e verschleift (besonders in K): manigen, chunigen 65, 138, 447, 523, 942 u. ö. magide 152, verchlenite 217, esile 1643, vatir 426, wênige 1408, chunftige, maennigelîches 2178, himile 956 W.

Syncope. zwâre neben zewâre in K gewöhnlich (v. 1371); erhabenz 2579, wizzęt ir 1391; falsche Schreibung nur ist 2832 iemens für iemannes (: chunnes).

Apokope. undę (auch *und* vor voc. und cons. Anlaut geschrieben 59) neben unde, vil neben vile, als neben also; Dativendung -emę neben -em durchweg. irę 642, imę oft. e des schwachen Praet. apokopirt in den hss. vor Voc.: machot in 407 K, wolt iedoch 1256 W, wolt iz 322 W, 329 WK, wolt er 444, vorht er K; endlich wand er 332 W, rechtę waz 91 (?).

Proclise nur *ze* zu voc. Anlaut. zeinem 1702, 2828, zeiner 204 K, 220 K, 401 WK, 703 WK, 1411, 1556, 3120, zuo zime 851, zime 1264 W, 1436, 3308, zêrste 2839, zallen, 1301, 2073, 2870, 2996, zaller 900, zire W 1250, zir 2899, 3062.

Enclise von *es* und *ez*, ichs 2184, dichs 2047, dichz 2014, 2115, dirz 3129, wirs 2335, irz 3004, sis 446, habens 2059 u. ö.; fast nur in K.

Krasis deiz 1270, deist 1644, waich unsicher 91, 577 (zu Denkm. XLIV 1, 6) neizwaz 761 W (neweizwaz K), in der Senkung: si in 740, du in 818.

(Eigentlich zum Stil gehörig ist das einzige Enjambement: so cheret ez sich zesamene sâ | widir, daz ist al wâr 3243).

Vorschläge zu stärkeren Kürzungen macht Scherer a. a. O.

Wie frei der Dichter Verse baut, mag die Zusammenstellung zweier Paare darthun:

uber die wazzer ioch die bache 1368
uber die moser elliu 1369
daz ime got unde Moyses gebôt 1474
daz ime got gebôt 1630.

---

## EXCURS.

Die häufigste Störung des Verses bringen die Einleitungsformeln der directen Rede, *er chot* etc. mit sich. Scherer p. 72 bemerkt schon „Nur die Einleitung der Rede durch *er sprach*, *er chot* u. ähnl. scheint manchmal ausserhalb des Verses zu stehen," und Vogt 281 f. „Besonders häufig kommt es vor, dass die Worte *er chod*, *er sprach* u. s. w. vom Schreiber hinzugefügt sind und unnöthig den Vers verlängern; oder, wo sie dem Urtexte angehörten, da scheinen gerade sie das Vorrecht zu haben, den Auftact zu überladen; verhältnissmässig selten kommt es vor, dass eines dieser Wörter eine Hebung trägt."

Diese Frage soll näher ins Auge gefasst werden.

Es sind 3 Arten, die Rede einzuleiten, in der Poesie vorhanden:

1) Der einleitende Satz umfasst eine ganze Verszeile oder einen Halbvers:

*τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς·*
Inde toro pater Aeneas sic orsus ab alto:
Beówulf maðelode, bearn Ecgþeówes (1474):
sprak im listiun tô
mildlîco for theru menegi: (Hel. 3572)
gab er gomilicho in antwurti iogilicho:
Hadubraht gimâlta, Hiltibrantes sunu:
Da versetzte der Wirth mit männlich klugen Gedanken:
(Herm. und Dor.)
sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Und er mit wildem kreischend lautem Lachen: (Chamisso)

2) Die Rede wird ohne jegliche Einleitung direct gegeben, und vom Zuhörer vorausgesetzt, dass er wisse, wer spricht.

Hohes Lied, Horaz Satiren, Heliand, Christus u. d. Samariterin, Erlkönig, Volkslied und die Dichter die es nachahmen (Chamisso).

3) Der Anfang der Rede wird durch ein einzelnes Wort bezeichnet: inquit, quad, er sprach, fait-il etc.

Man gestatte für diese drei Arten die Bezeichnungen

epischer Eingang
dramatischer „
parenthetischer „

In jeder originären Litteratur sind die beiden ersten in der Poesie uralt, die dritte jünger.

Die parenthetische Einführung kann mithin aus dem epischen durch Verkürzung oder aus dem dramatischen durch ein Hinzufügen entstanden sein.

Den epischen Charakter zeigen deutlich noch z. B.

Allor, come di mia colpa compunto
Dissi: (Inferno X 109)
Gode thankôdun the sîn beidôdun
Quâdhun al: (Ludw. l. 29 f.)

Andrerseits wird der dramatische Eingang oft gemildert dadurch, dass die Erzählung eine Rede der Person erwarten lässt:

Und Gutweib sprang auch froh heran
Drei Sprünge als wäre sie reich:
„Du Gutmann sprachst das erste Wort
Nun riegle die Thüre gleich."
(Goethe.)

oder dass das Verbum ein „Sprechen" enthält:

Pfui, speit ihr aus: Die Hure da.
(Goethe.)

Oft aber auch wird die redende Person ausserhalb des Verses notiert; bereite Beispiele: Goethe's Der Wanderer (Gott segne Dich junge Frau), Chamisso's „Recht empfindsam", Lebenslieder und Bilder (besonders Nr. 15). Selbst in Prosa war es manchen Dichtern bequemer im Dialog die Personen zu bezeichnen.

Die Frage ist nun: Hat sich auch unorganisch aus dieser Notierung des Beginnes der Rede der parenthetische

Eingang entwickelt — haben wir poetische Werke in denen factisch der Uebergang noch nicht stattgefunden hat — wie hat sich die Textkritik in solchen Fällen zu verhalten?

Für den Heliand ist die Frage nicht neu:

Rieger, ZZ. VII 58 Anm. sagt vom Dichter: Nur muss er sich aushalten, dass er von sämmtlichen quađ, quađ he, quađun sie, ein für allemal freigesprochen werde. Seine Hörer bekamen sie nicht zu hören und wir würden sie nicht lesen, wenn das 9. Jh. den Gebrauch der Gänsefüsschen gekannt hätte"

und Sievers dagegen Zs. XIX 62 Anm. „eine besondere Stellung innerhalb dieser Gruppe nehmen Formeln wie quathie u. dgl. ein, insofern sie überhaupt ausserhalb des Verses stehen (nur 3829, 5967 scheinen sie nothwendig zum Verse zu gehören). Sie werden gewissermassen erläuternd bei Seite gesprochen. Ob der Vortragende von ihnen mehr oder weniger Gebrauch macht, wird ebenso sehr von seinem Geschmack, wie von dem dem Grade der von ihm bei seinen Zuhörern vorausgesetzten Verständnissfähigkeit abhängen. Im Einzelfalle wird es also, namentlich bei auseinandergehender Ueberlieferung, schwer sein zu entscheiden, ob etwas und was von derartigen Formeln dem Dichter angehört. Sie völlig dem Dichter selbst abzusprechen, Alles derartige auf Interpolationen zurückzuführen, scheint mir zu weit gegangen . . ."

Beide Gelehrte stimmen darin überein, dass die betreffenden Worte nicht zum Verse zu zählen sind — das ist die Hauptsache.

Von Otfrid muss ganz abgesehen werden, er ahmt das inquit nach.

Einige andere altdeutsche Gedichte seien darauf hin betrachtet.

1. Hildeb.-Lied Ep. Eingang. v. 7, 14, 36, 45
   Dram. „ „ 35 (30, 49?)
   Parenth. „ —
2. Merseburg. Z. Ep. Eing. } v. 6.
   Dram. „ }
   Parenth. „ —

Christus u. Samariterin Ep. Eing. —
Dram. „ Alles.
Parenth. „ —

Ludwigsl. Ep. Eing. 25, 31, 47
Dram. „ 23 (29)
Parenth. „ —

Psalm Uebers. Denkm.[2] XII Ep. Eing. v. 3.

Dramatischen Eingang zeigen auch die carmina burana z. B. 104, 105ᵃ, 110ᵃ.

Andre Gedichte zeigen den parenthetischen Eingang sehr häufig, aber

Ezzo $1_{13}$ Denkm.[2] p. 373 „Der Schreiber hat müssig *dû spraeche* eingesetzt".

Gregor 1134 (ZZ. XVI 261) setzt die beste hs. falsch *er sprach* ein.

In Prosa: Wack. Rieger Ad.-Predigten XLVI 3 hat erst die jüngere hs. *er sprach* hinzugefügt; ich habe mich selbst in d. Karlsruher Bibl. überzeugt, dass die ältere [vgl. p. 385] S. Georg. die Worte nicht hat.

Ferner:

Vogt hat in seiner Salm u. Morolf-Ausgabe im Ganzen 30 Mal (wenn ich richtig gezählt habe) diese Worte in Klammern gesetzt, weil sie den Vers überladen. Eine grosse Anzahl findet sich daneben, durch deren Herauslösung der Vers besser oder wenigstens nicht schlechter würde. Vogt bespricht die Manier kurz p. CXL der Einleitung.

Das Jûdel (Sprachproben p. 107—12) bietet dramatischen und parenthetischen Eingang in wunderlich regellosem Durcheinander, aber durch die Parenthese wird der Vers überladen in 80, 94, 178, 180, 200, 210, 266, 354, 356, 361 (vgl. 270, 300, 340 u. 346).

In der jüngeren Kaiserchronik (Diem. Beitr. I) wird v. 51, 99, 127 der Vers überladen.

Die höfische Kunstepik braucht nach Belieben alle Eingänge im Verse (doch ist in Konr. v. Würzb. der werlde lôn Epischer Eingang 3 Mal 113, 116, 168, *er sprach* nur 150, *diu vrouwe sprach* 177).

Dieser Verlauf führt für die deutsche Poesie zur Vermuthung:

Deutsche Gedichte vor den höfischen Einflüssen, welche nicht wie Otfrids Werk voll lateinischen Einflusses sind, kennen im Allgemeinen nur den epischen und dramatischen Eingang; der parenthetische ist, soweit der Vers ihn nicht dringend verlangt, als förmliche Parenthese zu betrachten, sei es, dass sie vom Dichter, sei es, dass sie vom Schreiber eingefügt sei.

(Ich glaube, diese Kritik allein hätte Macpherson's Fälschung am Ossian erwiesen, nicht an der Comala, die geschickt dramatisch gekleidet ist, aber an den andern.)

Für unsern Dichtungskreis lässt sich von vornherein nur sagen, dass dramatischer Eingang bekannt (z. B. Vor. Mos. $36_{21}$), epischer vorherrschend ist (sehr deutlich in Schöpfung und Sündenfall der Genesis). Die Genesis kann bei ihrem freien Versbau für Kritik des parenthetischen nichts ausgeben.

Die Exodus aber bietet die Worte *er sprach*

sicher überladend: 795, 692, 1063, K (Anm.) 1391, 1426, 1541, 1781, 2083, 2317, 2441, 2727, 3037, 3147.
entbehrlich 699, 879 (vgl. 1636), 1911, 1931, 2039, 2125, 2203, 2221, 2835, 2861.
unentbehrlich 698, 789, 1169;
(dramat. Eing. 747, 831).

Für Sievers' Annahme spricht entscheidend, dass diese Worte auch innerhalb der Construction nicht gezählt werden v. 1233, 1457 (folgt indir. Rede) 1697, 2708.

Eine weitere Ausführung dieser Skizze behalte ich mir vor.

## DIE QUELLE.

Ueber die Vorlage lässt uns das Gedicht selbst nicht im Zweifel:

v. 17 ff.: dû gip mir dînen wîstuom,
daz ich muge wandilôn
mit tûtiskeme munde
der latînisken zungen.

und 35: Ein buoch, heizzet Exodus,
dar inne lesen wir sus.

Eine lateinische Uebersetzung des 2. Buches Mose hat der Dichter in's Deutsche übertragen — dies Resultat würde genügen, wenn wir die Gestaltung des biblischen Textes im 12. Jh. kennen würden. Hier hat die Theologie noch nicht vorgearbeitet. Jeder muss beisteuern was er kann.

Pirig (Jüngere Judith, Bonn 1881, Diss.) hat ausführlich schon für die jüngere Judith den Beweis erbracht, dass unsere Vulgata nicht die Vorlage sein konnte und hat (p. 3—12) nähere Verwandtschaft mit andern lateinischen Uebersetzungen dargethan.

Die folgende Untersuchung stellt zuerst die von der Vulgata abweichenden Lesarten unseres Gedichtes zu dem gesammten Variantenapparat, den Vercellone (Variae lectiones Vulgatae latinae bibliorum editionis tom. I, Romae 1860.) zusammengestellt hat und vergleicht hierauf diese Stellen mit den übrigen bekannten alten lateinischen Bibelübersetzungen.

Es kommen 11 Stellen in Betracht:

1) 43: Finve unde sibenzich wâren,
die mit iacobe fuoren.

Verc. I 5. erant igitur omnes animae eorum qui egressi sunt de femore Jacob septuaginta — Haec verba deerant in

Cod. B; lacunam supplevit secunda manus scribens: erant autem animae eorum qui egressi sunt de femore Jacob septuaginta quinque; praeter hunc codicem legunt septuaginta quinque codd. C, D, F, J, N*, O, S, T, U, V, Cas. 15, cod. memmianus aliusque apud Martianaeum, Bibl. Ven. 1482 in fol. cum notis Lirani, Rabanus (at non constanter), Bruno ast., Rupertus; item cum graeco Ambrosius et Cassiodorius . . . . At vero pro Vulgati lectione, praeter codd. A, G, H, M, R, Isidorum V. 359 et Bedam II. 286, IV. 365, stant cum sacro textu reliqui omnes veteres interpretes; immo Hieronymus graecam lectionem aperte reiicit . . . Hieronymi autem sententiam sequuti sunt plurimi ex latinis patribus post seculum VII . . .

Walaf. Strabus (Migne Patrologie C. XIII, 183) führt als Text 'animae — septuaginta' an.

2) 364: ir vater ietro (ebenso 377, 399).

Vg. II, 18 Raguel. Codd. L, S, Cas. 4, Bibl. Ordin., Rob. Steph. 1540. 1545, all., Beda II, 292 Jethro (cf. Holmes.); quod respuit Lucas Brugensis. Cod. G habet Raguel vel Iethro; cod. M notat: „Iste Raguel multis modis nominatur; unde non movearis si juxta hebr. diversis locis nomen eius variat.“ Cod. O notat modernos legere Iethro.

3) 527 ff.: Chânânêus.. ethêus.. âmorrêus.. vêrêzêus.. êvêus.. iebusêus.. gêrêsêus.

Vg. III, 8 ist von Gereseus nicht die Rede. Verc.: Post Hevaei codd. L 5, Rupertus addunt Gergesaei; consentiunt samaritanus et graecus (qui hoc nomen addunt quoque infra ad vers. 17) . . Petrus Com. ait: „Nomen gentis septimae, scilicet „Gergesaei“ tacuit, et fere ubique tacetur, nisi in Deut . . .“ Codd. E 2. m., Cas. 1 addunt quoque Gergesaei sed post Iebusaei.

4) v. 800: ingegene sol er dir chomen.

Vg. IV, 14: ipse egreditur in occursum tuum — mox pro egreditur Sixtus habet egredietur, cui suffragantur codices fere omnes, veteres cdd. et graecus (Cod. A u. Cas. 7 nicht)

5) v. 941: die boten beide vuoren ze deme chunege Pharaône, si sprâchen . .

Vg. V 1 . . ingressi sunt Moyses et Aaron et dixerunt Pharaoni — mox pro „Pharaoni“ codd. Cas. 12, Thomas. I, 20 ad Pharaonem.

6) v. 1235—8: Aarôn dô die gerten nam von deme heiligen man, warf si selbe werde vur den chunich ze der erde, dô wart si zeinem slangen . .

Vg. VII, 10: tulitque Aaron virgam coram Pharaone et servis eius, quae versa est in colubrum — Verc. gibt die Varianten *tulit itaque* und *et proiecit* an und fährt fort: utramque lectionem adsumunt codd. Cas. 2 legentes tulitque Aaron virgam suam ac proiecit coram Pharaone; item codd. Cas. 6: qui mox post servis eius addunt ‘proiecitque eam’. Petrus Com. legit: tulit ergo Aaron virgam Moysi et iecit eam in terram coram Pharaone.

(Walaf. Strabus liest wie Vg.)

7) 1478: iz wurden hundesvliegen.

Vg. VIII, 24: et venit musca gravissima. Codd. F, Cas. I, Bruno ast. Et venerunt muscae gravissimae. Dem Dichter scheint der Plural vorgelegen zu haben, er übersetzt ‘sehr schwere, lästige d. i. hundes-vliegen’. Selbstverständlich ist die richtige Auffassung keineswegs; denn Petrus Com. adnotat legendum musca gravissima „id est, ait, multitudo muscarum; et expressius dictum est, quam si pluraliter diceretur.“

8) v. 2375 ff.: . . vaz vile tiure guldîn unde silberîn . . die vile tiurlîchen wât . .

Vg. XI, 2: vasa argentea et aurea . . Addunt „et vestem“ correctores Pii V. Codd. L R S, Cas. 2, Bibl. Ordin. Ven. 1476, Rob. Stephan. 1540, 1545 all. his suffragantur samaritanus, graecus, cod. 109 Kennic . . Codd. M N O adnotant non esse huius loci verba „et vestes“.

9) v. 2521: die zît heizet Phasê . . daz chuît durchvart des hêrren . .

Vg. XII, 11: est enim Phase (id est transitus) Domini. Verba intra parenthesim posita exhibent interpretamentum a Hieronymo, ut videtur, adjectum.

10) v. 2601: Swaz sô ir habet vernomen daz behaltet vile wol. ir selbe unde diu chint . .

Vg. XII, 24: custodi verbum istud legitimum tibi et filiis tuis. Lucas Brugensis censet apud latinos primo lectum fuisse prout est in hebr., chaldaeo et graeco: custodite verbum istud legitimum tibi et filiis tuis. Cod. E: Et observabitis praeceptum hoc legitimum tibi et filiis tuis. Codd. L S U et Cas. 8 habent „custodite“; codd. L 5 et Cas. 3 vobis . . vestris . . De Rossi monet omnes veteres, cum hebraico textu, plurali numero verbum „Custodite“ expressisse.

11) v. 2975: Iayrôt, 3089: Ayrôt . .

Vg. XIV, 9: Phihahiroth. In voce „Phihahiroth“ mire discrepant codices. Legunt „Ahiroth“ codd. A (super rasuram) C D E F S T U V, Cas. 18, omnes mss. Martianaei; cod. O notat: „alii habent 'Airoth', sed videtur hoc factum vitio scriptum cum hebr. sit „Phiairoth“ sicut supra (v. 2).

Hieran sei kurz die Behandlung anderer Eigennamen gereiht.

*Moyses* durchweg (die Geschichte des Namen gibt kurz Dr. J. Morgenstern Magaz. f. Lit. d. In- u. Ausl. 1884 N. 49 Sprechs.)

Anlautend h fällt ab in Etheus 528, Eveus 531, Oreb 957, ysopum 2549, inlautend wird es hinzugefügt in Israhel.

Sochot (gegenüber Vg. XII 37 Socoth) schreiben auch mehrere Vg. mss. (Verc. p. 223).

Bethan 2960 gegenüber Vg. Etham ist nicht zu belegen.

Magdalon (2977) für Magdalum ist Assimilation an Belsephon.

Resultat: Die Vorlage der poetischen Exodus ist in ihrer Stellung zur Septuag. nicht abhängig von der Vulgata.

Einzelne Varianten treten ihr da und dort näher, kein Cod. consequent. Von besonderem Interesse sind nur die Codd. Cas. (24 codices a monachis, iussu item s. Pii V. accuratissime collati cum praedicta editione lugdunensi in celeberrimo monasterio Montis Casini. Verc. p. XCII); ich entnehme ihrer Beschreibung Verc. p. XCII f.: Ex his colligimus plerosque codices casinenses ad alcuinianam recensionem pertinere; tres aliam omnino diversam recensionem exhibere; unum aut alterum ad graecos codices, vel ad hebraicum textum fuisse reformatum. Leider gibt Verc. nicht die Lesarten der einzelnen hss. an, sondern immer nur die Summe.

Die Nachforschung nach der genauen Quelle des Gedichtes (es kommt nur 2 Mos. I—XV 1 in Betracht) trifft das Missgeschick, dass fast alle bekannten vorhieronymianischen Uebersetzungen gerade an den Stellen Lücken zeigen, die zu Resultaten führen könnten.

Es liegen vor:

Der Münchener Palimpsest (Bruchstücke einer vorhieron. Uebersetzung des Pentateuch ed. Leo Ziegler München 1883).

Enthält Exod. IX 15 — X 24, XII 28 — XIV 4 . . . Auch von diesem ist Vieles nicht mehr zu entziffern gewesen, so fehlt auch XII 37 das Wort Sochot oder Socoth. v. 1850, 1882 der poet. Exod. steht der Vulg. näher (v. Anm).

Cod. Ottobonianus (Vercellone Var. lect. p. 182—184 u. p. 307 - 10 . . . in lucem heic proferenda ducimus nonnulla . . fragmenta inedita, quae ex itala petita, atque ipsi hieronymianae versioni inserta fuerunt a Dominico quodam presbytero, qui seculo VII aut VIII codicem E descripsit). Ueberliefert ist bei Verc. X 13—15, XI 7 - 10 . . . . Doch kann unter den Varianten bei III 8, E 2. m. (2. Hand) wohl nur den Cod. Ottob. bedeuten, eine Stelle, in welcher sonst nur noch éin cod. Cas. der deutschen Uebersetzung entspricht.

Cod. Wirceb. rescript. (Par Palimpsestorum Wirceburgensium ed. E. Ranke. Vindob. MDCCCLXXI.)

Genes. XLI 5 bis Exod. XXII 7 fehlt.

Speculum Augustini. (Nova patrum bibl. tom. I, pars 2 Romae MDCCCLII. vgl. Ziegler a. a. O. p. XX.) enthält in seinen 144 Cap. aus Exod. I—XV nur IX 29, III 14, 15, XII 11; keine der fraglichen Stellen.

Cod. Lugdunensis. (Ulysse Robert, Pentateuch versio lat. antiqniss. e cod. lugd. Paris 1881. vgl. Ziegler a. a. O. p. XX.)

p. CXXVIII Il faut y voir une de ces nombreuses traductions qui circulaient dans les églises latines et qui n'avaient qu'une médiocre autorité.

Dieser so wichtige Cod., der auch zu den codd. Cas. (v. oben) in Beziehung steht, enthält eine Reihe der in Betracht kommenden Stellen und erweist sich an diesen consequenter als irgend einer der Texte Vercell. mit der Vorlage des Gedichtes verwandt. Ich gebe die Lesarten der angeführten Stellen in der Reihenfolge.

1) I 5: erant autem omnes animae ex Iacob LXXV.
2) II 18: Venerunt ad Iothar patrem suum.
3) III 8: in locum Channaneorum . . . et Gergesseorum et Zebusaeorum vgl. „fehler" p. 34 u. Anm. zu 633.
4) IV 14: et ecce ipse exiet.
5) V 1: et post haec introivit Moyses et Aaron ad Faraonem et dixerunt illi.
6) VII 10: et proiecit Aron virgam palam Pharaonem et palam famulos eius, et factus est draco.

Exod. VII 19 — XXI 9 des Codex ist leider gestohlen, verkauft und noch nicht, wie das Ashburnhamfragment, ermittelt und zurückerstattet.

Cod. lugd. schreibt ferner auch Israhel; die Aspiration wird aber durch H wiedergegeben.

Der Vorlage des Gedichtes näher zu rücken, gelang nicht mit den genannten Hilfsmitteln; leicht möglich, dass aus jenen Klosterbibliotheken, denen wir diesen ganzen Dichtungskreis entnommen haben, auch noch Bibeltexte gerettet sind.

Die Resultate für die Geschichte des Bibeltextes, die Hypothesen und Aussichten in der ganzen Unsicherheit, die jeder Uebertragung kleiner Detailforschung auf grosses Gebiet eigen ist, können dahin zusammengefasst werden:

1) Das Ergebniss Zieglers (Lat. Bibelübersetzungen vor Hieronymus. München 1879 p. 101), „dass den Vätern verschiedene Uebertragungen zu handen waren" ist dahin zu erweitern, dass in gewissen Gegenden des Abendlandes, nachweisbar bis in's XII. Jh. sich verschiedene Bibelversionen behauptet haben — selbstverständlich, da ja erst auf dem Tridentinum die Vulgata für authentisch erklärt wurde.

2) In St. Gallen oder Fulda oder Reichenau benutzt der Schwabe Walafrid Strabus in der ersten Hälfte des IX. Jhs. die Vulgata; und am Hofe Karls des Grossen wird dieselbe schon ums Jahr 802 durch Alcuin verbessert.

3) In Kärnthen sind zu Anfang des XII. Jh. Bibeltexte im Gebrauch, die von der Vulg. wesentlich abweichen, aber überraschende Uebereinstimmungen mit dem Italatexte zeigen.

4) Andere vorhieronym. Bibeltexte (besonders nachweisbar Cod. Lugd. und Cod. lat. Monac. 6239 Ziegler a. a. O. 106) zeigen Verwandtschaft mit jenen unbekannten versiones latinae in Kärnthen.

5) Ob die bibl. Vorlage der Judith und der Exodus als verwandt oder identisch anzusehen sind, bleibt offene Frage, deren Lösung von Bedeutung ist (die Untersuchung muss die ganze Wiener und Vorauer hs. umfassen und die Lesarten der Milstäter hs. berücksichtigen; der Nachweis gemeinsamer Bildungssphäre und Quellen der beiden hss. wird unterstützt durch Thatsachen, wie die gemeinsame Kenntniss des Ezzoleiches und des Melker Marienliedes).

6) Walaf. Strabus Gloss. Exod. XIII 20 führt aus Orig. hom. 5 die Form Othon an, die keine Vg. Lesart kennt. Der Münchner Palimpsest hat dieselbe Form. (Die Septuaginta liest *οθώμ*).

Abschliessend zur Ausschau einige Fragen. Welche Bibelversionen brachten die Missionare verschiedener Länder nach Deutschland? Wurden aus Italien nur Vulg. hss. importirt? Gewinnen unter diesen Gesichtspunkten die Italavarianten im Ulfilas neues Interesse?

Die Frage, ob der Dichter Commentatoren benutzt hat, lässt sich dahin beantworten, dass die in Betracht kom-

menden Zusätze theils sicher dem Kopfe des Dichters entsprungen sind, theils sehr wohl Reminiscenzen eines guten Religionsunterrichtes sein können.

Die Stellen sind:

633—38: Charakterisierung der „7 Könige“ vgl. Anm.

644: 'ich gehiez iz Abrahâme', eine Reminiscenz aus I Mose XV 13. 14 oder aus Wien. Genes. Fundg. W 31, 3—7.

957: 'Oreb' ist Unsinn; der Dichter verwechselt die Wüste, in welcher Gott dem Moses erschien mit jener, in welche die Juden nun ziehen sollen.

1143: 'Adonay, daz chuît ich bin des heres got' ist scheints eine Verwechselung mit dem „Herr der Heerschaaren“. Die Uebersetzung ist falsch, denn Gott sagt gerade et nomen meum Adonai non indicavi eis Vg. VI 3 (Cod. Lugd. et nomen meum Dominus non demonstravi eis) das soll heissen et in Deo forti non manifestatus sum eis (Anm. der Pariser Vulg. 1837.)

1169: 'zweleue ir wâren die hie vure vuoren in daz ellende' als Zusammenfassung des Geschlechtsregisters VI 14—25 ist der bekannten Vorgeschichte entnommen.

1242: 'zwêne goucgelâre er dô ladete'.

Vg. VII 11: vocavit autem Pharao sapientes et maleficos.
Cod. Lugd. convocavit „ „ „ „ veneficos
und ich ziehe gleich hierzu:

1749: 'Jamnes unde Zambres . . die leiden zouberaere.'
Vg. IX: malefici.

Die Hervorhebung der zwei und ihre Benennung findet sich zwar in der Bibel nur II. Timoth. 3. 8 (Iannes et Mambres Vg.) aber sie scheint legendarisch äusserst verbreitet gewesen zu sein, wie sie denn sogar in die classische Litteratur übergegangen ist (vgl. Herzog, Kirchenlexicon), und was die Form Zambres statt Mambres oder Iambres angeht, so ist sie auch sonst, allerdings später, zu belegen: Zambri der zouberaere, Konr. Silvester 4764, Zambri Kaiserchr. (Diemer) $306_2$.

1265 ff. ist nur als poetische Einkleidung der Handlung anzusehen.

2511 v. Anm.

2639: '(vrîtuom) den unsir vorderen habeten die wîle daz si lebeten', bezieht sich auf die bekannte Vorgeschichte.

2851 ff.: 'Funf skillinge guoter phenninge die sint der wert sîn' (des Sohnes).

Vg. XIII 13: pretio redimes.

Dies ist (wie schon Vogt bemerkt hat) eine Uebersetzung aus IV Mos. XVIII 16, cuius redemptio erit post unum mensem, siclis argenti quinque, pondere Sanctuarii. Die Summe 5 Schillinge muss dem Dichter geläufig gewesen sein, im Schwabenspiegel kehrt sie oft (ed. Lassberg N. 85, 89, 98[a], 174[a], 301 I, 325 I) und für alle möglichen Vergehen wieder, das gilt daher für ganz Süddeutschland (v. Einl. Lassberg p. XXVII, Eichhorn, D. Staats- u. Rechtsgesch. § 282), aber nie als Busse für Lebenswerth, dafür ist sie jeder Zeit zu klein gewesen.

3117: 'wanne wâren wir begraben vor aht unde zweinzich tagen'? Wie der Dichter dazu kommt, hier einen Zeitraum von vier Wochen anzunehmen, kann ich nicht sagen.

3301 v. Anm.

## VERHÄLTNISS DES GEDICHTES ZUR QUELLE.

Ganz im Gegensatze zu den Gedichten der Wiener Genesis, wie zu der Mehrzahl der Vor. hs., am nächsten verwandt mit der jüngeren Judith, will die Exodus nach eigener Aussage des Dichters (18—20) nur eine Uebersetzung des lateinischen Textes sein. Sie beabsichtigt keinen weiteren lehrhaften Zweck, als den, die Hörer oder Leser mit dem Inhalt der Erzählung möglichst getreu bekannt zu machen, ohne jede christliche Exegese — Christus wird im ganzen Gedichte nicht erwähnt — ohne Nutzanwendungen, ohne angeknüpfte Betrachtungen. Dass dies des Dichters bestimmte Absicht war, dass er nicht mehr geben wollte, obwohl er Manches — vielleicht auch Vieles — aus der exegetischen Interpretation wohl kannte, obwohl er auch mit andern Büchern der Bibel vertraut war, blickt an mehreren Stellen durch (1143, 1169, 1242, 1749, 2490, 2511, 3117, 3298—3301, 21—28), mindestens Beweise eines eingehenden Religionsunterrichtes. Damit ist auf den Anspruch eines selbständigen Kunstwerkes im gewöhnlichen Sinne Verzicht geleistet. Handlung, Gang und Motivierung der Handlung, Charakteristik — die ganze künstlerische Gestaltung ist vorgeschrieben; noch nicht genug: die gewählte Form, der paarweise gereimte Kurzvers, wirkt auf unsern Dichter so tyrannisch wie auf fast alle seine Vorgänger seit Otfrid, nur selten will es der ungewandten Sprache gelingen, einen Gedanken in zwei gereimte Zeilen zu fassen, allzu oft muss geflickt werden.

So ist der Rahmen der folgenden Untersuchung von vornherein als ein enger gezeichnet: Nicht in grossen Zügen der Composition, im Kleinen soll Schritt vor Schritt dem Umdichter in seiner Arbeit gefolgt, seine Abweichungen

— soweit die mangelhafte Quellenkenntniss sie zu beobachten erlaubt — sollen unter einheitlichen Gesichtspunkten gebucht und unter steter Berücksichtigung der Tyrannei der Form nach ihren Motiven hin betrachtet werden (Ich schliesse mich dabei an Pirigs Abwicklung [Untersuchungen über die sog. Jüngere Judith, Bonn 1881], so weit ich sie für folgerichtig halte, an).

An Uebersetzungsfehlern und Missverständnissen ist kein Mangel.

Diejenigen, welche durch falsche Interpunktion zu erklären sind, sind in den Anm. zu 1850, 2433, 2523 besprochen.

228 widerspricht der Dichter der Vorlage und sich selbst (223), wenn er schreibt

pharaônis tohter
228 unt des chindes swester
mit magiden vile scônen
si wolten sich erchuolen.

Vg. II 5 descendebat filia Pharaonis ut lavaretur in flumine: et puellae eius gradiebantur per crepidinem. Ihm scheint die Anrede einer Unbekannten gegenüber der Königstochter (Vg. II 7) unpassend, deshalb macht er die Jüdin zur Gespielin der Fürstin.

523 ff. macht der Dichter die Vg. III 8 (ad loca Chananaei etc.) erwähnten Volksstämme zu siben chunigen, denen er 635 ff. sogar charakterisierende Epitheta beilegt (der heiden, der stolze, der tumbe, der rîche, der chunich). Der Irrthum ist aus dem Cod. Lugd. nicht ableitbar, da dieser, wie die Septuag. Gen. Pl., in locum Channaneorum etc. liest.

Geringfügiger, vielleicht sogar beabsichtigt ist:

755 swaz sîn (vom Wasser) wirt gescaffen
ze bluote ich in daz mache

gegenüber Vg. IV 9 quidquid hauseris de fluvio vertetur in sanguinem (Cod. Lugd. et erit aqua quam sumpseris de flumine sanguis super aridam).

Das folgende Missverständniss zeigt, dass dem Dichter die Anekdote des Vor. Moses (Diem. Ged. 33 f., $36_{10}$) von Moses' verbranntem Munde nicht bekannt war.

763: hiute ist der dritte tach,
daz ich reden niene mach;
mîn zunge ist trâgēre
denne ich gewone wâre.

Vg. IV 10 non sum eloquens ab heri et nudiustertius: et ex quo locutus es ad servum tuum impeditioris et tardioris linguae sum. Cod. Lugd. non sum dignus ante hesternam vel nudustertiam diem, neque ex quo coepisti loqui cum famulo tuo: gracili enim voce et tardiore lingua sum ego (LXX *οὐχ ἱκανός εἰμι πρὸ τῆς ἐχθὲς, καὶ πρὸ τῆς τρίτης ἡμέρας . . . ἰσχνόφωνος καὶ βραδύγλωσσος ἐγώ εἰμι.*).

867—884. In fast unvermeidlichem Irrthum bezieht der Uebersetzer die Geschichte, die Vg. IV 24—26 von Moses Sohn erzählt wird, auf den Pharao's. Der Irrthum wird unterstützt dadurch, dass die v. 153 erwähnte 'hefamme' ebenso wie Moses Gemahlin (v. 400) Sephora heisst. Nur filii sui deutet auf letztere, das übersetzt er aber (875): si besneit des rîchen chuneges chint.

Das nicht ganz verständliche

si wolden es bachen in dem viure
al die selben siben tage (2736 f.)

soll jedenfalls den Gedanken enthalten, dass die Juden in jenen 7 Tagen die Speise für die Reise zubereiteten (über die eigenthümlich abgeschwächte Bedeutung des *wolden* ist bei Besprechung der Flickwörter im „Stil" gehandelt); der Irrthum rührt her von Vg. XII 16 nihil operis facietis in eis, exceptis his quae ad vescendum pertinent (2588 ff. ir scult si alle vîerôn, iedoch garwet iuwer ezzen, daz ir welt niezzen, daz eine sî iu ûzgenomen mit mîn selbes urloube).

2753: von Ramessê in Sochôt statt nâch Sochôt ist allzu wörtlich Vg. XII 37 de Ramesse in Socoth; da aber schon 2769 die Ankunft in Sochôt frei vom Dichter gemeldet wird (Vg. XII 39 setzt sie stillschweigend voraus) so ist *in* nur für einen starken Latinismus anzusehen.

3089: Phihahiroth (Vg. XIV 9), das Thal Hiroth (Luther) nennt das Gedicht eine wuoste (die vorhieronym. hss. lassen uns hier alle im Stich).

Eine eigenthümliche Abweichung erweist sich in ihrer consequenten Durchführung als Absicht. 944—62 sprechen Moses und Aaron *baltliche* zu Pharao, sie müssten drei Tage in die Wüste ziehen, Gott zu opfern, damit (962) bei ihrer Heimfahrt ihnen nichts Uebles begegne. Durch den Zusatz 'an unserer heimverte' ist die Täuschung die in der Vorlage statt hat, ausgeschlossen. 1317—26: si bâten danne lâzzen ir lieben hûsgenôzze, wande iz got wolte, unde iz wesen solte, daz si heim sunnen, dâ si ir erbe funden, dâ si durch nehein gedwanch newâren in niemannes hant gegenüber Vg. VIII 1: haec dicit Dominus: Dimitte populum meum, ut sacrificet Domino. 1399 f.: daz liut lâz ich danne varen ân allerslahten scaden gegenüber Vg. VIII 8 et dimittam populum, ut sacrificet Domino. 1509 f., 1519—22 wird über das Opfer gesprochen, doch so, dass Niemand die Absicht einer Täuschung merkt. 1539—68 geht der Dichter mit 'varet dar ir wellet, nicht ze lange hie newonet, her widere sciere chomet' über die Hauptsache weg (Vg. VIII 28: ego dimittam vos, ut sacrificetis Domino Deo vestro in deserto: verum tamen longius ne abeatis, rogate pro me), als sage Pharao nur „Auf Wiedersehen“ und führt dafür dann rogate pro me in 24 Versen aus. 1574: nieht mêre ne triuge mich, dû ne lâzest uns varen gegenüber Vg. VIII 29: verum tamen noli ultra fallere, ut non dimittas populum sacrificare Domino. 1594: wan er wil uns lâzen varen in die wuoste drî tage, ist allerdings sehr inconsequent vom Dichter dem Text hinzugefügt (VIII 30) — strenge Consequenz ist nirgends seine Sache. 1799—1806 wird ebenso das *ut* (sacrificet) umgangen; dass die Juden in der Wüste auch opfern sollen, schliesst ja keine Täuschung in sich. Ebenso wird Vg. X 3 (v. 2009 f.) ut sacrificet ausgelassen, X 7 ut sacrificent abgeschwächt in: si sculen ime zewâre bringen gâbe mâre (2055), von X 8, X 24 ite, sacrificate Domino nur *ite* (2083, 2304—14) übersetzt; 2101—7, 2115—22 (Vg. X 9) kann das Opfer nicht vermieden werden, aber die List lässt der Dichter auch hier nicht erkennen, denn er motiviert 2109—14 das Opfer als zum Auszug erforderlich (wie oben 959—62), nicht umgekehrt wie die Vorlage; die

hôchzît 2116 hinkt allerdings unnütz nach. Bei der gar zu deutlichen Stelle Vg. X 10. 11. 'non fiet ita, sed ite tantum viri et sacrificate Domino' hilft er sich durch Aenderung; Pharao lässt Niemanden ziehen (ir nevaret nieht von mir 2132), damit fällt auch die Beschränkung weg. 2307 will Pharao das Vieh nicht als Pfand für die Rückkehr der Juden zurückbehalten, sondern als Eigenthum, weil das der Aegypter verloren ist. 2317—26 wird ebenso harmlos wie 1799—1806 von dem Opfer gesprochen (vgl. Vg. X 25). 2709—20 lässt Pharao die Juden in aller Form ziehen (ir îlet varet hinne etc.) gegenüber Vg. X 31: ite, immolate Domino, sicut dictis.

Das sind die Stellen die in Betracht kommen; das Resultat ist: ich glaube, dass der Dichter im Interesse seines Helden und vor Allem in Ehrfurcht vor seinem Gott den Betrug in liebevolles Dunkel zu setzen sich bemühte und nach seinen Kräften es auch gethan hat; ich kann angesichts der Consequenz nicht glauben, wie Vogt es p. 314 thut, dass er die List nicht bemerkt hat.

Beiläufig bemerke ich, das Jac. v. Maerlant im Spieg. hist. (Diem. Beit. I 82) auch den Betrug nicht erwähnt.

Zwei Fehler, die nicht im Zusammenhang mit der Quelle stehen, seien hier angereiht:

374: er habete uns geledigôt von der voregesageten nôt. Die Noth ist als Erzählung 352—360 berichtet worden, Jethro kennt sie nicht (liberavit nos de manu pastorum).

1624: vierstunt betrogen. Nach der Vorlage sind allerdings vier Plagen vorüber, aber erstens hat Pharao bei der ersten nichts versprochen, zweitens hat der Dichter die dritte (sciniphes) ausgelassen, doch kann es formelhaft wie zehenstunt, hundertstunt genommen werden (Martin zu Kud. $362_3$).

A n a c h r o n i s m e n kommen auffallend selten vor. Pharao sagt von der Beschneidung v. 86: ze touffe wellent si daz haben. Sonst kann man nur bei der Beschneidung des Kindes (si nam ir einen wassen stein) die Bemerkung 874: 'si ne hête mezzer nehein' und den Befehl Gottes 2516: 'ir habet hosen unde bruoch' für solche halten.

Dagegen verstösst der Dichter gegen jegliche Individualität seiner Personen, wenn er die heidnischen Aegypter

2054 zu ihrem König *daz gebiutet dir got* und den König selbst 2209: *ze gote* sagen lässt.

Selbständige Gruppierung der Einzelhandlungen liegt dem Dichter ferne; Vorgreifen, Nachholen, Umstellen ist daher selten.

Vorgegriffen wird 256—8 der Benennung des Knaben, welche in der Vorlage (II 10) erst nach der Uebernahme und Rückgabe seitens der Mutter erzählt wird.

2273 deutet Gott schon an, dass die Finsterniss 'niuwan under mînem liute' allgemein sein wird, eine Beschränkung, die der Vorlage (X 23) gemäss erst 2291 f. als Thatsache erzählt wird.

Nachholungen. Wirkungsvoll wird 'sô geloubent si dir' nicht vor die Beschreibung des Wunders 753—56 gestellt, sondern 758 nachgeholt. Die Vorlage liest IV 8 credent verbo signi sequentis und beschreibt dann IV 9 das Wunder.

2793—6 wird aus dem ausgelassenen XII 42 hanc (noctem) observare debent omnes filii Israel in generationibus suis in die Rede Gottes XII 43—49 (2787—2832) verschmolzen.

3175 (XIV 21) ist der Dichter, der XIV 14—18 ausgelassen hat, genöthigt, aus XIV 16 Moses Gebahren mit der *gerte* als göttlichen Befehl zu legitimieren.

Umstellungen sind häufiger: 389—410 gibt in breitester, ausgeschmückter Weise Vg. II 21 wieder, dabei hält es der Dichter für folgerichtiger, wenn Jethro dem Moses zuerst seine Tochter zur Frau gibt (also nur zum Dank für die Hilfe am Brunnen!) und ihn dann erst bittet bei ihm zu bleiben (Iuravit ergo Moyses, quod habitaret cum eo. Accepitque Sephoram, filiam eius, uxorem).

Das Gespräch Vg. V 1—4 wird vereinfacht, die Reden der Boten v. 1 und 3 werden 937—978, die des Pharao v. 2 und 4, 979—990 zusammengefasst.

Innerhalb derselben Rede 1518—36 wird das Drängen um Entlassung (VIII 27) vor die Begründung (26), warum sie in der Wüste opfern müssen, gesetzt.

1647—50 schliesst Moses seine prophetische Drohung dramatisch:

zewâre des phlige ich mich,
dizze ergêt uber dich
nû ze deme nâhisteme tage,
dû nelâzzest uns varen.

Dann als Ruhepunkt zwischen Drohung und Erfüllung (1661 ff.), gewiss geschickt, erzählt er, dass die Juden dabei keinen Schaden haben würden (ouch lâ dir wesen leit . .), damit wird Vg. IV v. 4 u. 5 vertauscht.

Um allen Schaden, den der Hagel verursacht hat, wirksam an éiner Stelle zusammenzufassen, werden Vg. IX 31. 32 (1897—1904) zwischen IX 25 (1889—96) und v. 26 (1905 f.) eingeschaltet.

In der Rede Pharao's 2125—32 wird der höhnische Ausruf 'got sî alsô mit dir, ir nevaret nieht von mir' erst nach der Begründung desselben, dem Misstrauensvotum, angebracht, während Vg. X 10 dramatischer Pharao damit beginnen lässt.

Bei der Beschreibung der Finsterniss (2282—2300) wird die Angabe, dass sie 3 Tage lang währte, feinfühlig an den Schluss gerückt, während die Vorlage X 22, 23 sie inmitten derselben gibt.

Da der Dichter der langen Rede Gottes XII 1—20 die Moses' v. 21—27 einverleibt (2427—2627), so rückt er die detaillierten Anordnungen v. 22, 23 (2549—2564) zu den andern und zwar zwischen v. 13 und 14. Auch innerhalb dieser Verse nimmt er eine Umstellung vor, indem er das Gebot des Bestreichens der Thüre und die Versicherung des Erfolges zusammenrückt und das Verbot auszugehen folgen lässt (2560—64). Ungeschickt werden bei dieser Verschmelzung Worte, die nur in Moses Mund passen, in Gottes gelassen, so 2610: die iu gibet got der guote, 2620: dulttach, in deme got den sînen slach sant.

Bemerkenswerth ist, wie gerne solche aus ihren ursprünglichem Zusammenhang genommenen Sätze durch *ouch* verbunden werden v. 1651, 1905, 2549.

Systematisch ist bei unserm Dichter, wie bei den verwandten (Pniower p. 18) die Aenderung der biblisch beliebten wiederholten Rede. Die häufige Einschachtelung 'Dixit autem Dominus ad Moysen: Dices ad eum: haec dicit Dominus': und nach der Rede dann erst 'fecerunt sicut praeceperat' — das würde in diesen kurzen Reimpaaren schleppend, ermüdend, unverständlich sein. Abhilfe liegt nahe. Die Rede Gottes an Moses (VII 17—19) die nach 1258 folgen sollte, wird übergangen, dafür wird sie 1271—86 den Boten Pharao gegenüber in den Mund gelegt, wo der Text nur durch *fecerunt* die Thatsache meldet. VIII 1—5 liegt dieselbe Verschachtelung vor, und die Ausführung der Verordnung wird gar nicht erzählt; der Dichter hilft sich auf die einfachste und beste Weise, er verwandelt die ganze Anordnung in Erzählung 1313—26. Ebenso wird 1461—72 die Rede Gottes an Moses (VIII 16) gleich Moses an Aaron als Gebot Gottes in den Mund gelegt, während die Vorlage mit 'feceruntque ita' über die Handlung weggeht. Aehnlich wird der Befehl Gottes IX 1—5 behandelt: 1625—28 wird derselbe kurz und allgemein gegeben, alles Detail wird 1629—60 gleich Moses in den Mund gelegt. Die Rede Gottes an Moses 1795-1818 (IX 13. 14. 19 ff.) lässt der Dichter zwar in Gottes Mund, aber er scheint unterwegen zu vergessen, dass er wider seine Gewohnheit Gott reden lässt und fährt gleich mit Pharao's Verhalten nach der zu ergänzenden Rede Moses' fort (1819); in der Vorlage ist diese Behandlung gewöhnlich, beim Dichter gewiss Irrthum. Bei der Finsterniss verfügt der Dichter über genug rhetorische Mittel, um die Vorausdeutung Gottes 2269—2278 (X 21), und noch die Erfüllung, 2279—2300 (X 22), lebendig auszuführen. Die Verschmelzung der Reden Gottes und Moses', diesmal in Gottes Mund, 2787—2802 (XII 42. 43), ist in demselben Sinne. Die Vorausdeutung Gottes, XIV 3. 4, wird einfach ausgelassen, da die Erzählung genügt (2983 ff.).

Auslassungen und Kürzungen sind im Interesse der Uebersichtlichkeit und Verständlichkeit, sowie der Oekonomie vielfach vorgenommen.

Die Verse II 25, III 9 (= 7), VI 11, 12, VII 2—8,

IX 15—18, 29 f., XII 18—20, XIII 3—12, 15—17, XIV 8, 29 (= 22), 30 sind als pleonastisch, aufhaltend weggelassen; ebenso V 10—13, XI 10, XII 50 f., welche die selbstverständliche Ausführung eines Befehles enthalten, und VII 14—16, VIII 11, IX 22, XIV 3, 4, 15—18, welche eine Vorausdeutung Gottes enthalten, deren Erfüllung erzählt wird. VIII 18, 19 gehören zu der ausgelassenen Plage; 20, 21, 23, 24 bleiben weg, weil des Dichters ganzes Interesse von der Plage der muscae in Anspruch genommen wird, die er 1482—98 frei ausmalt (auch die Beziehungen VIII 9 pro te et servis tuis etc., a te etc. lässt er aus diesem Grunde fallen), XII 21 weil er die folgende Rede Gott, nicht Moses sprechen lässt. An den Zauberern gewinnt er augenscheinlich erst Interesse als „diu blatersuht si anechom“ (1763) denn ihre Thaten VIII 7 u. 18 werden ausgelassen, ebenso die incantationes aegyptiacae et arcana quaedam similiter (VII 11), die vielleicht seinem Publicum zu ferne lagen; sicher war das der Fall bei XIII 17, der Beschreibung des Weges, den Gott die Juden n i c h t geführt hat. Das ganze Geschlechtsregister VI 14—25 wird kurz abgemacht, der Dichter lässt Gott (indem er das 'locutusque est Dominus' v. 13 noch hierauf bezieht) sagen 1169 ff.: es waren zwölf, die hierher kamen, ihr Vater war Jacob, 'zele dû zusamene diu tiuristen under in, ire namen sulen chunt sîn, die sîn in ire geslahte an der vorderisten phahte,' Du und Aaron aus Levi's Geschlecht, ihr seid die rechten Leute des Volkes.

Die eingreifendste Auslassung ist die der dritten Plage (sciniphes), die mit der 4. in éine verschmolzen wird — wahrscheinlich versprach sich der Dichter bei der Verwandtschaft beider nicht genug Effect von gesonderter Darstellung. Diese Untreue ist für den Dichter ein neues Charakteristikum (Vorauer Mos. $38_{19}$ ff.: so ich is rehte gehukke. daz dritte waren mukken. 27 ff.: Nu sehet daz ich ev ni ne lige. daz uirde wurden fligen; auch Jac. v. Maerlant lässt die Plage nicht aus).

Kleine Kürzungen da und dort ergeben sich von selbst; ich hebe die charakteristischsten hervor. 604: ze eu hât mich gesant der dâ ist, got unde hêrre iuwerer vorderône. Vg. III 15:

Dominus Deus patrum vestrorum, Deus Abraham, Deus Isaac et Deus Jacob misit me ad vos. Dieser Name nimmt 3 Verspaare in Anspruch v. 496 ff., für Gott hat dem Dichter die eigne Sprache Epitheta überliefert, er kann daher freier schalten (vgl. 944: got der rîche Vg. V 1 Dominus Deus Israel). 843: got sprach ime zuo. Vg. IV 21 dixitque ei Dominus revertenti in Aegyptum.

Zu Gunsten eines wichtiger scheinenden wird ein Gedanke reduciert in 1569—76; das Versprechen wird mit 'ich tuo gerne daz dû wil' abgemacht, hierauf 1572—76 auf der Ermahnung und Drohung verweilt. vgl. Vg. VIII 29 egressus a te, orabo Dominum et recedet musca a Pharaone et a servis suis et a populo eius cras: verum tamen noli ultra fallere, ut non dimittas populum sacrificare Domino. Ebenso wird 1651—60 das im Texte hervorgehobene Wunderbare an der Verheissung (praktischer als religiös) vernachlässigt neben der Verheissung selbst. vgl. Vg. IX 4: Et faciet Dominus mirabile inter possessiones Israel et possessiones Aegyptiorum, ut nihil omnino pereat ex his quae pertinent ad filios Israel.

Selten nur gelingt es dem Dichter einem Satze der Vorlage ohne Gedankenkürzung eine knappere Form zu geben, so 2583 f.: 'der êrste ist dultich, der subent wirt samelich' gegenüber Vg. XII 16: Dies prima erit sancta atque solemnis, et dies septima eadem festivitate venerabilis; und 2786: 'nû vuoren si widere' gegenüber Vg. XII 41 quibus expletis, eadem die egressus est omnis exercitus Domini de terra Aegypti, was im Zusammenhang nicht mehr sagt.

Die Zusätze des Dichters zur Vorlage sind sehr verschiedener Natur und ebenso verschiedenen Motiven zuzuschreiben. Eine grosse Anzahl kleiner Zuthaten ist zweifellos der Reimnoth entsprungen; sie sind nicht minder beachtenswerth als die grossen; zu Otfrid und diesen Anfängen zurück muss jede Betrachtung der modernen Sprache greifen, die der ganzen Bedeutung, die der Reim für unsre Sprech- und Schrift- ja Denkentwicklung gehabt hat, gerecht werden will. In diesen Reimzusätzen bestrebt sich der Dichter natürlich etwas der Handlung gemässes auszudrücken:

Den Eindruck einer Sache (Pniower 37): der man

was in sorgen 739, wole was ime gescehen 823, daz dunchet mich inneklîche guot 1002, daz sint erbarmeclîchiu dinch 3142.

Die Gemüthstimmung der redenden oder handelnden Person: mit erchomenlîchem muote 760, ez tûhte in ungemach 1388, daz ist uns innechlîchen liep 2040.

Hervorhebung der Art der Rede: dû sprich gezogenlîche unde scône 652, (redenon) mit michelen triuwon 808, si sprâchen baltlîche 943, der chunich sprach lûte 991, si begunden ime chlagen, heizze weinunde sagen (Vg. V 15 vociferati sunt dicentes) 1051 f., mit churzelîchen worten 1419, got sprach ime aue dô vile guotlîche zuo 1794 f., sprich offenlîche 1798, 2387, got der redete scône 2787; dazu der beliebte Reim *antwurte: mit . . worten* 307, 685, 979, 1065 1196, 2090, 2315.

plastisch: (slangen) grôzzem unde langem 704.

Grund oder Zweckangabe: daz ir iz doch muget verdolen 2514, umbe die huld mîne 2850.

Ein Gedanke wird positiv und negativ ausgedrückt: nû ne bîte sunder dû vare (vade Vg. III 16) 611, nieht dû in neverdagest, dise rede ime sagest 803 f. ähnlich 845; ich wil iu wârlîche niemer gesuîchen, ich lêre iuch zewâre wie ir sult gebâren 809 ff. er heizzet dir sagen, daz negeturren wir verdagen 947 f., ich wil alle tage haben der ziegele zale, der newil ich mangelen 1083 f., daz er daz liut liezze noh ez niene verstiezze 1215 f., ir lebete lutzel uber naht, si sturben al gemeine 1438 f., offenlîche sagete unt si des nieht verdagete 1669 f., dû solt lâzen dise diet, dû nesûme si nieht 1799. Niene entwalten die boten, si tâten . . 2001. ir sult mir auer ê sagen . . ir ne meget iz verhelen 2085/8. daz si iz in entlîhen, niene verzîhen 2375 f., ein er nieweht ein si (Vg. XII 5 masculus) 2460, niuweht werches sult ir tuon, ir sult si alle vîeron 2587 f., dizze selbe weinen daz was ouch gemeine allen . . si nemohten sich enthaben nieht 2696, si roubeten die heidiniskiu diet unt neleibten in nieht 2749 f., sine mugen hinnen mêre nieht entrinnen, si muozen iemer hie sîn 3013 ff., ir neheiner nie danne chom, daz wazzir bedahte . . 3260 f.

An einigen Stellen unterliegt der Dichter förmlich dem

Reim und man kann lange Strecken ohne Berücksichtigung der zweiten Reimzeile lesen, so 2519 ff.:

îlentlîchen ezzen — iweres leides vergezzen
die zît heizet Phâsê — daz habet ir iemer mê
*daz chuît* durchvart des hêrren — nâch michelen êren
wan ich wil durch daz lant varen — nâch micheleme ir sçaden u. s. w.

Verbreiterung ohne Hinzufügung neuer Gedanken findet sich noch 1417—22, 1509—14, 1523—35, 1681—8, 1749—72 (vgl. Anm. zu 753).

Von höherem inneren Werth sind die Zusätze, welche die Handlung beleben, ausmalen, verdeutlichen oder zusammenfassen sollen. heim si trûrende gie (die Mutter nach Aussetzung des Knaben) 222, Moses beim Streite des Juden mit dem Aegypter 'den sînen chunden er rach' 290. Ein Mann hat den Mägden Hilfe geleistet 'des si nienerchanden' 372; Gersan . . daz was ein bezeichenlîcher name 417; ein anderer (Pharao) besaz daz rîche, der newolte in nieht entwîchen des werches des si tâtin 451 ff. (ich bin der ich bin), der name hât tieffen sin 602; (so lât er iuch dannen) iedoch mit unwillen 670; (sô werden si beroubôt) dâmite buozzet ir iuwere nôt 684; waz chude ich danne wider si? 694; (er hiez in vâhen den zagel) vaste in der haut haben 710; susgetân gechôse daz dunchet mich sô bôse, iz inist niuwehtes wert, vart, wurchet iuwer werch! 987 ff.; (ir ne sult in geben), swie ubile sô si leben, (daz strô) 1004; (die meistere si blûwen . .) swâ si senfte wâren den ir undertânen 1039 f. (vgl. Vg. V 14); diu iuwere gesazte nôt, diu ne wirt îw nieht geminnerôt 1075 f.; (werche) ir wurchet vile starche, guot ist iuwere chraft, wurchet tach unde naht 1078 ff.; ir machet unsere êre vile bôsere, denne si wâren ê wir iuch gesâhen; in des rîchen chuniges hove, dâ wâren wir ze lobe vor allen sînen chnehten, ir tâtet unrehte, daz disiu rede warde erhaben (Vg. V 21) 1103—9. 1110 lenkt der Dichter mit 'dâmite bir wir erslagen' wieder in den Zusammenhang ein. unde wart aue widere ze holze zire bilede 1249 f.; diu rede dûhte in smâhe; swaz er sâhe mit den ougen, er newolt iedoch gelouben, daz si wârhaft

wâren oder von gote vuoren 1254—8; der durst tet in vil nôt, in wâre bezzer der tôt, wande si ze neheinerstunde wazzer nevunden, daz si sich gelabeten, deheine wîs erchuolten 1303—8. Das Gebet Moses', das Vg. VIII 12 angedeutet wird, ist 1426—34 in ausführlicher directer Rede gegeben, wie auch vorher 1215—24 die VII 10 angedeutete Drohung der Boten und 1225—34 eine frei erfundene Antwort Pharao's und ganz entsprechend 1313—26, 1327—33 aus Vg. VIII 1—5; (si roumeten ir selede) mit tragen ioch mit menede 1444. Zu dem Texte VIII 15 wird eine Antwort Pharaos in indirecter Rede gefügt 1457—60, ebenso in directer 1506—8 (VIII 25); als Klage Pharaos wird die Plage der Fliegen nochmals in lebendigen Farben ausgemalt 1545—68, (die Vorlage VIII 28 enthält nur die Bitte); vil innechlîche er digete, dem chunege er dô vridete mit vrôlîchem muote wider got den guoten, wande er des gewis was, daz er fuore deste baz, darauf ein Gebet 1579—96 (vgl. Vg. VIII 30 egressusque Moyses a Pharaone oravit Dominum). Die Fliegen waren alle fort 'wan si hête hin genomen, von deme si wâren dare chomen' 1603 f. 1612—20 ist eine Antwort Pharaos zugefügt (VIII 32 et ingravatum est cor Pharaonis ita ut nec hac quidem vice dimitteret populum). Gravierend erweitert der Dichter das Versprechen Pharaos Vg. IX 28: 'dimittam vos' in 'varen lâzze ich iuch hinne mit iuwerem gesinde' 1919 f. Gebet Moses 1931—46 (Vg. IX 33 tetendit manus ad Dominum). Der König fährt in seiner Rede (2125—32 = X 10) fort: ir muozet dieselben strâze vile gare verlâzen unde muozet dieselben stîge vile gare vermîden etc. 2133—42. same si wâren wilde! (die Heuschrecken) 2168. Nach der Bitte um Erlösung von der Plage (X 16. 17 = 2203—12) verspricht Pharao aufs Neue, das Volk zu entlassen 2213 f. Gebet Moses 2215—30 (Vg. X 19 oravit Dominium). Derbe Charakteristik Pharaos und seine Antwort 2243-60 (Vg. X 20 et induravit Dominus cor Pharaonis nec dimisit filios Israel). si woneten drîer tage zît (während der Finsterniss), nieman giench noch ne reit, daz was ein michel leit, von dorfe ze dorfe, dar ieman bedorfte werche nehabeten si nehein 2294-9. Gott spricht: (des hân

ich gewalt) von dem chunege iungen unz an den sun der diuwe 2531 f. (aus 2395 ff. wiederholt). Beim Auszug der Juden 'si wîste selbe got' 2754 (XII 37). Pharao im Zorne über die Entlassung (XIV 5) recapituliert: diu chint ligent uns tôt, nû habent si uns beroubôt 2999 f. und beschliesst in directer Rede den Heereszug 3001–16.

Einzelne Theile werden aus dem Zusammenhang genommen und selbständig erweitert, so der Vorwurf Moses' gegen Gott 1114—30 (V 23).

Zusätze, welche für den Dichter charakteristisch, für uns besonders beachtenswerth sind, mögen im folgenden zusammengestellt werden:

Die ausführende Detailschilderung 'der von adele was geboren der muose berien daz hore, die hêrlîchen chnehte, den laim und den letten mit handen vile wîzzen' . . 127 ff. deutet auf Zusammenhang mit adligen Kreisen (Scherer 74).

Warme Ausmalung der Fremde: Moses sitzt an einem Brunnen 'unz er sich berihte, waz er tuon mohte; er was in deme lande gewisse ellende, noh nehête ze sîner vrâge neheinen râtêre, noch neheinen râtgeben, wie er furder solte leben' 337—44.

Jethro's Wunsch, Moses zu sehen, dessen Empfang und Aufnahme als Schwiegersohn (Vg. II 20, 21) wird, im Gegensatz zur Vorlage, lebendig und ausführlich 377—410 erzählt. Sogar eine psychologische Bemerkung 395–8, die einzige des Gedichtes, und zwei moralische (379—82, 402) sind hierin eingeschlossen (allgemein reflectierender Art sind die in der geistl. Poesie so beliebten formelhaften Bemerkungen [vgl. Scherer p. 14, Pniower 20]: gotes werch sint wunderlîch, in ist niuwecht gelîch 225 f., des er gewalt habete etc., 2261 f.).

Dânâch uber gewonelîch zît wart swanger daz selbe wîp, des vrouwete sich der vater 'guote von allem sînem muote. Dô der tach dô bechom, daz daz chint wart geborn, iz wart ein degen lussam, sîn vater scuof ime einen namen (= Vg. II 22 Alterum vero peperit, quem vocavit Eliezer) 419—26.

Moses motiviert seine Besorgniss in Betreff des gött-

lichen Auftrages durch Beschreibung der Macht des Gegners 545—58 (Vg. III 11).

Der Dichter individualisiert die Rolle des Pharao, indem er ihn sagen lässt: hêtet ir ieht ze werche, sô negertet ir sô starche allezane ervullen iuweren muotwillen, noh iuwer opher geben, iane wizzet ir weme 1069—74 (= Vg. V 17 Domino).

Die alte Heimath wird als das Land bezeichnet, dâ si sâliklîche leben 1146 (VI 4).

er sol vorspreche sîn beidiu mîn unde dîn 1201 f. (Vg. VII 1 et Aaron frater tuus erit prophete tuus, Cod. Lugd. id.).

Zu Hagel und Feuer fügt der Dichter aus eignen Stücken: dânâch chômen steine grôzze unde chleine 1819 f. (Vg. IX 23).

Die Frage 'usque quo non vis subjici mihi'? (X 3) wird gewendet: wie ist dîn herte susgetân, durch waz newil dû mir sîn undirtân? 2006 f.

In den Mund des geplagten ägyptischen Volkes wird, anknüpfend an die weitausgeführte Beschwerde 2035—60 (X 7) eine Recapitulation der bisherigen Plagen gelegt 2061 —77 (vgl. die kleinere 2999 f.).

Zu der Erkenntniss Pharao's 'peccavi in Dominum Deum vestrum et in vos' (X 16) fügt der Dichter 'vile harte riuwet iz mich.'

Pharao motiviert die Zurückhaltung des Viehes: daz muoz alles wesen mîn etc. (v. oben).

Gott motiviert die Erlaubniss zum Diebstahl: sô wirt diu ir armuot vil harte geringôt 2381—2 (vgl. XI 2, 3; eine gefährliche Motivierung!)

Bei der Tödtung der Erstgeburt fügt der Dichter die Erfüllung der Verheissung mit den Worten Ezzo's hinzu: wan die iuden eine, die nehêten neheine (nôt); swâ bluotich was diu ture, der slahende engil fuor dâ vure 2671—4 (vgl. XII 29).

Eine Schilderung des Schmerzes: die chnehte mit den frouwen die wuoften entriuwen, vil lûte scriren si „wê, der lîp muoz uns zirgên", si sluogen sich ze den brusten, daz zerbrâsten die nusken, ir hâr rouften si ûz, ir gewant brâchen

si ûf, vil harte si dô chlageten den si verloren habeten (Vg. XII 30 et ortus est clamor magnus) 2681—90.

Eine Schilderung der Verzweiflung: sie îlten wider sinnen, sie wolten entrinnen, harte dannen gâhen, der tôt was in nâhen 3223—6.

Zusätze, die den Dichter als Deutschen, seine Vertrautheit mit Volksdichtung und Tradition charakterisieren, sind:

dâ nedorfte der rabe
bluotigen snabel haben,
dâ mahten die gîre
verliesen ire gîwen,
ioch der wolf grâwe
nedorfte dare gâhen,
noh die hessehunde
mit hungerigem munde.

157—164. (vgl. Grimm Andr. u. El. XXVII, Kl. Sch. 2, 212 Anm. Jänicke, z. Bit. 3777).

1205 ff.: nim die gerten in die hant,
wurche zeichen manikvalt,
ze allen dingen ist si guot,
swes sô wunsget dîn muot,
dû tuost zeichene vile,
wunderes allez daz dû wile.

Für diese gerte zeigt der Dichter entschiedene Vorliebe, XIV 14—18 wird ausgelassen, nur die Erwähnung der gerte herausgehoben 3174—9, er erdichtet sogar die Weise der Benutzung: daz wazzir er dô ruorte mit der sînen gerte 3249 f. Dass hier in des Dichters Geist die deutsche Wünschelruthe vorliegt, ist ersichtlich; ebenso dass Aarons virga nicht das Vorbild der deutschen Wünschelruthe sein kann, wie dies schon Grimm Myth. III 289 f. darthut.

831—4: mit heile muozest dû varen,
dîn got sol dich bewaren,
dich sende er mit gesunde,
heim ze dîneme lande.

und 2713 f.: alte unde iunge
die varen mit gesunde.

vgl. Genes. W. 35, 22 f. und Weing. Reisesegen.

Die Berufung auf die Ehre 'als liep dir sîn dîn êre' 2350 und die Antwort Moses' 'liep sint mir mîn êre' 2357 (vgl. Vg. X 28, 29).

Die Folgen einer eventuellen Niederlage sind:

3319 ff. wir selbe ligen tôt,
diu wîp sint verscelchôt,
unsir chonen unt unsiriu chint.

Hieran schliessen sich die grossen Schilderungen, die der Dichter, seiner kriegerischen Neigung freien Lauf lassend, dem Texte zusetzt, die charakteristischsten des ganzen Gedichtes, das Heer der Kröten (1339—1362 u. 1371—4, 1384, 1397 f., 1408, 1413), das Heer der Juden (2877—2938 = Vg. XIII 18 et armati ascenderunt filii Israel de terra Aegypti), die Rüstung des aegyptischen Heeres (3024—3078 = Vg. XIV 6. 7) und der Untergang des ägyptischen Heeres (3223—3272 = Vg. XIV 25—28).

Den Kröten entsprechend wird von den Fliegen gesagt:

1482 ff.: gotes rîtere wâren si wilde,
si hêten vile grôzze scare,
von gote chômen si dare.

Und die Heuschrecken werden genannt: vil maneger vîant 2164, vile guote wîgande, vile snelle helede 2176 f. disiu ungestuome menege 2225, daz unreine her 2237.

2171 ff.: sô michil was daz ir her,
daz unz an daz mer
nie nieman gesach
same grôzzez ungemach.

Zu diesen Zusätzen kommt ferner das Anfangsgebet 1—34, Schlussgebet 3303—16, die weihevolle Ausführung des 'proni adoraverunt' (IV 31) 917—38, das plötzliche Eingreifen des Dichters 1989—2000, sowie endlich die neue Ankündigung des Themas 433—46, — Stellen über die im Zusammenhang am Schlusse geredet ist.

Die Zusätze, welche auf etwaige Commentierung der Vorlage schliessen lassen können, sind bei der Quellenuntersuchung p. 31 f., die welche, unabhängig von der Quelle, dem Stil des Dichters angehören, bei der Betrachtung des Stiles p. 73 ff. besprochen.

Von den sonstigen Aenderungen, die der Dichter an der Vorlage vornimmt, betreffen nur wenige den Inhalt.

Unangemessen scheint dem christlichen Dichter 'Iratus Dominus in Moysen, ait' Vg. IV 14, er übersetzt: got wart sîn beweget 794.

Ebenso unchristlich gedacht ist Vg. V 22 'Reversusque est Moyses ad Dominum et ait', der Dichter übersetzt: ze gote er redenen began 1113.

Genauer als die Vorlage, 'egressusque Moyses a Pharaone (VIII 30)' ist der Dichter nach dem überlieferten Texte, wenn er sagt 1578: dô schieden sich die zwêne man; denn nach Vg. VIII 25 (der Dichter berührt dies v. 1505 nicht näher) hat Pharao Moses und Aaron berufen (doch vgl. Anm.). Ebenso 2033; 2834 redet Gott, wie er begonnen, an Beide, während die Vorlage (XIII 1) 'ad Moysen' fortfährt. Als correcter kann man auch ansehen: si nâmin sîn gebeine 2947 gegenüber Vg. XIII 19 tulit quoque Moyses ossa J. secum; und 'âne chint . . âne frouwen unde âne wîp' 2759 ff. gegenüber Vg. XII 37, 600000 peditum virorum absque parvulis.

Ganz unbegreiflich muss es dem Dichter vorkommen, dass Gott selbst immer das Herz Pharaos verhärten soll (Vg. IV 21, VII 3 u. ö.); wenn dieser Gedanke nicht ganz weggelassen wird, so tritt er doch in wesentlich modificierter Form 'sîn herze wirt erhertet' 660. 849 auf.

(Ueber die Behandlung des vorgespiegelten Opfers ist bei den Fehlern p. 36 f. gesprochen.)

Im Allgemeinen zeigt der Dichter die Tendenz, die Persönlichkeit Gottes möglichst aus der Handlung herauszuziehen, sie darüber zu halten. Gott spricht nicht so oft als in der Vorlage, Moses denkt, spricht und handelt mehr aus eigenem Antrieb und Gott erhört dann seine Wünsche; die allzuhäufigen Zusätze 'sicut praeceperat Dominus', 'ut pollicitus est' (XII 25) werden ausgelassen; auch in Einzelheiten ist diese Neigung ersichtlich: z. B. Dominus fecit — ez gescah 1662, pluitque Dominus IX 23 — der himil regenôte 1881 (allerdings auch umgekehrt: erunt — ich mache 1713, cessaverunt — er hiez . . 1946.)

Der Dichter glaubt, auch sprachlich seine Ehrfurcht vor

Gott deutlich ausdrücken zu müssen vgl. Vg. VIII 31: qui fecit juxta verbum illius et abstulit — got in erhôrte, er hiez . . zerstieben 1598. Gott „thut seinen Schlag", aber er schreitet nicht selbst durch das Land, sondern schickt seinen Engel (inconsequent 2547 swenne ich hie fur vare) 2555, 2653, 2667, 2674. Gott geht auch nicht vor dem Heere als Feuersäule und Wolke wie Vg. XIII 21, sondern er ist mit ihnen und gibt ihnen die Säule 2963 (allerdings spricht später XIV 19 auch die Vorlage plötzlich vom angelus Dei). Gottes Wort ist lêre. sein Sprechen lêren (907, 1167, 2264 u. ö.), sein Gebot 'edel' (1942), er „gedenkt" des Menschen (2158).

Die übrigen Aenderungen sind formeller Natur. Raum und Uebersichtlichkeit erfordern tabellarische Zusammenfassung.

Ueber die Behandlung der Rede ist bei Gelegenheit der Umstellungen p. 40 gesprochen worden, hier die Uebersicht über die Abweichungen:

| Vulg. | Poet. Exodus. |
|---|---|
| direct. | indirect: 147—52, 173—6, 189—96, 244, 251 f. 319—22, 367 f., 692, 697, 709 f., 826 ff., 949, 1041 ff., 2419—22. |
| | indir. in dir. übergehend: 255—8, 370—6, 769 ff., 1054—64. |
| | Erzählung: 481, 740, 1499—1504, 2617, 2973. |
| | Erzählung in indir. übergehend: 1980—94. |
| | direct (Zusatz des Dichters) in indir. übergehend: 1506—16. |
| Erzählung. | direct: 1165 f. (vgl. Anm.) 1169—90, 1426—34, 1692—4, 1970 f., 3110—14. |
| | indir.: 107—18. |
| | indir. in dir. übergehend: 1612—20. |
| — | Zusätze: |
| | dir.: 1742—8, 1781—6, 1931—46, 2251—60, 2631—40, 3037 f. |
| | indir.: 1457—9. |
| | indir. in dir. übergehend: 1215—24, 2217—30. |

Ueber den so häufigen Uebergang der indirecten in die directe

Rede vgl. Jänicke zu Bit. 1246, Martin zu Kud. 62 und speciell für unsern Dichterkreis Pirig p. 30, Pniower p. 17.

Tempora, Modi etc.

| Vulg. | Poet. Exodus. |
|---|---|
| Perfect. | Praesens: 1101. |
| Plsqpft. | Praet.: 197—204, 1214, 2772 u. ö. |
| Praes. Conj. | Praes. Indic.: 1921. |
| | wil c. Infinit.: 2413. |
| | Imperativ: 1007. |
| | Rhetor. Frage: 3217. |
| Futurum. | Praesens: 671, 687, 819, 850, 1918 f., 2011, 2416 u. ö. danne 1399 (W). |
| | Praesens Conj. 813, 2457 f., 2565, 2798, 2804. |
| | ( „ Passiv: 683, 849). |
| | mugen c. Infinit.: 2848. |
| | chunnen „ 688. |
| | müezen „ 1136. |
| | scholn „ 682, 538, 851, 1131, 1193, 1200, 1519, 1552, 1687, 2543 u. ö. |
| | wellen „ 665 ff., 1152, 2429, 2525 ff., 3152. |
| | heizzen „ 676. |
| | Imperativ: 2815. |
| Partic. futur. | Act. Const.: Praesens 791, 2610. |
| Imperativ. | scholn c. Inf. 753 ff., 781, 1003. |
| | Praes. Conj. 949 f. (indir. Rede?). |
| | Imperat. c. pron. impers. 1704, 1915, 2009, 2223, 2264, 2415, 2453, 2501, 2516, 2709, 2719, 3302 u. ö. vgl. Anm. zu 3149. |
| | Wechsel bei mehreren aufeinander folgenden Imp.: |
| | scholn — Imperat.: 1795—8, 2207—9, 2222—3. |
| | scholn — Imperat. — Praes. Conj. 1003—10. |
| Nebensatz Futur. II. | Praesens — Praes. 1529—35, 2607—11. |
| Haupts. Futur. I. | Praes. Conj. - Praes. 2021—6. |
| | Praet. — Praes. 2817—22. |

(Zu erinnern ist, dass die Vulg. das Futurum dem Imperativ

gleichstellt und sehr häufig anwendet; *welt* wird gleichbedeutend mit *sult* gebraucht z. B. des ne welt ir vergezzen, sîn vleisk sult ir ezzen 2487, vgl. ir nesult ouch nieht vergezzen 2456.)

| | |
|---|---|
| Activ. | Passiv: 683, 849, 2029. |
| Passiv. | Activ: 1037, 1081, 2021, 2145, 2189 – 2200. |
| | „ reflex.: 2805 (circumcidetur — ob er sich besneide). |
| Sing. | Plur.: 1101, 2266, 2152 (êre, hende; êre fast nur im Pl.). |
| Plur. | Sing.: 667 (in alleme wundere), 2537 (judicia — mîn gerihte). |
| Comparativ. (in superl. Sinn) | Comparat., 765 (v. Fehler p. 35). |
| Positiv. | Comparat.: ausgeführter Vergleich: 1102 ff. |
| Frage (quare). | Aussage: 985 f. (V 4), 1041 (V 14). |
| (cur) | „ 1054 f. |
| Rhetor. Frage. | Behauptung: 2054 (X 7), 2125 (X 10), 2328 (X 25). |
| 3. Person. | 2. Pers. 2416 (XI 8). |
| | Uebergang 3. in 2. Pers. 2443—52. (In dieser grossen Rede Gottes geht mit XII 11 die Vorlage selbst in die 2. Pers. über, Luther schon mit XII 5.) |
| Namen. | pers. od. unpers. Pronomen: 698, 699, 708, 709, 839, 893, 1037, 1167, 1193, 1212, 1579 (v. Anm.) 1652, 1657, 1924 u. ö. |
| | Titel, Verwandtschaftsbezeichnung etc.: 824, 886, 941, 991, 1092, 1132, 1238, 1316, 1423, 1424, 2429, 3235. |
| | Formelhafte Epitheta v. 'Formeln': 821, 1087, 2962 etc. |
| Nomen subst. | Nomen durch Prädicat zu einem Satz erweitert: 1061, 2459 (anniculus — iares alt sol iz sîn) 2460, 2479, 2574, 2828; in Satz aufgelöst: 224, 797—9, 1064, 1089, 1158, 1426—8, 2393, 2601, 2831—2. |
| Pronom. | Namen: 787, 813, 881, 979, 1065, 3115. |

Adject. Substant.: 2426 (iratus — mit micheleme zorne).
Satz: 737 (leprosam — si waz wîz same ein snê) 2764—6.

Satz. Nomen: 1037 (qui praeerant operibus — die meistere).

Partic. pass. Hauptsatz 842, 1017, 1041, 1052, 1450, 2215, 2957, 2591, 2733 (conspersam farinam — daz mel was begozzen; roher Teig, Luther).

Part. praes. Temporalsatz: 801.

Gerundium. Nebensatz: 2452 (ad vescendum — daz ir iz muget ezzen).

Nebensatz. Hauptsatz: 706. 819, 1101 (quoniam), 1239, 1633—7 (quodsi: dû muost — oder), 1837, 2011. 2017, 2165. 2232, 2430, 2463, 2589, 2735, 3095, 3173—4. 3247 u. ö.

Nebens. — Haupts. Nebensatz zum Hauptsatz, Hauptsatz zum Nebensatz: 734 ff.

Einf. Satzverbind. Kunstvollere Satzv.: 645, 800—2, 821, 841, 901, 1015 f., 2396. 2805—6.

Kunstvolle Satzv. Einfache: 996—1000. 2395. 2731—42 u. ö.

Unbest. Ausdruck — Bestimmter: 1133—5 (quae facturus sim — mîniu werch tougen, zeichen vile grôzziu), 1155 f.. 1188—90 (VI 29), 1194. 1639 f., 2987 f., 3243.

Bestimmter Ausd. Unbestimmter: 1056—8, 1082 (paleae non . . — nieht) 1090, 1114, 1449, 1897—1900, 1905 f., 1962 f., 2012, 2767, 2841, 2857, 3245 (XIV 26).

Positive Fassung — Negat. Fass.: 721 f., 1251 f.

Negative „ — Posit. „ : 1633—7, 1901, 1906.

Einfache Handlung — in 2 zerlegt: 817 f., 945—7, 985 f., 997 f.. 1005 f., 1007—10. 1037 f., 1051 f., 1092, 1134 f., 1200 f. (propheta erit), 1425 f., 1435—7, 1441 ff., 2038 f. 2424 f., 2657—60, 2797—2802, 2808—10, 3239—41.
— in mehrere: 1695—1709, 1748—72, 2943—55.

Mehrf. Handlung. Einfache Handl.: 869, 984, 1475, 1505 (vocavit et ait), 2708.

Die copulativen Conjunctionen werden bei der Vorliebe für asyndetische Satzverbindung gewöhnlich weggelassen, so *et* (sehr häufig), *autem* (in bibl. Bedeutung) 885, 1387; ihre Stelle versieht *dô* (z. B. 901) und das beliebte *des* (z. B. 1131); hinzugefügt wird gerne *ouch* bei Umstellungen: 1651, 1905, 2549, doch auch sonst: 911, 983, 1068 (Pniower 28; *auh* für *endi*: Weissenb. Catech. MSD[2] LVI 4 auh arlôsi unsih fona ubile; das schwedische *och*) *aue* steht 1157 für ergo, 1192 für et, *wan* 2525 für et; *unde* zwischen Sätzen ist nicht häufig: 1445, 2615 (unpassend steht *unde* 1144); besonders beliebt ist *noh* in seinen verschiedenen Bedeutungen (vgl. 691—3, 1073, 1130, 1216, 1959, 2813, 3229—31).

Lateinische Worte finden sich nur am Anfang und Ende; 29: nû sende mir sanctum spiritum paraclitum. 35: Ein buoch, heizzet Exodus. 3315: des sol er iemer haben gewis von mir gloriam laudis. Amen in K ausserhalb des Verses v. 24 und am Schluss; im Reim 3301 (Jerusalêm): ir sprechet alle Amên.

Lateinische Flexion in Eigennamen ist selbständig gebildet in: egiptus 45, egipti 1601, egipto 525. pharaônis 510, pharaônem 1361. Moysî 596, 1461, 1697 (Die lateinische Flexion von Moses muss, wie etwa die von Christus, sehr beliebt gewesen sein, so lesen z. B. im Ack. v. B. 26, 14 neben *Moises* (Dativ) der besten hs. A, *Moysi* FG, *Moysy* D; an derselben Stelle DIK *in Egypto* gegenüber *in Egiptinlant* A; letzteres ist auch in der Exodus das gewöhnliche). israhêlis 2478. ysopum 2549. Aus der Vorlage übernommen sind: pharaônem 2363; (gerihte :) egipti 2538. Daneben sind deutsche Endungen derselben Namen häufig: Aarône (Dat.) 885, Moysene (Dat.) 908, ze Moysê (: ergên) 3115. Beide Endungen nebeneinander sind 2788 ze Moysî (ad Moysen) unde ze Aarône.

## STIL.

Im Ganzen soll die folgende Untersuchung sich von der Vorlage fern halten und zu ergründen suchen, welche Sprachmittel dem Dichter zu Gebote standen, die aufgenommenen Gedanken in der vorgeschriebenen Form auszudrücken — und weiter — wie weit ihm diese Mittel traditionell überliefert waren, wie weit er sie sich selbstbewusst formte. Doch darf sie sich nicht eines kurzen Hinweises auf den Stil der Bibel entschlagen, will sie dem Dichter gerecht werden.

In dem in Betracht kommenden Abschnitte ist die Darstellungsweise der Bibel auf's Aeusserste objectiv; kein Erzähler, kein Dichter spricht, lässt sich hinreissen von der Wucht seines Stoffes — wie in Stein gehauen sind die Worte; keine Steigerung, keine Gegensätze, kein liebendes Verweilen, keine Hast, Freude selbst und Schmerz und Verzweiflung, wenn sie der Handlung unentbehrlich sind, werden ohne Theilnahme gebucht — es ist, als hätten nicht Menschen, als hätte die Sage selbst diese Worte aufgezeichnet. In knappster und doch monumentaler Weise entwickelt sich die Handlung selbst; über menschliche Scheu vor endloser Wiederholung derselben Wendungen bei verwandten Anlässen, über menschliche Zurückhaltung gegenüber Nuditäten ist die Darstellung erhaben. Alles Object, nirgends Subject.

Wie weit muss ein Dichter, der sich für einen Stoff, vielleicht nach mündlicher Erzählung, begeistert hat, der diesen Stoff in sein „geliebtes Deutsch“ fasst, der mit primären Gefühlen ihm gegenübertritt und durch Lust am Gelingen die Mühe der Arbeit würzen muss — wie weit muss ein solcher Dichter von dieser erhabenen kühlen Ruhe entfernt sein. Dazu sein Zweck! Er will auf seine Zuhörer wirken, er will ihnen seine Geschichte näher bringen, will Effecte auf sie ausüben, sie erwärmen; er muss in menschlicher Zunge,

in deutscher Zunge reden und lebhaft und deutlich sich ausdrücken, will er sein Publicum fesseln an die Wunderthaten, die Gott in grauer Zeit an dem nunmehr verachteten Judenvolke gewirkt hat. Ist auch sein Stoff über die Kritik erhaben, sein Werk ist es nicht, war es gewiss nicht für sein Publicum. Auch die Form nöthigt zu anderem Verfahren, jeder Gedanke nimmt wenigstens zwei Zeilen ein, wollte er einzelne so oft wiederholen wie die Vorlage — die Handlung würde erdrückt werden. So verlieren wir nie das Subject aus dem Auge, den Dichter, der selbst sein Werk uns vorträgt oder wenigstens vorlegt.

Der Stil dieses Dichtungskreises ist, abgesehen von Scherers grundlegenden Beobachtungen, von Schröder für das Anegenge (Q. u. F. XLIV) und von Pniower für die zwei ersten Theile der Genesis (in der Fortsetzung, dem Noe Zs. XXIX hat er leider darauf verzichtet) im Einzelnen behandelt worden; ich vermeide durch Hinweis auf diese Vorarbeiten unnütze Wiederholung.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass die Parataxe durchaus vorherrscht; selbst Gedanken, die aufs Augenscheinlichste abhängig sind, werden dem Hauptgedanken coordiniert; nur einige Beispiele aus den vielen: Aarôn dô vernam, daz er ime verzîhen began, sîne hente er dô denete (temporal-causal, lat. cum) 1363, si stiezzen ûz beide . . von des chuniges ougen, er newolde in nicht volgen (Relativ) 2149, ein zeichen sol iz wesen, dâ von sult ir genesen (Relat.).

Bemerkenswerth ist der äusserst häufige Gebrauch des temporalen *dô*, zwar noch ohne Inversion (da Johannes hörete, sandte er; Luther), noch paratactisch behandelt, aber, wie es im Zusammenhange scheint, schon hypotaktisch gefühlt. Ausser dem eben erwähnten Beispiele 1363 sei angeführt: der heiden dô gesach, daz derselbe ungemach alsô garwe zergiench — ze sîner ubile er dô viench 1961 ff. (vgl. IX 34 videns Pharao . . auxit peccatum). Doch bleibt *dô* auch weg: der guote man daz vernam, ze stete er von ime san 1923 f. 'morgen wart vruo, der bote dâhte dar zuo' 1867 ist vielleicht nicht richtig überliefert. *dô* hypotaktisch mit Inversion selten, dô si got gelobten . . si scieden 2641 (vgl. Pniower 28), dô si

sich padeton .. 231. Im Allgemeinen ersetzt *dô* das *et* und *-que* der Vorlage (z. B. 906, 1872, 1907, 2279, 2301), während *unde* zwischen Sätzen (1445, 2615) gemieden wird. Das demonstrative *dâ* wird mit und ohne Inversion relativisch gebraucht, z. B.: gezimbere, dâ ir bûwet inne 2549, gâhen dâ si die boten sâhen 1092, in deme lande was dehein stat, dâ mohte wesen unsir grap 3124. Auf *dô* und *dâ* hat die Textkritik zu achten; 107, 604, 903, 1242 wird durch Weglassung derselben der Vers hergestellt (vgl. Behaghel Eneit. p. CXXIX).

Besonders schroff ohne Angabe der Abhängigkeit zusammengestellt sind: si îlten vile drâte, zesamene samenôten 903, ir îlet varet hinne (Imperativ) 2709, vart wurchet iuwer werch; wenn in diesen Fällen asyndetische Parataxe mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, so unterliegt es in andern keinem Zweifel, dass abhängige Sätze ohne Conjunction vorliegen, so: suenne wir zuo zin chomen, si habent unsir guoten rât (wenn wir zu ihnen kommen, damit sie unseres guten Rathes theilhaftig werden) 184 f., ein buoch, heizzet Exodus 35, in ein lant, heizzet egiptus 46 (Grm. 4. 454. Haupt zu Erec[2] 5414; vgl. Freising. Ausl. des Pat. nost. MSD[2] LV pater noster qui es in coelis. Fater unser, dû pist in himilen; ebenso St. Gall. Pat. nost. LVII Fater unsar, thu pist in himile und Weissenb. Cat. ebda. LVI Fater unser, thû in himilom bist, giwîhit sî namo thîn), gêt ze deme werche, ir wurchet vile starche (Relat.) 1078; ze swâre wart ime daz leben 1780 kann als Vorausdeutung, doch auch als Consecutivsatz gefasst werden; des nahtes gap si in licht. si ne irreten nieht (Finalsatz) 2967 f.; er vorhte daz unheil, obe dâ ûzze ieht bestuonde, der scûr iz ersluoge 1534 ff. Ueber das Fehlen des Relativpron. vgl. Jänicke zu Wolfdietr. D. V $123_3$.

Andere syntactische Bemerkungen schliesse ich hier an:

Relativsatz mit und ohne Inversion: der engil in deme viure, der was in der soule, der in ê den wech gap . . nû was er 3162.

Ueber die beliebte Voranstellung der Nebensätze vgl. Anm. zu 258.

Relativer Genetiv *des* angelehnt an den Hauptbegriff: des werches des si tâten 451 (vgl. des geheizzes des ime got

tet K $35_{13}$ des eies. des in demo tage gilegit sî, Basl. Recept. MSD[2] LXII) auch ohne Anlehnung beliebt 1217 u. ö. (vgl. Genes. W $29_{41}$ er was ime gehôrsam. al des er in tuon hiez Mhd. Wb. I $319^{b}$), pleonastisch: des bir wir sîne boten 1224.

*daz* als allgemeines Relativum in 'die wîle daz si lebeten' 2640.

swer, swes, swaz, swie, swâ gewöhnlich mit folgendem sô (Anm. 1565) haben Indic. und Conjunctiv bei sich (v. 23, 568, 785, 1004. 1039, 1208, 1253, 1255, 1360, 1510, 1565; 1296, 2718).

Conditionales Verhältniss, durch Inversion des Conjunctivs angezeigt: chome ze dîner selede, der dir sî vromede . . welle er sich besnîden, den ne solt dû nieht vermîden 2817 ff.

*ja* zur Verstärkung einer Behauptung hat durchweg Inversion 1074, 1619, 3010, 3269.

*sam* 2168 ohne Inversion gegen den sonstigen Gebrauch (2664 u. ö.).

Neben *swenne* kommt 747 *ist daz* für *si* vor.

Praedicatives und attributives Adjectiv flectiert: daz lach verlorner sîn sun êrstgeborner 2677 f.

Absolutes Adjectiv sehr auffällig (Pniower 28) W 628: ir werdet geweret *al* des iuwer muot gert; K ändert *alles*; W scheint es adverbial zu nehmen (den sonstigen Gebrauch von *al* s. 1595, 1601, 1712, 1638, 1654, 1666), vgl. Hartm. Greg. 269, II Büchl. 432.

Das von Pniower p. 29 besprochene *verberen* findet sich 1233.

Die Construction 'welch si des lambes ezzen' ist Mhd. Wb. III 576 b[22] ff. behandelt.

Der Imperativ ist häufig mit dem Pron. pers. verbunden. Auch im Plural, wo Praesens nicht von Imperat. zu scheiden ist, muss Imperat. angenommen werden (Anm. zu 3149 und p. 52). Befehlsätze im Praes. wie 'doch nennst du keinen Namen, nur die Sache' (Natürl. Tochter V 1) sind nicht zu belegen; n û m u o s t lâzen disiu diet 1633, entsprechend einem Goethe'schen 'Bist vorbereitet, sprach er, wähle nun' (Epimen. Erwachen I 3) muss wahrscheinlich in 'd û m u o s t' geändert werden.

Bestimmter Artikel steht auffällig, wo keiner oder unbestimmter erwartet wird, 753: daz wazzer solt dû nemen, 2698: ir neheiner was sô arm, der dâ hête daz barn, er ne sâhe...

Er kann fehlen, wenn attributiver Genetiv dem Substantiv vorausgeht: derselben fliegen here (Dat.) 1486; ir scephâre (Dat.) 1806. Künstlerische Gruppirung des Artikels (beabsichtigt?) in W 1343 ff.:

iz ne vuorte — schilt noh daz swert,
noh die hutten noh — gezelt,
noh — helm noh die brunne.

(K lässt überall den Artikel weg).

Dem vorgesetzten Hauptgegenstand kann der Artikel fehlen und demonstrativ zum Verb gezogen werden: lant ir ellendes, niene vergezze ich in des 1147; himilchunich hêre, der hiez den sînen man 1980; morgen vile vruo, der brâhte . . 2163; êrstgeborner des vehes nieweht genese des 2401 (vgl. Grm. IV 415).

Die Construction des Satzes, zumal der grösseren, ist sehr frei, oft lässig: wânden daz si vunden sîner barmunge uber ire smerze, sîne barmherze 1047 ff.; niene vergezze ich in des, ez hat besezzen Chânân, zewâre sulen siz hân 1148 ff.; sine mohten in entrinnen, mit niehte uberwinden 1385 f.; si tâten vile rehte, die sich skieden von des chuneges chnehten unde daz dâ vor nieht wâre 1849 ff.; der hiez den sînen man aue ze pharaône gân unde in aue manete (und hiess ihn den Pharao mahnen) 1981 ff. 1762 und 2519 v. Anm. Incongruenz zwischen Subject und Prädicat oder Relativum: iz wurden hundesvliegen der sant algemeine 1478 f.; hie ist nieman inne die des nieht verstên 2125 ff.; vile harte grôzze menige, die scrîent ach unde wê 1714 f.; vil manegen vîant, si hiezzen . . 2164 f.; vgl. Diem. zu $124_2$.

*ἀπὸ κοινοῦ* (soweit bei der gewöhnlichen Aufnahme des Begriffs durch den demonstrativen Artikel davon die Rede sein kann): die magede leben liezen ir scône geniezen 195 f. darinne sterbe ich al daz êrstgeboren ist, dem nelâze ich die vrist 2392 ff.; mir selbem wil ich haben von dem liute unt von dem vehe, von deme sult ir mir geben 2836 ff.

Apposition und Parenthese sind charakteristisch für den paratactischen, speciell für den germanischen Stil. Auch unser Gedicht macht reichlichen Gebrauch davon. Gewiss trägt der gereimte Kurzvers einen grossen Theil der

Schuld: Dem Reim zu liebe müssen allgemeine Phrasen eingeschoben oder Epitheta appositionell beigefügt werden — doch ebenso gewiss ist Vieles beabsichtigt im Geiste des alten epischen Stiles: die houscrechen er nam, er fuort si vram, daz unreine her, verre in daz rôte mer 2237 ff.; dâ mite ruore ich pharaônem unde alle sîne holden unde alle dise lantdiet (die mîne sind mir liep), sô lât . . 2363 ff.; die esile ligent dir tôt, deist ein sunderlîchin nôt, dîner olbenten vil, nû dû got volgen niene wil 1643 ff. Zwischen Substantiv und abhängigem Satz: der heidene chnehte (dû verist vile unrehte), den dû dort hâst erslagen 313 ff.; gotes êre michele unde mâre (ich iz iuch nieht enhil) die er hiute tuon wil 3150 ff. Zwischen Verb und Object: ir nesult in geben, swie ubile sô si leben, daz strô ze deme viure 1003 ff.

So entsteht durch alle diese Freiheiten in Wort und Satzstellung, durch Apposition und Parenthese jenes eigenthümlich zerrissene Satzgefüge, welches auch der Stabreim, zumal im Alt- und Angelsächsischen, so begünstigt und ausgebildet hat (ten Brink Litgesch. p. 25), welches in allen Zeiten, in allen poëtischen Formen dem Deutschen geläufig ist (Es horcht der Verbannte In nächtlichen Höhlen, Der Alte, die Lieder. Goethe, Iphigenie.): diu vorht tet in sô wê, daz si mohten zirgên, die si habeten umbe den lîp, umbe dei chint ioch dei wîp 3105 ff.; si muozen iemer hie sîn, an deme dieneste mîn, nâch des landes rehte, ioch aller mîner chnehte 2257 ff.; die hiezzen in gewinnen alles wîges sarwât unde huoben sich an die vart, bogen unde scafte, si huoben sich mit chrafte 3070 ff. v. 3227 ff.

Unter den rhetorischen Mitteln mit denen der Dichter seiner Rede Farbe und Plastik verleiht, steht obenan die

Voranstellung des Hauptbegriffes.

v. Schröder p. 33. Pniower p. 21, 47.

Durch Pronom. aufgenommen: sâ des chuneges holden, die wurden erbolgen 2143, und sehr oft.

Durch *sô*: an dem selben dulttage sô wil ich iuch . . leiten 2593 ff. v. Anm. zu 664.

Subj. und Obj. vorausgestellt: der vil heilige bote, beide hente er ûf huop 1928.

Subj. durch Nebensätze vom Prädicat getrennt, durch Pron. und Zeitadverb aufgenommen: der engil in deme viure, der . . nû was er hindir in 3161 ff.

Subj. aus dem Nebensatz herausgelöst: Moyses, der guote man, als er dise wort vernam 1787.

Der Hauptbegriff wird aus einem cas. obl. des Nebensatzes herausgelöst und im Nominativ vorausgestellt: ein buoch, heizzet exodus. darinne lesen wir sus 35. ich wân daz liut der iudene, in der ire gegene . . dare nechom neheiniu 1499 ff. diu gerste unde der vlahs, uberal daz sîn was, der vil gruonen bollen, der hête er den vollen 1897 ff.; swaz ie bescein daz lieht, des ne lîbôten si nieht 2195; die vil tiurlîchen man, got was allez mit samt in 2962.

Eine Formel steht voran: mennesk unde vehe sol vil ubile gescehen 1721 ('den' zu ergänzen? v. Anm.)

Ein Nebensatz vorgestellt: er sluoc ze aller êriste, der dâ was der hêriste, den sun des chuneges 2657.

Das Fehlen des Artikels beim Hauptbegriff ist p. 60 besprochen.

Bei Parataxe und Vermeidung coordinierender Conjunctionen ergibt sich das Asyndeton (Schröder p. 28, Pniower 22, 48) als Naturnothwendigkeit, nicht als Redefigur. Ich füge deshalb nur einige Beispiele zu der Bemerkung Müllenhoff's zu Merigarto 1, 54 ('Zwei Sätze mit gemeinsamem Subj. ohne Conjunction aneinander gereiht, sind in der Manier dieser Poesie'): er hiez si daz si vuoren, sich vile drâte ûzhuoben 3157; er enbunde ime (in?) des lebenes. der ime der êrstgeboren was, vil lutziler scade was daz, daz nedarf nieman niene riuwen, sam tet den sun der diuwen 2657. Deshalb ist auch 1235 ff.: Aarôn dô die gerten nam von dem heiligen man, warf si selbe werde . . unbedenklich mit W zu lesen (K ändert, 'er warf die gerten werde').

Diesen Einschränkungen mögen die Belege einer selbstbewussten Rhetorik folgen:

Anaphora (Schröder p. 28, Pniower 23, 48): mit dir wil ich wonen, von dir newil ich chomen. mit dir wil ich varen 561 ff. (erinnert auffallend an Ruth I 16). 'ze bluote iz sich bechêre, ze bluote muoz iz werden' feierlich als Beschwörungsformel 1276 f.; vil maneger donerstrâle, vil

maneges viures bliche . . 1876; swâ iecht gruonôte, daz âzen si genôte, swaz ie bescein daz lieht, des ne lîbôten si nieht 2193 ff. Kleinere wie 'er hiez in erwinden, er hiez in vâhen den zagel 708 f.; si hêten 2895 - 2900' übergehe ich, weil nicht entschieden werden kann, ob sie beabsichtigt sind.

Eine Art Epiphora liegt vor in den düstern zweiten Reimzeilen 'in nâhet der bane', 'in nâhet der tôt' etc. 3039—74, obgleich diese Sätze selbst anaphorisch gebaut sind.

Wiederholung. Mit Uebergehung der natürlichen kleinen nenne ich nur die wörtliche Wiederholung einer Rede von 7 Verspaaren 965 ff. vgl. Anm.

Gesteigerte Wiederholung: ê daz er gesâhe der zeichen mêre . . . diu manegen zeichen daz ist wâr 1987 - 92. ein viurîn soul gap er in, die gap er in zewâre 2964 f. (Pniower 23).

Gegensatz: Die wirksame Fassung 'ne lâst dû mir den mînen, ich erslage dir den dînen' 865 f., 977 f. (vgl. 1189 ff.) gehört dem Dichter, nicht der Vorlage an. Ob 'zallen stunden' 1301, und 'ze neheiner stunde' 1305 absichtlich einander gegenüber gestellt sind, entscheide ich nicht.

Der Parallelismus (Pniower 23—25), der schon in den erwähnten Redefiguren enthalten ist, spricht sich auch sonst oft als beabsichtigte Technik aus: wande iz got wolte unde iz wesen solte 1317 f. W K (wenn nicht 'daz' statt 'unde' zu lesen ist), von 'deme wazzer sint si chomen, in deme suln si aue wonen 1415 f.; von dem chunegen iungen unz an den sun der diuwe, von dem manne unz an daz vehe 2531 ff. ir neheiner was sô arm, der dâ hête daz barn, er nesâhe iz gâhes ligen tôt . . . nieman was sô rîche ernehête samelîche 2697 ff. Ganz besonders rhetorisch: 2133 ff.

> ir muozzet dieselben strâze
> vile gare verlâzen,
> unde muozzet dieselben stîge
> vile gare vermîden.

und fast dieselben Worte 573 ff.

Pleonastische Ausdrucksweise zeigt sich formelhaft in der positiven und negativen Fassung éines Gedankens: swîgen : vermîden, sagen : nieht verdagen (bei den Reim-

zusätzen p. 43 besprochen), sowie in Wendungen wie 2270 f. uber al dise erde, uber al daz heidenlant 2270 f. u. ö.

Pars pro toto: dô chot diu gotes stimme 507 (Diem. Ged. $13_{16, 24}$ $36_{26}$ $35_{2}$), danne lôst uns mit chrefte des oberisten gotes hant 2865 (vgl. diu Sîfrides hant, Müllenhoff Z. G. d. NN 31, Lachm. z. Nib. $1294_{3}$), von ditzes landes erde (leiten) 2595 soll wohl 'de terra Aegypti' übersetzen. 'neheiniu chlâwe' 2334 ist getreue Uebersetzung von Vg. X 26 non remanebit ex eis ungula.

Rhetorische Frage: (Pniower 27) was welt ir is mê? 1973; wie ist dîn herte susgetân? 2007 (vgl. Vg. X 3); wie mohte in iemer wirs gescehen? 2706; aus der Vorlage übertragen ist: wie mohte ich vertragen . . 2990.

Ironie: in deme lande was nehein stat, dâ mohte wesen unsir grap, her brâhte dû uns durh daz, daz wir hie sturben deste baz (in der Vorl. rhetor. Frage) 3123 ff.

Bild: sîn herze was bevangen mit sundeclîchen scanden 1331.

Vergleich: des tages was si tunchele gelîch einer wolchene (columna nubis Vg. XIII 21) 2970 f.; alsô vinster wart der tach same diu timberiu naht (tenebrae horribiles X 22) 2285. Ferner 2884 f. 2913.

Personification: wande si hête gezuchtigôt diu manechvalte nôt 1841 (doch vgl. 1335 f. wande iz wart gezuchtigôt mit manichvalter nôt); der dîne unmâzze zorn, der hât uns daz lant verlorn 2045 f.; newedir daz vehe noch den man nemach der tôt gewinnan 2409 f.

Ausruf. Interjection *hei* 918, 3075, 3274 (Gr. III 299). *ia* 1074, 1619, 1734, 3010, 3269. *wê*, der lîp muoz uns zergên 2683 f. semmir daz hêre sunnenlieht 1781.

Epische Uebertreibung. die nie nieman vernam 1337; iane gesâhet ir nie sô manegen siechen man 1734; daz nie nieman gesach in deheinem rîche (in universa terra Aegypti X 24) 1886 f. 2172 ist aus X 14, 2405 aus XI 6 übersetzt.

Dem Dichter arbeitet die Sprache in die Hand durch traditionelle Formeln, Epitheta und bezeichnende Ausdrücke. Es soll versucht werden, diese herauszuschälen.

FORMELN.

Coordin. Substantiva.

wîp — man 2370, 2403, 2612, 3292 (Judith $9_{10}$ Bit. 501). degene — magide 151 f. 175 f. 191/5. chonen — chint (parvuli et seniores) 2091, 3141, 624. wîp — chint 2305, 2711, 3108, 101, 839 (Heliand 2871. Diem. $29_{12}$, $37_7$). frouwen — wîp 2761 (Minn. frühl. $123_6$. Walt. v. d. V. ed. Lachm. p. 48). herzogen — grâven 3033. diuwe — scalche 1847, 1861, 103, 2095 (Diem. $28_1$). (scalclîher vorhte, dielîher werche 125 f.). chnehte — diuwe 2763.

edele — vrîtuom 1219. rîchtuom — êre 629 (vgl. Diem. $14_{24}$). lîp — guot 2065. velt — hof 1488. mennesk — vehe 1721. liut — vehe 1815 (vgl. Vg. IX 14) 1890, 2669, 2837. vehe — man 2409. scaz unt eigen joch daz vehe 59 (vgl. Heliand 2501 fehu endi fremithi scatt. schaz Ortn. 2 mal. Wolfd. 1 mal.)

scilt — swert 1343. hutten — gezelt 1344. helm — brunne 1345, 1883. rosse — mûle 1347. scaft — bogen 1349, 3073. sarwât — sahs 1413.

stunphe unde halme 1008 (stipulas; Dieffenb. Gloss.: stipula — stumph halem). milch — honecsaim 519 f. 641. (Diem. $37_4$, Mar. Lob $5_{21}$. Ezzo $2_{25, 26}$, Diem. Genes. $116_{15}$). chorn — vehe 1655, 1688, 2062. crût — gras 1892 (Troj. 552). holz — gras 2200. ziegel — staine 112. laim — letten 130. naphe — chophe 679 f. (Lob Salam. $9_{3, 4}$. Wien. Genes. $34_{12}$). hant — munt 935. rât — drô 1821. zeichen — mâriu 2431? (v. Anm.).

tach — naht 1030, 1590, 3164 (Lob Salam. $7_7$; Heliand 5 mal; ags. Belege Sievers Hel. p. 451). âbent — morgen 1096, 1564 (Vor. Mos. $38_1$.). tage unde teidinch 1403? himel — erde 956 (Laud. Dom. $5_2$, Judith $6_6$, 3 Jüngl. $6_6$, Ezzo $1_{37}$, Heliand 11 mal, ags. Belege Sievers Hel. 406).

herte — grimme 2339. weinôt — wuoft 1097, 1739 f. sûftôd — wuoft 925. ruof — chlage 3268. swert — tôt — hungeres nôt 2111. slege — stôze 303, 1027. huoch — spot 139. suht — swert 961. (hagel — suht Diem. $22_{24}$). hagel — scûr 1873 (grando) 2075, 2187. doner — viur 2188.

### Coordin. Adj. und Adv.

alt — junc 1032, 1160, 2093, 2439, 2713 [2760]. gesunt — siech 1033, 2440. gesehende — blinde 777. michel — chleine 2816 (XII 47 omnis coetus filior. Isr.). michel — mâre 3150. grôz — lanc 704, 1240. grôz — chleine 1312, 1354, 1440, 1480 (sinnlos), 1880, 1896, 2099, 2308. grôz — hel 2934. grôz — breit 1373. breit — lanc 1370. breit — dic 3063. snel — trâge 1351. guot — manech 3232. rîch — manech 3264. scarf — guot 2923. gezogenlîche — scône 652. (Genes. oft v. Diem. Gloss.; gezogenlich v. zu Bit. 4336). liep — zeiz 646. tiure — hêre 2385. tiure — guot 3177 (Mar. Lob $3_3$). heilec — tiure 2508. heilec — reine 2948. guldîn — silberîn 2373 (übers.) v. 679 f. brûn — wîz 2926. gruone — wîz 3047. vaste — wol 2513. ach — wê 1715 (Dietr. fl. 8839, Rabensch. 697).

### Formeln der Zeit.

von êwen ze den êwen 3156 (Otf. II $24_{45}$ unze Mar. Lob. $2_{18}$ Ezzo v. 11 Diem. $4_{28}$, $11_{16}$). ze vil manegen êwen 608, 2121, 2599. — ze vil manegen hundert iâren (sempiterno) 2572. uber vil manech iâr 1991. ze vil manegen iâren (perpetuo) 138, 2598. iârlanch 2077. iâres alt (anniculus) 2459. — uber unmanege tage 411. uber manegen tach (post multum temporis) 447. vur disen tach hiute 1430, 2142, 2570. eines tages 275. — uber naht 1438. uberdwerch dise naht 2811. hînaht 2389, 2652 (Anm.). aller mittirnaht 2652. an dirre naht 2528. — ze der stunde vriste 1290. zallen stunden 1301. ze neheiner stunde 1305. zeiner iegelîchen stunt 1556. sâ zestunt 1729, 1915. fur dieselben stunde 1956. ze disen einen stunden 2208. — umbe die hanchrât 3201. ze vespir 2480 (ze vespere jouch ze mettîn, Laud. Dom. $1_7$). zuo einer mettînzît 3203. dô ez alzan tagete 3253 (a primo diluculo). dô der tach dô bechom 423. des anderen morgenes vruo 1259? morgen ze dirre zîte 1808. hinnen vure mêre (temporal) 2869, 1999. in vile churzer wîle 2197. vruo unde spâte 3018, 3080. ofte joch genôte 1881.

unz an sînen tôt 1459. von chunne ze chunne 609 (Diem. $9_{11}$). ze manegem altere 2120 (s. Anm.).

### Formeln des Ortes.

ûze — inne 1377, 2063. nâhe — wîte 1824, 2796 (sinnlos). nâhe — verre 2110, 2694, 2998. verre — wîte 3277. ennen — hinnen 2180. ze der zeswen — der winster 2276, 2284. vil manege mîle 2198. ze lande (= ins Vaterland gegenüber ellende) 2635 f. von dorfe ze dorfe 2297.

### Coordin. Verba.

sagen — singen 928 (Lachm. Sing. u. Sagen p. 2, Anm.; zu Denkm. XXXIV $3_{10}$. Ackerm. v. Böhm. $46_{1}$.). (spellen) singen — zellen 1990. lesen — singen 1997 (Pat. nost. $1_{12}$). reden — swîgen 786. bîzen — stechen 1493. liegen — triegen 1623 f. (2245 f.). gân — rîten (movit se de loco) 2295, 2724. trinchen — ezzen 89, 1558. nagen — vrezzen 2185. vasten — vîren 83. inphienc unt gebar 205 ist nicht als Formel anzusehen. sehe unde erteile 1100 ist wörtl. übersetzt.

### Formelhafte Verbindungen zwischen Verb und Subst. oder Adj.

wesen. in chunde wesen Anm. zu 415. iz inist ze niewehte guot 1392, 1609, 2066. daz wâren unminne 1758, 2802. werden. ze scanden werden 1637. ze bane werden 3113. ze chlage werden 3114. daz wart mir vile unwert 1123 (F. Bech Germ. VIII 472). M. wart diu rede zorn 1461. si wurden ze ubileme lobe 1764. der heiden wart ein michel val 1732. varen. *äusserst beliebt vgl.* Diemer Glossar p. 248; Anm. zu 224. haben. gewalt haben 108, 1328, (2804, 2856, 3246). den vollen haben 1900. vur nieht haben 1241. habe dir iz ze gamene 1467. tuon. daz ist êre gitân 1946 (Gr. IV 609). swie sô iz gitân sî 2020. gedone tuon 1487 (Scherer p. 76). sînen slac tuon 2527. phlegen. des wil ich mich phlegen 2087. nemen. wunder nemen (dixit ergo M.) 469. daz leben nemen (interficere) 2845. gescehen. mir gesciht leide 2984. daz herze bewegen 155. iz tûhte in

ungemach 1388. den lîp verliesen 1694. die vrist lâzen 2394. wâr lâzen 1454. daz ist mir gerâten 2084 [?] an die vare (den sint) müezzen 2098, 2233 [?].

### Formeln der Anrede (v. Anrede p. 75).

nû vernemet, mîne lieben 1545 (Diem. Ged. zu $1_1$). nû vernemet wie ir tuot 1001. vernemet waz ich iuch sage 2789. ich sage wie dû tuon solt 1464 (Wolfd. 2 mal, Ortn. $430_2$). daz nemugen wir verdagen 2072, 2115 u. ö. ich newil iuch verdagen 2835, 2014. hôre her zuo mir 1465 Diem. Ged. $22_{20}$). sprach ime zuo 729 u. ö. (z. Bit. 1194, Diem. $6_{21}$). dô sprach 759. ... antwurte mit susgetânen worten 685, 2315. antwurte mit ubellîchen w. 307, luzzelen w. 979, zornlîchen w. 1065, warlîchen w. 1196, churzzelîchen w. 2090.

### Formeln der Betheuerung.

daz wizzet zewâre 1875, 2122. âne zwîvel wizzet ir 2415. nû wizzet 2647. nû wizzest 1197, 2333, 2559. ich weiz 895, 1265, 2232 (Zs. III 187, Denkm. zu XVII 28. Sievers zu Hel. 600, Diem. $18_{26}$). ich tuon dir iz aue chunt 814 (Wolfd. B. 15, 194, 200). entriuwen 2764. daz sage ich dir entriuwen 2096. zewâre *sehr häufig* (ebenso Diem. Büch. Mos.). zewâre lâ mich dir sagen 2327. zewâre sage ich dir 1636, 879 (iz iu) 1501. ich sage iu zewâre 2181, 2665. des phlige ich mich 745. zewâre phligin ich des mich 495, 2184, 2920, 3082. zewâre geloube dû iz mir 853, (ir) 3004, 965. vile wole geloube dû iz mir 1635. vile wole gewere ich des dich 2356, 1573, (1592). daz ist al wâr 3244. weiz got 716, 1059, 1251, 1293, 2082 u. ö. ich wân 1499.

### Sonstige formelhafte Wendungen.

beidiu diz unde daz 1858. (Bei Luther z. B., Ruth I17: der Herr thue mir diss und das). swaz ie bescein daz lieht 2195 (= Alles). uber disiu selben diench 1417, 1449 (= dô). widir sinnen 3223. in wâre bezzer der tôt 1744. vil verrene mâre 2386. urloup nemen — geben 822, 829, 2078, 2081,

2730 (Diem. $27_3$). gezimbere bûwen 2545 f. (Diem. Ged. zu $192_{22}$). mit micheler mende 2476. 2625. mit grôzzer samenunge 2477 u. ä.

Wie nahe dem Dichter diese Ausdrücke lagen, mag ein Hinweis beleuchten: Vgl. IX 25: 'ab homine usque ad jumentum cunctamque herbam' wird übersetzt: vehe unde liut, al daz an dem velde was, beidiu chrût unde gras (1890 ff.). Für lateinische Formeln setzt er frei deutsche ein. Vgl. X 9: Cum parvulis nostris et senioribus pergemus cum filiis et filiabus, cum ovibus et armentis: unser chonen unde unsiriu chint .. alte unde iunge .. scalche unde diuwe .. unsir vehe vile gare .. grôzzez ioch chleiniz (2091—9).

## Formelhafte Epitheta.

Got. (so oft z. B. 1625): got vrôn 914 (Dominus). got der rîche 944, 2632, 2388 (3 Jüngl. $2_2$, Hel. 1980, 3611). got der guote 477, 932, 1406, 1582, 2610, 3286 (Hel. 1471, Diem. Ged. $4_{12}$, $23_{26}$). got der gewâre 463? got alterseine 1099. got ûf den himilen 2157 (3 Jüngl. $1_{11}$, 'allez daz ûf dem himile ist' Laud. Dom. $6_7$, 'swaz dir ist undir deme himile joch dar obi' Sum. theol. 31). der oberiste got 2649, 2865. der himeliske got 1777. der himeliske hêrre 3293. der himeliske chunech 5 (Ezzo $26_9$). der êwige chunech 658. himelchunich vrôn 1362. himelchunich hêre 1980. chunech aller chunege 2107. d. himiliske geist 3304. hêrre 11, 21 u. ö. (Lob. Sal. $3_2$, Sum. theol. $31_1$, $_7$, Ezzo $26_4$, $_8$). hêrre aller tugende 2108. got unde hêrre 605 (herro unde got Pat. nost. $1_5$). got unsir hêrre 2833. genâdigiz hêrtuom 2221. hêrre alterseine, andir deheine 2539 f. ein gewaltiger hêrre 3221 (im Munde d. Aegypter). scephâre der himile unde der erde 955 f. der in dem himil ist vil rîch 1772. — 'gewaltiger zorn' Gottes 2536. 'gewaltige hant' Gottes 3282. des hân ich gewalt 2530. gotes slach 2527, 2620, 2653 (Jüngst. Ger. $286_{28}$, vom Recht $5_{19}$, Diem. $17_{22}$).

Das in der Genes. und der Vor. hs. so häufige formelhafte mîn trehtîn (vgl. Denkm.[2] p. 384 u. Gr. IV 299) kommt nicht vor.

Pharaô (so 1907, 2675 u. ö.): der chunech 1327, 1401, 1450, 1539, 1580, 1728, 2081, 2123, 2429 u. ö. (Vor. Mos. $37_{27}$). chunech Pharaôn 942, 1588, 2707. rîcher chunech 1105. rîcher Pharaô 1362. chunech (vile) hêre 1271, 1285, 2004. der heidiniske man 1626, 3095. der heidiniske chunech 1632. der heidiniske hêrre 1690. Pharaô der heiden 2983. chunech heidene 1860. der heiden 1961. der ubile Ph. 1708. Ph. der meintâte 1819. chunech unreine 2243. vîant 2622? ir (der Aegypter) hêrre 2080. — Die leiden zouberaere 1751. — Aegyptii: lantliute 1441, 1299, 1311, 1741, 2141, 325. heidiniske diet 1489, 1525, 2721, 2749. die heidiniske man 3171, 3216, 3205. die heidene 1530, 2378, 3138, 3143. lantdiet 2365. dize liut 1591. dise hêrren 2139. die heidenscaft 2863. — terra Aegypti: Egiptinlant 2282, 2529 u. ö. (êgyptisce lant Ezzo $21_2$, Heliand 704, Egypto || land). — heidenlant 1712, 2271, 2654. ditze lant 2621. dîn lant 2389. — Moẏses (so 2315 u. ö.): Moẏses der guote 787 [guot äusserst beliebtes Attribut für ehrwürdige, besonders biblische, Erscheinungen; hier für Gott, Moses, Aaron, Joseph, Israel. Im Heliand für Abraham (3359), Christus (oft), David (363), Elias (3045), Gott (oft), Johannes (7 mal), Joseph (357, 313), Maria (3 mal), Petrus (2 mal), Simeon (463), vgl. Sievers Hel. p. 420: die guten. Vor. Mos. für Moses: der guote man 13 mal, der guote 7 mal, Diem. Ged. für Noe $13_{17, 28}$, $14_{14}$, Abraham $15_{28}$, $16_{11}$, $19_{9, 13}$, Jacob $28_7$, $29_{15}$, $31_{21, 28}$. Ebenso häufig bei Otfrid, Wien. Genes.]. der guote Moẏses 1697. der bote guote 759 (M. der vrônebote guot, Ezzo 4. M. der getriuwe bote, Pat. nost. $9_{10}$). der guote man 1923, 2279, 3173. Moẏses der tiure man 1191. d. vil tiurlîche man 470 (tiurlîch, zu Bit. 1195). M. der (vil) heilige man 909, 1621, 1667, 2124, 2428 (heilec hier für Gottes Geist, Moses, Aaron und mehrere Dinge. Im Heliand für Christus (oft), Gott (oft), Maria (439, 2029, 360). Im Vor. Moses für Moses $37_{26}$). der vil heilige bote 1928 (Hel. 1041 für Christus). (gotes) trût 1132, 2263, 3235 (Vor. Mos. $52_{11}$). sîn (gotes) man 1981. M. der rehte 3288. — Moses und Aaron (so 1908, 2788): die (zwêne) boten 1260, 1452, 2079, (2302) u. ö. beide 941. die zwêne boten guote 2147. die gotes

boten zwêne 1833. die heiligen boten 1778, 2650. die zwêne man 1576. die zwêne heilige man 2202. die zwêne gotes gesinden 1390. die gotes trûten 1611. die gotes scalche 1753. die hêrren 1725. die gebruodere lieben 1423. — Joseph der guote 2946. — Israelites (die gûtin Israhêlin 3 Jüngl. $1_8$). iudene 1499, 1460, 1672, 2291, 2731, 3099. die armen iuden 1906. israheliske diet 9. israheliske chint 2437. des guoten Israhêlis chint 2478. daz liut 1215, 1399, 1532, 1792 (dise liute 2722). dise ellende liute 2422. die verdamnôte diet 1094. die gotes diet 51. die armen 1087. die vil tiurlîchen man 2962. die got lieben hêrren 3021. die hêrren 155 (3 Jüngl. $1_7$). die lieben hûsgenôzzen 1316. die genôzzen 2303, 2341 (Vor. Mos. $68_7$). — Verschiedenes: magide — scône 196, 229. man — vil tiurlîch 470, 696, 2962. zeichen — scône 848, 913. zeichen — urmâre 820. zeichen — grôzziu 1135. (die wîzzen 1356, rôt 3045). wunden — tiefen 1718 (wîten Lachm. z. Nib. $967_3$ Bit. 10779). blatere unsuoze 1719. mûre vile stâte 134. wuoste verre 887. rôtez golt 2889, 3056 (Lob Salom. $7_4$, Jaenicke de d. usu W. d. Esch. p. 27). vrôn disk 2824 (Lob Sal. $18_9$). der êwige tôt 2580 (Diem. $11_{19}$, $17_{18}$). brôder lîp 616 (sehr beliebt in Vor. hs.). gezelt — lussam 2959. gereite vile tiure 1348. rôte vanen breite 1357. breite vanen 3041. eislîcher scaft 2881. scaft vile lange 3065. berhtilir stein 2894. breite spiezze lange 2898. scilte vile wîte 2900. edilez gescuzze 2931. tiurez gesmelze 2917. vil tiurlîche wât 2377. tiurez gewâte 2747. tiurlîch gewant 2937. scare scône — hêrlîche 3058. îserîne spangen 3050. îserîne ringe 3051. helme wole gestâlet 3068. snelle helede 2277, 3031 (Lob Sal. $19_6$ Ortn. $46_2$, $47_3$). snelle iungelinge 3069. snelle ros 3229. snelle chnehte 3257. chuone chnappen 3262.

Unter den von O. Jaenicke (de dicendi usu W. de Eschenbach. Diss. Halle 1860) behandelten terminis technicis finden sich folgende in der Exodus (ich gebe sie ohne näheren Hinweis in der Reihenfolge Jaenicke's): wîgant 2176, 3010, 3024 (Lob. Sal. $5_4$, Ezzo $22_9$ geistl.). reche 3258. degen 151, 175, 191. helt 1384, 2277, 3031. maere 1372, 2119, 3150 (2431?). balt — lîche 943. snel v. oben. küene

3027. 'vermezzen' nur als Verb 3075. wîe 3057, 3071 (Ezzo 24₆) volchwîe 1350. gêr 3053. sar (sarwât 1413, 2887, 3071). mâre 1831. künne 500, 609.

Ich merke noch an: rîterscephte 1346, sciltchneht 1359, vuozvende 2758 (Anm.), halsperc 2879, hornbogen 2930, sahs 1413, zisterel 2911 (Anm.), unnôthaft 2882; aus Pharaos Hofstaat: brôbeste 107, 119. holden 93, 1023 (= V 10 praefecti operum et exactores), 2143, 2364 (vgl. Jän. zu Bit. 7695, Ortn. $215_4$, Lob Salom. $5^b{}_{56}$, Sum. theol. $21_4$, $31_6$), lanthêrren 2997; bei den Juden die althêrren 650; ferner choufscalch (servus emptitius) 2803, 3001, choufchneht 2993, mietman (mercenarius 2807) und endlich burc (urbs) und dorf 2297. Der Sohn Pharaos wird 2531 als der chunec iunge bezeichnet.

Dem epischen Stil entsprechend werden Gegensätze verbunden, um „Alles" zu bezeichnen: alte unde junge, sieche ioch gesunde 2439 f. u. ö., wird *ettelîch* für „sehr gross, viel" (ir tuot mir ettelîchen segen 2719) *ettewaz* für „sehr" (mâre ettewaz swâre 1832), *lutzel* für „nichts" (1438) gebraucht.

An diese überlieferten Formeln und Ausdrücke, zumal an die Wahrheitsbetheuerungen schliessen sich eng zwei weitere Eigenheiten des epischen Stiles an:

Die epische Vorausdeutung: ir vater ietrô dânâh ime des danchete 364. des ingalt daz lant harte (folgt die ganze Beschreibung des Krötenheeres 1339—62 im Voraus) 1334, zeswâre wart ime (sît?) daz leben 1780. des warde er darnâch vil unvrô 1822. daz gerouwe si entriuwen 1862, des ingalt vil maneger man 1968. daz wart in sît ze nuzze 2932. dâ lach manich man tôt 2976. er wesse wol die chunftige nôt 2982. in nâhet der bane 3042. in nâhet der tôt 3046. in nâhet allez leit 3064. daz wart in enblanden 3066. daz fuor ze sînem leide 3088. Ueber 169 s. Anm.

Beziehung auf die Quelle: ich tâte iu gerne chunde . . ettewaz von den buochen etc. 1—3. ein buoch, heizzet Exodus, darinne lesen wir 35. diu scrift nennet iz sus 46. wir lesen 409. uns saget diu scrift zewâre 1287. diu scrift diu ne liege 1477. daz vinden wir an den buochen

1995. alsô daz (ditze) buoch chuît 2293, 2762, 3204. sô ich iz vernomen habe 2738. alsô hie gescriben stât 3202.

Der persönliche Antheil, den der Dichter an seinem Werke, der Handlung und den Personen hat, spricht sich häufig und mannigfach aus.

In den Gebeten, mit denen er beginnt und schliesst, tritt er uns von vornherein als Individualität entgegen: ein Knecht Gottes, der zur Ehre des Herrn etwas aus den Büchern, die des Himmelskönigs Thaten an Israel enthalten, aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen will und dazu den Beistand von Gottes heiligem Geiste (33) erfleht, der sich auch bei dem „himelisken geiste" (3304) alles Anstandes bedankt für die ihm gewordene Gnade; seine Hauptfreude (3311—14) ist der glückliche Ausgang der Handlung. Er nimmt entschieden Partei durch zahlreiche Epitheta, die er Personen, Reden, Handlungen beilegt; allerdings ist seine Parteistellung von selbst gegeben durch das persönliche Verhältniss Gottes zu Moses und seinem Volk, aber sie lässt uns doch den Dichter im Auge behalten. Ferner tritt er uns entgegen in den oben zusammengestellten Anreden an die Zuhörer, den Betheuerungen, den Vorausdeutungen und den Interjectionen. Hierzu kommt eine grosse Zahl persönlicher Bemerkungen, die er parenthetisch zur Handlung macht; so leitet er das Gebot des Königs an die Hebammen 145 ein:

der tievel gap den rât,
wande er in bezzeren ne hât.

Gewissenhaft fügt er zu der Erwähnung von Moses' Vater hinzu „des ich genennen niene chan" (198); dass Sephora dem Gebot der Beschneidung sogleich nachkam „daz wâren charchlîchiu dinch (876)".

Als Moses Aaron begegnet, da scheint ihm das „et osculatus est eum" der Vorlage zu kühl, er sagt:

vil minneklîchen er in chuste,
wie wole si des geluste!

Auch an die Plagen knüpft er persönliche Bemerkungen, 'in wâre bezzer der tôt (1304), iz was ein micheliu nôt (1665), daz tet gewisse die gotes hant (1498)', und erklärt noch besonders, warum die Juden nicht heimgesucht wurden: 'daz

was gotes wille, si hêten gotes hulde (1503 f.), iz was von gotes segene, daz si uberhuop (1674 f.)'. Nach erzählter Warnung vor dem Hagel fühlt er sich gedrungen, die Sorglosigkeit der Unfolgsamen besonders zu rügen: „daz gerouwe si entriuwen, wande si iz (ihr Vieh) ne wolden bewaren, si verlurn iz vile gare, daz tâten si âne nôt, si waren des gewarnôt“ (1862 f.). Sehr eigenthümlich fügt er an den Bericht vom Tod des Königsohnes: 'vil lutzilir scade was daz, daz nedarf nieman riuwen (2662)', womit er gewiss zugleich auf das grössere Elend im ganzen Lande hinweisen und doch das Mitleid für die Schuldigen nicht aufkommen lassen will. Die Tödtung der Erstgeburt 'daz was ein michil arbeit (2704)', und er ruft aus 'wie mohte in iemer wirs gescehen!'

Doch darf hier dem Dichter nicht zur Ehre der dichterischen Theilnahme angerechnet werden, was nur Lückenbüsser zur Beschaffung eines Reimes ist. Solcher finden sich genug (man bemerkt, dass es fast lauter zweite Verse der Reimpaare sind): iz was ein michel unheil 1297, daz was den iuden ein michel nôt 1460, daz wâren unminne 1757, daz wâren sunelîchiu dinch 2950, des mohten si vrô sin 2972, daz was ein zeichen tiure 3182, daz was der menege ein michel heil 3184, diu vart was in suozze 3192, iz was vil unguotlich 3207 u. a.

Denn hier ist der wunde Punkt des Dichters, hier unterliegt seine Technik den Forderungen der Form; seine Sätze sind durchtränkt mit Flickwörtern, um Verse zu füllen, um Reime herzustellen. Unzählige vile (die vil gruonen bollen!) sciere, zewâre, genuoch, ave, harte, genôte, gare, gewisse, wole; aller slahte, neheiner slahte, maneger slahte; vil lûte (2680, 2683, 3109), snelle (2845), durh nôt, minneklîche (vgl. Müllhoff ZGNN p. 39 u. ö.). Hierher gehört das immerwiederkehrende, oft sinnlose *began*, das dem Reime so bequem ist, hierher die Vorliebe auch für andere Verben, die sich mit Infinitiven verbinden lassen; denn auf Infinitive finden sich leichte Reime, so: si îlten 903, 1091, 1848 u. ö. (vgl. Pniower p. 29, 49 „fast rein auxiliar“), er hiez 1389, 1823–9 (1627, 1680 wird fecit übersetzt), wellen 2192 und in eigenthümlicher, nicht immer ganz ersichtlicher Bedeutung viermal

hintereinander 2731—42 (ebenso wie Genes. Fundg. $24_{29}$, $25_{19}$, Pniower p. 49); wunne, minne, êre, muot sowie die Adverbien auf -lîche spielen in solchen Fällen eine grosse Rolle.

So steht der Dichter mit seinem Sprachmaterial auf altem deutschem Boden; aber nur mit Mühe gestaltet er das spröde in ungelenker Hand. Die Wirkungen, die Vers und Reime ausüben sollen, kommen noch selten zur Geltung und die Alliteration hatte ihren Zauber längst eingebüsst; sie fristet ihr Dasein in alten Formeln wie: weinôt unde wuoft, gesunt oder siech, michele unde mâre, sarwât unde sahs; ich glaube nicht, dass sie irgendwo absichtlich effectvoll angebracht ist, denn was sollten Effecte wie **h**ilf uns **h**êrre **h**iute 3110, oder **h**ore **h**er 1465, oder mit **m**icheler **m**andunge 2644, mit **m**icheler **m**ende 2476, 2625? chonen unde chint, vastent unde vîrent sind nicht alt.

Die Anrede im Gedichte hat Grimm (Gr. IV 303) im Zusammenhang behandelt. Ausnahmsloses Duzen gebietet die Vorlage. Ueber die Anrede an die Zuhörer in der 2 Pers. Plur. v. Pniower p. 21. Wenige besondere Anreden seien hervorgehoben: ir hêrren 981, 1391: am Schlusse der Rede: daz wizzet zewâre, alle dise hêrren 2121 f. 'mîne hêrren' an die Zuhörer 2907, nû lieber bruoder Aarôn 1462, ir bruoder ir 1700, mîn vil liebiu chint (Moses zum Volke, das weist deutlich genug nach der Kirche vgl. Denkm.[2] LIV Exhort. ad pleb. christ. 15 chindilî mîniu, I. filii carissimi) 3147. Pharao spricht 2346 von sich als dem chunege pharaône (vgl. Nib. $816_4$).

Von Zahlen ist anzumerken: vierstunt 1624 v. p. 37 (zehenstunt kommt Diem. Ged. $25_{26}$ in allgemeiner Bedeutung vor), ze manigen hundert iâren (sempiterno) 2572 und vor aht unt zweinzich tagen 3117 (vom Dichter hinzugefügt).

Ein feines Tactgefühl leitet den Dichter bei Uebersetzung von Nuditäten, die dem Stil der Vorlage eigen sind. Er lässt sich beim circumcidere nicht auf die Einzelheiten (z. B. XII 48 omne masculinum eius) ein, ebensowenig gibt er die geläufige Umschreibung der Erstgeburt, quod aperit

vulvam wieder; es ist bekannt, dass die Dichter der Genesis ähnlich verfahren sind (v. Gervinus I 183). Man versuche solche kurze Wendungen in diese Sprache, in diesen Vers zu übertragen! Goethe's Bemerkung an Eckermann (I 117) drängt sich auf.

---

## DIE ANLAGE DES GEDICHTES UND DER DICHTER.

Die Exodus ist trotz ihrer Abhängigkeit von der Vorlage ein innerlich wie äusserlich in sich abgeschlossenes Ganzes. Innerlich, denn eine Reihe Einzelhandlungen werden unter einheitlichem Gesichtspunkt zusammengefasst, als Einheit — Erlösung der Juden aus der ägyptischen Sclaverei durch Gott — ausdrücklich hervorgehoben (6—10, 37—42, 433—46), und als Theile eines Ganzen ausgeführt. Deshalb ist auch das Gedicht auf dramatische Spannung und Steigerung angelegt, der Dichter weicht hierin mit deutlicher Absicht von der Vorlage ab. Die stehenden Vorausdeutungen Gottes lassen keine Spannung aufkommen, sein stetes Eingreifen entfernt die Handlung zu weit von irdischer Sphäre — der Dichter ändert, soweit sein Gewissen es erlaubt, Vorausdeutungen werden in Handlung umgesetzt und weggelassen, Gottes Eingreifen in Einzelheiten wird modificiert. Dafür erhält Moses mehr Selbständigkeit in Denken und Handeln, er wird nicht jedesmal instruiert, was er thun soll (1868 vgl. IX 22, 2152 vgl. X 12, 3159 vgl. XIV 15—18), oder es wird ihm doch ein Schein von eigenem Willen gelassen (ich tuon daz dû wil 2268), oder es wird wenigstens vor Gottes Eingreifen auch seine Ansicht und Stimmung geschildert (1787—92). Auch Moses darf im Interesse der Spannung sein Thun nicht vorher ankündigen (IX 29), geschweige denn, dass auch er Pharao's Benehmen schon voraus wüsste (IX 30). Pharao ist ein vollendeter Bösewicht, nicht Gott verhärtet sein Herz, sondern er selbst (1775 ff., 1819 ff., 2007, 2243 ff.), der Hörer ist nach jeder Plage gespannt, ob dieses Zeichen auf ihn wirken wird, gravierend wird ihm noch 1977 'ich wil iuch wirs mite varn danne ich her habe getân' in den Mund gelegt. Des Dichters Animo-

sität gegen ihn, zumeist in Epithetis ausgedrückt, steigert sich von Anlass zu Anlass; während er anfangs 'chunech, rîcher chunech', sogar 'chunech vile hêre' genannt wird, tritt bald das Attribut 'heiden' hervor, dann 'der ubile Ph.' 1708. 'Ph. der meintâte' 1819, endlich 2243 ff. 'der chunech unreine ze sîneme unheile er was ein lugenâre, ein rehter truginâre'.

So hat sich der Dichter dramatische Gestalten zu schaffen gesucht: Moses, der Held im Namen Gottes, Pharao der Feind, jedem beigegeben ein Chor; einerseits die bedrückten Juden, andrerseits die Aegypter, die unter des Königs Frevel leiden; denn nur er ist den Juden aufsässig und treulos (vgl. 2990 mit XIV 5). Aaron ohne jede Selbständigkeit ist eigentlich nur ein Theil des Moses.

Auch sonst ist Zuspitzung der Handlung bemerklich: so wird bei den Vorausdeutungen 1339—62, 2011—32 der Hörer auf die kommende Plage gespannt gemacht, da der Dichter sie nicht mit Namen nennt, sondern nur von einem kommenden Feinde spricht, und vor Allem weiss er trefflich jedes neue Wunder durch Ausmalung der Wirkung (Pniower p. 37) hervorzuheben (2675—2706 vgl. XII 30) und Einzelheiten gehörig auszunutzen (so benutzt er v. 3000 das 'Berauben' als dichterisches Moment zur Anstachelung Pharao's).

Diese kleinen Feinheiten werden aber für den Leser überfluthet durch den Wortschwall, zu dem die Form den Dichter gezwungen, lange Reden, denen ein christliches Publicum kaum Interesse entgegenbringen konnte (2427—2627 u. 2787—2870 die Beschneidung betreffend!) werden getreu und langathmig wiedergegeben.

Das Endresultat dieser Untersuchung hat Scherer (Gesch. d. d. Dichtg. im 11. u. 12. Jh. p. 49) im voraus zusammengefasst: 'Dieselbe Bequemlichkeit, verbunden mit grosser Breite und Weitschweifigkeit, verbunden aber auch mit einer Lebendigkeit in der Aneignung des Stoffes, wie wir sie dem Verfasser von Schöpfung und Sündenfall nachrühmen mussten'.

Auch äusserlich ist das Gedicht in sich abgeschlossen und lässt künstlerische Absicht nicht verkennen: Prooemion und Anrufung an die Muse d. i. natürlich Gott v. 1—34; allgemeine Inhaltsangabe 35—42; Vorfabel, Exposition: Lage

der Juden, Moses Geburt, Verbannung und Vermählung 43—432; auf den Beginn der eigentlichen Handlung werden die Zuhörer besonders aufmerksam gemacht 433—46; Handlung: Moses' Berufung, die Plagen, Auszug, Rettung vor den nacheilenden Aegyptern, Lobgesang Moses' 447—3297; Uebergang auf Dichter und Zuhörer 3297—3302, Dank des Dichters zugleich für Gottes That an den Juden und die Hülfe an seinem Werke 3303—3316.

Dieser Inhalt wird auf ungleiche Strophen vertheilt, deren Anfänge nicht nur durch die Initialen der hss., sondern auch meistens durch allgemein charakterisierende Wendungen, oft förmliche Einleitungen deutlich gekennzeichnet sind, wenn nicht der Inhalt schon einen Abschnitt enthält; vgl. bes. 831, 867, 901, 939, 1259—64, 1417, 1539, 1577, 1597, 1605—8, 1621—4, 1677—9, 1695 f., 1725 f., 1749 f., 1773, 1787—93, 1867 f., 1923, 1979, 2001 f., 2035 f., 2134 f., 2143 f., 2151 (2181—4), 2231 (2261 f.), 2279 f., 2337—9, 2481, 2541, 2641 f., 2675—8, 2731 f., 2855 f., 2871 f., 2939—42, 2973 f., 2983—6, 3059, 3157—60 (als Zusammenfassung des Ausgelassenen), 3173, 3193 f., 3213—5, 3237 f. Die Geschichte dieser Strophe zeigt Scherer Denkm.[2] p. 414.

Das Gedicht documentiert sich deutlich genug als zum Vortrag bestimmt, ist aber für einmaligen Vortrag entschieden zu lang. Da muss sich die Frage, ob Abschnitte wahrnehmbar seien, auch dem aufdrängen, dem sich die Abschnitte selbst nicht aufgedrängt haben. Den Eindruck, den die Botschaft auf die Juden gemacht hat, den die Vorlage IV 30 durch proni adoraverunt wiedergibt, führt der Dichter 922—38 nach seiner Gewohnheit weiter aus, aber die besonders warme Behandlung, vor Allem das

wer mahte vurebringen
gesagen oder gesingen u. s. w.

unterscheidet die Stelle von ähnlichen (1925—46, 2217—2230, 2627—2640, 3109—3114). Dazu kommt, dass dies ein sehr guter Haltepunkt ist, wie er auch jetzt ein Capitel in der Bibel beschliesst, und der Dichter sehr gut an das Gedächtniss seiner Zuhörer appellieren konnte, wenn er das nächste Mal fortfuhr: Dô si dô gebeteten sô vile sô si wolten, die boten

beide vuoren ze dem chunege Pharaône (ähnlich beginnt allerdings auch nach einem Gebete: 2641 Dô si got gelobten also vile sô si wolten si scieden danne). Noch deutlicher spricht das Ende des zweiten Abschnittes; der Dichter knüpft an 1992:

diu manegen zeichen daz ist wâr,
die got mit sîner hant
tet wider des chuneges gewalt.
daz vinden wir an den buochen
obe wir iz wellen suochen.
wir lesen unde singen
von disen selben dingen
iemer hinnen vure mêre
2000 durch die gotes êre.

Das heisst doch wohl 'Fortsetzung folgt'; und diese Fortsetzung hebt an: Niene entwalten die boten, si tâten also in was geboten, si giengen ze pharaône, zeinem chunege vile hêre. Man beachte auch das Epitheton 'vile hêre' gegenüber den vorigen, die immer schlimmer geworden waren. Der Dichter beginnt mit der Ruhe des auftretenden Redners. Auch die gleichfolgende Recapitulation der bisherigen Plagen 2061–77 ist charakteristisch. Da nun dieser sichere Abschnitt das zweite Drittel des ganzen Gedichtes vom letzten trennt, so macht er den ersten, der ungefähr das erste Drittel beschliesst, um so wahrscheinlicher. Für beide Stellen bezeichnend sind die Formeln: 'gesagen oder gesingen' 928, 'singen unde zellen' 1990, 'lesen unde singen' 1997, die sich sonst im ganzen Gedichte nicht finden.

Ich nehme also an, dass das Gedicht in 3 Malen (1—938, 939—2000, 2001—3316) zum Vortrag kam in Abschnitten, die sehr wohl das Mass einer Vorlesung füllen.

Damit soll und darf nicht an der Einheit des Dichters gerüttelt werden. Der Beweis für die Einheit ist leicht geführt. Der Dichter gibt bei Beginn den Rahmen seines Themas an, und die Ausführung entspricht demselben. Die Behandlung der Quelle, die Freude am Kriegerischen, das Vermeiden jeglicher Exegese, Reim und Verskunst — Alles gleichmässig durch das ganze Gedicht. Dass auch nicht etwa

mit v. 2001 ein Nachfolger einsetzt, beweist schon die Weglassung des 'ut sacrificet mihi' X 3, und bei der Recapitulation der Plagen (2061—77) die Auslassung der 'sciniphes'. Das Schlussgebet endlich bezieht sich deutlich auf das Anfangsgebet.

Zu des Dichters persönlicher Charakteristik lässt sich sagen:

Das religiöse Element tritt stark hervor, man sehe die selbständigen Ausführungen 917—38 aus 'proni adoraverunt', 1925—46 aus 'tetendit manus ad Dominum', 2217—30 aus 'oravit Dominum', 2627—40 aus 'incurvatusque populus adoravit', 3109—14 aus 'clamaverunt ad Dominum'; dazu Anfangs- und Schlussgebet.

Das specifisch christliche nur in beiläufigen, theils anachronistischen Wendungen: 'der heilige geist gotes' nur im Anfang 30, 33, tievel 145, 1966; engel 2555, 2564, 2655, 2667, 2674, 3161 (XIV 19 angelus), heilic 2528 (heilige naht) 2508, 2948, 3251 (Moses' hant); ze einer mettinzît (vigilia matutina) 3202, ze vespir vor der menegîn (ad vesperam) 2480 (denkt an die Vespermesse), gên ze vrôn tiske (Ostern) 2824; der êwige tôt (peribit) 2580 ze deme himeliskin lobe 2102, venie 922, touffe 86.

Das dogmatische, exegetische tritt ganz zurück. Gestreift ist es in: der name hât tiefen sin 602, ein gewaltiger name 1140, diu bezeichnunge ist tiure 2490, bezeichenlîche dinge 2801, und 2510 ff.: sô habet umbemezzen mit guotem gedanche iure selbe lanche (vgl. Anm.). Doch verräth der Dichter Kenntniss anderer biblischer Schriften alten und neuen Testaments (21 ff., 644, 1169, 2851, 3301) und biblischer Tradition (1749).

Das germanische Element ist bei den 'Zusätzen' p. 48 f. ausführlich behandelt worden. Für des Dichters Ideenkreis kommt noch in Betracht:

der von edele was geborn
der muose berien daz hore,
die hêrlîchen chnehte,
den laim unt den letten
mit handen vile wîzzen.

vgl. Scherer p. 74.

Für des Dichters Publicum charakteristisch ist die Anrede 2907: nû vernemet, mîne hêrren.

Das Gegebene genügt, um den Dichter von allen Genesisdichtern zu unterscheiden. Scherer (Gesch. d. d. Litt. 11. u. 12. Jh. p. 50) schliesst auf den Dichter und sein Publicum: 'Man merkt, dass er einem vornehmen und kriegsliebenden Publicum gegenübersteht. Diesen macht er bestimmte Concessionen. Weder Theologie noch besonderen religiösen Schwung muthet er ihnen zu. Dagegen beschreibt er ausführlich mit voller Sachkenntniss die beiden Kriegsheere', und (p. 51) 'Nur in der Exodus weht vielleicht Hofluft'.

Wer die Concessionen gemacht hat, der Dichter oder das Publicum, lässt sich freilich nicht mehr entscheiden.

Ueber den Erfolg des Werkes wissen wir nichts, Einfluss auf die naheliegende Litteratur ist nicht wahrzunehmen. Nur der Vorauer Moses, der mir eine Art Repetitorium zu sein scheint (über die Vor. Genes. vgl. Pniower Anhang), wird wohl auch von hierher sich bereichert haben: Vor. Mos. $32_{12}$: si bewant in in binz unde in zeine, Exod. 213: ûzzer binezze si worhte eine zeinen der si bedorfte; Vor. Mos. $38_{7}$: vil harte begunde iz stinchen, si nemohten iz nieht getrinchen, Exod. 1283 nieht daz ir getrinchet, sô harte iz iuch anestinchet. Zwei auffällige Entlehnungen hat die Exodus mit dem Vor. Mos. gemein:

Ezzo 21, 4 ff.: Moŷses der vrônebote guot,
er hiez slahen ein lamb:
vil tougen was der sîn gedanc.
mit des lambes bluote
die ture er segenôte.
er streich ez an daz uberture:
der slahente engel vuor dâ vure.
swâ er daz pluot ane sah,
scade dâ inne nien gescah.

Vor. Mos. 41, 1—6: Moŷses der guote.
wie wol er si behûtte,
er hiez slahen ein lamp,

diu harmscar sâ erwant
mit des lambes bluote.
ir tûr si segenôten,
er streich ez an daz ubertûr,
der slahende engel vûr dâ fûr.

Exodus 2673: swâ bluotich was diu ture
der slahente engil fuor dâ vure.
(vgl. 2482, 2547, 2557, 2564).

Melk. Marienl. 2, 1: Jû in deme gespreidach
Moÿses ein fiur gesach
daz daz holz niene bran.
den louch sah er obenan.

Vor. Mos. 34, 28: dô sach er veur an eime gespreide
daz holz nîwen nebran
den louch sach man obenan.

Exodus 463: dô erscain ime got der gewâre
als iz ein louch viures wâre
in mittem deme gespreide
wole verre an der heide,
daz viur was dar obenan ane
daz holz iedoch niene bran.

In beiden Stellen gibt der Vor. Mos. den Wortlaut wieder, die Exodus nur den ungefähren Reim, wie er nach langem im Ohre klingen kann. Da eine Entlehnung der Exodus aus dem Vor. Mos. von vornherein abzulehnen ist, so bleibt nur übrig anzunehmen, dass Ezzoleich und Melker Marienlied beiden Autoren gleichmässig bekannt und geläufig gewesen sind, und sie nach ihrer Individualität Gebrauch von ihren Reminiscenzen machten.

Wegen des eben angeführten Reimes gespreide : heide nimmt Schröder Anegenge p. 72 für das Aneg. Kenntniss der Exodus für ziemlich wahrscheinlich an, da dieser Reim (Aneg. $23_{61}$) sonst nur Lanz. V 453 f. vorkomme.

---

Ich tâte iw gerne chunde,
wan daz mich irrent sunde,
ettewaz von den buochen
da wir inne sculen suochen
5 des himelisken chuniges êre
unt sîniu werch vil hêre,
diu er wîlen worhte
durch Abrahâmes vorhte
an der isrâhelisken diete,
10 die er lôste ûzzer nôte.

Hêrre, dîner gnâdone ist sô vile,
dû vergibist sculde dâ dû wile
nû verlîch mir dîneme scalche,
daz ich muoze walten
ein luzel dîner lêre 15
durch dîn selbes êre;
dû gip mir dînen wîstuom,
daz ich muge wandilôn
mit tûteskeme munde
der latînisken zungen. 20

Hêrre, gehuge wole waz dû sprâche,
die rede dû noch îe wâr lieze:
swer in dînen minnôn
ieht wolte redenôn,
daz er ûf tâte den munt, 25

*Der Text will die dialectischen Eigenheiten der hss. nicht verwischen, er will nicht das Gedicht in ein Hartmann'sches Mittelhochdeutsch übersetzen, von dem der Dichter nichts wissen konnte. Es konnten deshalb kleine Inconsequenzen zwischen v. 1—1401, wo beide hss. und 1401—3316, wo nur K erhalten ist, nicht vermieden werden. Manches Alemannische ist durch das Uebergewicht von K in das Oesterreichische des Dichters eingeflossen, das ich mich nicht zu ändern getraute. Da beide hss. diplomatisch abgedruckt sind, brauchten die rein orthographischen Varianten nicht angegeben zu werden.*

---

1. taete K 3. etwaz K 4. schulen K 5. himelischen K 6. und W. unde K 7. die K 8. Abrahambs liebe der in v. W. Abrahamis willen der in v. K 10. er *fehlt* uz aller n. K 11. genaden uil K 12. groze sculde WK dem du wil K 13. uerlihe dinem K 17. gib W 18. wandelen W 20. der *fehlt*. Latinische zunge K 21. wol daz du spraeche K 23. minnen W 24. iht K. redenen W

dû erfullotest ime in an der stunt;
er wâre âne sorgen,
ime ne wurde nieht for verborgen.
nû sende mir sanctum
30 spiritum paraclîtum,
der mîn gebende lôse,
sô wil ich gerne chôsen;
der heilige geist dîn
ordene die rede mîn.

35 Ein buoch, heizet Exodus,
dar inne lesen wir sus,
wie Jacobes chunne
ze lande heim sunne
ûzzer Egiptelande,
40 dâ iz was in banden,
alsô ime got da vore inthiez,
dô er ime erscain an dem wege, dâ er intslief.

Finve unde sibinzik ir wâren,
die mit Jacobe vuoren
45 in ein lant, heizet Egiptus,
diu scrift nennet iz sus,
die durh hungeres nôte
fuoren zuo heidinisker diete;
Joseph sî dar in ladete,
50 wand er des landes nâch dem chunige phlegete.

Diu selbe gotes diet
diu was Pharaône vile liep;
die wîle er lebete
vile grôzlîch er in gebete
55 durch Josebes willen,
sînes trûtgesellen,
der ime zuo sînen handen
hête daz lant gewunnen,
scaz und eigen, jouch daz fehe:
60 sîner gnâdone muosen sî alle leben.

Dô Joseph unt Pharaô verscîet,
den juden iz ubele ergiench.
ein ander Pharaô daz rîche besaz,
der vil schiere vergaz
65 der manigen guottâte,
die got erboten hête
durh sîne liebe trûte
der heidinisken diete.
sîn herze wart mit hazze bechoret,
70 des muosen sî ingelten durh nôt.

Der chunich zuo sînen râtgeben sprah
„uns wahsit vil lîhte ungemach
von den, die wir niener chennen;
hie sint liute harte fromede,

---

26. eruultest W 27. sorge K 28. ne *fehlt* K 31. mine K 34. di rede danin AMEN K 39. ŏzzir Egiptin 1 41. als im K gote W uor gehiez K 42. slief K 43. funf unde subenzich K 46. schrif Sus K 49. Joseb K 50. wan K 52. diu *fehlt* uil *fehlt* K 54. uile *fehlt* groz K 55. Josebis K 56. trŏtgellen K 57. ze K 58. daz lant het gewnnen K 59. schaz eigen und daz uehe K 60. genaden K 61. Josep K unde W. und K 62. ez ubil K 68. dem heidinischem liute K 69. bechort K 71. ze K 72. wachset K 73. niht erkennen K 74. ez s. lŏte h. uremede K

75 solich êwe sî begânt,
die unsere site niene hânt;
unsere gote sî vermanent,
einen hôhen sî ane betent,
des ich niener chenne
80 noch niemen in mînem chunne.
Ir werch sint ouch wunderlîch,
den unseren nieweht gelîch:
si vastent unde vîrent,
ir chint si besnîdent
85 an dem ahtoden tage,
ze touffe wellent si daz haben.
von uns si gênt sô si betent,
unser niuwene phlegent.
trinchen und unser ezzen
90 daz habent sî ze hazze.
ir vernemet rehte waz ich iu sage:
daz nesculen wir vertragen.
Nû vernemet mîne holden,
waz ich iu sagen welle:
95 sî sint guote chnehte,
geturren wole vechten,
unde chumet in dizze lant
dehein unser vîant,
ir ist sô wunderlîche vile,
100 unde chêrent si sich zuo ze ime,
wir haben verlorn wîb unde chint:
daz sint sorchlîchiu dinch.
scalche unde diuwe
mugen uns palde riuwen.
wir sculen wîslîche varen, 105
daz wir iz ê wol bewaren".
Sîne brobeste er machote
als er gewalt habete;
er hiez sie daz sî vuoren,
die juden samenôten, 110
sî nâmin al gemeine
ziegel unde staine,
noch si ne getwâlten,
ê si ime zimberôten
zwô burge âne lôn, 115
die einen nante er Phitôn,
diu ander hiez Ramasses,
luzel vlêht er sî des.
Die brobeste tâten durh nôt
daz in der hêrre gebôt: 120
si riten after lande
die iuden samenonde;
gotes si vergâzzen,
sine wolten sî erlâzen
scalklîcher vorhte, 125
dielîcher werche.
der von adele was geborn
der muose berien daz hore,
die hêrlîchen chnehte,
den laim unt den letten, 130
mit handen vile wîzzen
sô worhten si ze vlîzze,
mit micheler nôte

---

77. unsir gotir si uermant K 79. niht erchenne K 81. ouch *fehlt* K 82. niht K 85. ahtodem K 88. niven é si phlegent K 92. wir ne schulen inz v. K 100. ze *fehlt* K 103. schalch K 106. wirz é K 107. er do W 109. sie *fehlt* K 113. niht entwalten K 114. gemacheten W 118. uleget er K 126. dichlicher K 128. beren K

die mûre vile stâte.
135 Die hêrren dô chlageten
die nôt die si habeten,
wande si versceichet wâren
ze vil manigen jâren,
ze huohe jouch ze spotte
140 der heidene chnehte.
Der chunich in al rihte
der wolte si vernikchen
mit micheleme sêre,
daz ir newurde mêre.
145 der tievel gap den rât,
wand er in bezzeren nehât.
den hefammen er gebôt,
daz si tâten daz mort
mit michelen sunden
150 an den êbrêisken chinden:
verliesen hiez er die degene
unde behalten die magide.
Sephôra unde Fûa
mit micheler triuwe
155 bewegeten ire herze
uber dere chinde smerzen.
dâ nedorfte der rabe
bluotigen snabel haben,
dâ mahten die gîre
160 verliesen ire gîwen,
jouch der wolf grâwe
nedorfte dare gâhen,
noh die hessehunde
mit hungerigen munde,
165 wande der chindelîne bluot
wart vile wole behuot
von der wîbe vorhten
die si ze gote habeten.
lôn inphiengen si von ime,
grôzzen rîchtuom gab er in. 170
Der chunich niene twâlte,
die ammen er zuo zime ladete,
er sprach in ubellîchen zuo
unde vrâgete waz si wolden tuon,
daz si behielten die degene 175
alsô wole sam die magide.
charch was ir antwurte
durch minne unt durch vorhte,
si sprâchen in triuwen
„die êbrêisken frouwen 180
die chunden selbe den list
der zuo chintpette guot ist;
alsô wir iz haben vernommen,
swenne wir zuo zin chomen,
si habent unser guoten rât, 185
ir geburt hânt si vure brâht.“
Der chunich wole sach,
daz iz mit in vrume newas,
er hiez alle sîne diet,
sine liezzen daz nieht, 190
swaz dâ wurde degene
die scolten si ersterben,
— si scolten iz bedenchen —
ze wazzere ertrenchen,
die magede leben liezzen 195
ir scône geniezzen.

137. wan K 139. unde K 146. wande er deheinen bezzir hat K 149. sundon K 153. fuwae K 154. michelen triwen K 162. ne *fehlt* K 164. blûtigem K 169. si sin W *v. Anm.* 171. niht entwalte K 172. zû im K 176. sam wol also di magede K 179. entriwen K 183. wirz K 184. zû in K 185. uil guoten W 186. habent si furbraht K 188. daz ez mit ir gefrumede was K

Under den juden was ein man
des ich genennen niene chan,
von Levi was er geboren,
200 ein wîb hêt er ime erchoren
ûzzer sîneme geslahte
ze sîn selbes bette,
er hête si genomen
zuo einer êlîchen chonen.
205 diu inphieng unde gebar
ein vil êrlîchez parn.
durch die sîne scône
hal siz drîe manôde
daz iz ungewizzen was
210 daz si sîn genesen was.

Dô iz dâ zuo bechom
daz iz ne mahte langer sîn verholn,
ûzzer binezze si worhte
eine zeinen der si bedorfte.
215 diu muoter was wîse:
mit peche unt mit firnîse
die zeinen si verchlenite,
daz chint si dar in legete
mit grôzzem ungemache,
220 si verstal sich zeinem bache
an die drâte si daz chint verlie,
heim si trûrende gie.
sîn swester iedoch war nam,
wie sîniu dinch soltin varn.

Gotes werch sint wunderlîch, 225
in ist niuweht gelîch.
Pharaônis tohter
unde des chindes swester
mit magiden vile scônen
si wolten sich erchuolen. 230
dô si sich padeton
sô si willen habeton,
diu vrouwe in dem sahere gesach
den chrezzen, dâ daz chint inne was.
si hiez aine maget junge 235
daz si in ire gewunne.
sciere ward ervollôt
daz diu vrouwe gebôt.
ûf tet si die zeinen,
si hôrte dar inne weinen 240
einen wênigen chnaben,
des begunde si erbarmide haben.
si sprach daz zuâre,
daz iz der êbrêisken chinde wâre.

Diu swester sprach dô 245
der juncvrouwen zuo
„wil du daz ich dir gewinne

---

197. *Initiale fehlt* W 204. zeiner K 207. die *fehlt* K 208. dri K 210. sin genas K 211. *Initiale fehlt* W ez do. zů *fehlt* K 212. ez niht lengir mohte sin K 213. binzze K 217. zeine. uerchlente K 220. zuo einem W 222. trŏrunde K 223. uernam K 224. wie im siniu dinch solden ergan K 226. im. niht K 227. thoter W 230. si *fehlt* K 231. padeten W 232. habeten W 234. die chrenzzen K 237. er vollet W 243. daz *fehlt* K *l* dô? 247. daz *fehlt* K

eine chindammen,
diu uns daz chint behalte
250 unz iz sîn selbes walte?“
si gebot daz si tâti
also si geredet habeti.
diu dierne vile harte gâhete
die muoter dar brâhte,
255 si bivalch ir den wênigen jungelinch
unde nante in Moÿsen unde ire chint,
*daz chuît* von deme wazzere ich in nam,
er heizzet Moÿses penamen.
Das chint nam daz selbe wîp,
260 si behielte iz wole, iz was ire liep.
ze genandem tagidinge
brâhte si in widere;
diu juncvrouwe hêre
inphieng in mit êren
265 si zechote wole sîniu dinch,
wand er was ir vundeniz chint.
swie sô er selbe wolte
sô hiez si in behalten.
Daz sage ich iu zewâre:
270 nach ettelichen jâren
dô Moÿses wart ze man,
zuo sînen bruoderen er san.
er gesach ire arbeit,
diu was ime innerklîche leit.
275 eines tages er gestuont
dâ sich ein strît huop
under zwein chnehten,
die wurven unrehte;
der eine was ime vone chunne liep,
280 doch nelie daz der heidiniske man nieht
erne rafst in mit slegin swâre.
des erbalch sich Moÿses zewâre.
umbesehen er began,
obe dâ wâre ieman,
285 der in mohte melden,
er wolte gerne selbe
rechen sînen anden
mit sîn selbes handen.
Dô er dô nieman nesach,
290 den sînen chunden er rach:
er sluog in ze tôde
und barg in in dem sande,
daz nieman nesâhe,
waz dâ gescehen wâre.
295 Morgene ze der selben zît
gesach er aue einen strît,
von zwein hûsgenôzzen,
sceltâte grôzze.
zuo dem einem er sprach
300 „durch waz tuost dû ungemach

---

252. hete W haete K 253. uile *fehlt.* gahte K. 256. hiez. unde *fehlt* K. *W schreibt durchweg* moÿses. 257. chòt K 258. Moyses *fehlt* K 259. Daz selbe chint. selbe *fehlt* K 260. wande iz WK 261. genanden taegedingen K 265. zechete W 266. fundinz K 267. so *fehlt* K 273. arbeite W 278. si wrben K 280. ne *fehlt* K 289. ne *fehlt* K 291. slůge K 292. in der erde W. undir dem K 293. ne *fehlt* K 298. scelten W schaeltaete K

dîneme chunnelinge?
des solt dû erwinden,
slege unde stôzze
solt dû in erlâzzen,
305 durch die gotes minne
solt dû is erwinden".
der aine ime antwurte
mit ubellîchime worte
„wer gap dich mir ze hêrren
310 oder ze rihtâre?
ich wâne dû mir wil tuon
alsô gesteren vruo
der heidene chnehte, —
dû verist vil unrehte —
315 den dû dort hâst erslagen,
in deme sande begraben."

Moyses erchom sich harte
sus getâner worte,
harte wunderen in began,
320 wer offen habete getân
den man den er habete erslagen;
erne wolt iz niemanne sagen

Der chunic Pharaô vernam,
Moyses habete erslagen einen man
325 der sîner lantlûte,
dô hiez er behuoten,
daz er dan nesunne
noh ime intrunne.
er ne wolt iz nieht verchiesen,
man nemuose in verliesen. 330
der hêrre vlôch durch nôt,
wand er vorhte den tôt.

Uz deme lande er entran,
er getwâlte in Mâdian.
dar er was entrunnen, 335
er gesaz zuo einem brunnen
unz er sich berihte,
waz er tuon mohte.
er was in deme lande
gewisse ellende, 340
noh nehête ze sîner vrâge
neheinen râtêre,
noh neheinen râtgeben
wie er furder solte leben.

Ain êwart was in Mâdian, 345
siben tohter er gewan,
die chômen sâ zestunde
uber den selben brunnen;
sî wolten des beginnen
des wazzeres gewinnen, 350
daz getrunche ire vehe.
daz begunden in weren
hirte unsuozze,
sî wolten sî verstôzzen,
sî newolten in gunnen 355
des selben brunnen.

Die chnehte und diu siben wîb

---

306. sin K 308. ubelichen worten K 317. sich *fehlt* K 319. harte in w. began K 322. nieman K 325. sinen K 327. danne ensunne K 328. und im niht entrunne K 329. ne *fehlt* K 330. ne *fehlt* K 331. Moyses uloch sa durch K 332. sere vorht er den K 338 getûn K 341. ne *fehlt* K 342. deheinen rataere K 343. deheinen K 344. fur sich K 345. Ein K 346. tohter hête er sibene W 347. an den stunden K 352. begunde K 353. die h. K

obe den nuosgen hêten sî den strît.
wande der wîbe chrefte
360 wider die man netohte,
Moŷses half den magiden,
daz sî den sige erwurben.
ire vihe er in getranchte,
ir vater Jêtrô dânâh ime des danchete.

365 Heim cherten si vrôlîchen,
Jêtrô sprach minneclîchen,
wie sî sô sciere chômen
des sî gewon newâren.
sî antwurten ime dô,
370 daz in wâre chomen zuo
ein man von Egyptelande,
des sî nien erchanden.
„er habete uns geledigôt
von der vorgesageten nôt:
375 daz wazzer scuof er selbe,
unser vihe was er labende“.

Des antwurte in Jêtrô
„ware chom der selbe man dô?
daz ist ein vil rehter site:
380 der dem anderm wole vert mite,
daz er ettelîche êre
dâr ingegene chêre.
ich newil nieht langer bîten,
ir sult in here in leiten.
385 ir îlet in here ze mir laden,
wir suln ime wole mite varen;
unser brôt sol er ezzen,
sînes leides vergezzen.“

Dô Moŷses zuo ze ime chom,
dô wart er wole enphangen. 390
iedweder sich dô vrouwete,
daz er vunden habete
gelîchen gesellen.
al zuo sînem willen. —
sô der ellende tuot 395
sô iz ime chumet an die nôt,
er wirt ofte willich,
deme der ime ist gnâdich. —

Jêtrô triuwen san,
Moŷsî gab er Sêphôram, 400
sîne tohter zeiner chonen,
alsô man tuon sol.
er bat daz er ime swuore
noch von ime ne fuore,
und er stâte wâre; 405
daz wurde sîn gefuore:
er machôt in gelîche
ime selbem ebenrîche.
*wir lesen daz* er in gewerete
des er an in gerete. 410

Uber unmanige tage
Sêphôrâ begunde tragen.
si gebar einen chnaben,
sîn vater hiez in Gêrsân,
415. *daz chuît* ich wart in chunde 415
in vromedeme lande;

360. die chneht endohte K 364. danah *fehlt.* des *fehlt* K 368. nine waeren K 371. Egipti l. K 372. niht erchande K 373. der hat K 380. andiren K 383. ne *fehlt* K 385. her in ze K 389. ze *fehlt* K 391. iedwederer W 394. al nach sînem K 399. J. an t. K 400. gap Moysi S. K. 403. bat in daz K 404. und uon im niht f. K 405. unde daz er K 407. machet W 408. selben K 415. unchunde K

daz was ein bezeichenlîcher name,
den moht er vile gerne haben.

Dânâh uber gewonelich zît
420 wart swanger daz selbe wîb;
des vrouwete sich der vater guote
von alleme sînem muote.
dô der tach dô bechom
daz daz chint wart geborn,
425 iz wart ein degen lussam.
sîn vater scuof ime einen namen:
„Eliêzer sol man dich nennen,
dâ bî mach man dich erchennen;
daz wort ist trostpâre
430 *iz chuît* got ist mîn helphâre,
wande er mich nam gesunden
vone Pharaônis handen“.

Nûne suln wir nieht twellen,
wir nebiginnen zellen
435 wie iz dâ zuo ergiench,
daz hêbrêiskiu diet
mit allem ire vande
fuor heim ze lande,
als iz got wolte,
440 der sî dâ holte
mit wunderen manichvalt
der er hête gewalt;
âne werch tougen
sô wolt er irougen
sîne chraft grôzze 445
ê sîs ie verliezen.

Iz gescah uber manigen tach
daz der chunich Pharaô erstarp.
ein anderer besaz daz rîche,
derne wolte in nieht entwîchen 450
des werches des sî tâtin
unde sî in ane brâhten.
mit sûftôden manigen
rieffen sî ze himele,
sî clageten ir nôt manigvalt 455
di sî liten uber tach;
got wolte sî erhôren
durch liebe ir vorderônen.

Moyses hielt daz vehe
daz sîn was unde sînes sweher 460
in einer wuoste verre;
er chom zuo Orêb, einem berge,
dâ erscain ime got zewâre
als iz ein louch viures wâre
in mittem deme gespreide 465
wole verre an der heide.
daz viur was dar obenân ane,
daz holz iedoch niene bran.

Michel wunder dô genam
den vile tiurlichen man 470
waz diu sache wâre.
er negesach sie nie mêre;
er begunde dare gâhen

---

433. ne *fehlt* K 446. ie *fehlt* K 447. *Initiale fehlt* W. gesach K 449. andir K 450. ne *fehlt* K 456. erliten K 458. willen K uorderône W 462. ze K 463. got der gewâre WK 464. ein *fehlt* W 468. niht enbran K 472. sie] ez K

daz er iz besâhe;
475 er wolte gerne ervinden
waz wâre an disen dingen.

Dô gesach got der guote
waz was in sînem muote
von mitteme deme gespreide
480 in der selben heide.
zwire in got nande,
wole er in bechande.
der ander sprach „hie bin ich,
wie bechennest dû mich?“
485 got sprach auc sâ
„twele eine wîla!
nieht dû negâhest
here sô harte nâhest,
dû ziuch mit muozzen
490 dîn gescuohe von dînen fuozzen,
heilich ist elliu disiu stat
swâ sô dîn fuoz stât.“

Got in sînen minnen
tet sich ime inchunde:
495 „zewâre phligin ich is mich,
got dînes vater bin ich,
got Abrahâmes,
got Isaâches,
got Jacôbes
unte alles dînes chunnes“.
500 dise rede Moyses gehôrte,
sîn antluzze er nider cherte,
er verbarch sîniu ougen,
er negetorste nieht scouwen
505 vor sîner menniskheite
zeder grôzzen gotheite.

Dô chot diu gotes stimme
„ich sach die quellesunge
mînes lieben liutes
510 in dem lande Pharaônis.
sînen wuof ich hân vernomen,
diu scerfe der heidene ist in obe,
ir sêr hân ich vernomen,
durch daz bin ich here chomen
515 daz ich sî von Egypto
lôse mit gewalte,
von dem ellende
ze bezzereme lande sende;
dâ vliuzzet der honichsaim,
520 miliche ein vil michel teil.
die stete wil ich dir nennen,
sô maht dû si erchennen.
von siben chunigen die si habent,
dere gewinnest dû gewalt.
525 wildû wizzen ir namen?
der ist alsus getan:
einer Chânânêus,
der ander Ethêus,
der dritte Amôrrêus,
530 der vierde Vêrêzêus,
der vinfte Evêus,
der sehste Jebusêus,
der sibente Gêrêsêus,
die nenne ich dir sus.

---

477. *Initiale fehlt* W  481. got in zwir n. K  486. entwale K wile W wile da K  487. du engahest K  488. ennahest K  490. dine K 491. elliu *fehlt* K  494. in *fehlt* K  495. is *fehlt* K  501. moyses dise rede erhorte K  504. ne *fehlt* K  506. grozzen *fehlt* K  507. sprach K 508. chwelsunge K  510. dem *fehlt* W  515. Egiptin lante K  518. sande W 520. uil *fehlt* K  525. nam K  531. erieus W  534. Sus K

535 Nû chum nâher her zuo mir,
dû virnim waz ich chode zuo dir,
virnim wole waz ich dir sage:
zuo Pharaône solt dû varen,
du muost von ime gewinnen
540 die mîne jungelinge,
dû solt leittâre sîn
des liutes daz ist mîn."

Der guote man sprach dô
vil harte erchomenlîcho
545 „hêrre, wer bin ich
oder wie stet iz umbe mich,
daz ich mit Pharaône
muge haben gechôse
oder muge leiten
550 so chreftige diete
mit allem ir vande
von des chuniges lande
mit deheiner mîner chrefte
wider sîner hêrscefte?
555 diu ist sô unmâzlich,
unde erbilget er sich wider mich,
sciere bin ich erslagen,
wie sol iz danne varen?"

Daz antwurte was trôstlîch:
560 „dâr umbe dû intwîch.
mit dir wil ich wonen,
von dir newil ich chomen,
mit dir wil ich varen.
ein zeichen solt dû haben,
sô muozzen si erchennen 565
daz ich dich selbe sende.
zwâre gloube dû iz mir,
swaz er getuot wider dir,
des newirt nieht vergezzen,
iz newerde ime widermezzen. 570
mit sô getâneme here,
sô dû ûz solt erwegen,
sô nesolt dû dise strâzze
nieweht verlâzzen,
noh dise enge stîge 575
nieweht vermîden.
nû merche was ich dir welle sagen:
hie solt dû vure varen
mit michelen minnen
ein opher mir bringen 580
vile wunderlîchen scône
an dises perges hôhe."

Moŷses sprach dô ze gote
„nû wil ich sîn dîn bote;
ich chume ze deme liute, 585
alsô du mir gebiutest hiute,
unde wil in sagen
daz ich vone dir vare,
dû sîst ire vater got,
si sculen behalten dîn gebot. 590
obe si danne wellen
den dînen namen erchennen,
waz soll ich in danne sagen
daz si zewâre mugen haben?"

---

536. du *fehlt* spreche ze K 540. minen K 562. enwil K 569. ne *fehlt* K 573. ne *fehlt* K 574. niuht K 575. ênge W 582. ditsse K 583. do *fehlt* W 593. denne W

595 Dô sprach got lûte
ze Moŷsî sîneme trûte
„dû solt den juden sagen daz,
daz si mich erchennen deste baz:
mîn name ist alsus getân,
600 daz suln si vure wâr haben:
ich bin der ich bin,
der name hât tiefen sin.
dû sage in alsô iz ist:
ze eu hât mich gesant der dâ ist,
605 got unde hêrre
iuwerer vorderône,
der name ist mir ze êren
ze vile manigen êwen
von chunne ze chunne
610 ze vile maniger wunne.
Nû ne bîte, sunder dû vare.
den altisten allen solt dû sagen:
got hât mich zuo iu here gesant
in diz heidene lant,
615 er wolte ouch erscînen
mînem brôdem lîbe
unde geruochte sich nennen,
daz wir in erchennen,
unde wil sô wole tuon
620 unde wil iuwer wîsôn,
wil iuch hinnen leiten
von disen arbeiten
ze michelen wunnen
mit chonen jouch mit chinden,
625 von iuwerem ellende
ze bezzereme lande.
ir werdet geweret
alles des iuwer muot gert:
rîchtuom und êre
630 vile bezzêre.
si gewinnent hebe grôzze,
swenne sî bestôzzent
Chânânêum,
den heiden Ethêum,
635 Amorrêum,
den stolzen Vêrêzêum,
den tumben Evêum,
den rîchen Jebusêum,
den chunich Gêrêsêum;
640 daz sol wesen ir lôn,
milch unde honichseim —
da scaffen sî ire heim.
des gewere ich sî zewâre,
ich gehiez iz Abrahâme.
645 Swenne si gehôrent den geheiz,
er wirt in lieb unde zeiz.
si vernement dîne stimme
mit lieblîcher minne.
nû hôre aue here ze mir:
650 die althêrren nim zuo dir

604. ze diu K 606. iuweren uordironen K 611. bît W 612. allen *fehlt* K 614. ditzze K 617. rûchet sich ze n. K 620. uon hinne wil er iuch w. K wisen W 621. uon hinne wil ich iuch K 627. wert K 628. al W 630. bezzôre K 631. ir gewinnet K 632. s. ir si uerstozzet K 639. iereseon W 642. si *fehlt* W 646. in wirt liep K 649. zuo K 650. ze K

unde gench zuo Pharaône,
dû sprich gezogenlîche unde scône:
got hêrre dirre liute
der ladet unsich hiute,
655 in die wuoste suln wir varen
drî tage vile fram,
opher suln wir bringen
dem êwigem chunige.
swenne er daz gehôret,
660 sîn herze wirt erhertet;
er wil sî dâ behaben,
er ne lât sî danne varen.
in mîner starchen hant
sô wesen ire vant.
665 Mîne hant wil ich tenen
unde wil slahen dere heidene here
in alleme wundere mîn
daz ich wil wurchen under in,
sô lât er iuch dannen
670 iedoch mit unwillen.
ich gibe diseme liute
gnâde vor heidinisker diete.
wanne swenne ir danne vart,
sô ne habet ir îtele hant.
675 ir habet iz ze site:
iuweriu wîb heizzet biten
von den hûshêrren
jouch von ire gebûren
silberîne naphfe,
guldîne chophfe, 680
die tiurlîchen anelege,
den chinden sult ir sî geben;
sô werdent sî beroubôt,
dâ mite buozzet ir iuwere nôt.“
Der bote is antwurte 685
mit sus getânen worten
„daz liut ist ungehôrsam,
nicht vernemen iz nechan
swenne diu rede wirt in wage,
sine geloubent daz ich in sage, 690
noh nehôrent mîne stimme
*chodent* ich vare mit trugedinge,
noh ich negesâhe dich nie,
waz chude ich danne wider sie?“
Got frâgen began 695
den vil tiurlîchen man,
waz er in der hant hête.
*er sprach* „eine gerte“.
*er chot* ‘wirf si an die erde,
sich zewiu si werde’. 700
ich weiz daz selbe wort
sciere wart ervollôt:
sî wart zeinem slangen
grôzzem unde langem
harte agebâre. 705
der man untrâge
wolte dane springen,
er hiez in erwinden,
er hiez in vâhen den zagel,
vaste in der hant haben. 710

651. unde *fehlt.* ze K dem chunege ph. WK 652. du *fehlt.* gezogenlichen K 657. bringene K 662. ne *fehlt* K 664. sol K 669. danne K 673. wan so ir uon danne uaret K 679. naephe K 683. beroubet W 685. iz *fehlt* K 688. enchan K 689. enwage K 690. si g. niht 691. ne *fehlt* K 692. si sprechent K trugenlîchen dingen W 693. ne *fehlt* K 694. spriche K 696. uil *fehlt* K 702. ervollet K

varewe was er misselîch
daz tûhte in ungewarlîch,
iedoch er netwalte,
sîn gebot er ervulte,
715 der slange wart verwandelôt
in eine gerte weiz got
in ir rehtez bilede:
daz was ein zeichen edele.

Got sprach zuo dem man
720 „daz habe ich umbe daz getân,
obe sî niene glouben dir
daz ich bin erscinen dir,
ich got hêrre
dîner vorderône,
725 got Abrahâmes,
got Ysaâches,
got Jacôbes
und alles dînes chunnes.“

Got sprach ime zuo
730 „ich sage dir wie dû tuo:
dû stôze dîne hant
sciere in daz dîn gewant.“
ich weiz er iz neliez,
in den buosem er sie stiez.
735 als er sî aue ûz zôch,
dô ward ein zeichen vil grôz:
sî was wîz sam ein snê
gelîch der miselsuhte.
der man was in sorgen;
740 er hiez si in aue bergen,
ich weiz er iz aue dô ne liez,
in dem buosem er si stiez.
er hiez in aue sâ besehen,
wie ire wâre gescehen:
745 Si was aue, phlige ich mich,
dem anderem vleiske gelîch.

„Ist daz sîne meinent
daz ich dir hân erzeiget,
noh si niene geloubent
750 daz ich dir hân erouget,
sô sehen aue dar zuo,
daz dû noh sules tuon.
daz wazzer solt dû nemen,
an die erde giezzen:
755 swaz sîn wirt gescaffen,
zebluote ich in daz mache.
daz wizzest vone mir,
sô geloubent sî dir.“

Dô sprach der bote guote
760 mit erchomenlîchem muote
„mir ist neizwaz gescehen,
daz ich nemach nieht reden.
hiute ist der dritte tach,
daz ich reden niene mach:
765 mîn zunge ist tragêre
denne ich gewone wâre.
von diu sende, hêrre,
boten bezzêre.“

Got frâgen began
770 den selben man,
dô er zwîvelôte

719. ze K 721. niht K 732. daz *fehlt* K 733. erz K 740. in si abir K 741. do *fehlt* enliez K 745. *Diemer* [des] phl. K 748. dir *fehlt* K 749. niht K 750. erǒgent K 751. *l.* si sehen *oder* sô sehe (*wie* 671 gebe *für* gibe *in* W)? 752. schulest K 756. ich ez mache K 757. wizze K 761. neweiz waz K 762. nemage gereden K 768. bezzore K

an sîneme worte,
wer des mennisken munt
hête gezimberôt.
775 „den stummen und den tôren
mit den touben ôren,
gesehende und blinde
bin ich piledende,
ich alterseine,
780 ander neheine.
von diu solt dû varen,
ich wil dich pewaren,
ich pin in dînem munde
unde tuon dir in chunde
785 waz dû vermîdest,
redest oder swîgest.“

Moyses der guote
ienoh zwîvelôte,
*er chot* „hêrre ich pite dich,
790 noh erlâzzes mich.
dû sende der tuge,
ich nebin neheine frume.“
ze verre habet er geredet,
got wart sîn beweget.
795 *er chot* „dîn bruoder ist zewâre
genuoch redespâhe;
vile wole man in erchennet,
Aarôn ist er genennet,
er ist von Lêvi geboren,
800 ingegene sol er dir chomen.
als er ane sihet dich,
daz sîn herze vrouwet sich,
nieht dû in ne verdagest,
dise rede ime sagest.
805 in dem munde sîneme
sam in dem dîneme
wil ich selbe redenon
mit michelen triuwon;
ich wil iw wârlîchen
810 niemmer geswîchen,
ich lêre iuch zewâre
wie ir sult gebâren.

Dîn bruoder sî dîn munt,
ich tuon iz aue dir chunt,
815 in den rehten minnon
ir helfet ein anderon.
dise gerten wil ich dir geben,
die solt dû in dîne hant nemen,
sô tuost dû zwâre
820 diu zeichen urmâre.“

Dô der heilige man
ze gote urloub genam,
wole was ime gescehen,
er vuor heim ze sînem sweher.
825 er begunde ime sagen,
daz er zelande wolde varen,
ze sîneme geslahte,
erfinden wie iz mahte.
urloub gab ime dô
830 sîn sweher Jethrô:
„mit heile muozzest dû varen,
dîn got sol dich bewaren;
dich sende er mit gesunde
heim ze dîneme lande.“
835 Moyses sich dô vrouwete
des er vernomen habete,
daz waren versceiden

784 in *fehlt* K 786. uersuigest K 791. der der K 792. ne *fehlt* dehein K 794. het er K 800. i. dir sol er K 803. ne *fehlt* K 805. dinem K 806. sinem K 807. redenen W 808. triuwen W 815. minnen W 816. einen anderen W 820. dei K 828. mohte K

die ime tâten leide.
Dô nam er wîb unde chint,
840 vuort iz allez an den sint,
als er wolte in Egyptelant,
die gerten truog er an der hant.
got sprach ime zuo
„ich sage dir rehte wie dû tuo;
845 nieweht dû des nemîde
des dir geboten sîe;
vore Pharaône
zeichen tuo dû scône.
sîn herze wirt erhertet,
850 daz liut er ne lâzzet.
zuo zime solt dû choden,
also dû iz hâst hie vernomen:
zewâre geloube dû iz mir,
got sprichet zuo dir:
855 mîn êrester sun ist disiu diet,
der ist mir innechlîchen lieb,
den nesolt dû mit gewalte
langer gehalten.
daz hân ich geboten dir:
860 widere lâ dû in mir,
daz er mir diene,
sô tuost dû mir liebe;
ne wil dû in lâzzen,
des nemaht dû geniezzen:
865 nelâst dû mir den mînen,
ich erslahe dir den dînen“.
Nâch was disiu rede ergangen
an sîneme sune jungen,
got wolt in hin nemen
dâ er was in einem wege. 870
Sêphora diu amme
diu îlot ir iz enblanden:
si nam ir einen wassen stein,
si ne hête mezzer nehein,
si besneit des rîchen chuniges chint, 875
daz wârin charchlîchiu dinch,
unde rûrte vile suozze
des chindelînes fuozze.
*si sprach* „zewâre sagen ich dir,
brûtegoum bluotes bist dû mir“. 880
got in nieht hin nam
durch sus getânen namen,
er leib deme jungen
durch di besnîdunge.

Got sprach zuo Aarône 885
„dû vare zuo dîneme bruodere
in die wuoste verre.“
daz tet er vile gerne;
er chom ime ingegene
an dem gotes perge, 890
minneklîchen er in chuste;
wie wole si des geluste!
Moÿses ime sagete
waz er gesehen habete.
ich weiz er ime zelen began 895
al diu wort diu er vernam,
diu zeichen diu er hête

840. er vůrt K, vurt W 841. Egiptinl. K 842. gerte W 845. nieweht. ewe *ausgekratzt* W *„aber noch deutlich erkennbar“*. enmide K 850. enlaezzet K 851. ze K 857. ne *fehlt* W (*von Hoffmann ergänzt*) denne solt K 866. dir der K 868. in W 872. ilt W 873. ir *fehlt* K wessen W 874. dehein K 883. er entleip K 886. din W (eme *ergänzt Hoffmann*). 891. minneklich W 896. dei er K 897. hiete K

zuo der gotes diete,
zuo deme chunige
900 und zaller sîner menige.
Dô si mit minnen
chômen zesamene
si îlten vile drâte,
zesamene samenôten
905 die althêrren under in.
Aarôn dô sagete in
alle die lêre
die got Moysêne,
dem heiligen man,
910 chunt hête getân;
ouch er offenôte
aller der diete
zeichen vile scône,
die er vone gote vrône
915 habete gewunnen
ze der gewissunge.
Die juden daz vernâmen —
hei wie vrô si wâren
daz ir got gedâhte
920 unde ir gewîsôte
mit sus grôzzen dingen.
sî suohten ir venie,
sie strahten sich werde
nider zuo der erde.
925 dâ hôrte man sûftôd unde wuoft,
dâ sach man weinens genuoch;
wer mahte vure bringen,
gesagen oder gesingen
wie sie sich vrouweten
des sie vernomen habeten! 930
mit allem ir muote
si lobeten got den guoten,
ime si sich ergâben,
ze sînen genâden,
mit handen und mit munde, 935
daz er sî gesunde
heim zelande brâhte
als er geredet hête.

Dô si dô gebeteten
sô vile sô si wolten, 940
die boten beide vuoren
ze dem chunige Pharaône;
si sprâchen baltlîche
„uns hât got der rîche
beide her zuo dir gesant 945
nâch sîner gewalt.
er heizzet dir sagen,
daz negeturren wir verdagen:
dû habest dir die dîne
unde lâzzest ime die sîne. 950
in die wuoste suln wir varen
drîe tage vile fram,
opher suln wir bringen
mit wîben unde mit chinden
deme scephêre 955
der himile unde der erde.
der berg heizzet Orêb,
da wirt daz opher vile wert,
dâ geben wir gote unsere gebe
daz uns iuweht gescehe 960
vone suhte oder swerte

898. ze K 900. und *fehlt* K (*v. Diemer ergänzt*). 920. ire W 921. so K 925. söften K 926. weinen W 927. nu wer K 937. braehte K 943. baltlichen K 948. ne *fehlt* W (*ergänzt v. Hoffmann*). 952. frame K 959. gebe K 960. iuht K

an unserer heimverte.

Der vorspreche [dô] redete
als er vernomen habete
965 „zewâre geloube dû iz mir,
got sprichet zuo dir:
mîn êrister sun ist disiu diet,
der ist mir innekliche liep,
den nesolt dû mit gewalte
970 langer gehalten.
daz hân ich geboten dir,
widere lâ dû in mir,
daz er mir diene,
sô tuost dû mir liebe.
975 newil dû in lâzzen,
des nemaht dû geniezzen.
nelâst dû mir den mînen,
ich erslahe dir den dînen.“

Der chunich in antwurte
980 mit luzzelen worten
„ir hêrren, wer ist iuwer got,
daz ich behalte sîn gebot,
daz ich lâze dise diet?
ich negevolges ime nicht.
985 daz liut ir versûmet,
mîn dienest ir mir irret.
susgetân gechôse
daz dunchet mich sô bôse,
iz in ist niuwehtes wert;
990 vart, wurchet iuwer werch!“

Der chunich sprach lûte
ze aller sîner diete
„iz in ist niuwehtes wert!
ir sehet wole wie iz vert:
des liutes ist worden vile, 995
niuwene lîbet ir ime!
gebet ir ime râwe
unde tuot ir ime genâde,
sô wirt ire vile mêre
ze unsereme sêre. 1000
nû vernemet wie ir tuot,
daz dunchet mich innekliche guot:
ir nesult in geben,
swie ubele sô si leben,
daz strô ze deme viure; 1005
ze der ziegel stiure
lât sî selbe samenen
stumphe unde halme,
ze der ziegel eitte
selbe sî sî leitten, 1010
unde iedoch allertagelîch
sô gebe manneglîch
sîne zale vile gare —
sô sculen wir in mite varen.
wande si arbeite nehabent, 1015
sî vîrent unde chlagent
*unde chodent:* wir sculn varen
opher gote bringen.
nû tuo wir in sô wê
mit des werches sêre, 1020
daz si niene volgen

962. ze der unsir K 963. *vgl. p. 58 z. 8 wo 963 statt 903 zu lesen ist.* 966. ze K 968. innechlichen K 969. ne *fehlt* K (*ergänzt v. Diemer*) 970. niht lengir behalten K 978. erlashe W 979. im K 984. ich enuolge ims niht K 988. so *fehlt* K 989. in *fehlt*, nivhtis K 991. chunch K (*chunich schreibt Diemer*) 993. in *fehlt*, nihtes K 996. niht entlibet K 1001. nu *fehlt* K 1002. innechlichen K 1004. so *fehlt* K 1007. sebe K 1008. stunphe W 1010. si die K 1013. uile *fehlt* W 1015. niht enhabent K 1021. niht K

susgetânen spellen.
Des chuniges holden tâten
sô si vernomen hâten:
1025 sie dwungen vile starche
daz liut zuo dem werche
mit slegen unde stôzzen
wunderlîchen grôzzen.
si enphiengen vile manigen slach,
1030 si worhten tach unde naht
mit micheler riuwe.
alte unde junge —
er wâre gesunt oder siech,
man nelaib ime nieht.
1035 niemen sî ne scerten,
die den gewalt habeten;
die meistere sî blûwen,
unsanfte dwungen,
swâ sî senfte wâren
1040 den ire undertânen;
*sprâchen* sî ne solten twellen,
den ziegel wider zellen
mit alsolîhem vollon
sô si wâren ê gewon.
1045 ze Pharaône chômen
die des werches phlâgen,
wânden daz si vunden
sîner barmunge,
uber ire smerze
1050 sîne barmherze;
sî begunden ime chlagen,
heizze weinunde sagen
mit michelen riuwen,
sî wâren zeblûwen,
sî habeten vile grôzze nôt, 1055
ir werch wâre in gemêrôt,
in allerslahte wîse
abe genomen diu spîse:
„dû nelîbest uns weiz got,
uns wâre bezzere der tôt. 1060
wir sîn dîne scalche,
dû ruoch uns behalten.
nû lîb uns, hêrre, ettewaz,
daz wir dir dienen deste baz.“
Der chunich in antwurte 1065
mit zornlîchen worten
„ir gêt muozzich alle tage
von diu hôre ich dise chlage.
hêtet ir ieht ze werche,
sô ne gertet ir sô starche 1070
allezane ervullen
iuweren muotwillen
noh iuwer opher geben,
jâne wizzet ir weme.
diu iuwere gesazte nôt 1075
diu newirt iw nieht geminnerôt.
gêt ze deme werche,
ir wurchet vile starche;
guot ist iuwere chraft,
wurchet tach unde naht. 1080
man negît iw zewâre
nicht zuo deme viure.
ich wil alle tage
haben der ziegele zale,

1025. thwungen W 1026. mit dem K 1027. unde mit K 1032. mit W 1034. entleip K 1036. hebeten K 1043. alsolhem K uollen WK 1052. weinende W 1056. ire W 1059. entlibest K 1063. entlibe K 1064. dir *fehlt* W 1069. hiet[et *Diemer*] K 1074. wizzend W 1075. ure W ain furgesazzitiu K 1076. ne *fehlt* K 1080. tage K

1085 der newil ich mangelon
in rehten triuwon."
Die armen dô gehôrten,
wâre diu rede cherte,
daz sî nevunden
1090 gnade der sî sunnen,
si îlten dâre gâhen
dâ si die boten sâhen,
die got gesant hête
der verdammôten diete,
1095 diu dâ was in sorgen
den abent unde den morgen.
si hêten weinôt unde wuoft,
chlagennes alzoges genuoch.
*si sprâchin* „got alterseine
1100 sehe unde erteile!
ir machet unsere êre
vile bôsôre,
denne sî wâren,
ê wir iuch gesâhen.
1105 in des rîchen chuniges hove
dâ wâren wir ze lobe
vor allen sînen chnehten;
ir tâtet unrehte
daz disiu rede ward erhaben:
1110 damite bir wir erslagen".
Moyses erchom sich harte
susgetâner worte,
ze gote er redenen began
„hêrre, waz hâst dû getân
1115 ze diseme armen liute?
die sint beswâret hiute
mit mêrôren werchen
denne si ê hêten
ê ich ze deme chunige
von dir reden begunde. 1120
nû wil ich dir chlagen:
als ich ime nande dînen namen,
daz ward ime vile unwert;
er hiez in mêren daz werch,
er tete in zewâre 1125
michel ungenâde.
si lîdent ienoh die selben nôt,
dû ne habest sî geledigôt,
also dû iz mir gehiezze,
noh iz wâr neliezze." 1130
Got des antwurte
sîneme trûte
„nû solt dû scouwen
mîniu werch tougen,
zeichen vile grôzziu: 1135
sô muozzer si lâzen
ûzzer sîneme lande,
iz wirt ime enblanden.
dû solt in auer ê sagen
einen gewaltigen namen: 1140
Adônâŷ man mich nenne,
sô mach man mich erchennen,
daz chuît ich bin des heres got;
unde habe in erwettôt
daz ich in welle geben 1145
dâ si sâliklîche leben,
lant ir ellendes —
niene vergizze ich in des.

---

1085. der wil ich niht K mangelen W 1086. triuwen W 1094. uerdamnote W 1097. weinens ẘf K 1102. bosere W 1109. ie warde K 1110. birn K 1113. reden K 1115. disme W disem K 1117. merren W 1122. ich in K 1125. têt W 1129. als W also du mirz K 1131. sîn W 1144. erweitot W 1148. niht K

ez hât besezzen Chânân,
1150 zewâre sulen sîz hân.
dû heiz si nieht zwîvelôn,
wande ich wil si ledigôn;
alsô ein vater sîniu chint
vil liep sî mir sint;
1155 swaz ich in hân geheizzen,
daz wil ich wâr lâzzen."

Aue der bote redete,
swaz er vernomen habete,
ze sînen chunnelingen
1160 alten unde iungen.
durch die grôzzen arbeit
sô was in diu rede leit,
sî [*sprâchen*] sich ne cherten
zuo susgetânen worten.
1165 „leit hân wir genuoge,
wir nebedurfenes mêre."

Got in aue lêrte
wie er gebârôte,
*er chod* „zweleue ir wâren
1170 die hie vore vuoren
in daz ellende
von eigeneme lande;
Jacob ir vater hiez,
den ich nie verliez
1175 in allem sînem dinge
mit allerslahte minnen.
ir ieglîches chunne
zele dû zesamene,
die tiuristen under in,
1180 ire namen sulen chunt sîn,
die sîn in ire geslahte
an der vorderisten phahte.
daz reht dû habe unde Aarôn,
von Lêvi birt ir geborn,
1185 wand ir sult under in
die rehten leitêre sîn.
ir sult ze Pharaône
disiu wort chôsen:
er lâzze mir die mîne
1190 unde habe ime die sîne."

Moÿses der tiure man
aue reden er began
„wie solt er mich vernemen?
ich nechan nieht reden."
1195 got ime des antwurte
mit wârlîchen worten
„nû wizzest daz dû bist
got Pharaônis.
mit mir solt dû iz ordenôn
1200 dîn bruoder sol die rede tuon,
er sol vorspreche sîn
beidiu mîn unde dîn
durch des liutes nôte
die dû chlagest hiute.
1205 nim die gerten in die hant,
wurche zeichen manikvalt;
ze allen dingen ist si guot,
swes sô wunsget dîn muot.
dû tuost zeichene vile,
1210 wunderes allez daz dû wile."

Dâ newas nehein twâle,
vur den chunich si chômen,

---

1150. si schuln ez K 1151. du *fehlt* heizze K 1153. ein *fehlt* W als K 1157. *Initiale fehlt* W 1161. aribeit W 1163. si sprachen daz si sich necherten K 1164. ze K 1166. ne *fehlt* niht mere K 1175. in allen sinen dingen W 1188. dise rede K 1192. er *fehlt* K 1194. ne *fehlt* K 1199. ordenen W 1205. gerte in dîne W 1208. so *fehlt* K 1211. ne *fehlt* K

ire botscaft irgâben,
(alsô si vernâmen)
1215 daz er daz liud liezze
noh ez niene verstiezze,
des ime got mit gewalte
hête behalten
edele unde vrîtuom:
1220 daz solt er durch reht tuon;
unde netâte er iz mit minnen,
er wurde sîn bedwungen
von dem oberisten gote:
„des bir wir sîne boten.“

1225 Der chunich frâgen began,
wie er daz mohte wizzan,
daz si vuoren vone gote
unde si wâren sîne boten.
des liutes wâre ein michel here,
1230 des nemohte er enbern
in sîneme rîche,
si redeten wunderlîche.
*er chot* daz si in verbâren,
er newesse waz diu rede wâre.

1235 Aarôn dô die gerten nam
von dem heiligen man,
warf sî selbe werde
vur den chunich zeder erde.
dô ward si zeineme slangen
1240 grôzzem unde langem.
vur nieht er iz nehabete:
zwêne goucgelâre er dô ladete,
die macheten gelîche
drakchen samelîche
mit goucgeles liste. 1245
sî nemahten iz gevristen,
disiu alterseine
nevrâzze ene beide.
unde wart aue widere
ze holze zire bilede. 1250
doch newart weiz got
sîn herze nicht verwandelôt.
swie er daz zeichen sâhe,
diu rede dûhte in smâhe.
swaz er sâhe mit den ougen, 1255
er ne wolt iedoch gelouben,
daz si wârhaft wâren
oder vone gote vuoren.

Des anderen morgenes vruo
die boten chômen ime aue zuo; 1260
die rede sî ime sageten
die sî vernomen habeten.
nieht er sî gewerete
des sî zime gerten.
ich weiz iz dâ zuo geschach, 1265
daz si chômen zeinem bach
der chunich mit den boten zwein;
daz was sunterigez heil,
als iz got wolte,
deiz wesen solte. 1270
*si sprâchen* „chunich hêre, hôre,

1216. ez *fehlt* niht K 1217. got hiete behalten K 1218. mit sine[m] gewalte K 1221. ne *fehlt* erz niht mit K 1224. birn sin[e] K 1226. wizzen WK 1229. her K 1232. wndirlichen K 1233. sprach K 1237. er warf die gerten werde K 1238. nidir zû K 1239. uor dem chunige ward K 1240. langen K 1241. ne *fehlt* K 1242. gôkelaer K 1243. si K 1248. ne *fehlt*, *von Diemer ergänzt.* uraezzen K 1250. ir K 1251. ne *fehlt* K 1253. sache K 1254. smache K 1255. sach K 1264. an in K 1265. gescahe W

daz zeichen solt dû êren.
sihes dû dise gerten lanch
die ich hân in mîner hant?
1275 daz wazzer ich dâmite ruore,
ze bluote iz sich bechêre,
ze bluote muoz iz werden,
die visge suln ersterben.
daz wazzer iuch anestinche,
1280 swaz ir welt trinchen.
zedem mose jouch zedem brunnen
dâ nemuget ir gewinnen
nicht daz ir getrinchet,
sô harte iz iuch ane stinchet.
1285 waz wil dû, chunich hêre,
zeichen grozêre?"

Uns saget diu scrift zewâre
daz die goucgelâre
mit galsteres liste
1290 ze der stunde friste
diu selben werch worhten,
nieht in nevorhten.
durch daz newart weiz got
sîn herze nieht verwandelôt,
1295 er neruohte sî gehôren,
swie er daz zeichen sâhe —
ez waz ein michel unheil!
er cherte aue hine heim.
alle die lantliute
1300 wurden zenôte;
si gruoben zallen stunden
vile harte tieffe brunnen,
der durst tet in vil nôt,
in wâre bezzer der tôt;
1305 wande si ze neheiner stunde
wazzer nevunden,
daz si sich gelabeten,
deheine wîs erchuolten.
disiu nôt was siben tage.
1310 von dannen hêten sî chlage,
daz lantliut gemeine
uber grôze unde uber chleine.
die boten aue chômen
ze dem chunige Pharaône,
1315 si bâten danne lâzen
ir lieben hûsgenôzzen,
wande iz got wolte
und iz wesen solte,
daz si heim sunnen
1320 dâ si ir erbe funden,
dâ si durch nehein gedwanch
newâren in niemannes hant,
deme si dienôten
mit deheiner slahte nôten,
1325 unde dâ si muosten ervullen
ir selber muotwillen.

Der chunich iz widerredete,
als er gewalt habete,
mit micheler unguote
1330 und nâch grôzer ubermuote,
wande sîn herze was bevangen
mit sundeklîchen scanden,
mit micheler herte —
des ingalt daz lant harte,

1280. irs K 1282. [ne] *fehlt* K meget W 1286. grozzore K 1290. stundes W 1292. [ne] *fehlt* K 1294. nieht *fehlt* K 1296. sache K 1298. abir hin widir K 1299. lantlôte K 1302. harte *fehlt* K 1303. tét ín W 1305. deheiner K 1312. ubir² *fehlt* K 1316. husgenozzen K 1318. *l.* daz iz ? 1330. unmûte K

1335 wand iz wart gezuchtegôt
mit manikvalter nôt,
die nie nieman vernam,
neweder wîb noh man.
got suohte sî heime
1340 mit herige vile chleinime
al nâh sîneme gewalt.
iz was vile harte manikvalt:
iz ne vuorte schilt noh daz swert,
noh die hutten noh gezelt,
1345 helm noh die brunne,
neheiner riterscephte wunne,
in rossen noh in mûlen,
in gereiten vile tiuren,
noh den scaft noh den bogen
1350 zuo deheines volchwîges lobe,
noh die soumâre
snelle oder trâge,
noh horn neheiniz
grôzez noh chleinez,
1355 noh ze neheiner slahte vlîzzen
zeichen diu wîzzen,
rôten vanen breiten
den nemohte iz geleiten,
noh die sciltchnehte,
1360 swie iz wolte vehten
wider den rîchen Pharaônem
vur den himelchunich vrônen.

Aarôn dô vernam
daz er ime verzîhen began,
sîne hente er dô denete, 1365
also in sîn bruoder manete,
zeder heidene ungemache
uber diu wazzer jouch die bache,
uber die moser elliu
breit unde lengiu. 1370
dannen chômen ziwâre
chroten vile mâre,
ein here grôz unde breit:
deme lande was iz arbeit.
daz lant iz besaz 1375
also wît sô iz was,
ûze unde inne
sô nemohtet ir vinden
niener neheine stat,
chroten newâre der michel chraft. 1380
si hêten unrâwe
âne alle gnâde
in allen ir seleden
von susgetanen heleden,
sine mohten in entrinnen 1385
mit niehte uberwinden.

Pharaô daz zeichen gesach,
ez tûhte in ungemach.
er hiez ime gewinnen

---

1338. ne *fehlt* K 1340. chleine [me] K 1341. siner K 1343. daz *fehlt* K 1344. die *fehlt* K 1345. die *fehlt* K 1346. deheiner K 1347. rosse WK 1348. gereite tiurem K 1349. die schefte K 1350. ze d[eh]eines uolckiswiges K 1353. deheinez K 1354. groz K 1355. ze *fehlt*; deheiner; glizzen K 1356. an den zeichen wizzen K 1362. himel *fehlt* urone K 1366. als K 1370. und W 1372. maere K 1377. òzzen unde innen K 1379. nindir dehein stat K 1380. chroten waere da michil maht K 1385. mohten si niht K 1386. und [si] niht K 1387. *Initiale fehlt* W

1390 die zwêne gotes gesinden,
*er chot* „ir hêrren, wizet ir waz ir tuot?
iz inist sus ze niuwehte guot
wir birn alle nâh verlorn,
ir bittet got daz er sînen zorn
1395 ein lutzel gestille,
mich sô harte ne ville
unde mich ledige von dirre nôt
iz ist ein scantlîcher tôt.
daz liut lâz ich danne varen
1400 âne allerslahte scaden.“
Moyses ze dem chunege sprach
„des solt dû mir geben einen tach,
tach unde tagedinch,
wenne ich erwerbe disiu dinch
1405 mit getriuwenlîchen muote
umbe unseren got guoten,
daz iu entwîchen hinne
dise wênige chumelinge
die got hât gesant
1410 uber allez dîn lant
dir zeinèm wîze
mit wunderlîchem vlîze
âne sarwât unde sahs
daz dû uns geloubest destebaz.
1415 von dem wazzer sint si her chomen
in deme sculn sî aue wonen.“
Aue uber disiu selben dinch
der chunech gap in tagedinch
mit churzelîchen worten
des er wole bedorfte 1420
„morgen lâze ich ez wesen
ob unser neheiner mage genesen.“
Die gebruodere lieben
von dem chunege giengen,
si sâhen ûf ze himile 1425
*unde sprâchen* „hêrre, hôre uns hie nidene
uber diz unsouber here
deiz dem chunege niene tere
noh dem sînem liute
fur disen tach hiute, 1430
wande er dînen willen
gerne wil ervollen,
daz hât er uns geheizzen,
wil er iz nû wâr lâzzen.“
Got sî gewerte 1435
des si zime gerten,
er tet des in Moyses bat:
ir lebete lutzel uber naht,
si sturben al gemeine
grôz unde chleine. 1440
die lantliute ersâhen
die grôzzen gotes genâde,
si roumeten ir selede
mit tragen jouch mit menede
und wurffen zesamine 1445
houffen vile manege:
diu erde sich genôte

1390. gesinde K 1392. niht K 1399. ich uon hinne K 1401. Moyses ze dem] *damit schliesst Bl. 182 der hs. W, das folgende setzt mit 1454 ein.* 1403. tage unde teidinch *jedenfalls verderbt.* 1405. getròlichem 1418. taeidinch 1421. ic[h]z *Diemer* 1422. deheiner mage; *l.* nehein ne mage? 1423. gelieben (*auch W* $52_{22}$) 1427. ubir ditzze unsòbir 1434. erz 1436. zim 1447. uon note

harte erfullôte.
Also ditze dinch ergiench,
1450 der chunech aue wider viench
ze sînes herzen herte:
die boten er entwerte
des er in vor gehiez,
nieht er des ne wâr liez.
1455 ân allerslahte vorhte
got er aue chorte:
*er chot* sî newolten vliehen,
si muosen ime dienen
iemer unze an sînen tôt —
1460 daz was den juden ein michel nôt.
Moysî wart diu rede zorn,
*er sprach* „nû lieber bruoder Aarôn,
dizze ist aue gotes gebot,
ich sage dir wie du tuon solt:
1465 liebe, hôre her ze mir!
dise gerte nim ze dir,
habe dir iz ze gamene,
slach slege manige
ûf den stoub der erde,
1470 hundesfliegen suln iz werden
von deme selben sande
after alleme diseme lande."
Aarôn tet durch nôt
daz ime got unt Moyses gebôt:
1475 er machete stoub manichvalt
mit der gerte in der hant;
diu scrift diu ne liege,
iz wurden hundesfliegen
der sant al gemeine
grôz unde chleine 1480
uber al daz gevilde:
gotes rîtere wâren si wilde,
si hêten vile grôzze scare,
von gote chômen si dare.
nieman ne mohte sich erweren 1485
der selben vliegen here,
si tâten vil gedone
beidiu ze velde unde ze hove
der heidinisken diete:
ir vehe was in nôten 1490
si ne mohten in entrinnen
deheine râwe gewinnen,
si bizzen unde stâchen,
gotes anden si râchen.
der chunech mit sîner chrefte 1495
erweren sich niene mohte
noh nieman uber al daz lant:
daz tet gewisse diu gotes hant.
ich wân daz liut der iudene
in der ire gegene 1500
(zewâre sagen ich iz iu)
dare nechom neheiniu:
daz was gotes wille,
si hêten gotes hulde.

Der chunech aue dô sprach 1505
„ditzze ist ein michel ungemach,
wir lîden unminne
von smâhelîchen dingen."
er hiez daz si fuoren

---

1453. uor] uor des g 1454. ne *fehlt*. *mit* liez *setzt* W *wieder ein* 1456. bechorte K 1462. nû *fehlt* K 1465. zuo K 1466. gerten K 1467. dirz ze K 1473. *Initiale fehlt* dur W 1474. unde WK 1477. enliege K 1480. groz unde] *hier bricht* W *ab* 1482. riteren 1485. ne *fehlt*. 1501. ichz 1502. dar chom deheiniu

1510 swâ sô si wolten;
wole gunde er in des
innerhalp sînes landes
daz si ir willen habeten
ir got ane beteten
1515 mit opheres êre
nach der gotes lêre.
Moyses sprach dô
„niene sol ez varen sô,
wir sculen varen drî tage,
1520 also ich iz vernomen habe,
in die wuoste verrene:
daz tuon wir vil gerne,
daz nieman ne sage
wie ez under uns vare;
1525 disiu heidiniskiu diet
diu nesol ez sehen nicht;
unde sint si iender dâ mite,
ubele in gevallent unsere site.
swenne wir daz vernemen
1530 daz ane betent die heidene,
und alliu ire abgot
werdent des liutes spot,
unde wir ir genâde
vile gare versmâhen,
1535 mit den steinen tuont si uns den tôt,
dane chumet uns lîhte michel nôt:
daz sculen wir allez ê bewarn
ê si uns ubele mite gevaren.“
Der chunech dô verhangete
der bete die er habete, 1540
*er chod* „dîne bete sî erfullet,
varet dar ir wellet.
nieht ze lange hie newonet,
here widere sciere chomet.
nû vernemet mîne lieben, 1545
betet umbe die vliegen,
daz von disen rîchen
muozen entwîchen
die sich wellent vlîzen
wie si uns erbîzen, 1550
die uns die ougen wellent nemen
dâ wir mite sculen sehen.
ir nemac ich mich erweren
mite alleme mîneme here
si varent uns in den munt 1555
zeiner iegelîchen stunt
ze micheler unmâze,
trinchen unde ezzen
daz ist unreine
zuo anderem unheile, 1560
sine lâzent uns râwe
noh neheine genâde,
sine lânt uns geruowen
den âbent noh den morgen,
swie lange sô sî der tach 1565
si muont uns die naht:
ich wâre gerne âne
solicher ungenâde.“
Moyses chot auc dô
deme unstâten manne zuo 1570

---

1514. anbet[e]ten *Diemer* 1518. niht 1520. als ichz 1523. ne *fehlt* 1526. ne *fehlt* 1528. ubil gevallent in unsir 1529. vernemene 1540. bet 1541. diu bet 1543. niht ne *fehlt* 1544. [ne] chomet *Diemer* 1553. enmage 1555. sine varen 1557. unmezze 1562. noh *fehlt* 1565. lanch. sô *fehlt* 1566. mugent

„ich tuon gerne daz dû wil,
dîner unstâte ist ze vil,
wole gewere ich des dich
nieht mêre netriuge mich,
1575 dû nelâzest uns varen
ich netuon daz ich gelobet hân.“

Daz gedinge was getân,
dô scieden sich die zwêne man.
vil innechlîche er digete,
1580 dem chunege er dô vridete
mit vrôlîchem muote
wider got den guoten,
wande er des gewis was
daz er fuore deste baz.
1585 *er chot* „hêrre, erlôse ditzze lant
von der vliegen gewalt
die mit ungestuome
dem chunege Pharaône
tuont michel ungemach
1590 beidiu naht unde tach
und alleme diseme liute,
des gewere mich, hêrre, hiute:
wan er wil uns lâzen varen
in die wuoste drî tage
1595 al nach dîneme willen
mit michelen minnen.“

Sâ bî deme worte
got in erhôrte,
er hiez die selben vliegen
1600 vile gare zerstieben:
uber al Egipti lant
deheine nieman ne vant,
wan si hête hin genomen
von deme si wâren dare chomen.

Der chunich sâ bevant 1605
daz erroumet was daz lant
von der vliegen menige
die dâ wâren mit herige:
iz newas ze niewehte guot,
er chêrte wider sînen muot, 1610
er sprach ze den gotes trûten
daz si im liezzen dei liute
in sîneme lande,
iz tûhte in michel scande
obe si sô vrîlîche 1615
ze anderen rîchen
von deme sînen solten varn,
*er sprach* „daz sol ich bewarn,
jâ ne weiz ich waz ir saget,
iz ist alsô guot daz ir gedaget.“ 1620

Der vile heilige man
harte trûren began
daz er ime hête gelogen
unde vierstunt betrogen.
got hiez in aue hin gân 1625
ze deme heidinisken man
unde hiez in mit ime reden,
ez gienge dem vehe an daz leben.

Moyses tet durch nôt
daz ime got gebôt, 1630
er chêrte hine widere
ze dem heidinisken chunege:
„nû muost lâzen disiu diet

---

1573. ichs 1574. nieht *fehlt* 1576. ne *fehlt* 1592. gewert (gewere *ändert Diemer*) 1602. eine nieman vant 1609. ne *fehlt* niht 1622. vil harte 1627. in *fehlt*

diu ist gote vile liep,
1635 vil wole geloube dû iz mir,
zewâre sage ich dir,
oder dû wirst ze scanden
in alleme diseme lande,
dû verliusest ouch daz vehe,
1640 scade muoz dir geschehen:
scâffe und chuoge,
der rosse genuoge,
die esile ligent dir tôt,
(deist ein sunderlîchiu nôt)
1645 dîner olbenten vil,
nû dû got volgen niene wil:
zewâre des phlige ich mich
dizze ergêt uber dich
nû ze deme nâhisteme tage,
1650 dû ne lâzest uns varn.
ouch lâ dir wesen leit,
uns negeschicht nehein arbeit
an unserem gemache
in allen disen sachen,
1655 neweder in chorne noh in vehe
noh in niehte des wir leben,
alsô dir und dînen chnehten
nâch michelem gotes rehte,
wande ir wider got strebet
1660 al die wîle die ir lebet."

Sâ an deme anderen tage
dô gescach dirre scade
deme chunege selbeme
unde allem sînem gesamene,
1665 iz was ein micheliu nôt:
daz vehe lac in alles tôt,
also iz der heilige man
an dem gesterigem tage
offenlîche sagete
und si des nieht verdagete. 1670
daz wil ich iu sagen,
den juden gescah nehein scade
in der ire gegene:
iz was von gotes segene
daz sî sô uberhuop 1675
der scalme jouch der nôt.

Der chunech hôrte sagen
daz dirre selbe scade
den sînen wâre gescehen,
dô hiez er besehen 1680
obe die juden hêten
deheiner slahte nôte,
obe si mangelôten
ir vehes von disen nôten.
man sagete ime gewisse, 1685
ir neheiner hête misse
niehtes des er solte leben
neweder in chorne noh in vehe.
des erbalch sich zewâre
der heideniske hêrre, 1690
er chot zewâre
„si muozzen iemer mêre
in mînem dieneste sîn
oder ich verliuse mînen lîp."

Got aue dâhte 1695
ze des ubelen chuniges worten,
*er sprach* ze deme guoten Moysî

1635. *2 mal in der hs.* 1640. gesch[eh]en *Diemer* 1641. schaf unde chûe 1652. dehein 1655. ne *fehlt* 1656. niht 1657. so dû und dîne chnehte 1665. michil 1666. lage 1673. dem 1676. schelme 1686. deheiner 1688. ne *fehlt* 1694. v. den lîp mîn

„lâ dîne trûren sîn,
hôre here zuo mir,
1700 ir bruoder ir
gêt unerchomene
ettewâ zeinem ovene
dâ ir aschen vindet,
iwere hande ir dâ vullet
1705 unde werfet daz selbe stuppe
hôhe in die lufte,
ir sâet ez vil hôhe
vor dem ubilem Pharaône
in rihte ûf ze berge,
1710 iz sol gespreitet werden
vone iwer beider hant
uber al der heiden lant,
ich mache in ir gegene
vil harte grôze menige
1715 die scrîent ach unde wê;
swie ez dâ nâch ergê
ich mache manegen siechen,
wunden die tieffen
von blâteren unsuozen,
1720 von geswulsten grôzen,
menneske unde vehe
sol vil ubele geschehen
wan si mînen willen
newellent erfullen“.
1725 Die hêrren gerne tâten
daz si vernomen hâten:
die aschen sî nâmen
fur den chunech chômen,
si spranceten sî sâ ze stunt
1730 vor in allen in den luft;
sî stoup zewâre uber al,
der heiden wart ein michel val,
suht chom grôze under sî,
jâne gesahet ir nie
sô manegen siechen man 1735
von den blâteren vreissam,
si geswullen vile harte
nach dem gotes worte.
dô hôrte man genuoch
beidiu weinen unde wuof 1740
von den lantliuten,
*si sprâchen* „wê uns hiute!
waz ist aue disiu nôt?
uns wâre bezzer der tôt.
waz sol uns daz leben? 1745
uns nechan nieman gewegen
wider dem gotes zorne:
wir sîn die verlorne.“
Jamnes unde Zambres
grôz wunder nam si des, 1750
die leiden zouberâre
si nemohten dô mêre
bestân die gotes scalche,
wande er si erbalchte
mit siechtuome grôzzeme 1755
die die sîne wolten verstôzen
mit galsterlîchen dingen:
daz wâren unminne.
daz wart ouch in verwizzen
wande si solten wizzen 1760
daz got stercher wâre
danne ir goucgelâre.
diu blâtersuht si ane chom,
si wurden ze ubileme lobe.
si giengen zuo ir seleden 1765
mit grôzen unvrouweden
wande si hêten wunden

1707. saete 1720. geswlten 1721. mennisch 1724. ne] niht
1734. ne *fehlt* 1746. ne *fehlt* 1753. gestên wider die

der si wole enphunden
an den ir lîben:
1770 si mohten iz vermîden
daz si wolten sîn gelîch
deme der in dem himel ist vil rîch.

Swie grôz der scade wâre
Pharaô der hêrre
1775 der tet ubillîche,
erne wolte nieht entwîchen
deme himelisken gote
noch den heiligen boten,
er newolte in vernemen,
1780 ze swâre wart ime daz leben,
*er chot* „semmir daz hêre sunnenlieht!
sine varent vone mir nieht.
eigenlîche sint si mîn,
in diseme lande sculen si sîn
1785 daz si ubilen tac haben,
ware scolten sî varen?“

Moŷses der guote man
als er disiu wort vernam,
er chêrte aue dannan
1790 mit grôzem unwillen,
in belangot vile harte
des liutes heimverte.
got sprach ime aue dô
vile guotlîche zuo
1795 „dû solt morgen gên
vor deme chunege gestên,
ich dir nieht geswîche,
sprich offenlîche:
dû solt lâzen dise diet,
1800 dû nesûme sî nieht,
si sol varen vram
in die wuoste hine dan,
dâ sol siu ze minnen
ire gâbe bringen
mit micheler êre 1805
ir scephâre,
und nelâst dû uns hiute:
morgen ze dirre zîte
sô gesihest dû aue scaden;
iedoch lâst dû uns varen 1810
uberdwerch dise naht!
got sendet sînen slach
uber dîn selbes herze,
vile grôzen smerzen
uber liute unde vehe, 1815
dir sol ubile gescehen
daz dû wole wizzist
daz ime nieht gelîche inist.“

Pharaô der meintâte
nieht er ne volgôte 1820
des râtes noh der drô:
des warde er dar nâch vil unvrô.
er hiez drâte rîten
nâhe unde wîte,
er hiez in allen chunden, 1825
obe si wolten mit gesunde
behalten daz ire guot
vor der chunftigen nôt,
daz si hiezen îlen
ir vehe heim trîben, 1830
ime wâre chomen mâre
ettewaz swâre
von den gotes boten zwein,
er vorhte daz unheil,
obe dâ ûzze ieht bestuonde, 1835
der scûr iz ersluoge.

1793. er sprach 1802. hin dane 1807. enlaest 1818. ist

Sumelîche wâren
die sich erchômen,
die in vile harte vorhten
1840 von susgetânen worten
wande si hête gezuhtigôt
diu manechvalte nôt,
die hiezzen îlen
vile gare heim trîben
1845 ir luzzelez vehe
des si fur sich wolten leben,
diuwe unde scalche
di îlten si behalten.
si tâten vile rehte
1850 die sich skieden von des chuneges chnehten
unde daz dâ vor nieht wâre
sô der scûr chwâme.
Ettelîche aue wâren
die daz verbâren
1855 daz si heim netriben
ir luzziliz vihe,
den unmâre was
beidiu dizze unde daz,
die newolden nieht skeiden
1860 von dem chunege heiden
scalche noh diuwe:
daz gerouwe si entriuwen,
wande siz ne wolden bewaren,
si verlurn iz vile gare:
1865 daz tâten si âne nôt,
si wâren des gewarnôt.
Morgen wart dô vruo,
der bote dâhte dar zuo,
er nam die gerten in die hant,
dâ mite cholet er daz lant. 1870
gegen dem himele er si ûf huop,
dô gewert in got
hageles unde scûres,
weteres ungehiures.
daz wizzet zewâre, 1875
vil maneger donerstrâle,
vil maneges viures bliche
diu erde muose erschrichen.
dâ nâch chômen steine
grôze unde chleine, 1880
ofte jouch genôte
der himil regenôte
mit dem viure den scûr
beidiu gemischtiu:
sô michil was daz ungemach 1885
daz nie nieman gesach
in deheinem rîche
scûr samelîchen.

Er newas niemanne liup,
er sluoch vehe unde liut, 1890
al daz an dem velde was
beidiu chrût unde gras,
die boume vile grôzze
die stuonden alle blôzze
zebrochen algemeine 1895
grôzze unde chleine,
diu gerste und der vlahs
uber al daz sîn was
der vil gruonen bollen
der hête er den vollen. 1900
der waizze iedoch bestuont
unde des rokken genuoch
vor disen ungenâden

1852. chwaemae 1855. ne] niht 1860. heideneme 1861. schalch
1866. des] es 1867. do *fehlt* 1889. ne *fehlt*; nieman

wande si zîtich wâren,
1905 ouch wurden ubirhaben
die armen juden ditzes scaden.
Dô sande Pharaôn
ze Moyŝî unde ze Aarôn,
beim er si ladete,
1910 sîne sunde er chlagete,
*er sprach* „got tuot mir rehte.
ich unde mîne chnehte
wir sîn zewâre
vile grôzze sundâre.
1915 ir betet nû zestunde
umbe diu mîne sunde
daz dizze wetir gestille.
ich tuon sînen willen,
varen lâzze ich iuch hinnen
1920 mit iuwerem gesinde,
ir nebirt danne
hie nieht lange."
Der guote man daz vernam,
ze stete er von ime san,
1925 vor der burge er gestuont,
vile innechlîche was der sîn ruof
in den himil zuo gote;
der vile heilige bote
beide hente er ûf huop,
1930 sîn gebet daz was guot:
*er chot* „hêrre dû gewere mich
des ich gere ane dich,
dû gebiute deme scûre
dem donere unde dem viure
1935 dem vile grôzzen regene
daz si niene terigen,
noh neheinem manne
mêre nieht gescaden.
dû heiz iz gestillen
1940 durch den mînen willen;
sô wirt sciere ervollôt
daz dîn edil gebot,
sô varen wir zewâre
die geheizzene strâme
1945 in die wuoste vile vram:
daz ist êre gitan."
Alsô er dô gebetete
got in gewerete
alles sînes willen:
1950 er hiez die wîwinde
daz sî wâren stille
nieman enblienden,
daz sî daz bewarten
nieman nescadeten
1955 an sîneme gesunde:
fur die selben stunde
iz wart vile stille
nâch dem gotes willen
noch regenôt nieht mê
1960 an die erde same ê.
Der heiden dô gesach
daz derselbe ungemach
alsô garwe zergiench.
ze sîner ubile er dô viench,
1965 er wart vile enblanden,
des tiuveles anden
in sîn herzze er dô nam:
des ingalt vil maneger man.
er chot gewisse
1970 „ich hête iwer misse

1921. ne *fehlt* 1927. ze 1936. tegiren 1937 deheinem 1938. geschade 1945. vile *fehlt* 1947. gebette 1948. gewerte 1952. enblende 1954. nie nieman. ne *fehlt* 1963. sô 1969. [er chot „gewisse .. *Diemer*]

obe ir fuoret hinnen,
daz nemohte ich uberwinden.
waz welt ir iz mê?
ir muozzet tuon same ê,
1975 in mînem dieneste wesen,
obe ir welt genesen,
ich wil iu wirs mite varn
danne ich her habe getân."

Nâch susgetânem sêre
1980 himilchunech hêre
der hiez den sînen man
aue ze Pharaône gân,
unde in aue manete
des er vernomen habete
1985 unde sagete ime dâ bî:
iz nemohte dannoch niuht sîn
ê daz er gesâhe
der zeichen mêre
daz man mohte spellen
1990 singen unde zellen
ubir vil manech jâr,
diu manegen zeichen, daz ist wâr,
die got mit sîner hant
tet wider des chuneges gewalt:
1995 daz vinden wir an den buochen,
obe wir iz wellen suochen,
wir lesen unde singen
von disen selben dingen
iemer hinnen vure mêre
2000 durch die gotes êre.

Niene entwalten die boten,
si tâten als in was geboten:
si giengen ze Pharaône
zeinem chunege vile hêre,
*si sprâchen* „chunech, hôre, 2005
ze dir sprichet unser hêrre:
wie ist dîn herte susgetân?
durch waz newil dû mir sîn
undirtân?
dû lâ mir mîne liute
sicherlîche hiute 2010
oder ich sende in dîn lant
dir vil manegen vîant
an dem morgeneme tage:
ich newil dich iz verdagen;
michel ist diu menege, 2015
breit ir gesamene,
si bedechent allez dîn lant
mit vile micheler gewalt
daz sîn nieweht pare nesî
swie sô iz getân sî, 2020
si vrezzent iz vile gare,
daz nemaht dû bewaren,
swaz dir wart ze leibe
in des scûres vreise.
daz holz nieht belîbet 2025
swâ sô iz chîmet
vor den ir zenden,
des nemaht dû dich menden,
dîn hûs wirt erfullet
von den die dich villent 2030
jouch der dîner chnehte:
got der tuot dir rehte.
die boten cherten umbe,
si giengen ûz ze stunde.

Den liuten gemeine 3035
den wart vile leide,

1973. irs 1982. zuo 1988. maere 2003. zû 2008. mir niht sîn 2014. dichz 2015. diu] din 2018. vile *fehlt* 2019. niuht. ne *fehlt*

die in dem hove wâren
ze ir hêrren sî chômen,
*si sprâchen* „hêrre, lâ dise diet.
2040 daz ist uns innechlîche liep,
daz si varen hinnen
daz haben wir ze minnen,
wie lange sculen wir vertragen
alsus getânen scaden?
2045 der dîne unmâzze zorn
der hât uns daz lant verlorn.
dû newellest dichs gelouben,
dû maht sciere scouwen
daz wir alle ligen tôt
2050 von susgetâner nôt.
nû lâ daz liut hine varen
sô iz dich gebetten habe,
dû solt in geben urloup:
daz gebiutet dir got.
2055 si sculen ime zewâre
bringen gabe mâre
ze vil micheleme lobe,
alsô wir haben vernomen.
wir habens uns ouch enstanden
2060 nâch unseren scanden
wande wir gare hân verlorn
beidiu vehe unde chorn
innen unde ûzzen
daz wir scolten niezzen
2065 beidiu lîp unde guot:
iz inist ze nieweht guot;
der durst uns twellet,
die chroten uns chwellent,
die vliegen tâten uns sô nôt,
2070 daz vehe lac uns gare tôt,
diu blâtirsuht chom uns ane:
daz nemugen wir verdagen;
zallem unheile
alle gemeine
der scûr unde der hagil 2075
der hât uns erslagen
des wir jârlanch solten leben.
dû muost in urloup geben."
si hiezzen die boten chêren
widir zuo ir hêrren. 2080

Der chunech gap in urloup
vile unstâte weiz got,
*er chot* „nû vart hine drâte,
daz ist mir gerâten,
ir sult mir auer ê sagen 2085
welihe dâ hin sculen varen,
des wil ich mich pflegen,
ir ne muget iz verhelen.

Moyses ime antwurte
mit churzzelîchen worten 2090
„unser chonen unde unsiriu
chint
die varent alle an den sint,
alt unde junge
die varent alle hinne,
scalche unde diuwe, 2095
daz sage ich dir entriuwen;
unser vehe vile gare
daz muoz an die vare,
grôzzez jouch chleinez
der belîbet neheinez: 2100
wir bedurfen des wole
ze deme himelisken lobe,

---

2044. al *fehlt* 2045. unmazzen 2049. alle schiere ligen 2056. gebe maere 2066. ez ist niht 2088. meget 2100. deheinez 2101. bedurfens wole

unser opher sol ez wesen,
dâ mite muozzen wir genesen.
2105 wir sculen sîn bringen ein teil
daz wir haben heil
deme chunege aller chunege
der hêrre ist aller tugende,
dâ von uns ne mage gewerren
2110 nâhe noch verre,
neweder daz swert noch der tôt
noch des hungeres nôt
noch deheiner slahte scaden,
swâ sô wir hine varen.
2115 ich newil dich iz verdagen,
wir sculen hôchzît haben
mit micheleme vollen,
daz wizzest entriuwen,
diu muoz werden mâre
2120 ze manegeme altere
ze vile manegem êwen,
daz wizzet zewâre, alle dise hêrren."

Der chunech zurnen began
wider den heiligen man,
2125 *er chot* „hie ist nieman inne
alsô bôsir sinne
die des nieht verstên
wie disiu dinch sculen gên,
noch newerden innen
2130 dîner charge manegen.
got sî alsô mit dir,
irne varet nieht von mir,
ir muozet dieselben strâze
vile gare verlâzen
unde muozet dieselben stîge 2135
vile gare vermîden.
ir woldet mir entrinnen
verre vone hinnen,
ir muozet disen hêrron
iemer mêre dienon 2140
disen lantliuten
vur disen tach hiute."

Sâ des chuneges holden
die wurden erbolgen,
sî stiezzen ûz beide 2145
mit micheleme leide
die zwêne boten guote
mit trûrigeme muote
von des chuneges ougen:
er newolde in nieht volgen. 2150

Nâch der rede ende
ûf huop Moÿses die hende,
die gerte er ûf huop
die er samet ime truoch
gegen alleme deme lande 2155
dem sînen vîande.
got ûf den himelen
gedâhte sîn hie nidene:
einen wint er ime gap
warmen allen den tach 2160
die naht alle dar zuo.
morgen vile vruo
der brâhte in daz lant
vile manegen vîant,
si hiezzen houscrechen: 2165
si stuben vile diche
uber daz gevilde
same si wâren wilde,

2109. ne] niht 2111. ne *fehlt* 2115. dichz 2119. maere 2120. altaere 2126. alsô] so 2129. ne] niht 2132. nieht *fehlt* 2150. ne *fehlt* niht 2163. der] er 2165. hôschrichen 2168. waeren

mite micheler gewalt
2170 si besâzen daz lant.
sô michil was daz ir her
daz uns ane daz mer
nie nieman gesach
sam grôzez ungemach.
2175 si wâren in dem lande
vile guote wîgande
vile snelle helede
in mannegelîches selede,
si chunden wole springen
2180 ennen unde hinnen.

Ich sage iu zewâre
daz diu ir gebâre
diu was harte misselîch:
zewâre phlige ich des mich.
2185 si nuogen unde vrâzen
swaz hête verlâzen
der hagil unde der scûr,
der doner unde daz viur:
des chrûtes an der erde
2190 des nôtôden si sich werde,
des obezes ûf den boumen
des newolten si sich gelouben.
swâ icht gruonôte
daz âzen si genôte,
2195 swaz ie bescein daz lieht
des ne lîbôten sî nieht
in vile churzer wîle
vile manege mîle
swaz gruones iender was,
2200 ez wâre holz oder gras.

Pharaô laden dô began
die zwêne heilige man,
*er chot* „ich hân gesundôt
ân aller slahte nôt
2205 widir got und iuwich,
vile harte riuwet iz mich.
vergebet mir mîne sunde
ze disen einen stunden,
ir scult ze gote digen
2210 daz er sciere neme hine
dise vil unmâze nôt:
iz ist der anesehende tôt.
getuot ir mînnen willen
sô lâze ich iuch hinnen.“

2215 Ûz gieuch Moyses,
got vlêgot er des
daz er in liezze
ane sâ geniezzen
der sînen barmunge
2220 der er zuo zime sunne,
*er sprach* „genâdigiz hêrtuom,
nû solt dû sô wole tuon,
dû heiz von disen rîchen
gewurteclîche strîchen
2225 dise ungestuome menege
mit deme ir gesamene:
uber disiu selben dinch
sô bist dû gewaltich,
anderes nieman
2230 der ie in dise werlt chom.“

Nâch disen selben worten
ich weiz er in erhôrte:
sî muosen an den sint,
westen huop sich ein wint,
2235 die houscrechen er nam,
er fuort sî vram

2172. mere 2182. gebaere 2184. ich des] ichs 2191. den *fehlt* 2196. des enleibotens niht 2215. Ez 2220. zuo im 2226. gesemene 2235. hiweschrechen

daz unreine her
verre in daz rôte mer
daz nieman neheinen vant.
2240 alsô wît sô was daz lant
er gap in aue râwe
vor disen ungenâden.
Der chunech unreine
ze sîneme unheile
2245 er was ein lugenâre,
ein rehtir truginâre,
alsô sciere sô er gesach
daz daz grôze ungemach
sô gare was zegangen
2250 er sprach ze sînen mannen
„durch waz sol ich lâzen
der ich mage geniezen,
die mir megen dienôn
âne allerslahte lôn?
2255 ich wil si machen nôthaft,
ze mînem nutze dienesthaft,
si muozen iemer hie sîn
an deme dieneste mîn
nâch des landes rehte
2260 jouch aller mîner chnehte."
Got der ist gewaltich,
ime ist niuweht gelîch,
er sprach ze sînem trûte
„dû tuo sô ich dich lêre,
2265 iz nesî dir nieht enblende,
dû streche dîne hende
inrihte in den himil,
ich tuon daz dû wil:
ein vinster sol werden
2270 uber alle dise erde,
uber al daz heidenlant
vinstere manechvalt
niuwan under mînem liute:
daz wunder gesciht hiute,
iz wirt vile vinster 2275
ze der zeswen jouch ze der winster
daz man sî grîfen mach
alsô iz sî tuncheliu naht."
Dô tet der guote man
daz er von got vernam, 2280
er huop ûf sîne hant
dô wart uber al Egyptinlant
vile grôziu vinstere
ze der zeswen jouch ze der winstere,
alsô vinster wart der tach 2285
same diu timberiu naht.
iz was ein michel ungemach:
nieman den anderen negesach
in alleme deme lande,
daz was enblanden, 2290
wan die juden eine
die hêten lieht gemeine,
alsô daz buoch chuît.
si woneten drîer tage zît,
nieman giench noh ne reit, 2295
(daz was ein michel leit)
von dorfe ze dorfe
dar ieman bedorfte,
werche ne habeten sî nehein:
in nâhet michel unheil. 2300
Der chunech ladete dô
die zwêne boten ime zuo,

2239. einen 2240. alsô] sô 2262. niht 2264. lêre hiute 2265. ne *fehlt* 2267. enriht himel 2276. unde ze der 2278. als. tunchliu 2288. ne *fehlt* sach 2293. chut 2295. ne] en 2299. dehein

*er chot* „die genôze
die wil ich varen lâzen
2305 mit wîben unde mit chinden,
die lâze ich varen hinnen
niuwan vehe eine
grôz unde chleine,
daz scult ir lâzen hie sîn,
2310 daz muoz alles wesen mîn,
daz unsir ist verlorn
durch den grôzen gotes zorn,
ditzze muozen wir selbe haben;
iuch wil ich lâzen varen.

2315 Moŷses antwurte
susgetâner worte,
*er sprach* „gewissez ophir sculen wir haben
in der wuoste dar wir varen,
daz wir got bringen
2320 in den rehten minnen.
ouch wir wizzen nemegen
waz wir ime sculen geben
unz an denselben tach
daz wir chomen an die stat,
2325 dâ wirt uns eroffenot
waz welle nemen got.
zewâre lâ mich dir sagen,
von diu muozen wir haben
daz unsir vehe gemeine
2330 grôz unde chleine,
swie michil sî dîn scade
daz unsir quarter muozen wir haben;
dû wizze daz zewâre
daz sîn neheiniu chlâwe
hindir uns nebestât 2335
wande wir des nehaben rât."

Dem chunege wart sîn herze
erfullet mit sêres smerze
mit herte unde mit grimme,
er sprach mit unminne 2340
„durch dîne genôze
so birn wir verstôzen
allez des hât ditze lant,
sine choment von mîner gewalt,
si muozen iemer dienen 2345
dem chunege Pharaône,
ouch solt dû bewaren dich
daz dû nechomest fur mich
hinnen fur mêre
als liep dir sîn dîn êre, 2350
dû nehâst mîne minne.
nû gench sciere hinne,
gesihe ich dich iemer mêre,
dînes lîbes gestêst dû âne".

Des antwurte Moŷses 2355
„vil wole gewere ich dich des,
liep sint mir mîn êre,
ich gesihe dich niemer mêre."

Got sprach aue dô
deme guoten manne zuo 2360
„ich tuon noch einen slach
den ich wole getuon mach,
dâ mite ruore ich Pharaônem
unde alle sîne holden
unde alle dise lantdiet; 2365
(die mîne sint mir liep)
so lât er iuch danne

---

2306. hinne 2230. grozzez 2232. chortir 2334. dehein 2335. ne *fehlt* 2336. w. wirs haben deheinen rât 2348. fur ] mere fur 2352. von hinne

unde nôtet iuch varen hinne.
dû solt gebieten ubir al
2370 daz beidiu wîp unde man
bitten von ir gebûren
diu vaz vile tiure
guldîn unde silberîn,
die genâde gip ich in
2375 daz sî iz in entlîhen,
niene verzîhen,
die vil tiurlîchen wât
die die heidene hânt,
die sculen sî gewinnen
2380 mit in fuoren hinne:
sô wirt diu ir armuot
vile harte geringôt."

Moyses was in chunde
in allem deme lande,
2385 er was tiure unde hêre
vil verrene mâre,
er sprach offenlîche
„daz chuît got der rîche:
ich chume hînaht in dîn lant
2390 mit micheler gewalt,
in aller hûs gelîch
dar inne sterbe ich
al daz êrstgeboren ist,
dem nelâze ich die vrist,
2395 dem sune Pharaônis
swie hôch sô sîn stuol ist,
dem sune der diuwe
diu dâ malet entriuwen
die muozent vertwelen,
2400 si verliesent daz leben.
êrstgeboren des vehes
nieweht genese des,
solich wuof wirt ubir al
ubir wîp unde ubir man
daz nie wart ime gelîch 2405
noch niemer mêre wirt samelîch.

Undir der gotes diete
dâ ne werrent dise nôte,
newedir daz vehe noch den man
nemach der tôt gewinnan 2410
daz ir wole wizzet
wie got undirschichet
unde wie got wil teilen
die juden von den heiden.
âne zwivil wizzet ir, 2415
ir chomet alle her zuo mir
unde beginnet mich vlêhen
mit aller slahte êren
daz ich niuht lange
newone in disem lande, 2420
sunder daz ich ûz leite
dise ellende liute."
sâ bî deme worte
er chêrte umbe drâte,
er gie von Pharaône 2425
mit micheleme zorne.

Got sprach aue dô
dem heiligem manne zuo
„der chunech newil iuch vernemen,
nû muoz er geschen 2430
zeichen unde mâriu
ime selbem vile swâriu;

2375. sis in 2383. chund 2388. chut 2389. hint 2407. In der der g. 2410. gewinnen 2424. chert 2432. selben

dirre mânôde der êrste
der sî iu der hêriste
2435 under allen mânôden
die chomen in den jâren.
ir saget dem gesinde
den israhelisken chinden
alten unde iungen
2440 siechen jouch gesunden,
*ir sprechet* sôse ich iuch lêre,
daz werdent iwere êre.

In deme zehenten tage
iwer iegelîch sol haben
2445 ein lamp von sînem vehe,
n disem mânôde daz gescehe.
mit den sînen hîwen
sô sol er iz biderben,
er sol ez ezzen inne
2450 mit den sînen chinden;
unde inist iwer nicht diu mâze
daz ir iz muget ezzen,
ir nemet iweren nâhisten dâ bî
daz iwer genuoch sî
2455 die iz megen geezzen.
ir nesult ouch nicht vergezzen
ez sî âne meile,
vleche nehabe ez neheine,
jâres alt sol iz sîn,
2460 ein er niewcht ein si.

Der ze disen dingen
daz lamp nemege gewinnen
der neme nâch sînem wizzen
von sînem vehe ein chizze
2465 nâch derselben êwe
die ich iuch nû lêre:
vil sicherlîche reine
ez sol sîn âne meile
allez begarwe,
einir slachte varwe 247
unde gehaltent iz geware
unz an den vierzehenten tage
ditzes selben mânôden:
daz gesciht iu ze genâden,
unde opheret ez danne 2475
mit micheler mende
mit grôzer samenunge
der guoten Ysrahelis chinden.
des âbendes sol daz sîn
ze vespir vor der menegîn. 2480

Iu sol werden daz êrste guot,
ir nemet des lambes bluot,
ir strîchet iz iewederhalp der ture
und oben an daz ubirture
in den selben hûsen 2485
dâ ir inne welt muosen;
des ne welt ir vergezzen:
sîn vleisk sult ir ezzen
gebrâten bî dem viure,
diu bizeichnunge ist tiure. 2490
vrisc ne sol iz nicht sîn,
ez nesol ouch nicht gesotten sîn,
wilde latouchen
die sculet ir besuochen
unde brôt daz derbe 2495
ze deme selbem merde.

Daz houbet mit den fuozen
daz lât iu wesen suoze,

---

2435. allen den mânen 2446. manen 2456. nieht *fehlt* 2457. nesî 2458. ne *fehlt* deheine 2460. éR niht ein Si 2473. manen 2475. daenne 2478. des guoten 2487. enwelt 2491. ne *fehlt* 2492. ne *fehlt*

unde daz ingetuome
2500 daz lât iu wesen suome.
ir brechet ime enzwei
ubir al dehein bein
unde ezzet ez in der naht,
niene behaltet sîn unz an den tach;
2505 unde werde sîn ieht ze leibe
in deheinem teile
daz brennet in dem viure:
iz ist heilich unde tiure.

Sô ir iz wellet ezzen,
2510 sô habet umbemezzen
mit guotem gedanche
iwer selber lanche,
gegurtet vaste unde wol
daz ir iz doch muget verdolen.
2515 ir scult ouch wesen gescuoch,
ir habet hosen unde bruoch,
scuohe gebunden,
stap in den handen,
îlentlîchen ezzen
2520 iweres leides vergezzen.
die zît heizet Phâsê,
daz habet ir iemer mê,
daz chuît durchvart des hêrren
nâch michelen êren,
2525 wan ich wil durch daz lant varen
nâch micheleme ir scaden.
ich wil tuon mînen slach
an dirre heiligen naht
ubir al Egiptinlant:
2530 des hân ich gewalt.
von dem chunege jungen
unz an den sun der diuwe,
von dem manne unz an daz vehe
sô nelâze ich nieweht leben,
nieht des ist êrst geborn 2535
durch mînen gewaltigen zorn.
ich tuon mîn gerihte
in den goteren Egipti,
ich hêrre alterseine
andir deheine. 2540

Des ôsterlîchen lambes bluot
daz ist innechlîche guot,
ein zeichen sol iz wesen,
dâ von sult ir genesen
in iuwerem gezimbere 2545
dâ ir bûwet inne,
swenne ich hie fur vare
sô sol ez iuch bewaren.
ouch nemet ysopum ein teil,
dâ mit scult ir machen diu meil 2550
mit des lambes bluote,
als ich iuch lêre hiute,
an den porten obenan
dâ enneben beidenhalp:
swâ der engil daz vindet, 2555
wizzet daz er erwindet,
er muoz dâ vur varen,
er netuot dâ neheinen scaden
an den ir hîwen.
ir sult ouch belîben 2560
mit einvaltir minne
in dem hûse da inne,
iwer neheiner sî vor der ture,
swenne der engil vert dâ vure.

2554. halben 2558. ne *fehlt* deheinen 2559. ir ] in 2563. deheiner

2565 Dirre tach sî iu dultich,
nie gewinnet ir samelich
deheinen in iwerem chunne
ze vil maneger slahte wunne.
er sî iu in dem muote
2570 vur disen tach hiute,
ir gedenchet sîn zewâre
ze manegen hundert jâren.

Ir sult ezzen subin tage
brôt daz sî unerhaben
2575 in iuwerem gesinde;
erhabenes nieman niene vinde.
in deme êristen tage
hevelen neheinen sult ir haben;
swelch iur einer izzet erhabenez brôt
2580 der dolt den êwigen tôt.
in allen disen suben tagen
wole sult ir iuch gehaben;
der êrste ist dultich
der subent wirt samelich,
2585 die scult ir innechlîche
behalten gelîche:
niuweht werches scult ir tuon,
ir scult sî alle vîerôn;
iedoch garwet iuwer ezzen
2590 daz ir welt niezzen,
daz eine sî iu ûz genomen
mit mîn selbes urloube.

An dem selben dulttage
sô wil ich iuch mit heres scare
2595 von ditzes landes erde
leiten vile werde:
ir behaltet in zewâre
ze vile manegen jâren
ze vile manegen êwen
mit michelen êren. 2600

Swaz sô ir habet vernomen
daz behaltet vile wol
ir selbe unde diu chint:
daz sint guotlîchiu dinch
iemer ewichlîche 2605
iu selben sâlichlîche.
swenne ir chomet dar
dar ir nû welt varn
in iuwer heimôte
die iu gibet got der guote, 2610
ir behaltet dise hôchzît,
beidiu man unde wîp
mit derselben êwe
sô ich iuch hiute lêre;
unde sô iuch vrâgen iuweriu chint, 2615
waz meinen disiu dinch,
ir tuot sî gewizzen
ditzes lambes ezzen
unde disen hêren dulttach,
„in deme got den sînen slach 2620
sant in allez ditze lant
durch den sînen vîant,
unde uns selbe trôste,
gewaltichlîche erlôste
mit micheler mende 2625
von deme ellende.“

Alsô daz liut dô vernam
daz in die helfe was chomen,
si nigen nider verre
tieffe zuo der erde, 2630

2566. deheinen gewinnet ir nie samelîch 2569. iu *fehlt* 2585. innechlichen 2609. heimuote 2621. samt im

sî sprâchen innechlîche
„gelobet sîst dû got der rîche
der dînen genâden
der wir hiute enphâhen
2635 daz wir suln ze lande
von disem ellende,
unde daz dû wil so wole tuon,
den dînen geben vrîtuom
den unsir vorderen habeten
2640 die wîle daz si lebeten.

Dô si got gelobten
als vile sô si wolten
si scieden sich danne
mit micheler mandunge,
2645 iegelîch ze sîner selide
mit michelen vroweden.
nû wizzet daz si tâten
als sî vernomen hâten
von dem oberisten gote
2650 unde von den heiligen boten.
aller mittirnaht
als iz was hînaht
dô chom der gotes slach
uber der heiden lant:
2655 der engil was vil gezal,
er fuor ubir al,
er sluoc ze aller êriste
der dâ was der hêriste
den sun des chuneges,
2660 er enbunde ime des lebenes
der im der êrstgeboren was:
vil lutzilir scade was daz,
daz nedarf nieman riuwen:
same tet den sun der diuwe
(daz sage ich iu zewâre) 2665
diu lage in charchâre.
der engil allezane
tet michelen ban,
vehe unde liute
die erliten grôze nôte, 2670
wan die juden eine
die nehêten neheine:
swâ bluotich was diu ture
der slahende engil fuor dâ vure.

Pharaô dô gesach 2675
wie im gescehen was
daz lach verlorner
sîn sun êrstgeborner
mit allem deme liute,
er wuoffot vile lûte; 2680
die chnehte mit den frouwen
die wuoften entriuwen,
vil lûte scriren sî „wê,
der lîp muoz uns zirgên!"
si sluogen sich ze den brusten 2685
daz zerbrâsten die nusken,
ir hâr rouften sî ûz,
ir gewant brâchen sî ûf,
vil harte sî dô chlageten
den sî verloren habeten. 2690

Dizze selbe weinen
daz was ouch gemeine
allen den die wâren
verre unde nâhe
uber al die heideniske diet, 2695
si nemohten sich enthaben nicht:
ir neheiner was sô arm
der dâ hête daz barn,

---

2630. innechlichen 2646. vrôden 2657. zaller erste 2658. herste 2663. endarf 2664. der sun 2666. duo 2669. lôten 2672. ne *fehlt* deheine 2674. vûre 2686. nuschen 2695. ne *fehlt* niht

erne sâhe ez gâhes ligen tôt:
2700 in gescach unmâzez mort!
nieman was sô rîche
erne hête samelîche
uber daz lant vile breit:
daz was ein michel arbeit!
2705 sî verlurn ouch daz vehe:
wie mohte in iemer wirs gescehen!

Der chunech Pharaôn
der sprach ze Moÿsen unde ze Aarôn
„ir îlet varet hinne
2710 mit iuwerem gesinde
mit chinden unt mit wîben,
ir neheinez hie belîbe:
alte unde junge
die varen mit gesunde
2715 als ir mich gebetten habet,
offen sî iu diu vart;
mit iu nemet iuwer vehe
swaz iu got habe gegeben,
ir tuot mir ettelîchen segen
2720 daz ich lange muoze leben."
die heidinisken diete
die dwungen dise liute
daz sî nicht biten
si negiengen unde riten
2725 mit allem ir vande
heim zuo ir lande,
*si sprâchen* „und welt ir hie beiten
sô nemugen wir geleiten
langer daz unsir leben:
urloup sî iu gegeben. 2730

Die juden wolden varen
âne aller slahte scaden:
daz mel was begozzen
daz si solten ezzen,
iz nehêt neheine soure, 2735
si wolden ez pachen in dem viure
al die selben siben tage
sô ich iz vernomen habe,
si bunden den teich in ir gewant,
si wolden roumen daz lant, 2740
ubir ir ahsil si ez leiten,
si newolden langer beiten,
unde bâten ir nâchgebûren
die gâben in guote stiure:
diu vaz silberînen 2745
jouch diu guldînen,
tiuriz gewâte
daz si in ouch daz hâten,
si roubeten die heidinisken diet
unde neleibten in nicht. 2750

Daz her huop sich danne
mit vile manegem manne
von Ramassê in Sôchôt:
sî wîste selbe got.
ir was wunderlîche vil 2755
als ich iu nû sagen wil:
sehs hundirt tûsent manne
was der vuozvenden
âne chint wênigiu
junch unde alteriu, 2760
âne frouwen unde âne wîp

---

2700. geschahen 2709. hinnen 2711. unde 2712. deheinez 2722. dwingen 2735. en. deheine 2742. ne *fehlt* nicht langer 2750. ne *fehlt*

also daz buoch chuît,
chnehte unde diuwe
der was sô vil entriuwen
2765 daz si nemage bevâhen
neheinen zal zewâre.
ir vehe si mite vuorten
al daz si sîn hêten.
Dô si chômen ze Sôchôt
2770 dâ macheten si daz brôt
von dem selbem teige
den si truogen heime,
si buochen in der aschen
daz si wolden ezzen,
2775 iz newas nicht erhaben.
die heiden ne liezzen in die tage
daz ez sich erhuobe
ê si danne vuoren.
si nemohten mit gemache
2780 andir ezzen gescaffen
wande si genôte
danne gâhôten.
in dem lande sî wâren
vier hundert jâre
2785 unde drîzich dar ubere:
nû vuoren sî widere.
Got der redete scône
ze Moŷsî unde ze Aarône
„vernemet waz ich iu sage:
2790 ir ne scult iz nicht verdagen
under deme liute
daz ich rede hiute.
susgetâne êwe
die habet iemer mêre
ze disen hôchgezîten 2795
nâhen unde wîten:
swer sî ein chomelinch
dem sîn vromede disiu dinch,
mit deheiner slahte vlîzze
der nesol nicht enbîzen 2800
der bezeichenlîchen dinge,
ez wâre in unminnen.
Aue der iuwer choufscalch
der habe des gewalt
ob er sich besnîde 2805
daz er daz lamp nemîde.
der vromede unde der mietman
die gên beide hin dan,
si nesculen iz nicht wizzen
welch si des lambes ezzen. 2810
ir tuot sîn vil wole war,
ein hîwisk ezze iz gare
noch ze neheiner slahte lobe
ûz dem hûse sîn niene chome:
daz behaltet algemeine 2815
michele unde chleine.
Chome ze dîner selede
der dir sî vromede
von andereme lande
ein man ellende, 2820
welle er sich besnîden,
den nesolt dû nicht vermîden,
sô mage er gewisse
gên ze vrôn tiske
der mage âne aller slahte sêr 2825
die ôsteren begên:
er ist ein lobesam man,
zeinem bruoder sult ir in hân.

2762. chôt 2763. chneht 2776. ne *fehlt* 2779. ne *fehlt* 2790. ne *fehlt* nicht *fehlt* 2793. susgetan 2800. ne *fehlt* 2806. ne ] niht 2809. ne *fehlt* 2813. deheinersl. 2822. ne *fehlt*

swer aue sich nelât besnîden
2830 den solt dû gar vermîden,
er sî dînes chunnes
odir andir iemannes".
Got unsir hêrre
der sagete in ouch mêre
2835 *er chod* „ich newil iuch verdagen,
mir selbem wil ich haben
von dem liute und von dem vehe,
von deme scult ir geben
swaz geborn wirt ze êriste.
2840 daz wirt mir daz hêriste.
swelihiz sî mit den meilen
daz wehsilot mit dem reinen;
swelihiz sî bôse
unde dû ez ne wellest lôsen,
2845 snelle nim ime daz leben.
daz nesolt dû mir geben.
den dînen sun jungen
den maht dû gewinnen
mit werde sîneme
2750 umbe die hulde mîne;
funf skillinge
guoter phenninge
die sint der wert sîn:
dar nâch mage er vrî sîn.
2855 Sô dû chomest in dîn lant
und sîn alles habest gewalt
unde man chode, waz ist daz?
nû vernimz, sô weist dûz destebaz
waz dû disem worte
gebest ze antwurte, 2860
*dû sprich* „dô wir wîlent wâren
mit grôzen ungenâden
in der heidenscafte,
danne lôst uns mit chrafte
des oberisten gotes hant: 2865
nû birn wir chomen in unser lant.
sus sculen wir dienôn,
daz sol wesen sîn lôn
hinne vur mêre
ze allen sînen êren." 2870
Dô Moyses ergap
dem liute dise botscaft
si huoben sich dannen
mit den ir gesinden
in die wuoste zuo dem mere 2875
mit allem ir here.
daz selbe her vile breit
daz fuor mit grôzir scônheit,
manege halsperge wîze
die fuorten si ze vlîze, 2880
manegen eislîchen scaft,
si wâren unnôthaft.
helm und die brunne
die scinen sam diu gimme,
si liuhten sam die sterne, 2885
die chôs man alsô verre.
sarwât diu wîze
geworht was si mit vlîze
mit rôteme golde.
si hêten smide holde. 2890
si wâren umbe daz ort
vil chleine gewierôt,

2829. niht laet 2832. iemens 2839. zêrste 2840. hêrste 2858. *v. Anm.* 2863. heidinschefte 2864. chrefte 2878. fuor ] uur 2883. die *fehlt* 2885. die ] der

allenthalben dar ûz scein
vil maneger berhtilir stein;
2895 si hêten umbe ir bein
vil manegen stâlîn zein,
si hêten in den handen
breite spiezze lange,
si hêten ze ir sîten
2900 scilte vile wîte,
den lach umbe den rant
vil manich goltpant,
ouch swebete dar ane
von golde manich are,
2905 manich tier wunderlich,
der lewe vreislich.

Nû vernemet, mîne hêrren,
ich wil iu sagen mêre:
in was daz houbet
2910 vile wol gestâlet,
manich zisterel guot
daz bewart ir bluot
lûter sam ein brunne,
daz ez nieht enrunne
2915 von neheines swertes bane.
gemachet habeten si dar ane
daz tiure gesmelze.
der swerte gehilze
die si truogen umbe sich,
2920 zewâre des phlige ich mich,
diu scinen vile verre,
daz sâhen si gerne,
diu wâren scarf unde guot,
wol vrouwet in daz ir muot.
2925 si wâren gevazzet in allen vlîz
unde wâren brûn unde wîz.

si vuoren iedoch weiz got
âne allerslahte ubirmuot.

Sumelîche hêten genomen
manegen guoten hornbogen, 2930
daz edile gescuzze
daz wart in sît nuzze,
manich horn scelliz
grôzez unde helliz.
olbende unde mûle 2935
esil vile tiure
die truogen tiurlich gewant
dô si rûmeten daz lant.

Mit susgetânen êren
sô vuoren dô die hêrren 2940
von dem ellende
uzzir deme lande.
also si dô chômen dare
dâ Joseb was begraben
ûf tâten sî daz grap 2945
dâ der guote inne lach,
si nâmen sîn gebeine
daz was heilich unde reine
mit in selben an den sint:
daz wâren sunelîchiu dinch, 2950
als er si gebeten habete
dô er jungist lebete
unde als ez got wolde
daz ez wesen solde,
daz er heim chôme 2955
mit den sînen mâgen.

Si huoben sich von Sôchôt,
selbe was mit in got.
ir gezelt wâren lussam,
diu sluogen si ûf in Bêthan 2960

---

2911. zistiler 2915. deheines 2919. dei 2950. sundichiu 2954. daz ] unde als *vgl.* v. 1270.

in der wuoste vile vram
die vil tiurlîchen man.
got was allez mit samt in:
ein viurîn soul gap er in.
2965 die gap er in zewâre
ze ir leitâre.
des nahtes gab si in lieht
si ne irreten nieht,
des tages was si tunchele
2970 gelîch einer wolchene,
allez was si vor in:
des mohten sî vrô sîn.

Got hiez si sich danne heven:
si fuoren an daz rôte mer
2975 hinnen gegen Jayrôt,
dâ lach manich man tôt.
zwisgen Magdalôn und Belsephôn
dâ begunden si herbergôn.
an deme stade bî dem mere
2980 dâ herbergôt daz selbe here
alsô iz got gebôt:
er wesse wol die chunftige nôt.

Pharaônî deme heidene
dem was gescehen leide
2985 daz er allen sînen zorn
sô gar hête verlorn.
in sînem herzen sich dô huop
ein vil unvrôez muot:
dô er gesach den sînen scaden,
2990 *er chod* „wie mohte ich vertragen
daz alsus fuoren hinne
sô manege chumelinge
die mîne choufchnehte,
so tâte ich unrehte,
2995 die mir sculen wurchen
ze allen mînen durften
unde disen lanthêrren
nâhen unde verre?
diu chint ligent uns tôt
3000 nû habent si uns beroubôt,
die selben choufscalche
nû varent si mit gewalte
hin heim an daz ire:
zewâre geloubet ir iz mir,
3005 ich newil nieht langer bîten,
wir sculen nâch rîten.
waz ist daz si wolden tuon
daz si susgetânen ruom
brâhten heime in ir lant?
3010 jâ habe ich sô manegen wîgant
daz si muozen volgen
alles mînes willen,
si ne mugen hinnen
mêre nieht entrinnen,
3015 si muozen iemer hie sîn:
der gewalt ist mîn.“

Er hiez îlen drâte
vruo unde spâte
ubir al die gegene;
3020 er gewan grôze menege.
die gotlieben hêrren
die wolde er widir chêren.
ubir allez sîn lant
er hêt manegen wîgant,
3025 uzzir in er dô welete
der er state habete

---

2962. tiurlich 2966. ze *fehlt* 2969. tunchil 2994. taete 2997. [unde] *Diemer* 3004. irz 3014. nieht *fehlt*

die aller chuonisten man
die mit ime solden varen:
sehshundert reitwagene
3030 die wâren wol geladene
der vil snellen helede
ze anderer sînen menege,
herzogen unde grâven
die hiez er alle gâhen
3035 daz si im mit minnen
hulfen sînes willen.
*si sprâchen* „daz sculen wir gerne tuon
unsir muoz nû wesen der ruom."

Si fuoren vile scône,
3040 dô si zesamene chômen,
si hêten manegen breiten vanen:
in nâhet der bane.
die al swarze môre
si hêten scare scône,
3045 manich zeichen rôt:
in nâhet der tôt;
manegir gruone unde wîz,
geworht wâren si in allem vlîz.
si hêten sich bevangen
3050 mit îserînen spangen
mit îserînen ringen
ze susgetânen dingen.
den wâren die gêren
geworht nâch den êren,
3055 die lîsten alumbe
von rôteme golde,
ze wîge wâren si wol gare:
si hêten hêrlîche scare.

Ich wil iu sagen mêre
daz die selben môre 3060
die nâmen von den wanden
scilte ze ir handen
die wâren diche unde breit,
(in nâhet allez leit)
scafte vile lange: 3065
daz wart in enblanden.
si sazzeten ûf ir houbet
die helme wol gestâlet,
die snellen jungelinge
die hiezzen in gewinnen 3070
alles wîges sarwât
unde huoben sich an die vart,
bogen unde scafte,
si huoben sich mit chrafte.

Hei wie si sich vermâzen 3075
dô si ûf dei ros gesâzen!
vil michil was der ir gelf
dô si chômen an daz velt.
si îlten vil genôte
vruo unde spâte 3080
ûf der slâ fur sich,
zewâre des phlige ich mich,
einer fur den anderen
nâch den ellenden;
ze aller vorderist Pharaôn, 3085
si muosen ime volgôn.
daz her al gemeine
daz fuor ze sîneme leide
in die wuoste Ayrôt,
als iz der vanir gebôt, 3090
enrihte gegen Belsefôn:
dô mohten sî scouwôn
manegen êrlîchen man
zwei her lussam.

---

3061. wenden 3062. zir henden 3088. fur 3090. vaenir

3095 Der heidiniske man
vil harte nâhen began
mit aller sîner menige
in der selben gegene
dâ die juden lâgen:
3100 vil sciere si in ersâhen,
si versâhen sich arbeite
nâch gewonheite
von dem selben chunege
und von der sînen menige;
3105 diu vorht tet in sô wê
daz si mohten zergên,
die si habeten umbe den lîp
umbe dei chint jouch dei wîp:
si rieffen vile lûte
3110 „hilf uns hêrre hiute
von susgetâner nôt
daz wir neligen tôt,
noch wir werden ze bane
unsiren vriunden ze chlage.“
3115 Die juden sprâchen ze Moysê
„wie sol iz uns nû ergên
wanne wâren wir begraben
vor aht unde zweinzich tagen?
durch waz hâst dû uns her brâht
3120 ze einer susgetâner nôt?
wir sehen der heiden zorn,
ich wâne wir alle sîn verlorn.
in dem lande was dehein stat
dâ mohte wesen unsir grap?
3125 her brâhte dû uns durch daz
daz wir hie sturben destebaz,
in dirre einôde
hie lîden wir nôte.
wir sageten dirz zewâre
dô dû zuo uns chôme, 3130
wir bâten dich geswîgen
dise rede gar vermîden,
uns wâre zewâre
michil bezzôre
daz wir iemer dienôten 3135
danne susgetâne nôte.
niht mugen wir entrinnen
die heiden ubirwinden,
wir selbe ligen tôt,
diu wîp sint verscelchôt 3140
unsir chonen und unsiriu chint:
daz sint erbarmechlîchiu dinch.
disen heiden ist sô zorn,
unsir guot ist verlorn.“
Moyses sî trôste 3145
mit susgetânen worten,
*er sprach* „nû mîn vil liebiu chint,
nefurhtet nieht disiu dinch,
ir sehet die gotes êre
michele unde mâre, 3150
ich iz iuch nieht nehil,
die er hiute tuon wil:
die ir dâ her sehet varen
die nemugen iu gescaden,
die gesehet ir niemer mêre 3155
von êwen ze den êwen.“
Er hiez si daz si vuoren
sich vil drâte ûz huoben
alsô ime got gebôt
an der anstênden nôt. 3160

3105. im 3112. ne ] niht 3117. waeren 3120. zeiner 3134. m. bezzore danne 3148. niht furhtet disiu 3149. er sehet 3150. maere 3151. es. niht enhil

der engil in dem viure
der was in der soule,
der in ê den wech gap
beidiu tage unde naht
3165 allezan vor in —
nû was er hindir in;
er liuhte in die naht
unde bescirmet si den tach
daz si die grimmen
3170 nemohten nicht gewinnen,
noch in die heidiniske man
nicht mohten gescaden.

Moyses der guote man
sîne gerte er dô nam
3175 als in got manete
unde er im gesagete;
si was tiure unde guot,
sîn hant er hôch ûf huop,
er sluoch daz rôte mer dâ mite:
3180 sâ zestunt ez sich ûf tete
hôch als ein mûre:
daz was ein zeichen tiure.
daz wazzir teilte sich enzwei,
daz was der menege ein michel heil,
3185 sich enbarte der sant
sam daz truchen lant.
âne allerslahte twâle
dar in si dô fuoren
durch mitten daz mere
3190 mit allem ir here
mit truchenôten fuozen:
diu vart was in suoze.

Die heiden jageten si die naht
sam den vorderen tach;
der wech was in truchen. 3195
dô chômen enmitten
des wazzeres hôhe
die vil swarzen môre
mit allem ir here
al mitten in daz mer. 3200
daz gescach umbe die hanchrât
alsô hie gescriben stât,
ze einer mettinzît
alsô ditze buoch chuît.
got scouwen began 3205
die selben heidinisken man:
iz was vil unguotlich
daz si si jageten ebenlich
mit allem ir here;
got liez daz selbe mere 3210
hindir in zesamene gân —
dô ertranch manich reitwagen.

Dô si dô gesâhen
daz in begunde nâhen
daz mere vile vreissam 3215
dô riefen die heidinisken man
„wanne vliehen wir ditze liut,
ez ist got vile liup;
mit micheler chrefte
vur si wil hiute vehten 3220
ein gewaltiger hêrre:
daz mugen wir vurhten sêre.“
si îlten widir sinnen
si wolten entrinnen.
harte danne gâhen: 3225
der tôt was in nâhen.
dâ was unnuzze
der spore wol gespizzet,

---

3169. chrimmen 3170. niht mohten gewinnen 3185. enbart 3202. als 3203. zeiner 3216. [rie]fen *Diemer*

noh dei ros snellen,
3230 si sâhen die grôzen wellen,
noh die reitwagene
guot unde manege
wande si nemohten lange gevaren,
sich selbe nieht bewaren.
3235 Got sprach ze sînem trûte
„alsus tuo dû hiute,
ze deme stade bistu chomen,
des maht dû got loben;
nû chêre dich umbe
3240 ze des rôten meres unde,
dene dîne hende
ze des meres ende
so chêret ez sich zesamene sâ
widir, daz ist al wâr,
3245 ubir die vîant dîn:
der gewalt der ist mîn.“
Moÿses tet daz
daz ime von got geboten was:
daz wazzir er dô ruorte
3250 mit der sînen gerte
mit sîner heiligen hant:
ez lief an den sant
dô ez alzan tagete,
alsô im got sagete.
3255 Dô ertrunchen zewâre
die heidenisken môre
die vil snellen chnehte
die heidinisken rechen,
der chunech unde sîne man
3260 ir neheiner nie danne chom.
daz wazzir bedachte
die sîne chuonen chnappen
sîne reitwagene
rîche unde manege,
alle sîne vursten 3265
die ne mohten in getrôsten,
si muosen alle samet varen:
vil grôz was der ruof unde ir chlage,
jâ wart ir ze leibe
niender deheiner, 3270
umbe chêrten sich diu reder,
obe muosen sî sweben.
Die juden daz gesâhen,
hei wie vrô si wâren!
si sâhen dâ besande 3275
sweben die vîande
verre unde wîten
bî des mêres sîten,
got si dô lobeten
daz er si erlôset habete 3280
von ir nôte manichvalt
in sîner gewaltigen hant.
si vorhten in mit minnen
von allen ir sinnen
mit allem ir muote 3285
si geloubten an got den guoten
unde geloubten sînem chnehte
Moÿsî dem rehten.
Dô begunde singen
Moÿses mit den jungelingen 3290
ein sanch lobesam,
beidiu wîp unde man
dem himelisken hêrren
ze allen sînen êren
mit michelen minnen 3295
von disen selben dingen —

3233. w. si mohten niht 3248. gebot 3260. deheiner 3266. ne *fehlt* 3294. zallen

mit im sô tuo wir same
daz ouch wir muozen varen
von disem ellende
3300 heim ze deme lande
zuo der himelisken Jerusalem
ir sprechet alle AMEN.

Ich sage gnâde meiste
dem himelisken geiste
3305 der mich sundigen man
in disen stunden vernam,
der mich des gewerte
des ich ze ime gerte
daz ich mohte chunden
mit tûtiskeme munde 3310
die vroude sîner liute
an disem tage hiute.
nû ist chomen durch daz mere
daz vil sâlige here,
des sol er iemer haben gewis 3315
von mir gloriam laudis.
AMEN.

3305. sundigem 3308. zim 3310. tŏtischem

## ANMERKUNGEN ZUM TEXT.

1—2. Ebenso formelhaft Diem. Ged. $3_1$ getorste ich von mînen sunden sô wolde ich eu gerne chunden. Vgl. Diem. Anm. hiezu (vgl. auch $295_{10}$).

8. Vogt (p. 281) streicht 'der in vorhte'; Reime wie worhte : liebe sind reichlich belegt (p. 10).

21—28. Der Gedanke ist ausgesprochen bei der Aussendung der Jünger, Math. $10_{19, 20}$, Marc. $13_{11}$, Lucas $12_{11, 12}$, $21_{14, 15}$; eigenthümlich genug übersetzt Luther Math. a. a. o. fast mit denselben Worten: Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.

88. Die Aenderung niuwen ê in K bespricht Vogt p. 272.

126. F. Bech Germ. VIII 478 f.

160. Mhd. Wb. und Lexer geben nur giwen, gëwen an, Diem. Wb., Vogt p. 275 mit Recht gîwen; vgl. die dialectische Entwicklung bei Schmeller II 8.

169. Vogt p. 273 streicht mit K sîn, wodurch die zweisilbige Senkung beseitigt werden soll; wahrscheinlicher ist mir, dass sît zu lesen ist (und zweisilbiger Auftact vgl. Scherer p. 72) v. zu 210.

188. Ich ziehe des Zusammenhanges wegen W vor, trotz Diem. Anm. „der König merkte, dass es mit ihrer Beihilfe geschah, nämlich die Entbindung" (daz iz mit ir gefrumede was K); vgl. Mhd. Wb. III 429b.

210. Vogt's Meinung, dass K hier „offenbar" besserte, um den gleichen Reim *was* zu beseitigen, ist nicht so natürlich, als es den Anschein hat, denn durch diese Aenderung hätte K am Vers verbösert (dáz sí sîn genás), was er am Reime verbessert. Oder war des Schreibers Auge für den Vers besser, als sein Ohr für das Metrum? Enthält hier K das Ursprüngliche (was nicht behauptet sein soll), so ist 169 unbedenklich zu lesen lôn enphíengen sí sît von íme.

221. Diem. Anm. will an diu riede oder an daz riet ändern; warum sollte sich nicht der Dichter diese kleine Aenderung erlaubt haben? (F. Bech erklärt sie hübsch Germ. VIII 473).

224. K nimmt an dem Reim nam : varen Anstoss; doch vgl. varen : fram 655, 951 : man 3027. daz diench vert Diem. Ged. $4_{23}$, $290_{13}$.

280. Scherer p. 73 und Vogt 281 bessern unabhängig von einander *der heiden* (Belege bei Scherer); die Conjectur unterliegt keinem Zweifel, wenn man das willkürliche Schwanken im Gebrauch von heiden, heidinisk, heidesche, heidensche, in's Auge fasst, z. B. Salm u. Mor. 179—183, 202 (vgl. Vogt's Einl. p. LXXXII); v. 43, 313, 672, 2749, 3216.

292. sande (K) ist sicher das ältere. Abgesehen davon, dass die Aenderung erde in sande auffallend wäre, kehrt 316 bei Erwähnung desselben Vorfalles in deme sande begraben wieder, die Vorlage hat abscondit sabulo, und auch der Vorauer Moses (Diem. Ged. $34_{19}$) erzählt an dieser Stelle: undir den sant er in gruop. Der Reim kommt nicht in Betracht und das Metrum ist leicht richtig zu stellen, wenn man, wie 316, in deme sande liest. Vogt (272) gibt mit Unrecht W den Vorzug.

346. W kann nicht das Richtige lesen, aber der gute Reim in K macht stutzig. Vogt hält an K fest.

358 ff. Ich interpungire: Punkt nach strît, Komma nach netohte gegen Hoffmann und Diemer. Vorangestellter Causalsatz, Belege hiefür aus dem 1. und 2. Theil der Genesis gibt Pniower p. 22, 47; vgl. Mhd. Wb. 501a 8 ff. Lachm. z. Nib. $852_3$.

374. v. Fehler p. 37.

377 u. 399. v. Quelle p. 25.

399. Diem. will die Lesart K an triuwen san halten; ich finde Mhd. Wb. $II^2$ $307^b$ *sinnen an* nicht belegt (nur nâch, ze, ûf, umbe, c. genet.) K hat Vorliebe für Praep. an v. 1264 des si an in gerten.

415. advena fui in aliena terra. K kennt den Ausdruck in chunde nicht und ändert deshalb auch 494 und 784 durch Streichen von *in*; 2383 liest K Moyses was in chund, legt also, scheint es, die Bedeutung „ihnen bekannt“ unter, 2807 wird advena geradezu mit der vromede übersetzt (Luther übersetzt ähnlich K ich bin ein Fremdling worden, im fremden Lande). Da aber die Bedeutungsentwicklung advena — der vromede — unchunt natürlicher ist als advena — in chunde, so wird doch mit Diem. Anm. K vorzuziehen sein.

453. (vgl. 925) sûftôd Diem. Gloss. u. Germ. VIII 489 Bartsch Germ. VIII 251, IX 216 will sûftôt v. Mhd. Wb. $II^2$ $722^b$. Graff $6_{173}$ f. führt aus Notk. Boet. Gloss. die Declination an ohne Formen auf t, ebenso weinôd Graff $1_{889}$.

465. (479): Germ. VIII 251, 488, IX 216.

467. Ueber das Verhältniss dieser Stelle zu Vor. Mos. 35, und Melker Marienlied 2, p. 83 und die Anm. zu $MSD^2$ XXXIX 2, Diem. Ged. $35_1$ Diem. Exod. $125_{21}$, ferner Scherer Geistl. P. I 76, II 48.

490. gescuohe] v. Diemer's Abhandlung in der Anm.

510. in lande W (enlant Gr. III 154; Nib. $142_4$, $311_3$, in hs. B) passt nicht zum Genetiv pharaônis.

525. nam K] über diesen st. acc. v. Lachm. zu Iwein 11.

555. unmâzlîch vgl. 314, 1329, Gregor. 653, Lachm. Kl. Sch. 375 ff.

620. Diem. will in W iuwech statt iuwer lesen. iuwer wîsôn ist jedoch gar nicht anstössig v. F. Bech Germ. VIII 472 (auch Vogt 272 gibt W den Vorzug).

633 ff. Diese kurzen Charakteristiken der „siben chunege die si habent (523)“ muss unseres Dichters volles Eigenthum sein, ein gelehrter Commentator konnte doch wohl kaum Volksstämme für Personen ansehen. Das Uebrige ist bei der Quellenfrage besprochen.

657. Inf. bringene K, Diem. Anm. weist diese Form auch ausserhalb des Reimes nach.

664. wesen 3 Pl. Praes. Ind. allerdings selten, Weinh. Mhd. Gr.$^2$ § 365. Vogt 273 will des Sinnes wegen sol (K) lesen. Der Sinn spricht vielmehr für W. Nach der langen Rede ist eine allgemeine Bemerkung ganz im Tone des Gedichtes, *sol* würde sie specialisieren. Vorangestellter Hauptbegriff 'in mîner starchen hant', hergestellte Verbindung durch *sô* (v. 2593, 2940 u. Mhd. Wb. II$^2$ $458^a{}_{21}$ ff.), dann das logische Praedicat (man gestatte diese Bezeichnung für einen ganzen Satz!) wesen ire vant (Pl.? Schmeller I 534 gibt fände an); ganz im Sinne von Schröders Beobachtungen für die poetische Predigt (QF. XLIV p. 33).

692. trugedinge K wird durch 3 Jüngl. $6_8$ dîniu abgot sint ein trugidine, was wörtlich Aelt. Judith $6_8$ wiederkehrt, gestützt.

737. Zum Reim snê : miselsuhte und 1019 wê : sêre vgl. Meregarto $2_{49}$ sê : scône (neben Rôme : scône $2_{43}$).

745. Beide hss. parenthetisch phlige ich mich. Mhd. Wb. II $498^a{}_{39}$ „gemeiniglich steht noch ein allgemeiner Genetiv dabei“ Diem. ergänzt *des*; der Genetiv fehlt jedoch auch K 495 und scheint in dieser Fassung entbehrlich.

750. Mhd. Wb. II 453 und Lexer führen keinen Beleg für ein Part. praet. erougent an und kennen kein erougenen, das Diemer im Glossar für diesen Zweck ansetzt, wo doch K sichtlich die correcte Form dem Reime opferte.

786. swîgen trans. zwar nur Narrensch. 104. 4. 51 (Mhd. Wb.) belegt, doch in solcher Formel beizubehalten, wie es auch nhd. möglich wäre, ohne seine Bedeutung geändert zu haben. K bessert (Diem. Anm. will K) und kann selbst aus der vorigen Zeile das *ver-* übernommen haben.

791. Diemers Conjectur: *der dir* aus *der der* (die Vogt 273 für Ueberlieferung hält) scheint nicht nöthig; *der* auch ohne folgende Senkung genügt. Der Schreiber kann doch denselben Fehler gemacht haben wie Massmann an dieser Stelle (bei Massm. v. 6850)!

816. einen anderen, so W gewöhnlich (v. Diem. Glossar und Pniower p. 29) K flectiert gar nicht oder nur *ander* (Gr. III 83).

846. (nemîde :) sie. .Diem. Anm. weisst auf Ghgde 417 swesso sie (Massmanns Abdruck 413 swes so sie : wesen fri). Vogt 274 tritt mit Bestimmtheit für sî ê ein, das durch den Sinn nicht geboten, im Reime zwar zulässig (Anm. zu 737), für diesen Fall mir jedoch unmöglich scheint; man versuche laut zu lesen:

nièweht dû dés nemîdè
des dír gebóten sî ê

wogegen sîè Vers und Sinn befriedigt. Gr. I[3] 850. Weinh. BG. § 287.

868. *in* W., wofür Mhd. Wb. keinen Beleg gibt.

873. „W wessen, eine kaum zulässige Form, da die älteren Denkmäler alle was, wahs haben; vgl. Diem. Ged. $58_{28}$, $365_{21}$" (Diem. Anm.).

875. des rîchen chuniges chint (Vorl. filii sui) Pharao's Kind. Der Dichter überträgt missverstehend die ganze Erzählung von Moses' Kind auf das Pharao's.

883. Für *lîben* in W 883, 996, 1034, 1059, 1063 setzt K durchweg die jüngere Form entlîben (Mhd. Wb. I 968) ein, die W in den Exodus nicht, in der Genes. $33_{24}$ (Hoffmann) kennt. Daher kann nicht mit F. Bech (Germ. VIII 472) in K 1059 enlîbest oder nelîbes geschrieben werden, sondern ne entlîbest (natürlich nicht um in den Text aufgenommen zu werden). 2196 des enleibôtens niht ist im Sinne von W in 'des ne lîbôten si nieht' (: lieht) zu ändern. Diem. verweist auf eine Anm. zu $41_6$ die ich weder in diesem Werke noch in seinen Ged. finde.

916. gewissunge scheint mhd. nur hier belegt zu sein. Wackernagel Ad. Hdwb. gewissunga, quissunga ahd. argumentum. Graff I 1112 Guissunga f. argumentum Syl. Dieffenb. Gloss. argumentum bewysunge, verwissunge.

963. vorspreche scheint nicht wie vürspreche auch auf der 1. Silbe unbetont vorzukommen; v. 1201 (Himmelr. 296 Vater Uns. 778).

965. 965—978 = 853—866 für homerische wörtliche Wiederholung einer Rede von 7 Reimpaaren ist dies wohl der einzige Beleg in der deutschen zeitgenössischen Poesie.

969. Diem. ergänzt mit Recht ne, so entsteht ne — nieht K gegenüber ne W. ne W entspricht in K: ne 21 mal, Fehlen der Negation 5 mal, niht 7 mal, proclit. en- 3 mal, nîne v. 368, deheinen v. 146 und nur v. 1015 niht enhabent. K vermeidet doppelte Negation. Die richtige Lesart drängt sich auf, auch wenn nicht schon die Parallelstelle 857 f. zum Streichen des nieht 970 zwänge. Doch erhellt hieraus, dass es K nicht allzu ernst mit dem Bessern nahm, ne war vergessen, der Sinn bedurfte einer Negation; 970 gewinnt nur einen Auftact, das Metrum nichts.

1009. Diem. Gloss. setzt an eite st. f. gegen Mhd. Wb. I 427 und Lexer eit st. m. v. Graff I 152, es ist Dat. Sg. (Acc. Pl. ist nicht zulässig).

1011. aller tagelîch vgl. aller-degen-lîche Roth. 2[a] (Gr. II. 570).

1035. scerten] Gegen Diemers irrthümliche Annahme in der Anm., wonach hier doppelte Negation Bejahung ausdrücken, und sceren unser scheeren in „scheeren und plagen“ sein soll (danach wörtlich: Niemanden liessen sie ungeschoren) hat schon F. Bech 472 auf Mhd. Wb. II² 155ᵃ gewiesen.

1043. Graff $3_{483}$ kennt keine sw. masc. nur fem. Form follon, die der Reim hier verlangt.

1048. Die neue Collation von W ergab sîner barmunge (= K) wie auch Massmann gedruckt hatte, also Genetiv, 1050 folgt appositionell sîne barmherze Accusativ. Die laxe Construction ist dem Dichter nicht unangemessen.

1052. weinunde K ebenso bei Diem. $21_{18}$, $93_{23}$, $100_{23}$; Graff I 888 belegt nur weinont-.

1069. hiet (hietet Diem.) K. Ueber das Fehlen der Flexion in K v. Diemer Anm. zu $91_1$.

1074. wizzend ir Gr. I² 857 (vgl. Kelle Otf. II 34) und 932β „schweizerisch schwäbisch“ (so schon Benecke Vorr. zu Wigalois XXXIV).

1075. lies diu iuwere gesazte nôt, Mhd. Wb. II² 350ᵃ 46 u. Lexer II 896 (daz gesatzte mâz).

1079. Relativsatz ohne Relativpronomen v. p. 58.

1098. Gr. III 129.

1101. êre Pl. vgl. 2350, 2357, 2442 hierüber Gr. IV 288 u. Benecke zu Iw. 4564.

1123. Ueber diese Wendung vgl. neben Mhd. Wb. III 602ᵇ F. Bech 472 f.

1131. Mhd. Wb. III 811 führt W (sîn) als richtig an, doch vgl. 1195 got im des antwurte.

1144. erweitot W] die neue Collation bestätigt den Schreibfehler, den schon Massmann stillschweigend besserte in erwettot (= K) v. Schmeller IV 196.

1147. „Das Land ihrer Fremde (d i. Chanaan das ihnen nun in Aegypten fremd geworden war) vergesse ich nicht, ihnen zu geben“ Diem. Gloss.

1163. „Hier war es jene in W so häufige alterthümliche Construction, die [in K] geändert werden sollte“ Vogt 272; ich finde Fundg. $25_{40}$ er chod ne wesse, Sum. theol. 5. 7 er chot wolti sizzin nordin. Bei der besprochenen Behandlung von er sprach etc. drängt sich die Frage auf, ob sprâchen ursprünglich ist, zumal da der Gedanke viel passender als Erzählung, denn als Rede ausgedrückt wird (Vorl. IV 9 qui non aquieverunt):

sí sích nechértèn
zuo susgetânen worten

und darauf ohne Einleitungsverbum die directe Rede als Begründung. Der Archetypus von WK, der überall er sprach etc. einsetzte, wählte dann hier die falsche Stelle.

1237—39. Nach Vogt 272 ist die Aenderung in K „ohne sicher erkennbaren Grund“; seine Vermuthung, K habe das Metrum „etwas“ glätten wollen, muss ein Versehen sein, man vergleiche 1239.

W: dô ward si zeineme slangen

K: vor dem chunige ward si zeinem slangen

ich denke, der Grund der Aenderung ist leicht ersichtlich. K hatte vur den chunich 1238 in der Vorlage, schrieb aus Versehen die häufige Wendung nidir zuo der erde und brachte das Vergessene so gut es ging in 1239 unter. Auch der Sinn spricht deutlich genug für W.

1282. meget W (Mhd. Wb. II[1] 4 nur Nib. 2253) Weinh. Mhd. Gr. § 409 „fast nur oberdeutsch“ BG. § 325; W bietet $57_{13}$, $60_{43}$ noch magen, maget.

1444. mit tragen joch mit menede vgl. Schmeller I[2] 653 und 1615. Diem. Gloss. nimmt fälschlich trage = Tracht; es ist „Tragkorb“.

1448. Diemers Conjectur in der Anm. erfûlôte (er erfindet ein sich ervûlen wegen des computruit terra) kann doch nicht ernst gemeint sein.

1484. Diem. Anm. „lies schare : dâre“ warum denn nicht schare : dare?

1529. vernemen] Diem. Anm. schlägt vor in vermanen zu ändern, um dem biblischen Sinn „quod si mactaverimus ea, quae colunt Aegyptii, coram eis“ näher zu kommen. Dies macht sehr wahrscheinlich v. 77 unsere gote si vermanent. Doch verweise ich auf die zwei Belege bei Lexer für vernemen = fest, gefangen nehmen, ein Sinn, der dem mactare von der einen Seite her ebenso nahe kommt, als das vermanen von der andern.

Vogt p. 277 liest vernémen : heidéne. Man versuche die Verse laut so zu lesen! vernemene (vgl. 657) : heidene ist überliefert, die (Dehnung oder) Verschärfung in nemen nicht zu bezweifeln vgl. 753, 1193; was hindert vernémèn : héidèn zu sprechen?

1543. ich lese 'nieht ze lange hie newonet', denn dass K *ne* ausgelassen, ist nichts Auffallendes (803, 1292). Anschliessend an die Vorlage verumtamen longius ne abeatis, fasse ich für diesen Fall, in dem ne eng an das Verbum gebunden ab(ire) ausdrücken soll, die doppelte Negation als Bejahung: Wohnet nicht zu lange nicht hier. — Doch vgl. 1920 f. 'ir ne birt danne hie nicht lange'.

1562. Die Ergänzung von noh kann kein Bedenken erregen, da K ja gewöhnlich die eine Negation streicht. noh nehein W = noh dehein K 1353, 1355.

1565. ich setze *sô* ein entsprechend 1004 : swie ubele sô si leben (sô fehlt K), 1208 : swes sô wunsget dîn muot (sô fehlt K), 1510 : swâ sô si wolten.

1570. wil : vil oder wile : vile Weinh. BG. 335.

1576. Diem. Anm. übersetzt K: „wenn Du uns nicht fortziehen lässt, so thue ich, wie ich versprochen habe.“ Eine Erklärung fehlt; wann und was hat denn Moses versprochen? K hat eben wieder die

Negation gestrichen; der Sinn ist „so thue ich nicht, wie ich (1571) versprochen habe", so werde ich kein gutes Wort mehr für dich einlegen (1580), vgl. Vg. VIII 29 . . orabo Dominum et recedet musca . . . verum tamen noli ultra fallere.

1579. er] erhält nur Sinn, wenn man 1578 etwa 'dô sciet sich der guote man' liest (Vg. VIII 30 egressusque Moyses). Der Dichter hat 1505 nicht wie die Vorlage VIII 25 hervorgehoben, dass Moses und Aaron zum Könige gegangen sind; die Aenderung 1578 muss von Jemand vorgenommen sein, dem die Inconsequenz der Vorlage anstössig war.

1629 f. Formelhaft v. 1473 f.

1641. chuoge so schlägt Diem. Anm. mit Recht vor. Derselbe Reim Diem. Ged. $28_2$.

1655. neweder setze ich entsprechend 1338 ein.

1657. Keinen besseren Ausweg findend schliesse ich mich vorläufig Diemer's Aenderung an vgl. Diem. Anm. und Germ. VIII 486 gegen Bartsch, der p. 250 die Conjectur für den überlieferten Text ansah.

1670. entsprechend 328, 404 zu ändern in 'noh si des verdagete'.

1676. Diemer, Mhd. Wb., Lexer nehmen für diesen einzigen Fall statt des sw. st. m. schelm(e), ahd. scalmo ein st. f. diu schelme pestis an. Die Grundbedeutung ist „gefallenes Stück Vieh" (Schmeller $II^2$ 412), es kann also sehr gut hier Gen. Pl. des st. m. sein. Formelhaft ist die Verbindung nicht.

1686. Zu Diem. Anm. über die Seltenheit des Substantiv misse gibt Bech Germ. VIII 473 weitere Belege.

1705. Vogt 281 will zur Besserung des Metrums *selbe* streichen; in so willkürlicher Weise ist es leicht alle Verse zu glätten; die Frage ist vielmehr, ob Syncope in *werfet* statthaft ist.

1721. mennisch unde vehe] Diem. Anm. will lesen mennischen unde vehe „das Fehlen der Flexion im Dat. Pl. ist wohl nur ein Versehen des Schreibers." Diemer übersieht den Sprachgebrauch der Dichter dieses Kreises, die Voranstellung des Hauptbegriffes vor die Construction (Schröder Anegenge p. 33, Pniower Genesis p. 21, 47) v. 1147, 1980 (sogar ohne Artikel) 1499, 1787, 1897, 1928, 2143, 2962 u. ö. 1722 ist wahrscheinlich *den sol* zu lesen. Auch mennesk möchte ich halten, mennesk und vehe als Formel auffassen wie alt unde iunge K 2093, chneht unde diuwe 2763.

1750. grôz wunder] wahrscheinlicher ist michel wunder. K ändert dies oft. v. Diem. Gloss. p. 186.

1753. gestên wider die] ich lese *bestân die* wie Trist. 2245 wol her sô wil ich iuch bestân (im Schachspiel) in leichterer Bedeutung. Sie konnten es nicht mehr mit Moses und Aaron aufnehmen (das liegt auch in dem *wider* der hs.). Der offenbaren Verderbniss könnte auch abgeholfen werden, wenn man liest: si nemohten niuweht mêre wider die gotes scalche. Allerdings spricht die Vg. für gestân IX 11 nec

poterant malefici stare coram Moyse propter ulcera, aber der Dichter ist hier breit bis zur Verschwommenheit (v. 1762) und 1760, 1761 sprechen eher für bestân.

1762. Wenn goukelaere nicht auch Gaukelei bedeuten kann, was Niemand annimmt, so ist die Verderbniss der ganzen Stelle klar. Wessen Zauberer? nach dem bibl. Text müsste grade von ihnen die Rede sein; wer sind die die 1756, in 1759, si 1760? vielleicht danne die oder danne si?

1764. Diem. Gloss. p. 180 „sie wurden bedauernswürdig“ ist gewiss nicht richtig, vielmehr wurde ihr Lob ubel, d. h. sie kamen in Misskredit mit ihrer Kunst.

1793. er sprach] got sprach, so ändert schon Diem. Anm.

1850. Der Uebersetzer liest missverstehend Vg. IX 20: qui timuit verbum Domini, de servis Pharaonis fecit confugere servos etc. statt erst vor fecit zu interpungieren. Der Münch. Palimps. liess das Missverständniss, als ob von den Juden die Rede sei, nicht zu: Qui autem timuit verbum domini de servis Farao collegit pecora sua in domum (vgl. 1859, 1860).

1851. wahrscheinlicher: daz nieht dâ vor newâre.

1862. „gerouwe, seltene Form des Praet.“ Diem. Gloss. sonst gerou.

1878. Diem. interpungiert nach bliche, dann steht diu erde muose erschrichen für sich allein; ich setze nach weteres ungehiures Punkt; dadurch entsteht schöner Parallelismus zwischen 1872—74 und 1875—78.

1882. regenen trans. bietet auch Vg. IX 23 pluitque Dominus grandinem, der Münch. Palimps. nicht, (Dominus dedit tonetrua et grandinem super terram Aegypti. erat autem grando et ignis flammans in grandine) vgl. im Volkslied „Es regnet rothe Rosen“ etc.

1924. ze stete vgl. W $39_{34}$, $73_5$ wo K ze hant schreibt.

1936. Diem. setzt teginen in den Text, in der Anm. „tegiren verschrieben für terigen“ und dies erkennt auch Bartsch an Germ. IX 214 (vgl. Germ. VIII 250. 486).

1952. v. Benecke zu Iw. 3142.

1980. Der Hauptbegriff ohne Artikel vor der Construction wie 1147 in beiden hss. v. Anm. zu 1721.

1991. Diem., der in der Anm. die ganze Stelle interpretirt, will nach iâr einen Punkt setzen und von da an den Dichter reden lassen „diu zeichen .. vinden wir ..“ Diese Interpunction ist zu stark, der Uebergang von Gottes Rede zu der des Dichters vollzieht sich schon in der gehobenen Redefigur spellen, singen unde zellen ubir vil manech iâr (Vg. $X_2$: et narres in auribus filii tui et nepotum tuorum quoties contriverim Aegyptios et signa mea fecerim in eis: et sciatis quia ego Dominus; der Construction von 1989 scheint näher zu stehen der Münch. Palimps. ut narretis haec in auribus filiorum vestrorum et filis filiorum etc.). Der Gegenstand wird in gesteigerter Form wieder aufgenommen, appositionell, ganz im Stil dieser Dichtung (Pniower 23 ff. Schröder 28); im selben Sinne wird 2964 das Verb wiederholt. Nach gewalt inter-

pungiere ich wie Diemer im Text (Doppelpunkt), daz 1995) bezieht sich dann sehr passend auf den ganzen Abschnitt des Gedichtes, der hier abschliesst.

2014. dichz] dich iz; dich des ist ebensogut möglich Mhd. Wb. I 298.

2016. Diem. im Gloss. führt gesamene und gesemene als 2 Artikel auf; ich halte gesemene für Eigenthum des umlautbedürftigen Schreibers von K und schreibe hier wie 2226 das 1664 belegte gesamene. Mhd. Wb. II* 48.

2919. Diem. Anm. übersetzt „dass ihm nichts gleichkommt"! Vg. X 5: ne quidquam eius appareat dass ihrer nichts ledig sei (Münch. Palimps. et non poteris conspicere terram liegt auch hier weiter ab). Bartsch 251.

2031. Diem. Anm. nimmt ohne Grund Anstoss an dem regelmässigen (dîn hûs . . ) ioch der dîner ehnehte und vermuthet ioch daz dîner.

2053. Vogt 277 nimmt hier wie 2081 und 2592 urlop, urlobe an; aber W schreibt durchgängig urloub, K urlòp.

2120. ze manegem altaere] Gegen Diemer's Annahme im Gloss., es seien hier Altäre gemeint, hat schon Vogt p. 278 den Sinn geltend gemacht und auf Genes. $73_{25}$ altere : wâre gewiesen; ich pflichte Vogt bei, doch kann ich ein formelhaftes ze manegem altere nicht belegen; auch bleibt das ae in K, das sonst fast durchweg â in W entspricht, auffallend. Vielleicht hat K in Diemer's Sinn zu bessern geglaubt!

2122. Dieser Schlussvers besteht, wie schon Vogt p. 280 bemerkt hat, aus 2 × 4 Hebungen und bildet mit dem vorhergehenden dreifachen Reim (hêrre : zewâre 1690).

2165. houscrechen]. Zu den zahllosen Varianten die schon Mhd. Wb. II² 212 verzeichnet sind, halte man noch v. 2235, Diem. Ged. $39_6$ Anm. und Ack. v. Böhmen (ed. Knieschek) $9_2$ mit den Varianten; hs. K (Zs. XXVIII 26) dieses Tractats hält sogar $47_9$ hewschuren für eine Lesart des Wortes und ändert in höuschrecken.

2212. der anesehende tôt „der mit Augen geschaut wird" Gr. IV 65. F. Bech Germ. VIII 476.

2215. Ez]. Vom Initialenschreiber ist hier eine falsche Initiale eingesetzt worden, es muss Ûz heissen. Vg. X $_{18}$ egressusque Moyses. Münch. Palimps.: exivit autem M. (über *ez* Gr. IV 222).

2224. gewurteclîche ist *ἅπαξ λεγόμενον*. Lexer der von adj. gewurte nur die zwei Belege K $43_{13}$, $62_2$, von gewurteclîch nur diesen einen kennt, setzt sie zu ahd. giwurti, freudig, was dem Sinn aller 3 Stellen durchaus widerspricht. Diem. Gloss. stellt sie zu gewertic (Mhd. Wb. III 531).

2332. chortir] ich schreibe quarter vgl. W $41_{28}$, $44_{32}$, $54_{11}$ mit K $26_1$, $34_{24}$, $29_{28}$.

2407. In der der] falsche Initiale wie 2215; schon Diem. ändert in Undir der.

2412. underschichet] Diem. Gloss. u. Anm. will underschîdet lesen, wogegen Bartsch Germ. VIII 250 bemerkt, dass der Reim dadurch gestört wird. Bartsch hält an underschichet fest ohne Beleg oder Bedeutung anzugeben. Im Mhd. Wb. II² 120 ist für dieses ἅπαξ λεγόμενον underschicke die Bedeutung „theile, trenne" angenommen.

2431. Diem. Anm. vermuthet, dass mâriu Adj. und nach zeichen grôz ausgelassen ist.

2433. Vg. XII 2: mensis iste, vobis principium mensium : primus erit in mensibus anni. Diem. Anm. schlägt vor: dirre mânôt sî iu der hêrste, der sî der êriste, was willkürlich ist und den ersten Vers überlädt. Wahrscheinlicher ist, dass der Dichter die ihm unklare Stelle sclavisch übersetzte. Er kannte, wie 1850, keine Interpunction und las: mensis iste, mensium primus (dieser Monat, d. h. der erste der jetzt folgenden) vobis principium erit in (undir) mensibus anni und seine Quelle, die ja nicht die Vg. war, legte ihm vielleicht diese Auffassung noch näher, die nicht so ganz sinnlos ist. Das Missverständniss kann aber nur dem Uebersetzer, nicht einem Abschreiber zugestossen sein.

2435. mâne (so hier, 2446, 2473 in K) „kommt in der Bedeutung von Monat so früh selten oder gar nicht vor" (Diem. Anm.). Die Belege im Mhd. Wb., bei Lexer, auch die welche F. Bech Germ. VIII 476 beibringt, sind jünger.

2467. vil sicherlîche reine appositionell vorangestellt zu ez sol sî âne meile. Diem. interpungiert unverständlich 'nâch der selben êwe, die ich iuch nû lêre, vil sicherlîchen reine : ez sol' etc.

2471. gehalten] Weinh. BG. § 287 „Die Endung -en fand ich nur Vor. $271_{12}$, sie ist schwerlich aus bair. Quelle." Die erwähnte Stelle lautet: nû vernemen algemeine. Auch könnte aus ez sol — ir sult zu ergänzen sein.

2480. menegîn anom. ahd. st. f. vgl. Germ. VIII 251 u. 488, IX 216.

2493. Zu Diem. Gloss. vgl. F. Bech Germ. VIII 477.

2500. suome] Diem. Gloss. vermuthet luome, was der Bedeutung wegen, Anm. same, frume, was des Verses und Reimes wegen nicht möglich ist. suom, allerdings ἅπαξ λεγ. zu süeme Engelh. 24 (Anm.) Mhd. Wb. II² 748ᵇ.

2511. Ganz gegen des Dichters Gewohnheit blickt hier ein Stück mittelalterlicher Exegese durch; sehr unpassend, weil inconsequent: Der Befehl, an den Lenden mit guten Gedanken, an den Füssen mit Schuhen u. s. w. sich auszurüsten, muss komisch wirken — und doch lässt sich nicht wohl ein anderer Sinn annehmen. Denn Vor. Mos. $42_{15}$ hat denselben Reim und verwandten Gedanken: Sô gurte wir die lanche, daz sint die reine gedancke. Die Auslegung muss sehr geläufig gewesen sein. Specul. Augustini führt in Cap. CXIX, unter der Ueberschrift: Lumbis spiritualibus hominem debere esse praecinctum, unsere

Stelle als die erste an, und Walaf. Strabus citirt Greg. Nyss. de vita Mosis: cingulus vero modestia est et diligens vivendi ratio.

2519 f. ezzen, vergezzen entweder Infinitivus in laxer Construction noch von 'ir scult' 2515 abhängig, oder wie 2471 (v. Anm.) als 2 Pl. Imperat zu fassen.

2523. Vg. $XII_{11}$: est enim Phase (id est transitus) Domini. Wie 1850, 2433 ff. kennt der Dichter keine Interpunction der Vorlage; vgl. Quellenuntersuchung p. 27.

2566. deheinen gewinnet ir nie samelich] Vogt 281 will einfach deheinen streichen, das ergibt keinen Satz. Lies: nie gewinnet ir samelich | deheinen etc.

2627 f. Der Reim vernam : chomen ist wohl zu ändern in vernam : chom (chom : nieman 2229, : man 3259 setzt chwam voraus); das ist auch sinnentsprechend, denn die hilfe kommt erst.

2652. als iz was hînaht] Die eigenthümliche Stelle ist nur erklärlich durch 2389 (daz chuît got der rîche) : ich chume hînaht in dîn lant — nun war es hînaht. Doch ist man versucht an eine andere Bedeutung des Wortes zu glauben, entsprechend 1668 an dem gesterigen tage (= an dem Tage vorher), 295 morgene (= die altero). An eine persönliche Bemerkung des Dichters kann des Inhalts wegen nicht gedacht werden.

2683. scriren] Weinh. BG. § 163, Mhd. Wb. $II^2$ 213.

2758. fuozvende] übersetzt Vg. XII 37 peditum virorum. Graff $3,_{40}$, Diem. Ged. $135_4$ Anm.

2773. si buochen in der aschen] F. Bech Germ. VIII 476 gibt weitere Belege dieser Ausdrucksweise.

2776. Die Negation fehlt hier 3 mal innerhalb 15 Versen (2779, 2790).

2810. welch] Mhd. Wb. III $576^b$ 22 ff.

2824. vrôn tische] Diem. Anm. will vrônem tische lesen, hierüber Bartsch Germ. VIII 250, Diem. ebda 486, Bartsch IX 214.

2828. solt ir] solt dû; erst von 2835 ist die Anrede im Pl.

2844. über lôsen vgl. Grimm D. Rechtsalt. p. 650.

2858. nû vernimz sô weist dûz destebaz] l. nû vernim iz deste baz; möglich ist auch, dass 'nû vernim iz' parenthetisch ausserhalb des Verses steht, oder dem Schreiber K angehört, der eigentliche Vers lautet dann: sô weist dû iz destebaz.

2886. Diem. Anm. will lesen: die man chôs alsô verre. Parataxe bei deutlicher Hypotaxe der Gedanken ist aber dem Dichter sehr geläufig v. Einl.; doch kann der Satz sich auch auf die Waffen beziehen.

2890. Mhd. Wb. $II^2$ 426 nimmt hier st. f. smîde „Metallgeräth, Metallschmuck" an, wozu Lexer weitere Belege gibt; dieser Auffassung widerspricht das Attribut holde. Es ist mit Diem. Gloss. smide zu lesen, der Satz als eine der gewöhnlichen Parenthesen aufzufassen.

2911 zistiler] zisterel F. Bech Germ. VIII 477.

2912. Diem. Anm. will umstellen: bewart daz ir bluot; er verkennt auch hier die charakteristische Voranstellung des Hauptbegriffes (2243 ff. der chunich . . er was) vgl. zu 358 und 1721.

2925. si wâren gevazzet in allen vlîz] Vogt 280 will *si wâren* streichen; das würde die offenbar beabsichtigte Anaphora zerstören.

2950. sundichiu] sunelîchiu F. Bech 479. Diem. Gloss. liest suonelîchiu.

3003. *an* wie Bech 477, nicht *ân* wie Diem. Anm. liest.

3075. charakteristisch ist der scharfe Contrast zu 2927 f.

3149. ir sehet] Vg. XIV 13 nolite timere : state et videte magnalia Domini. Diem. Anm will êr sehet oder ersehet lesen. Der Imperat. mit dem pronom. impers. ist ganz gewöhnlich: ir habet 2516, ir brechet 2501 (dicht neben lât 2500, ezzet 2503, behaltet 2504), ir îlet 2709, ir sprechet 3301; dû lâ 2009, dû heiz 2223, dû tuo 2264; âne zwîvel wizzet ir 2415.

3301. vgl Lob Salom. 20: der des himelis walti . . der rûche uns dî gnâdi gebin . . daz wir in mûzzin gisên in der himilischin Hiersalêm. Von dem himelischen Jerusalem Diem. Ged. 361 ff.

---

# QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

# SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

# GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, ERNST MARTIN,
WILHELM SCHERER.

LVIII.
GRUNDLAGEN DES MITTELHOCHDEUTSCHEN STROPHENBAUS.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1886.

# GRUNDLAGEN

DES

# MITTELHOCHDEUTSCHEN STROPHENBAUS.

VON

RICHARD M. MEYER.

---

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1886.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

MEINEM VEREHRTEN LEHRER

PROFESSOR DR. ERNST VOIGT

IN BERLIN

IN DANKBARKEIT ZUGEEIGNET.

# VORWORT.

Anlass und Aufgabe des folgenden Versuchs habe ich in der Einleitung auseinandergesetzt. Hier möchte ich nur über die äussere Geschichte meiner Arbeit berichten. Dieselbe entstand 1883—84 in Strassburg unter der gütigen Teilnahme des Herrn Prof. Martin, welche derselbe meinen Bemühungen auch später noch freundlich bewahrte. Ich beabsichtigte die Schrift als Habilitationsarbeit zu verwenden; da aber Herrn Prof. Scherer das Thema hierzu nicht geeignet schien, legte ich sie zurück, bis in diesem Jahre die beiden genannten Herren Professoren ihre Einwilligung zur Aufnahme derselben in die QF. gaben. Darauf unterzog ich die inzwischen schon wiederholt durchgesehene Schrift einer Umarbeitung, der besonders auch die Ratschläge meines lieben Freundes Dr. Pniower zu gute kamen. — Ich fürchte nun, dass eine höhere Kritik die verschiedenen Schichten nur zu leicht an manchen nicht genügend ausgeglätteten Unebenheiten und vielleicht selbst an kleinen Widersprüchen erkennen wird. Jedenfalls sollte es mich freuen, wenn in Inhalt und Form dabei sich ein Fortschritt herausstellen sollte.

Nicht nur der angewandten Mühe wegen würde es mir leid tun, wenn dieser Versuch sich als wertlos erweisen sollte. Die Arbeit trägt den Namen des Mannes, dem ich

die erste Anregung zu meinem Studium und die erste Einführung in meine Wissenschaft verdanke. Und demselben Mann verdanke ich ferner noch das unschätzbare Glück, dem besten und grössten Lehrer, den die deutsche Philologie in unserer Zeit besass, persönlich näher getreten zu sein. Auch W. Scherers Name ist für mich mit dieser Arbeit, aber leider in traurigster Weise verknüpft. Die Drucklegung hatte grade begonnen, als wir unseres theuersten Leiters und Lehrers beraubt wurden. Hier ist nicht die Stelle, dem herrlichen Mann einen Nachruf zu widmen, den ich würdig doch nicht schreiben könnte; ich schliesse mit den Versen des gefeiertesten Minnesängers:

*ez hât diu werlt an ime verlorn*
*daz ir an manne nie*
*sô jæmerlîcher schade geschach.* —

Berlin, 9. September 1886.

RICHARD M. MEYER.

# INHALT.

## GRUNDLAGEN DES MITTELHOCHDEUTSCHEN STROPHENBAUS.

## CAPITEL III. S. 55.
## ANDERE VERSFORMEN.



## CAPITEL IV. S. 74.
## STROPHEN.



## CAPITEL V. S. 96.
## SYSTEM DES MITTELHOCHDEUTSCHEN STROPHENBAUS.

---

# ÜBER DIE GRUNDLAGEN DES VOLKSTÜMLICHEN STROPHENBAUS IN DER MHD. LYRIK.

## CAPITEL I.

### EINLEITUNG.

Mehr und mehr weicht die Ansicht von einer völligen Freiheit des Dichters hinsichtlich des Inhalts wie der Form, welche früher ausgesprochen oder unausgesprochen herrschte, der Erkenntniss von einer weitgehenden Bedingtheit desselben durch die Umstände. Doch völlig durchgedrungen ist sie höchstens, so weit es sich um die sogenannten höheren Dichtungsgattungen handelt; für die Lyrik ist dagegen vielfältig noch jene ältere Anschauung in Kraft. Grade jene Unterschätzung der Lyrik, die z. B. bei unserm grossen Literarhistoriker Gervinus nahezu bis zu einer prinzipiellen Verachtung aller nicht episch oder dramatisch zu nennenden poetischen Gestaltungen ging, begünstigte diese Meinung theoretisch. Praktisch liess andererseits die Vernachlässigung alles künstlerisch Notwendigen, welche neuere Erzeugnisse dieser Art verunziert, in den lyrischen Dichtungen gewissermassen halb unorganische Gebilde den höher organisirten Werken erzählender und darstellender Art gegenübertreten. Doch in Bezug auf den Inhalt fängt jetzt auch hier die bessere Einsicht an sich Bahn zu brechen. Vor allem das Studium Goethes führte darauf hin, anzuerkennen, was so nahe zu liegen scheint: dass der Dichter seine Stimmungen noch weniger allein aus sich heraus erzeugt

als seine Stoffe. Für die Form dagegen ist wohl noch jetzt die Ansicht bei weitem die verbreitetste, dass hier eigentlich alles dem Autor möglich sei und, dass wenn er sich nur dem Zwang einer grade herrschenden Vorliebe für bestimmte Formen zu entziehen wisse, nichts mehr Einfluss habe auf die Gestaltung seiner dichterischen Gedanken. Geblendet durch die Überfülle lyrischer Formen, die lange freilich verkümmert schien, grade aber in neuester Zeit durch Platens Schüler in viel höherem Grad als durch ihn selbst neuerweckt hervorquillt, und verwirrt durch mancherlei Kunststücke aus der Schule Rückerts, nach deren Vorgang Alles gestattet schien, verzweifelte man endlich an jeder Möglichkeit, die Grundlagen für eine Technik der Lyrik festzustellen. So gibt man keinerlei Schranken für das Genie des lyrischen Dichters zu, als die die Sprache selbst ihm zieht; und auch sie scheint Verskünstlern kein ernstliches Hindernis zu bieten, wenn sie nur auf Geschmack verzichten.

Nirgends herrscht nun diese vermeintliche Willkür mehr als auf dem Gebiet des Strophenbaus. Der Vers scheint doch noch einigermassen fixirt; aber seine Gruppirungen? Es werden ja wohl einmal aus gewissen Grundformen andere hergeleitet, aber so, wie früher alle Etymologie betrieben wurde: der Vers wird verkürzt, wird verlängert, der Reim tritt dahin statt dorthin; hier verdoppelt, dort vereinfacht, und schliesslich vielleicht noch corrumpirt — so erwächst eine neue Gestalt, in der man bei ihrer nachträglichen Betrachtung dann sehr erstaunt sein muss, keine verkrüppelte Missgeburt zu finden. Soll daher die Anschauung von der absoluten Freiheit des Lyrikers in formeller Hinsicht widerlegt werden, so ist beim Strophenbau zu beginnen. Und zwar beim mhd. Strophenbau, nicht bloss weil er einen Reichtum auf der einen, eine Strenge auf der andern Seite zeigt, wie sie nie wieder erreicht wurden, (und wie auch die Kunst der silbenzählenden Romanen, schon ihrer Beschränkung der Reimfülle wegen, sie nicht aufweist) —, sondern vor allem weil hier die Bahn zur Erkenntniss der Gesetzmässigkeit durch die Untersuchungen

von Liliencron [Zs. VI 83 f.] und Scherer [D. St. I und II] schon eröffnet worden ist.

Nun erscheint es wohl verwegen, wenn ich auf einem Wege zu folgen suche, auf dem (so weit ich sehe) kaum ein Vorgänger mich von den bahnbrechenden Meistern trennt. Es scheint vielleicht selbst allzu verwegen, weil ich obendrein musikalischen Verständnisses und musikalischer Schulung fast gänzlich entbehre, und statt hier Halbheiten vorzubringen deshalb vorziehen musste, die mad. Musik so gut wie ganz bei Seite zu lassen. Ich hätte auch unter diesen Umständen den Versuch nicht gewagt, wenn ich ihn hätte unterlassen können. Aber als ich andere Arbeiten in Angriff nahm, fühlte ich durch das Fehlen einer derartigen Untersuchung auf Schritt und Tritt mich in dem Grade gehemmt, dass ich auch auf jene hätte verzichten müssen, wollte ich hier nicht mir selbst ein Gerüst zum Weiterbauen aufzurichten versuchen. Lieber wäre es mir gewesen, wenn ein mehr dazu geeigneter, wie z. B. Burdach, die Arbeit unternommen hätte. So entschuldige denn die persönliche Not ein Unternehmen das freilich, wenn es auch nur als Staffel zu Besserem brauchbar wäre, einem allgemeineren Bedürfnis entgegenkommen dürfte. —

Wenn ich gesagt habe, die Verse seien leidlich fixirt, so ist das „leidlich" stark zu betonen; denn thatsächlich beginnt gleich hier die Unsicherheit. Man hat sich wohl in der Praxis so ziemlich über die Anerkennung gewisser rhythmischer Wortfolgen als Verse geeinigt, aber ein entscheidendes Merkmal fehlt durchaus. Diese Unsicherheit war es, welche vor nun über fünfzig Jahren den Begründer und unerreichten Meister der altdeutschen Metrik, Carl Lachmann, zu der Forderung veranlasste, man solle in mhd. Liedern die innern Reime von den Endreimen mit Sicherheit zu unterscheiden lehren, ehe man deren Unterscheidung im Druck verlange [zu Walther 98, 40]. Dieser Forderung ist auch heut noch kein Genüge geschehen.

Was End- und Innenreim sind, scheint freilich klar: Endreim der Reim der am Ende, Innenreim der, welcher im Innern des Verses steht. Beider Unterscheidung hängt

also von der Begrenzung des Verses ab. Es scheint nun auf den ersten Blick befremdend, dass solch grundlegender Begriff, wie es der des Verses für die Metrik ist, nicht in unzweideutiger Weise definirt werden kann. Würde doch die praktische Anwendung dieser Definition alle jene zahlreichen Fälle zweifellos entscheiden können, welche den Herausgebern mittelhochdeutscher Gedichte Schwierigkeiten bereiten. Dennoch ist das der Fall. „Selbst den Begriff des Verses zu bestimmen hat bisher unserer Aesthetik nicht gelingen wollen“, sagt Westphal [Theorie der nhd. Metrik S. VII].

Da die Bedeutung des Verses darauf beruht, dass er in einem Gedicht (d. h. in einer dem Sinn und der Form nach abgerundeten, rhythmisch geordneten Wortfolge) ein constantes Glied bildet, so schiene die nächstliegende Definition des Verses die, dass er die unveränderliche Masseinheit des Gedichtes sei. Man sieht aber gleich, dass dies nur auf stichische Dichtungen passen würde. Und wenn von dieser Anschauung ausgehend du Méril bemerkt, die Strophe sei eigentlich nur ein Vers [Essai philosophique sur la versification 83, 3], so ist das zwar völlig richtig (wie ja auch versus und στροφή der Bedeutung nach ursprünglich identisch sind), aber es hilft nicht vorwärts, da dieser Grossvers doch weiter zerlegt werden muss. Aber selbst für die stichische Dichtung, unzweifelhaft wohl die älteste Form geordneter Poesie, genügt jene Definition nicht. Bei Gedichten, deren Reihen aus lauter gleichartigen Bestandteilen zusammengesetzt sind, bliebe unklar, wo der Vers aufhört. Wesshalb machen wir den Abschnitt z. B. nach dem iambischen Dimeter? warum nicht nach jeder Dipodie? warum nicht gleich nach jedem Jambus?

Zwar die letztere Möglichkeit pflegen die üblichen Definitionen des Verses auszuschliessen, indem sie den Vers der kleinsten Einheit überordnen. „Treten mehrere der besprochenen Einheiten — Hebungen, Sylben, Versfüsse — in ein bestimmtes, sie als zusammengehörig kenntlich machendes Verhältnis, so entsteht eine neue höhere rhythmische Einheit, die Wortreihe, der Vers“, sagt z. B. Valen-

tin [Der Rhythmus als Grundlage einer wissenschaftlichen Poetik S. 10] Aber was macht sie denn als zusammengehörig kenntlich? Die Pause am Schluss, der beherrschende Accent am Beginn [Pierson Métrique naturelle S. 13]. Und wesshalb setzen wir dort Pause und hier Hochton?

Ich sehe keine andere Antwort als diese: weil der Dichter es so will. Weil er uns irgendwie, meist (aber z. B. in der griechischen Poesie nicht notwendigerweise) durch die Wortfügung, andeutet, dass grade da und dort ein längerer Abschnitt gemacht werden soll, desshalb accentuiren wir diesen Abschnitt, wie der Sänger grade die und die Note länger aushält, weil ihm das vorgeschrieben ist. Und dieser vom Dichter angeordnete Absatz bestimmt die Ausdehnung des Verses. Der Vers wäre demnach ein Stück rhythmischer Wortfolge, welches durch eine ihm folgende Pause als Einheit hervorgehoben wird. Und zwar als Einheit sowohl den kleineren (gleichartigen oder ungleichartigen) Bestandteilen gegenüber, aus denen er zusammengesetzt ist, als auch dem grösseren Gedicht gegenüber, welches er bilden hilft. Dort sind kleinere Pausen gestattet, hier ist eine noch grössere als am Versende nötig.

Ohne eine solche „subjective Definition“, die nämlich nur die Absicht des Autors definirt, ist der sonst höchst praktische Begriff des Verses gar nicht festzuhalten. Systematische Denker haben ihn desswegen entschlossen fortgeworfen. Eine völlig objective Definition der rhythmischen Masseinheit erzwang nur Pierson in seinem originellen aber schwerlich sehr fruchtbaren Werk „Métrique naturelle du langage“: „La durée unité est la plus petite de toutes les durées à mettre en rapport“ [aao. XXVII]. Praktisch hilft dies zu kleine Mass so wenig wie das zu grosse der Strophe. Wenn dagegen Westphal den Ausdruck „Vers“ der höheren Kategorie der Reihe geopfert hat [s. u.], so ist dies gewiss ein theoretischer Fortschritt; aber hinsichtlich der Begrenzung gilt für die Reihe ganz dasselbe, was wir oben für den Vers ausführten. — Wir haben desshalb in der Regel die gewohnte Bezeichnung „Vers“ sowohl für vollständige als für unvollständige Reihen angewandt, zumal

bei den einfachen Verhältnissen der älteren Strophik Vers und Reihe wirklich oft zusammenfallen.

Indess ist unsere Definition noch zu weit. Noch immer wäre Alles möglich und nichts entschieden. Will der Dichter in einem mhd. Gedicht an bestimmter Stelle eine längere Pause, so haben wir einen Versschluss und einen Endreim; will er nur eine kleine Pause, so liegt nur ein Versteil mit Binnenreim vor. Wie wollen wir erraten, wie lange zu pausiren ist?

In der That ist dem einzelnen Vers das nie anzusehen. Aber der einzelne Vers ist eben nur das unselbständige Glied einer höheren Einheit. Hier gilt jenes Wort: „Willst du, dass wir mit hinein in das Haus dich bauen, lass es dir gefallen, Stein, dass wir dich behauen". Der Stein kann jede denkbare Form haben, aber nicht in jeder kann er Baumaterial sein. Jeder Vers ist möglich, aber nicht jeder überall. Und desshalb kann über die Gestalt des Verses in zahllosen Fällen Sicherheit nur aus der Strophe gewonnen werden. Aus deutlichen Beispielen müssen Regeln gezogen werden, die für zweifelhafte die Richtschnur abgeben können: gestattet der Strophenbau hier eine grössere Pause oder nicht?

Ich wähle ein beliebiges nhd. Beispiel. Die Worte

„Gib dich so wie du bist"

bilden eine wohlgeordnete rhythmische Reihe, ob ich sie daktylisch und ohne Auftakt lese oder trochäisch und mit Auftakt. Keine von beiden Lesarten (um das Wort doch einmal seinem eigentlichen Sinn entsprechend zu verwenden) thut dem Tonfall Gewalt an, keine entbehrt zahlreicher Analogien. Sogar die aus stilistischen Gründen wünschenswerte kleine Pause vor „wie" bleibt in beiden Fällen gewahrt. Es wäre willkürlich, zu sagen, so oder so müssten die Worte gelesen werden. — Wir fügen eine gleichgebaute zweite Zeile hinzu:

„Weil das die Form doch ist" —

Noch immer bleiben beide Auffassungen möglich. Aber fügen wir an:

„Die Gott dir gab",

so macht diese dritte Zeile die ersten unzweideutig. Sollen

die drei ein rhythmisches Ganzes bilden, so müssen sie hier sämmtlich daktylisch und ohne Auftakt gelesen werden. Aber ebensogut können wir diese Möglichkeit ausschliessen: die dritte Zeile

„Die Gott dir hat gegeben“

zwänge den ersten beiden Auftakt und trochäischen Fall auf. Wesshalb in beiden Fällen der Abgesang die Natur der Stollen klarlegt, brauchen wir hier nicht zu erörtern; die Thatsache wird Niemand bestreiten.

Wie haben wir danach unsere Definition des Verses zu verbessern?

Bei Metrikern anderer Sprachen finden wir keinen Rat. Einzig das Prinzip der Silbenzählung bestimmt die Ausdehnung des Verses im Allgemeinen in unzweideutiger Weise, grade also das roheste von allen, während ein jedes feinere Princip häufig die Zugehörigkeit kleinerer oder selbst grösserer Silbenreihen zu einem oder dem andern Verse in Frage lässt. Dieselbe Unsicherheit finden wir nun aber sogar auch auf dem so viel länger mit grösster Sorgfalt und unter Aufbietung zahlreicher Arbeitskräfte, mit einer Fülle von Einzelbeobachtungen und Vergleichungen gepflegten Felde der classischen, speciell der griechischen Metrik. Noch Westphals grossem Werke fehlte in der ersten Bearbeitung eine richtige Definition des Verses. Auf Lehrs' Tadel dieses Mangels untersuchte Westphal diesen Punkt dann für sich in dem Aufsatz „Vers und System“ [Jahrb. f. class. Phil. 1860 S. 189 f.] und entschied sich dahin, das Wort „Vers“ als zweideutig ganz aufzugeben und vielmehr die rhythmischen Systeme in rhythmische Reihen und Perioden zu gliedern; die Verszeile aber, d. h. die typographische Abteilung der Reihen, erklärte er für völlig gleichgiltig. Dies hat er dann in der neuen Bearbeitung der griechischen Metrik [I 187 f.] durchgeführt, er hat aber auch weiter völlig analoge Sätze zur Grundlage seiner Behandlung der nhd. Metrik gemacht. Hier heisst es: „Wollen wir uns über unsere Metrik wirklich ins klare bringen, so dürfen wir nicht mehr mit den drei Kategorien: Versfüsse, Verszeilen und Strophen operiren, sondern mit folgenden

vieren: mit Takten (für die man immerhin das freilich ungerechtfertigte Wort Versfüsse beibehalten mag), mit rhythmischen Reihen oder Gliedern, mit Perioden, mit Strophen" [Theorie der nhd. Metrik S. 84]. Das Absetzen der Verszeile erklärt Westphal ausdrücklich für eine lediglich der bequemern Uebersicht dienende Äusserlichkeit [a. a. O., vgl. ebd. S. 12]. Und in diesem Punkt nun wird seine Ansicht wohl fast allgemein geteilt; mindestens gerade für die mhd. Poesie hat Bartsch völlig analoge Ansichten geäussert. Grade wie Westphal für durchaus gleichgiltig erklärt, ob wir schreiben:

> Hier sind wir versammelt zu fröhlichem Thun,
> Drum Brüderchen ergo bibamus,
> Die Gläser sie klingen, Gespräche sie ruhn,
> Auf trinket und singet bibamus,

oder aber:

> Hier sind wir versammelt zu fröhlichen Thun, drum Brüderchen ergo bibamus,
> Die Gläser sie klingen, Gespräche sie ruhn, auf trinket und singet bibamus

[Vers und System S. 190 vgl. Griech. Metrik I 490. Nhd. Metrik S. 27 vgl. ebd. S. 64. 142. 162 u. ö.], so erklärt Bartsch für gleichbedeutend, ob man MF 8, 25 lese

> Ez hât mir an dem herzen
> vil dicke wê getân
> daz mich des geluste
> des ich niht mohte hân

wie Lachmann-Haupt schreiben, oder aber

> Ez hât mir an dem herzen vil dicke wê getân
> daz mich des geluste des ich niht mohte hân

[Die lat. Sequenzen des Ma. S. 74 vgl. auch Pf. Germ. II 272]. Er selbst hat denn auch [Deutsche Liederdichter[2] I 31] die letztere Schreibung gewählt. Mit andern Worten: Beide bestreiten für diese Fälle völlig den Unterschied von End- und Binnenreim, indem sie es freigeben, diese Zeilen als Voll- oder Teilverse aufzufassen. Zwar gerade bei dem von Bartsch angezogenen Beispiel liegen in der Schreibung Haupts Waisen vor; aber ganz dasselbe würde natürlich

(worüber wir gleich noch zu sprechen haben werden) auch gelten, wenn sich hier Reime fänden. So hat Bartsch z. B. in Veldekes Lied MF 62, 25 Verszeilen, die Lachmann und Haupt mit Endreim schliessen lassen, als Teilverse mit Binnenreimen geschrieben [Liederd. VII 129 f.]. Diese Schreibung ist eine wenn auch freilich nicht mit Konsequenz durchgeführte Anerkennung der Bedeutungslosigkeit von Verszeilen der Reihe gegenüber. Und in der That glaube ich, dass man diesen Satz, und zwar in der vollen Ausdehnung die Westphal ihm gibt, nicht gut wird anfechten können. Er stimmte keineswegs zu meinen vorgefassten Meinungen und ich muss gestehen, dass ich mich wochenlang mühte, an den von Westphal und Bartsch angezogenen und andern analogen Fällen einen Unterschied der Abteilungsarten herauszuhören, herauszulesen, herauszurechnen; aber ich fand bloss eine minimale Verstärkung der Versaccente und Dehnung der Verspausen bei der Einzelscansion der kleineren Wortreihen, während jeder Versuch, über die eigentliche „Reihe“ herauszugreifen oder unter derselben zu bleiben den Rhythmus aufs fühlbarste zerriss.

Ist dies nun richtig, ist die Bestimmung des Verses nur von graphischer Bedeutung, so könnte als Folgerung erscheinen, dass nur die am Ende der Reihen stehenden Reime Endreime, alle andern aber Innenreime zu nennen wären. Der Einwand, dass die reihenschliessenden Worte in der Regel mit Worten am Ende der einzelnen „Verse“ reimen ist unzulänglich, da dies (wenn auch erst in späterer Zeit) auch bei Worten vorkommt, die solche Wortreihen beschliessen, welche selbständig zu denken unmöglich ist. Reim zwischen unzweifelhaften Reihenschlüssen und unzweifelhaften Binnenworten ist somit nicht zu bestreiten. Aber es ist unverkennbar ein Unterschied zwischen derartigen Innenreimen ausgesprochenster Art und anderen, deren volle Gleichartigkeit mit den Reimen am Reihenende wie die dichterische so auch die musikalische oder recitatorische Praxis anerkennen muss. Um irgend ein Beispiel herauszugreifen: liest man das Gedicht Riet. 19, 7 mit natürlichem Tonfall, so werden die Reime *zît : lîp* gerade

so deutlich herausspringen, wie das Reimpaar *frô : alsô,* dessen Glieder Reihen schliessen. Lesen wir dagegen ebenso ungezwungen Rugge 100, 12, so werden wir über das Reimpaar *man : began* weglesen; es bedarf einer besonderen Aufmerksamkeit, um dasselbe deutlich zu accentuiren.

Hieraus ersehen wir, wie ich meine, den Unterschied von End- und Binnenreim: der Endreim steht an einer Stelle, die durch den Rhythmus des Gedichtes selbst mit Notwendigkeit hervorgehoben wird; der Inreim dagegen steht an einer beliebigen Stelle, deren Betonung der Rhythmus nicht erfordert, ja deren scharfe Accentuirung sogar geradezu dem Rhythmus widerstreben kann. Statt also den Endreim durch den Vers zu bestimmen, können wir vielmehr den Vers sich durch den Endreim abmessen: die vom Rhythmus verlangte Pause begrenzt jenes Mittelstück zwischen Takt und Reihe, welches „Vers" genannt zu werden pflegt; sie begrenzt es freilich auch wenn sie keinen Reim trägt.

Diese Definition von End- und Binnenreim ist, so weit ich sehe die einzige, welche wirklich durchzuführen ist. Sie entspricht zugleich völlig dem innern Wesen des Reims überhaupt. Denn unzweifelhaft ist ja der Rhythmus die Grundlage des Gedichts; aus den durch die rhythmischen Reihen hervorgehobenen Stellen wächst mit innerer Notwendigkeit der Reim hervor [ich führe von vielen Stellen, in denen dieser kaum angreifbaren Auffassung Raum gegeben ist, nur Kelles Einl. zu Otfrids Evangelienbuch I 88 an]. Die Reimzeilen sind also einfach mit gleichklingenden Worten schliessende rhythmische Abschnitte, und wo der Reim nicht diese Stelle einnimmt, ist er secundärer Natur, gleichsam ein uneigentlicher Reim, von keiner grösseren metrischen Bedeutung als etwa die Innenassonanz altnordischer Verse [Rask Verslehre der Isländer verdeutscht von Mohnike S. 22]. Gottschall [der nebenbei bemerkt die oben citirte Stelle Kelles in seiner Poetik I 258 wörtlich abschreibt] sagt mit glücklichem Ausdruck: „Der Reim ist der volltönende Schlussaccent des Verses." Wir würden danach die Frage nach dem Unterschied der End- und

Innenreime umzusetzen haben in die Frage: An welchen Stellen hat der mhd. Vers einen metrischen Hochton?

Könnte diese Fragestellung aber auch vielleicht eine Beantwortung ermöglichen, die bisher nicht gelang, so könnte ihr Inhalt doch mit dem der ursprünglichen Frage nicht übereinzustimmen scheinen, weil unsere Definition des Innenreims mit dem Sprachgebrauch sich allerdings nicht deckt. Indessen ist die Anwendung der bezüglichen Termini eine so schwankende und inconsequente, dass grade sie den betreffenden Untersuchungen immer hindernd im Wege gestanden hat. So leuchtet es ein, dass gleich die berühmtesten aller mhd. Binnenreime, nämlich die in Nibelungenstrophen, nach unserer Auffassung mit den Endreimen auf gleicher Stufe stehen. Denn bei der natürlichen Recitation der Strophen treten unzweifelhaft die Schlüsse der Teilverse scharf hervor; sind doch nach der Auffassung z. B. Zarnckes diese Inreime nahezu alle, nach der von Lachmanns Schülern doch mindestens einzelne in ganz derselben Weise entstanden wie ursprünglich der Reim überhaupt: indem der Gleichklang an den besonders in's Ohr fallenden rhythmischen Punkten sich fast von selbst einfand. So hat denn auch Lachmann in seiner Ausgabe gegen den Widerspruch J. Grimms [Rede auf Lachmann Kl. Schr. I 161] die Teilverse abgesetzt, gerade wie es auch mit den schon angeführten von Bartsch fortlaufend geschriebenen Reihen der Kürenbergstrophe von Lachmann und Haupt geschehen ist. Damit sind aber die betreffenden Reime als Endreime anerkannt. Nennt man sie gewöhnlich Binnenreime, so geschieht dies nur von dem Standpunkt der speciellen Compositionsform dieser Strophen aus, die in der Regel an den betreffenden Stellen Reime nicht aufweist, ohne übrigens durch ihre Durchreimung im Bau irgend geändert zu werden. Man setzte also die willkürliche metrische Abgrenzung mit der notwendigen rhythmischen Gliederung gleich und nahm den „Vers“ als gewissermassen unteilbares Ganzes, wie es im rhythmischen Sinn die „Reihe“ allerdings ist; so wurde denn der innerhalb dieses Abschnitts

erscheinende Reim zum Inreim. Man könnte mit nahezu demselben Recht, wo in regelmässig durchgereimten Gedichten an einzelnen Stellen ausnahmsweise der Reim fehlt — Fälle, wie sie z. B. für Schiller Belling [Metrik Schillers S. 36 S. 64] gesammelt hat —, die betreffenden Reime für Innenreime erklären und die mit ihnen endenden Reihen in die ausnahmslos gereimt ausgehenden einschliessen. Es liegen hier also nicht Innenreime, sondern in dem letztern Falle gelegentlich fehlende, in dem ersteren gelegentlich auftretende Endreime vor. Das gelegentliche Auftreten der Reime ist ja schon durch die Reimzeilen der alliterirenden Gedichte genügend bezeugt, wo man doch die Qualität des Endreims den die Halbzeilen schliessenden Wörtern nicht abstreiten kann. Es sei uns also gestattet, im Verlauf dieser Arbeit als „Binnenreime" nur diejenigen Reime zu bezeichnen, deren Hervorhebung der Rhythmus des betreffenden Verses nicht mit Notwendigkeit ergibt. „Vers" aber werden wir diejenige Wortreihe nennen, die durch eine längere Pause am Schluss als vom Dichter gewollte Einheit sich heraushebt, sobald nämlich diese Pause durch den Rhythmus des betreffenden Gedichts und den Bau der betreffenden Reihe mit Notwendigkeit gefordert wird.

Wo dies nun immer der Fall ist, das zu zeigen wird eben die Aufgabe dieser Arbeit sein. Schon jetzt sei uns gestattet, das Wesentliche vorauszunehmen: notwendige Pausen treten nach all denjenigen höher betonten Stellen ein, welche die Gliederung der Gedichte klar und deutlich hervortreten lassen. Ähnlich müssen in der frz. Verskunst, die ja nur Silbenzählung kennt, die kürzeren Verse eine Silbenzahl besitzen, welche der Silbenzahl irgend eines der rhythmischen Teile gleich ist, aus denen der längere Vers gebildet werden kann [Lubarsch Abriss der frz. Verskunst S. 65]. Mit andern Worten: dieselben Abschnitte, die einmal nur der Rhythmus sondert, werden das andere Mal noch durch Endreim begrenzt.

Innerhalb der Strophe also trennt zunächst eine unentbehrliche Pause Aufgesang und Abgesang, denn dies sind „Perioden" im Sinne Westphals; eine weitere hebt

die Stollen von einander ab, und ebenso die Theile eines zweigliederigen Abgesangs (für welche Schmeckebier Deutsche Verslehre S. 100 den guten Ausdruck „Wende“ vorschlägt), denn dies sind eben „Reihen“. Weitere Gliederung erfordert anderweitige Pausen.

Ist die Ansicht zutreffend, dass alle Strophenformen aus der stichischen entspringen, so werden durch die Pausen schliesslich doch im Wesentlichen diejenigen Reihen ausgezeichnet sein, welche der Masseinheit der ursprünglichen Form entsprechen.

Wir lehnen es also ab, für den Vers allgemein giltige Bestimmungen aus äusseren Momenten, wie z. B. scharfe Interpunktion, Hiatus, Reim abzuleiten, da diese sämmtlich ebensowohl innerhalb der rhythmischen Reihe, bei Teilversen also, vorkommen als auch besonders an deren Ende, bei Vollversen, fehlen können. Ebensowenig wüssten wir die Strophe anders zu bestimmen als in analoger Weise: sie ist eine Folge von rhythmischen Reihen, die zu einander in geregeltem Verhältnisse stehen, und ist durch eine starke Pause am Ende als vom Dichter gewollte abgeschlossene Einheit kenntlich. Jene drei Zeilen z. B. die wir schon vorhin als Paradigma verwerten, können eine tadellose Strophe bilden, die dreiteilig mit Auf- und Abgesang allen Bedingungen selbst der strengeren Kunst genügen würde. Sie können aber ebenso gut nur die erste Hälfte einer zweiteiligen Strophe von sechs Zeilen bilden. Und diese sechs Zeilen könnten ihrerseits der Aufgesang zu einem Abgesang von verschiedener Gestalt werden. Wieder ist nur aus dem grössern Ganzen der Charakter des Teils erkennbar.

Ja man könnte selbst unsere allgemeine Regel noch mit dem Hinweis auf das Enjambement für zu eng erklären. Doch wäre dies unrichtig. Überlaufende Konstruction bleibt immer ein Verstoss gegen die reine Kunstform. Meist bleibt übrigens unsere Regel doch auch hier in Kraft; denn mit Hintansetzung des stilistischen oder grammatischen Zwangs pflegt die Pause am Strophenschluss auch hier deutlich hervorzutreten. Von überlaufender Konstruction lässt sich eben auch nur sprechen, wo zahlreichen regelmässigen

Fällen einzelne Ausnahmen gegenüberstehen; würde sie in einem Gedicht einmal überwiegen, so würde von strophischer Form kaum noch gesprochen werden können. Das Enjambement macht für den Strophenschluss die Pause so wenig entbehrlich wie für den Vers der gebrochene Reim: „Hans Sachs war ein Schuh — macher und Poet dazu“ darf man nicht als berechtigte Form aufstellen. —

Indem unsere Auffassung viele rhythmische Reihen in die Kategorie der Teilverse einbezieht, die man gewöhnlich als Vollverse ansieht, lässt sie dieselben statt durch die Pause des Versschlusses nur durch Cäsur geschlossen werden. Immerhin bleibt eine Pause und nur ihr relativer Wert wird dem der versschliessenden Pause gegenüber gemindert. Gibt es nun aber wenigstens für die Pausen überhaupt äussere Bestimmungen? sind hier allgemein giltige Regeln aufzustellen, nach denen eine Pause jedes Mal eintreten muss?

Dies ist allerdings meine Ansicht. Und der erste und wichtigste Fall ist wohl ziemlich zweifellos: eine Pause tritt bei jedem Interpunktionszeichen ein. Dies ist eigentlich eine Tautologie, denn das Zeichen drückt ja eben die Notwendigkeit der Pause aus. Aber die Pause kann so gering sein, dass sie für den metrischen Gang überhaupt nicht in Betracht kommt, von andern nahe dabei stehenden vielleicht überwogen. Die metrische Pause erfordert, wie schon angedeutet, ein höher betontes Wort, auf dem die Stimme nachhallend ruht; ein solches aber steht gar nicht vor jedem Komma. In dem Verse Hausens 44,26 z. B. *waz danne, und arne i'z under stunden* würde ein starkes Hervorheben der Interpunktion unnatürlich klingen. Immerhin wird die Interpunktion stets einen Fingerzeig für die naturgemässe Gliederung der Verse bieten und namentlich in der älteren Zeit, die noch keinen verwickelten Periodenbau hat und in der der Dichter meist noch dem natürlichen Tonfall der Rede sich anschliesst, wird sie selten täuschen. Stärkere Interpunktion bezeichnet selbstverständlich stets Pausen; in dem Vers MF 6, 19 z. B. *ich bin vrô : dêst ir gebot* kann man es gar nicht vermeiden, nach dem *vrô* länger als sonst innerhalb dieser Reihe einzuhalten. Dazu kommt dann oft

noch eine rhetorische Gruppirung der wichtigsten Wörter um diesen Einschnitt, z. B. bei Reimar 197, 27 *daz waz ich ê: nu bin ichz niht. Daz nu* hebt das *ê* noch stärker hervor und beide nachdrücklich zu betonende Worte muss ein Zwischenraum trennen. Allgemeine Regeln speciellerer Art aber sind hier schwerlich zu gewinnen.

Fälle wie der letzterwähnte führten über zu der häufigsten Gattung von Innenpausen: die Stimme ruht auf einem besonders wichtigen Wort so lange, dass ein neuer Stimmeinsatz nötig wird und wir eine Cäsur erhalten. So ein Beispiel für tausende MF 3, 15 *swer mit triwen der niht phliget*: *triwen* muss so stark ins Ohr fallen, dass es nahezu eine Reihe abzuschliessen scheint; es hebt einen Teilvers aus, denn man spürt einen neuen Beginn nach diesem Gipfelpunkt.

Aber auch diesen Pausen könnte man metrische Bedeutung noch absprechen wollen und man hat solche Cäsuren thatsächlich auch bis jetzt fast nirgends als vollgiltig betrachtet. Wenn indessen in einer Reihe gleichgebauter Verse der Ton jedesmal auf dieselbe Stelle fällt und diese Stelle eine Cäsur zu tragen an sich geeignet ist (indem sie der andern Hochtonstelle des Verses, der reimtragenden Silbe, keinen Eintrag tut), so genügt dies, glaube ich, um eine vom Dichter beabsichtigte Cäsur zu bezeichnen, die wir dann als solche anerkennen müssen. Keine stärkeren Merkmale machen in der antiken oder romanischen Metrik die dort so bedeutungsvollen Diäresen und Cäsuren kenntlich. Wirklich ist nun aber dies der Fall und die mhd. Verse, die den Umfang von zwei Takten überschreiten, haben fast ausnahmslos einen constanten Einschnitt nach einer durch Interpunktion oder Hochton (im Sinne des gewöhnlichen Hochton überragenden rhethorisch höheren Accents natürlich) ausgezeichneten Stelle. Nur kann die Cäsur, wie in den andern Sprachen auch, männlich oder weiblich sein, d. h. der Hochton kann auch eine zur Tonsilbe gehörige oder ihr enklitisch angelehnte Senkung noch mittragen, so dass der neue Stimmeinsatz erst nach dieser folgt. Wie nun aber die Senkungen in der mhd. Metrik überhaupt eine

geringe Rolle spielen oder, um Brücke's deutlichere Termini zu gebrauchen, der Abstand der Arsengipfel für die deutsche Metrik das allein entscheidende ist [Physiol. Grundlagen der nhd. Verskunst S. 22], so kann auch männliche Cäsur mit weiblicher wechseln, d. h. es kann die nachhallende Silbe durch Aushalten auf der tontragenden ersetzt werden. Ja es kann sogar in Reihen, denen keine einzige Senkung fehlt, die Cäsur männlich sein, indem die Senkung wie ein Auftakt zum zweiten Kolon gezogen wird. Diese Annahme wird vielleicht am meisten bedenklich erscheinen, obwohl sie in der romanischen Metrik sichere Analogien besitzt [Tobler Vom frz. Versbau S. 82] und ich sträubte mich auch selbst längere Zeit dagegen, bis sie mir unabweislich schien. Ich hoffe, dass die Bemerkungen über die Cäsur des vierhebig stumpfen Verses sie als in der That notwendig erweisen werden.

Wollte man endlich noch immer die Bedeutung der mhd. Cäsur läugnen, indem man ihr festes Eintreten an bestimmter Stelle zwar zugäbe, aber für nicht vom Dichter beabsichtigt erklärte und nur aus dem natürlichen Fall der Rede herleitete (woraus sie denn allerdings auch meiner Meinung nach stammt), so zeigt ein drittes Kriterium für die Cäsur, dass die Minnesinger auf diese wirklich Rücksicht nahmen und sie zweckvoll zu verwenden verstanden.

Der Hiatus, in der classischen Poesie streng gemieden und daher, wo er scheinbar auftritt, Merkmal des Schlusses einer rhythmischen Reihe [Westphal, Metrik der Griechen I 492], kann in der deutschen Poesie dies nicht sein, weil sie ihn im Allgemeinen innerhalb der Reihe duldet. Der an Mitlauten überreichen deutschen Sprache (welcher Friedrich der Grosse ihre Konsonantenhäufung im Gegensatz zu den romanischen Sprachen so hart zum Vorwurf machte) musste mehr daran gelegen sein, den glatten Gang der Recitation oder vollends des Gesangs durch schwierige Konsonantenzusammenstösse nicht stören zu lassen. Innerhalb eines Worts nun duldet schon der Genius der Sprache höchst selten wirklich beschwerliche Häufungen von Konsonanten; wohl aber können sie entstehen, wo konsonantischer Aus-

laut auf gleichfalls konsonantischen Anlaut stösst. Selbst sonst geduldete Verbindungen scheinen hier härter, wie ja im Innern des Worts den Hiatus auch viele Sprachen dulden, die zwischen zwei Wörtern ihn verbieten. Aber wie beim Hiatus [J. Grimm, Lat. Ged. des X. u. XI. Jhr. S. XXII Kl. Schr. VII 25. — Tobler a. a. O. 108] mildert auch hier Cäsur den Zusammenstoss, da die aus- und anlautenden Konsonanten ja eben dann nicht so scharf aufeinanderprallen. Aus diesen Rücksichten sind euphonische Regeln hervorgegangen, die ich bei den Minnesingern, wenn auch nicht überall mit gleicher Strenge, beobachtet glaube und die ich so formulire:

1. Der Auftakt hat beliebigen Auslaut vor beliebigem Anlaut.
2. Die Hebung lautet aus
   a) auf einfache Konsonanz: jeder Konsonant vor jedem Consonanten der Senkung gestattet.
   b) auf mehrfache Konsonanz. Dies ist ohne Cäsur nur bei Gleichartigkeit des auslautschliessenden Konsonanten mit dem anlautenden gestattet, z. B. *lânt si* MF 37, 16, *helt die* 37, 25, *ist daz* 3, 5, *kumest du* (= kumestu) 5, 2. In andern Fällen muss Cäsur eintreten, auch sonst zuweilen, z. B. bei t + s: *niht sô* 3, 17.
3. Die Senkung lautet aus
   a) auf einfache Konsonanz. Auf diese darf konsonantischer Anlaut der Hebung nur folgen, wenn der auslautende Konsonant Liquida, ch, s, z und der zweite Konsonant weder p noch t oder k ist. (Doch folgen auf ch, s, z selten andere Konsonanten als Liquida, h, s, v). Ausserdem ist noch t vor r und s und nach n und r (doch nicht bei Allen) gestattet. Dreifache Konsonanz ist zulässig, falls der dritte Konsonant entweder Liquida (n gr, n tr, n vr, r dr, r tr, r vr, s fr, z sl) oder mit dem zweiten gleichartig ist (lt d, st d). — In allen andern Fällen muss Cäsur eintreten.

b) auf mehrfache Konsonanz. Hier ist die Cäsur unentbehrlich. —

Diese Regeln sind leicht zu erklären. Schwierige Konsonantenzusammenstösse sind nur erlaubt wo eine Pause sie mildert (nach dem Auftakt, sonst bei Cäsur). Sonst ist eigentlich nur gestattet, dass auf auslautenden Konsonanten (mit Ausnahme aller Verschlusslaute) anlautend einfacher Konsonant (mit Ausnahme der tonlosen Verschlusslaute) und auf diesen abermals Liquida (fast stets r) folge. Denn wo der dritte Konsonant dem zweiten gleichartig ist, werden thatsächlich nur zwei Laute ausgesprochen: *lânt si* wie *lân-zi*, *helt die* wie *hel-tie, kumest du* wie *kumes-tu.* Von der Hebung in die Senkung ermöglicht der stärkere Ausatmungsdruck auch die Ueberwindung von Schwierigkeiten, die von der Senkung in die Hebung nur eine Cäsur ermöglichen würde, z. B. (im Wortinnern) *sanfte* 6, 25.

Ausnahmen von diesen Regeln kommen vor und zwar erstens in den ältesten Gedichten, besonders zahlreich in der noch keiner geschulten Kunst verdankten Strophe 3, 1 (so gleich *bist* vor *mîn* in der Senkung), und zweitens in gewissen Versen, die in formelhafter Uebereinstimmung sich in zahlreichen Liedern finden z. B. *nâhest sach* 6, 21 (wo die Hs. A desshalb auch *nâhes sach* schreibt), und die eben gleichfalls der älteren Kunstperiode entstammen (vgl. Zs. 29, 132 f.). Vereinzelt sind auch sonst noch Ausnahmen nachzuweisen und der Gebrauch der einzelnen Dichter, weil nicht in allen Punkten übereinstimmend, verlangt besondere Einzelbeobachtungen. Das Wesentliche halte ich für sicher und werde im Folgenden noch öfter darauf einzugehen haben. — Keiner besonderen Bemerkung bedarf, dass von Hebung zu Hebung Alles ohne Ausnahme gestattet ist, selbst so harte Fälle wie t + l, rst + s.

Nach dem Gesagten ist also die Cäsur ausser bei starker Interpunktion und rhetorischem Hochton noch nothwendig in folgenden Fällen:

I. nach der Hebung: wenn auf auslautende mehrfache Konsonanz ein von dem zweiten Konsonanten verschieden gearteter dritter Konsonant folgt;

II. nach der Senkung: 1) wenn auf auslautende einfache Konsonanz Tenuis anlautet, sowie stets bei auslautendem Verschlusslaut,

2) wenn sie mit Doppelkonsonanz schliesst (als solche wird jedoch eine nur graphische Consonantenhäufung nicht angesehen: lt d z. B. wird behandelt, als lautete l aus, t an). —

Nachdem wir nun die Natur der Verse sowohl dem ganzen Gedicht gegenüber als im Verhältnis zu seinen durch die Cäsur geschiedenen Teilen für unsern Gebrauch zu bestimmen versucht haben, können wir von der allgemeinen Betrachtung zu der der einzelnen Versgattungen übergehen. —

## CAPITEL II.

### DER VIERHEBIG STUMPFE VERS.

„Vers“ nannten wir diejenige rhythmische Reihe, an deren Schluss eine Pause bei natürlicher Recitation sich von selbst ergiebt. Diese Pause erweist dann die Reihe als vom Dichter gewollte Einheit.

Die einfachste Gestalt des Verses wird daher diejenige sein, welche der zwanglosen Rede überhaupt am nächsten steht. Welche Abschnitte sich aus dem natürlichen Rhythmus heraus ergeben, welche Wortgruppen also eine Accentuirung ihrer Schluss-Tonsilben erfordern, das zeigt vielleicht am besten ein Blick auf den Accent der Prosa und der gewöhnlichen Rede. Denn dieser wird die physiologischen Grundlagen der Tonverteilung ungezwungen und zuverlässig zeigen, weil ja keinerlei Kunstregeln hier auf dieselbe beirrend einwirken.

Diese Absicht verfolgt denn auch das schon erwähnte grosse und schwierige Buch Piersons für die „natürliche Metrik“ der frz. Sprache. Aber trotz sorgfältiger Ausbeutung musikalischer und physikalischer Kenntnisse kommt es doch kaum irgendwo zu Ergebnissen, die auch nur der Analogie wegen für uns Wert hätten. —

Für das einzelne Wort zunächst hat Lachmanns unendlicher Fleiss und bewunderungswürdiger Scharfsinn die Regeln der Tonverteilung völlig sicher gestellt. Den Huptton trägt die erste oder vielmehr (nach Scherers Verbesserung) die Stammsilbe, so innerlich wie äusserlich das Hauptgewicht des Wortes in sich bergend. Sie ist

zugleich bestimmend für die Stellung des nächsten Nebentons, den nach langer Stammsilbe die nächstfolgende, nach kurzer Stammsilbe die zweitfolgende Silbe erhält. In gleicher Weise bestimmt die Silbe, die den Nebenton trägt, ihrerseits die Entfernung eines etwaigen dritten Accents u. s. w.

Diese Regel musste vor den neuesten Forschungen unerklärlich erscheinen. Selbst der Scharfsinn Riegers, so erprobt auf diesem Gebiet musste an der Ursache dieser Accentverteilung, wenn auch nahe, vorbeistreifen, als er für jeden Ton mehr als einen Zeitteil verlangte, den der Ton nun, gewährt ihn keine lange Silbe, durch Pause oder unbetonte folgende Silbe gewinne [Darstellung der mhd. Verskunst, in Ploennies' Kudrun S. 256]. Es ist undenkbar dass der Ton der einen Silbe den Beginn der nächsten überdauern solle und dass also z. B. in *jégerè* der Ton der Stammsilbe in der tonlosen Silbe ausklingen könnte. Vielmehr hat erst Brücke's Untersuchung der physiologischen Grundlagen der Verskunst die Regel verständlich gemacht. Brücke zeigte, dass die Grundlage unserer ganzen rhythmischen Zeitmessung der Abstand von Arsis zu Arsis ist [Physiolog. Grundlagen der nhd. Verskunst S. 22] und daher denn das Bestimmende für unsern Rhythmus die Gleichheit dieser Arsenabstände (a. a. O. S. 29). Wie erst durch diese Entdeckung das bis dahin rätselhafte Wesen der Positionslänge klar geworden ist [doch vgl. schon Westphal Griech. Metrik I 522], so zeigt sich nun dasselbe Princip der gleichmässigen Taktverteilung schon im altdeutschen Wortton. Eine lange Silbe hat annähernd denselben Taktwert wie zwei kurze, wenigstens ist dies das einzige praktisch verwendbare Verhältnis beider [Brücke S. 30 Westphal S. 527] und somit ist in *küneges* der Abstand der Arsengipfel etwa derselbe wie in *wúndèrte*. Es enthält also jede erste, dritte, fünfte More den Ton; sind aber zwei Moren in einer Silbe vereinigt, so trägt diese eben auch in sich Auf- und Absteigen des Accents. — Die feineren Bestimmungen Brückes über die Stellung des Arsengipfels, obwohl auch sie schwerlich ohne Bedeutung für die Metrik, ja vielleicht sogar für die Grammatik sind, muss ich hier ausser Acht lassen. —

Die Betonung der einzelnen Worte ist demnach eine in regelmässigem Wechsel absteigende. Es versteht sich von selbst, dass nicht ästhetische Rücksichten, sondern praktische, physiologische diese Regel veranlassen, die mit dem unausgesetzten Wechsel von Hebung und Senkung der Stimme dem Mechanismus des Sprechens entgegenkam. Eine schon bewusstere Regelung der Tonverteilung wird sich in der Ordnung der Worte zeigen, die der Willkür des Einzelnen ja in weit höherem Grade freigegeben ist als die der Silben. Freilich auch die Wortstellung ist nicht völlig frei und war sie es auch in älterer Zeit noch in höherem Grade als jetzt, so war sie doch auch schon damals von der beinah schrankenlosen Ungebundenheit der lateinischen Wortstellung weit entfernt. Aber diese feste Ordnung der Worte selbst, innerhalb deren namentlich die logisch minder wichtigen Worte sicher nicht bloss dem Princip der logischen Anordnung ihre Stelle verdanken, diese mehr und mehr in regelmässiger Gliederung sich festigende Ordnung wird für den Satzton uns das wichtigste Zeugnis sein.

Wie für das Wort die Silbe die geschlossene Einheit ist, so für den Satz das Wort. Denn eine willkürliche Anordnung hat auf jeden Fall Raum nur in der Wahl und Stellung der Wörter: Beschaffenheit und Ordnung der Silben ist damit von selbst gegeben. Da es unmöglich ist, dem Rhythmus zu Liebe etwa ein Präfix ans Ende des Wortes zu hängen, so muss der Sprechende eben das Wort, wie es ist, rhythmisch verwendbar zu machen suchen. Tieftonige und gänzlich tonlose Silben wird er völlig überhören müssen, während der Nebenton zusammengesetzter Worte allerdings eine gewisse Rolle spielen kann. Der Rhythmus der Prosarede beschränkt sich also auf die Verteilung der Hauptaccente. Sobald ein weiter gehendes Streben auch die in der gewöhnlichen Rede der Stammsilbe gegenüber verschwindenden Nebensilben zu regeln sucht oder den Zusammenstoss mehrerer Accentgrenzen aufhebend eine ganze Reihe von Worten mit gleichmässigem Wechsel von Hebung und Senkung versieht, haben wir jedenfalls schon wirklichen Rhythmus, bewusst geregelte, gebundene Rede; die

Sprache des Alltagslebens wie die höhere Prosa bleiben bei dem Wort als ebenso unteilbarer wie selbständiger Einheit stehen. Man wird sich demnach darauf beschränken müssen, die Haupticten der Wörter ohne Acht auf ihre etwaigen Nebenaccente zu vergleichen. —

In jedem Satz herrscht unzweifelhaft ein Wort, ist also hochbetont; unter den andern Worten aber ist die Tonstärke keineswegs eine gleichmässige, vielmehr stehen neben schwächer als das regierende Wort betonten auch noch fast gänzlich ohne Ton gesprochene Wörter. Den drei Accentklassen der Silben entsprechend stellen sich so drei Accentklassen der Wörter heraus: hochtonige einerseits, halbtonige und tonlose andererseits [K. F. Becker Ausführl. d. Gram. I 66]. Doch ist der grosse Unterschied zu beachten, dass, während die Silben ihrer Unbeweglichkeit wegen auch ihre Tonqualität nicht ändern können (es sei denn in Folge von Syncope oder ähnlicher Veränderungen des Silbencomplexes), die Worte jeder Art der Betonung fähig sind. In der Regel zwar gehören Nomina und Verba den beiden ersten Klassen an, Konjunctionen, Pronomina, Artikelformen u. s. w. der dritten [zuverlässige Grundlagen für eine allgemeine Bestimmung der Tonstärke dieser Wortkategorien bieten für alts. und as. Rieger Zs. f. d. Ph. VII 1 ff., Ries QF XLI, für ahd. Sobel QF XLVIII]. Aber sogar ein fast stets enclitisch gebrauchtes Wort wie das schwache „und“ kann durch den Gegensatz den höchsten Ton erhalten, während allerdings nur ganz ausnahmsweise starke Wörter ihres Accents völlig verlustig gehen.

Was nun die Verteilung dieser Accentklassen im Satz angeht, so war ja ursprünglich die allgemeine Bewegung des Satzaccents wahrscheinlich eine absteigende. Die alte Wortfolge ist Object — Prädicat — Subject [Scherer Zur Gesch. d. d. Spr. [2] 481], wie schon Batteux [Principes de la littérature V 323] vermutete, und so steht ursprünglich überall das Wichtige voran [Ries a. a. O. 2 Anm.]. Aber dies Princip ist in der deutschen Wortstellung keineswegs mehr das herrschende. Was das Motiv der Änderung war, ist schwer zu begreifen [vgl. Scherer

a. a. O. 478]. Es mag bei der Festigung des deutschen Accents auf die Stammsilbe das Bedürfnis entstanden sein, der Monotonie ausschliesslich sinkender Tonbewegung ein entgegengesetztes Princip entgegenzustellen, das den Worten andere Scalen vorschrieb als den Silben; es mag, was mir wahrscheinlicher vorkommt, zu einer Umstellung die Erfahrung gezwungen haben, dass bei nur absteigender Betonung am Satzende, wo die Stimme stets geneigt ist nachzulassen, die Worte fast ganz verloren gehen, denen nicht aus ihrer logischen Bedeutung neue Kraft erwächst — oder was auch die Ursache war — genug, die deutsche Sprache hat den Typus Subject — Prädicat — Objekt durchgeführt. Dennoch scheint es mir gewagt, mit Becker [a. a. O. II 429] und Rieger [in Ploennies' Kudrun 247] die deutsche Satzbetonung schlechtweg eine aufsteigende zu nennen. Zwar wenn Ries [a. a. O. S. 3] sie sogar geradezu eine absteigende nennt, so halte ich dies für ganz irrig; ihn verführte der Bau des Alliterationsverses, in dem die Wortbetonung über die Satzbetonung den Sieg gewinnt, wie wir gleich versuchen werden zu zeigen. Wenn Ries sagt: „Wäre die Satzbetonung nicht eine absteigende, so hätten niemals alliterirende Verse gebaut werden können“, so darf man mit grösserem Recht erwidern: Wäre sie nicht eine aufsteigende, so wären nie Verse mit Endreim möglich gewesen. In der That ist der Uebergang von dem barytonischen zu dem oxytonischen Reim bezeichnend für die Ersetzung der uralten absteigenden Satzbetonung durch eine mehr und mehr aufsteigende. Aber weder war der Satzton zur Zeit des Heliand noch rein sinkend, noch ist er jetzt rein steigend. Vielmehr hat Ries selbst in seiner scharfsinnigen Arbeit zu der Frage nach dem altdeutschen Satzton einen wichtigen Beitrag geliefert durch das von ihm ausgesprochene Gesetz von der aufsteigenden Betonung des Satzanfangs [a. a. O. 33.] Die Sprache vermeidet es, die Sätze mit einem Hochton zu eröffnen [a. a. O. 34]; daher auch in der deutschen Poesie die breite Ausdehnung des Auftakts. Andererseits aber besteht unverändert jenes Trägheitsmoment, das die Stimme zum Satzschluss sinken lässt und dass man das Gesetz von der

absteigenden Betonung des Satzschlusses nennen könnte. Es bedarf das keiner Beweise; Jedermann weiss, dass bei längeren Sätzen fast stets der Hörer den Schluss zu verstehen Mühe hat. Aber wieder Batteux hat dieser Beobachtung schon sehr richtig die Bemerkung beigefügt, dass unmittelbar vor dem Sinken der Stimme diese noch einmal etwas erhoben würde, was er allerdings unrichtig auf die letzte und vorletzte Silbe beschränkt [a. a. O. S. 392]. Im Allgemeinen also steigt im deutschen Satz der Stimmton bis zum Schluss, wo er mit einem schwachen Nachschlag erlischt. Gerade aber wegen dieses Decrescendo werden ans Ende der Sätze in der Regel nur verhältnismässig unbedeutende Satzteile, namentlich Hilfsverben gestellt, und für die Tonwörter ist die Betonung allerdings entschieden eine aufsteigende.

Für uns nun kommt es, wie schon gezeigt, nur auf die Verteilung der Hauptaccente an (vgl. o. S. 23), deren Träger, die für den Sinn des Satzes bedeutungsvollsten Worte, die weniger wichtigen meist nahezu wie Enclitica nachschleppen. Auch die Haupticten selbst werden durch specielle syntaktische und rhetorische Rücksichten oft in den Dienst bestimmter Antithesen oder anderer Figuren gestellt und so der Ordnung entfremdet werden, die sie selbständig einnehmen würden. Besonders in zusammengesetzten syntaktischen Gebilden werden mancherlei Rücksichten die natürliche Anordnung kreuzen. Wir beschränken uns deshalb hier auf den einfachen Satz, der für die ältere Zeit ja auch in der Dichtung nahezu ausschliesslich herrscht. („Die ältesten deutschen Minnelieder kennen beinahe keine andere Satzfügung als die einfache Parataxe“ Burdach Reinmar und Walther S. 55).

Im einfachen Satz wird unter den betonten Worten also in der Regel das meistbetonte am Schluss stehen, und dies ist auch thatsächlich der Fall. So wenig aber die absteigende Betonung im Wort sich in der Weise regulirt, dass von der Stammsilbe zur Schlusssilbe der Ton ununterbrochen abnähme — wozu bei mehrsilbigen Worten Länge aller Silben bis auf die letzte erforderlich wäre, die anceps

bliebe — so wenig steigt der Ton vom ersten bis zum letzten Wort in die Höhe. Wir werden vielmehr erwarten dürfen, dass dasselbe Princip vom Vergleich nicht der Zahl der Accente, sondern ihres Gewichts, von der Gleichheit also des Taktwerts der einzelnen Gruppen auch hier das rhythmische Bedürfnis befriedigen helfe.

Zwei Glieder hat auch der einfachste Satz: Subject und Prädikat. Das Subjekt steht dem Prädikat im Allgemeinen voran. Treten nun aber noch andere Wörter diesen unentbehrlichsten hinzu — wo sind sie unterzubringen? Die häufigsten Vermehrungen des einfachen Satzes sind Artikel und Copula, beide tonlos; diese werden proclitisch vor Subject und Prädicat gestellt. „Er siegt" wird erweitert: „der Feind hat gesiegt". Damit ist nun die Kontinuität der Tonverstärkung unterbrochen, denn „hat" ist erheblich geringer betont als „Feind": aus ⟍ ⟋ (oder, wenn man die Zeichen wie bei der Silbenvergleichung nicht auf Länge bezieht, sondern auf den Ton ᴗ –) wird – ˋ – ˊ (ᴗ – ᴗ –́) Um den aufsteigenden Rhythmus zu erkennen, muss man also die Gruppen vergleichen oder, wie schon gesagt, die Haupticten. Indess nimmt man die Gruppen so wie sie sich zunächst darbieten, so wären beide im Taktwert nicht unerheblich verschieden, um so viel nämlich, wie der Ton des höchstbetonten Worts den des Nebentonwortes an Stärke übertrifft. Auch hier zöge also eine äusserliche Gleichheit eine innerliche Ungleichheit nach sich: die Stimme verweilt länger auf dem starkbetonten Schlusswort und macht so den Abschnitt von dem ersten Arsengipfel zum zweiten länger als der vom Beginn des Satzes zum ersten Arsengipfel ist. Wir werden, da wir hier ja immer nur annähernd rechnen können, den Unterschied dem kleinsten der aus den drei Tonklassen abzuleitenden Taktwerte gleichsetzen müssen; denn nehmen wir als Mass den Wert eines unbetonten Worts, den eines Nebentonworts als 2, eines Haupttonwortes als 3, so werden wir dem Verhältnis jedenfalls näher kommen als mit jedem grössere Differenzen setzenden Zahlenverhältnis. Somit wäre der Taktwert beider Gruppen auszugleichen, indem man der

zweiten das tonlose Wort nimmt; das erste tonlose Wort muss dann aber seinerzeit der ersten Gruppe entzogen werden. Teilen wir nun ab: „Feind hat | gesiegt“ ̀ ́ (— ◡ | —́) oder auch, mit rhythmisch gleichgiltigem Auftakt (den so zu behandeln der Bau der Sprachen selbst berechtigt: W. v. Humboldt Verschiedenheit d. menschlichen Sprachbaus her. v. A. F. Pott S. 139), „der ‖ Feind hat | gesiegt“, so werden wir annähernd gleiche Gruppen haben: jede hat 3 Moren, dem Taktwert im Satze nach, wie das „Wellental“ des einzelnen Worts 3 Moren nach dem Taktwert der Silben hat. Da aber das längere Verweilen der Stimme auf dem Hochtonwort immerhin nur ein Nebenmoment des Hochtons ist, so bleibt das Prinzip der aufsteigenden Betonung im Satze von der Gleichheit der Gruppen so unberührt wie das der absteigenden Betonung im Worte von der der dortigen Arsenabstände. Dürfen wir wie allgemein üblich den Ausdruck „trochäisch“, der trotzdem er nicht genau zutrifft sich als bequem empfiehlt, für das Verhältnis von Hebung und Senkung anwenden so müssten wir danach sagen: der einfache Satz in seiner normalen Gestalt stellt sich dar als eine katalektische trochäische Dipodie, deren zweiter Fuss durch den Ton seiner Arsis über den ersten Fuss mit weniger erhobener Arsis emporsteigt.

Sievers hat in seinen lehrreichen Bemerkungen über den Wort- und Satzaccent [Grundzüge der Phonetik[3] § 32 f.] von dem Wort als Einheit ganz abgesehen (während wir hier ein gewisses Absetzen am Wortschluss voraussetzen vgl. S. 22).[1] Aber auch bei seiner Zerlegung des Satzes in „phonetische Elemente“ [a. a. O. S. 206] kommt er zu ganz ähnlichen Ergebnissen: „Die phonetischen Teile des Satzes“, sagt er, „sind hier Gruppen von Silben, deren Anfang jedesmal durch eine 'betonte' d. h. hier stärker gesprochene Silbe

[1] „In der Rede ist ein flüchtiges, nur dem geübten Ohre merkbares, Innehalten der Stimme am Ende der Wörter, um die Elemente des Gedanken kenntlich zu machen, natürlich“. W. v. Humboldt Verschiedenheit d. Sprachenbaus, her. von Pott S. 148.

markirt wird". Wenn nun nach der gewiss richtigen Ansicht Pauls [bei O. Hoffmann Reimformeln im Westgermanischen S. 9] diese Teile nach Gleichheit in ihrer Dauer zu streben scheinen, so liegt am nächsten, dass diese „Sprechtakte" die einfachste Form gleichmässiger Silbengruppen mit absteigendem Ton erhalten, und das ist eben die der trochäischen Dipodie. Eben diese ist es denn auch, welche sorgfältige Beobachter als typisches Schema der häufigsten Formeln d. h. fest gewordenen Satzteile erkannt haben [O. Hoffmann a. a. O. S. 13 für ags., Joseph QF 54, 44 für mhd. Formeln]. Und zwar überwiegt auch hier das katalektische Schema. —

Es versteht sich von selbst, dass eine genaue Durchführung solcher Gleichmässigkeit überhaupt nur selten erstrebt, noch seltener erreicht wird. Noch schwieriger wird dies bei verwickelten Satzformen. Dazu wird ein derartiges Bestreben durch den irregulär gesetzten Redeton gehemmt; ja einzelne Satzarten haben eine völlig abweichende „Satzmelodie", besonders Frage und Aufforderung (vgl. z. B. Behaghel Die deutsche Sprache S. 145). Und weiter wird die Gleichmässigkeit durch euphonische Rücksichten und nicht zum wenigsten durch allerlei Gewohnheiten (stehende Wortfolge u. dgl.) mannichfach gekreuzt. Aber ich glaube doch, dies Grundschema fast überall herauszuhören: der Satz wird in Gruppen von etwa gleichem Taktwert (mit nicht gerechnetem Auftakt, der zur Unterbringung besonders der zahllosen Formwörter dient) eingeteilt und wie diese das höher betonte Wort schliesst, steht wieder am Ende des ganzen Satzes das höchst betonte Wort, doch öfters mit tonlosem Nachschlag.

Als ungefähre Beispiele der Art, wie sich dies Schema in der wirklichen Sprache abbildet, setze ich ein paar willkürlich herausgegriffene Prosastücke her:

Wessobrunner Glaube und Beichte I (Die Schriften Notkers und seiner Schule her. v. P. Piper III 389):

Ih intsago mih demo tiufeli
∪ | ⏊̀ ∪ ∪ ⏊́ |

unde allen sînen werchen

∪ | –̀ ∪ –́ ||

........ (wie eben)

unde fergiho dir, trohtin got almahtiger,

∪ | –́ ∪ || –̀ ∪ –́

scalclichero gehorsami

∪ –́.

(Zieht man den eingeschobenen Vocativ heraus, so erhält man:

unde fergiho dir scalclichero gehorsami

∪ | –̀ ∪ ∪ –́)

nah diu so du mih geuuerdest geuisen

∪ –̀ ∪ –́ ∪ || –̀ –́

durh dina almahtigun gnada

∪ ∪ | –̀ –́

Physiologus MSD LXXXII:

Hier begin ih einna reda umbe diu tier,

∪ || –̀ ∪ ∪ –́ || ∪ ∪ –́,

uuaz siu gêslîho bezêhinen.

–̀ ∪ –́ || ́ ́.

Leo bezêhinet unserin trohtin turih sine sterihchi,

–́ ∪ ∪ –̀ || ́ . ∪ –́ ||

unde bedio uuiret er ofto an hêligero gescrifte genamit

∪ ∪ | ̀ ∪ –́ || ∪ ∪ | ́ ̀ ||.

Tannan sagita Jâcob

–̀ ∪ –́ ||

to er namæta sînen sun Jûdam

∪ ∪ –̀ ∪ ∪ –́ ||

Berthold von Regensburg her. v. Fr. Pfeiffer Wien 1862 I 1, 4 f.

Diu oberste wisheit,

∪ | –́ –̀

die diu werlt ie gewan oder iemer me gewinnen kan,

∪ ∪ | –̀ ∪ –́ ∪ | –̀ ∪ –́ ∪

daz ist diu wîsheit,

∪ ∪ | ́ –̀

dâ mite man die sêle behüetet vor houbetsünden,

∪ –́ ∪ ∪ –́ || –̀ ∪ –

der hât sie behalten vor dem tiuvel unde vor sînen listen,<br>
–̀ ⏑ –́ || ⏑ ⏑ | –́ ⏑ ⏑ ⏑ –̀<br>
wan die tiuvel hânt sô vil grôser liste,<br>
⏑ ⏑ –́ ⏑ | –́ ⏑ ⏑ –̀<br>
daz er gar sælig ist der sich vor ir listen gehüeten kan...<br>
⏑ –́ ⏑ –̀ ⏑ || –̀ ⏑ || ⏑ ⏑ | –́ –̀ ⏑

M. Luther, Vorrede auf den Psalter 1531 [Martin Luther als deutscher Klassiker. Frankfurt a. M. 1871. I S. 66]:

Es haben viel heiliger Väter den Psalter<br>
⏑ | –̀ ⏑ –́ ⏑ || ⏑ –́ ||<br>
sonderlich vor andern Büchern der Schrift gelobet und geliebet.<br>
–́ ⏑ ⏑ –̀ ⏑ ⏑ || –̀ ⏑ –́.<br>
Und zwar lobt das Werk seinen Meister selbst genug;<br>
⏑ ⏑ | –̀ ⏑ –́ || ⏑ –̀ –́ ⏑<br>
doch müssen wir unser Lob und Dank<br>
⏑ ⏑ –́ || ⏑ –̀ ⏑ ´<br>
auch daran beweisen.<br>
⏑ ⏑ –́

Diese Schematisirung, die durchweg dem natürlichen Tonfall der Rede folgt, zeigt uns überwiegend den Typus –̀ ⏑ –́ mit seinen Abweichungen, wie sie, wenn man der metrischen Termini sich bedienen darf, mehrsilbiger Auftakt und mehrsilbige Senkung bewirken; ebenso fehlt auch öfters die Senkung, was dann, wie mehrsilbige Senkung auch, die Glieder der Dipodie ungleich macht. Minimal ist dagegen der Zuwachs den in einem mehrere Dipodien vereinigenden Satze der letzten Arsis, dem eigentlichen Haupt-Satzwort, zum Unterschiede von den vorhergehenden Haupticten zuwächst. Dennoch schien mir selbst auf diese kaum hörbare Verstärkung Rücksicht genommen zu sein: selten schien in solchen Fällen der erste Fuss der Dipodie über die Länge von 3 (oft nur 2) Moren hinauszugehn. So ist dann also innerhalb der Dipodie der Arsenabstand um ein Geringes ungleich gemacht, aber dadurch der Abstand der Haupticten des Gesammtsatzes gleichmässiger gestaltet. — Doch versteht es sich von selbst, dass meine Beobachtungen zu einem Urteil hierüber in keiner Weise ausreichen. Dass aber der Typus der trochäischen katalektischen Dipodie mit Erhöhung

der Stimme auf dem letzten Arsengipfel (wodurch der scheinbar katalektische Vers beim Sinken der Stimme denn thatsächlich akatalektisch wird) nicht nur selbst am häufigsten erscheint, sondern auch für alle andern vorkommenden Gestalten die wahrscheinlichste Ableitung ergibt, werden, wie ich glaube, so wie die hier gegebenen auch die meisten andern Stichproben erweisen. Und da ein stark betontes Wort nicht gut mehr als zwei tonlose beherrschen kann (vgl. Becker a. a. O. I 70), wie im deutschen (oder griechischen) Wort eine accentuirte Silbe nicht gut mehr als zwei unbetonte, so ist bei einmal anerkanntem Princip der aufsteigenden Betonung diese Gestalt auch die nächstliegende und natürlichste.

Will man nun aber etwa alle derartigen Versuche als künstlich abweisen, weil die Sprache ausserhalb der Poesie auf rhythmische Gliederung überhaupt keine Rücksicht nehme, so kann diese an sich höchst unwahrscheinliche Meinung (vgl. z. B. Becker I 69) am besten der uns genauer bekannte und so viel mehr geläufige Satzbau der nhd. Sprache widerlegen. Doch ist von vornherein zu bemerken, dass hier die Wägung der Wortgruppen eine andere ist. Wie nämlich unsere Poesie die feinere Abmessung der Arsenabstände, die unsere mhd. Dichtung so wohlklingend macht, aufgegeben und regelmässigen Wechsel von Hebung und Senkung durchgeführt hat (über Ausnahmen s. Rieger a. a. O. 302), so hat auch die Prosa den Wechsel der betonten und unbetonten Worte zu einem continuirlichen gemacht. Es leuchtet ein, wie schon diese Analogie für die Richtigkeit unserer Auffassung sprechen würde. Dieser Tendenz aber scheinen — so mächtig und unleugbar ist sie — selbst allgemeine syntaktische Veränderungen zu dienen. Konnte man früher sagen: „der vater guot", so stiessen zwei betonte Worte zusammen; „der gute Vater" ist ein accentuirendes Wort von zweiwortigem Auftakt eingeleitet. Noch deutlicher wenn die Volkssprache noch jetzt das Attribut des Individuums (wie Becker sich vielleicht etwas zu philosophisch ausdrückt, a. a. O. II 451) mit untergeordnetem Ton vor das Beziehungswort stellt, die Schriftsprache es

dagegen mit dem Hauptton nachstellt „des baren worde“ ist ganz ein Satzkolon der alten Art: ∪ | ⊥ ⊥ ||, dagegen „die Worte des Bären“ hat regelmässiges Auf- und Absteigen der Stimme: ∪ | ⊥ ∪ ⊥. In diesem Fall, wie man sieht, kommt das der Gleichheit der Arsenabstände zu gut; in der Regel aber wird dabei nur eine äuserliche und gröbere Gleichheit mit einer inneren und feineren vertauscht. Man hat eben für die nicht ganz stark hervortretenden Tonunterschiede das Ohr nicht mehr, und so kommt es, dass selbst in Liedern eine vom Dichter sorgfältig beabsichtigte Wirkung durch Ausfüllen der Senkung verderben wird. Im sog. Daktylus haben wir das z. B. in dem Refrain des Heinischen Lieds: *Du hast Diamanten und Perlen.* Es heisst dort: *Mein Liebchen was willst du mehr* (ein Refrain, den Heine wohl der Goethe'schen Übersetzung des italienischen *Dormi que vuoi più* nachgebildet hat, welche seinerseits Georg Herwegh parodirte). Gesungen und gar citirt wird aber fast stets: *Mein Liebchen, was willst du noch mehr*, was stilistisch wie euphonisch jenem Vers mit dem lang hingezogenen „willst“ nachsteht.

Um nun zu zeigen, wie nhd. jene mehr äusserliche Gleichheit der Teile bewerkstelligt wird, nehmen wir irgend einen einfachen Aussagesatz und legen den Ton auf dessen verschiedene Worte. Dies kann selbstverständlich ohne Veränderung seines Gefüges geschehen. In der Sprache des gewöhnlichen Lebens und noch viel mehr natürlich in der Prosa der Schriftsprache aber wird fast stets der Satz darnach umgemodelt, um mit der Betonung des gewünschten Worts einen leicht sprechbaren und gut klingenden Rhythmus des Satzes zu vereinen.

Wir nehmen den einfachen Satz „der Feind hat gesiegt“. Natürliche Betonung ist ∪ | ⊥ ∪ ⊥. Soll verächtlich der Artikel (dann als schwaches Demonstrativpronomen) betont werden, so wird der Satz bleiben; nur werden wir wahrscheinlich (nach dem Gesetz des aufsteigenden Satzanfangs) dem nun hochtonigen Wort noch ein tonloses vorausschicken: und dér Feind hat gesiegt!“ ∪ | ⊥ ∪ ∪ ⊥. Der rhetorische Accent hebt hier, wie gewöhnlich, die erste Satzhebung über

die zweite hinaus, weil diese ungewohnte Bewegung doppelt ins Ohr fällt.

Der Ton unseres Satzes soll nun auf dem Hilfsverbum liegen. 'Der Feind hát gesiegt' wird man schwerlich sagen; vielmehr 'der Feind hát ja gesiegt' 'hát nun einmal gesiegt'. Also statt ◡ | ⏊ ⏊ ◡ sagen wir ◡ | ⏊ ⏊ ◡ ‖ ⏊. Wir erreichen dadurch zweierlei: es stehen nicht mehr zwei Tonwörter nebeneinander, und das Verb, zur Tonlosigkeit zu schwer, wird aus der Dipodie herausgedrängt, um selbst einen Ton erhalten zu können. Die rhythmische Absicht der inhaltlich wenig bedeutenden Zusätze ist nicht zu verkennen.

Um das Verb hervorzuheben, wäre das einfachste Inversion mit Redeton: 'Gesiégt hat der Feind.' Aber kein Mensch spricht so. Höchstens in einer Gegenüberstellung — mit schwebender Ausgleichung der Haupticten — wäre das erträglich: 'Gesiégt ‖ hat der Feind, verlóren ‖ haben wir.' Denn eine so stark absteigende Betonung, welche die schon durch den Redeton gehobene erste Arsis noch durch zwei Senkungen von der eigentlich tonberechtigten Arsis trennt, widerspricht unserm rhythmischen Gefühl; mindestens setzen wir dann die tonlosen Worte als Auftakt zu der zweiten Satzhebung. Viel gewöhnlicher indess ist die Stellung: 'Der Feind hat wirklich gesíegt.' 'Der Feind hat gesiégt,' als normale Betonung, würde das Prädikat nicht stark genug ins Ohr fallen lassen. Wenn wir nun aber ein Wort einschieben, woran liegt es, dass dies uns die Hervorhebung deutlicher macht? Nicht etwa an der Bedeutung des Worts; man setze die allerschwächsten: 'Der Feind hat ja gesiégt' 'hat nun gesiégt' 'hat gewissermassen' 'hat eigentlich', 'hat fast gesiégt.' Jedes dieser Worte, gänzlich tonlos und für den Satz fast bedeutungslos, macht uns die starke Accentuirung des Prädikats leichter. Statt ◡ | ⏊ ◡ ⏊ ‖ sagen wir ◡ | ⏊ ◡ ◡ ⏊. Man wird beim Sprechen leicht bemerken, dass das zweite tonlose Wort nicht mehr Senkung zu der ersten Hebung ist, sondern proklitisch zu der zweiten gehört. Ob wir das lange 'gewissermassen' oder das kurze 'fast' nehmen — immer werden wir davor eine kleine Pause machen. Dasselbe, um

das hier nur nebenbei zu bemerken, mag bei der auf den ersten Blick doppelten Senkung im Satz öfters der Fall sein.

Dass nun aber ein proclitisch gebrauchtes Wort das ihm folgende Wort stärkt, beruht meiner Ansicht nach auf der noch wenig beachteten Erscheinung der Accentübertragung. Ob sie ahd. mhd. schon vorhanden war, wie ich glaube, darüber habe ich noch kein Urteil; nhd. scheint sie mir sicher. Als Regel könnte man sie vielleicht so formuliren: Kein Wort, das in der gewöhnlichen Sprache einen Ton besitzt, kann denselben verlieren; wohl aber kann es ihn zur Verstärkung auf ein unmittelbar daneben stehendes Wort übertragen. Gewissermassen also, si licet exemplis in parvis grandibus uti, ein 'Gesetz der Erhaltung der Kraft' für den Wortton.

Am deutlichsten scheint es mir bei den mit Präpositionen verschmolzenen Artikelformen. 'Am' 'beim' 'vom' 'zum' bringen mit Notwendigkeit einen starken Accent auf das von ihnen regierte Nomen. 'Vom guten Vater' wird man bei unbefangenem Vortrag betonen ⏑ ⊥́ ´; man wird dagegen 'von guten Vätern' lesen ⏑ ⏑ ⊥́. Es liesse sich das wohl auch aus der Schriftsprache nachweisen, obwohl viel dagegen gefehlt wird. Grisebach sagt z. B. einmal 'An Humor fehlt es eben beim gúten Chamisso'. Dadurch lenkt er die Aufmerksamkeit jedes unbefangen Dahinlesenden auf die Herzensgüte des französisch-deutschen Dichters in ganz anderer Weise als er will; er meint 'bei dem guten Chámisso'. Das unterdrückte 'dem' giebt seinen Ton an das folgende Wort ab. — Ebenso in andern Fällen. Für mein Ohr mindestens klingt in dem Satz, 'Hat er da gekämpft?' das Prädicat erheblich stärker betont als in dem: 'Hat er schon gekämpft?' 'Schon' hat hier noch einen Tonrest: es gehört als Senkung zur ersten Arsis, denn wir machen beim Sprechen nach 'schon' eine kleine Pause; 'da' ist proklitisch, fast, wie das ge-, Präfix zum Verb. Doch kann man hier allerdings beim Sprechen auch abteilen 'Hat er da ge-‖kämpft' und der Nachdruck erklärte sich dann durch die grosse Zahl der Senkungen — aber auch so durch Tonzuwachs aus unterdrückten Accenten.

Ich verzichte darauf, hier unsern Satz auch noch durch

die Frageform u. s. w. durchzuführen. Das Vorstehende genügt wohl zum Beweis der rhythmischen Gliederung auch unserer Alltagssprache. Und es genügt wohl auch, um das Grundschema dieses Rhythmus festzustellen. Dies beruht, wie wir sehen, auf zweiteiligen Gliedern, die (in der älteren Zeit dem Taktwerte nach, in der jüngeren der Silbenzahl nach), möglichst gleich sind und von denen das zweite höher betont ist. Jedem derartigen Kolon kann ein besonders frei behandelter Auftakt vorhergehen. Ein hochtoniges Wort beherrscht nicht mehr als ein (ihm vorangehendes) nebentoniges, ein nebentoniges nicht mehr als zwei (ihm folgende) tonlose Wörter. Als Mittel, den Taktwert des mit dem niedern Arsengipfel beginnenden Fusses der Dipodie dem der zweiten anzunähern, sind die Senkungen in Gebrauch; als Mittel, einen höheren Arsengipfel ganz besonders stark hervortreten zu lassen, wird die Accentübertragung von proclitisch verwandten Wörtern zu Hilfe genommen.

Besteht nun, wie wir glauben annehmen zu dürfen, hierin das Wesen des rhythmischen Baus der deutschen Prosa, so werden wir vermuten dürfen, dass dieselben Gesetze in nur verfeinerter und verschärfter Form die Poesie erfüllen. Freilich wird seit Herder oft behauptet, die Poesie sei älter als die Prosa. Aber das gilt doch nur in der Bedeutung, in der Schmeller mit seinem stets gesunden Blick und immer treffenden Ausdruck sich ausgesprochen hat: „In diesem Sinn (der naiveren Sprache) hat es überall früher Poesie als das gegeben, was wir, abgesehen von äusserer Form, Prosa nennen“ [Versbau in d. allit. Poesie S. 208]. Abgesehen also von der äusseren Form, denn in dieser Hinsicht ist die Poesie bloss normalisirte Prosa. Sie verhält sich zu dieser, wie der Klang zum Geräusch; und dass ihre wohlthuende Gesetzmässigkeit da, wo die Prosa vom Zufall abhängt, jünger sein muss mindestens als die Alltagssprache, in der von selbst hin und wieder Stücke sich einfinden, die Vorbilder durchgeführter Rhythmen werden — dass die Poesie in dieser Hinsicht nachglättet, was die Sprache selbst entworfen hat, das dürfte schwerlich zu bezweifeln sein.

In der Tat, wenn ganz derselbe Typus der Accentverteilung, den wir im Wort fanden, auch für den Satz gilt, einzig mit dem Unterschied, dass der höchste Accent dort am Anfang liegt, hier am Ende, so kann eine regelmässige Rhythmik eine andere Basis als diese ihr von der Sprache gegebene nicht haben. Die Tonverhältnisse des Worts sind der gegebene feste Stoff [Schleicher Deutsche Sprache S. 319]; sie sind bezeichnet durch die Regel der gleichen Arsenabstände: –́ –̀ bez. –́ ⏑ ⏑̀. Dasselbe Bild kehrt daher in den grösseren Sprachgliedern, im Satz wieder als Rededipodie mit facultativem Vor- und Nachschlag: –̀ ⏑ –́ bez. ⏑ | –̀ ⏑ –́ | ⏑. Die häufigste Form aber in der geregelten Sprache schien die der katalektischen trochäischen Dipodie, d. h. um den Satz-Hochton voll ausklingen zu lassen, verzichtet man auf den Nachschlag. Also sieht das normale Satzbild mit aufsteigendem Satzanfang so aus: (⏑) –̀ (⏑) –́. Und das ist nun ohne Weiteres die Masseinheit des altgermanischen Verses (vgl. Westphal Nhd. Metrik S. XXIV).

Das heisst also: *wir erhalten als metrische Einheit des deutschen Rhythmus, als Schlüssel des deutschen Vers- und Strophenbaus die trochäische Dipodie.*

Dies Resultat, zu welchem ich auf dem Wege der oben dargelegten Schlussfolgerungen gelangt war, stimmt nun völlig zu den schönen und wahrhaft befreienden Entdeckungen Sievers' über die Metrik der Alliterationspoesie [zusammengefasst im Märzprogramm der Univ. Tübingen. S.-Abdr. Halle 85]. Ich las diese Untersuchungen erst nach Abschluss meiner Arbeit, nicht ohne die geheime Furcht, Alles umgestürzt zu sehen, was ich für mich aufgebaut hatte. Um so grösser war meine Freude, in den Grundtypen der rhythmischen Formen für die eddische Kurzzeile [a. a. O. S. 8] Variationen der trochäischen Dipodie wiederzufinden. Unser Typus (⏑) –̀ (⏑) –́ ist Sievers' Typus B. Auftakt und Nachschlag scheinen sich nun auszuweichen und sich gegenseitig zu ersetzen: fehlt der Auftakt, so steht mit Nachschlag –̀ (⏑) –́ ⏑, Typus A bei Sievers; stehen aber

beide, so tritt an die Stelle der vermittelnden Senkung eine schärfere Trennung durch „Arsen-Hiatus“, wenn man so sagen dürfte: ∪ ⊥ ύ ∪, Typus C bei Sievers. Fehlen beide, so steht die trochäische katalektische Dipodie nur scheinbar allein; in Wirklichkeit tritt entweder Vorschlag (Typus D) oder Nachschlag (Typus E), um je eine More verstärkt, an die Dipodie.

Die weitere Entwicklung des Alliterationsverses haben wir natürlich hier nicht zu verfolgen, ebensowenig die Frage zu erörtern, ob dieser altgermanische Urvers wirklich schon ein Erbteil aus der Zeit der Sprachgemeinschaft ist (vgl. Westphals schöne Forschungen auf dem Gebiet der vergleichenden Metrik, Kuhns Ztschr. f. vgl. Sprachforschg. IX 437 f.) oder ob er sich aus den gemeinsamen idg. Accentverhältnissen überall unabhängig ausbilden musste. War wirklich schon idg. ein Vers von dem Schema . . . . | . — ∪ — überliefert, d. h. ein achtsilbiger Vers mit geregeltem Ausgang, so musste die Regelung dieses Ausgangs doch nach den verschiedenen Betonungsprincipien der einzelnen Sprachen verschieden sein. Bei Indern und Griechen siegt nach längerem Schwanken das quantitirende Princip [a. a. O. 443 vgl. Griech. Metrik II 4 f. 19 f.], bei den Germanen das accentuirende [Theorie der nhd. Metrik XVIII f.]. Jenes lässt das Wort gegen den Satz zurücktreten — seine Wertverminderung geht so weit, dass der Versbau die Worteinheit zerreissen darf, die den Germanen unantastbar ist. Dieses legt auf das Wort das Hauptgewicht und zerstört durch das germanische Accentgesetz die Harmonie des Satzes, welcher bei den Griechen z. B. die Umwandlung des Acutus in den Gravis dient. Dem entsprechend entwickelt die germ. Poesie folgerichtig den Stabreimvers; dieser ordnet sich den Principien der absteigenden Wortbetonung unter, der Endreimvers dagegen denen der aufsteigenden Satzbetonung.

Als nun aber der Reim eingeführt oder, richtiger gesagt, als Bindemittel der Verse durchgeführt werden sollte, entstanden Schwierigkeiten. Jetzt ist starke Betonung gerade der letzten Silbe des Schlussworts unentbehrlich und so fällt ein scharfer Accent oft auf eine eigentlich tonlose Silbe

(vgl. Lachmann Kl. Schriften I 262). Dies ist z. B. Hildebr. 15 unzweifelhaft der Fall: *dat sagêtun mî ûserê liuti.* Statt *liuti* wird man betonen müssen *liutí*. Aber wenn dies auch eine Verzerrung des Wortbildes war, so ward man doch mit dem höheren Hochton des letzten Wortes dem Satzton dafür mehr gerecht, als beim Bau des Stabreimverses. Man kehrte eben zu dem ursprünglichsten Rhythmus zurück und deshalb konnten Reste der ältesten Form, die durch alle Entartung der Skaldenmetrik gedauert haben mögen, Einfluss gewinnen, als eine Neuordnung der Rhythmik nötig wurde. Bei Otfrid sind solche Reste des alten vierhebigen (und zweistäbigen) Alliterationsverses allerdings ausser dem bekannten Vers 18, 9 nicht nachweisbar. Aber Otfrid hat überhaupt wenig formelhafte Verse; ihm hilft dafür über die Versnot der schrankenlose Gebrauch von Flickwörtern besonders im Reim [Rechenberg Otfrids Evangelienbuch S. 179; doch vgl. Erdmann in seiner Ausgabe S. LXXII]. Aber Ludwigslied 48 finden wir z. B. als ersten Halbvers *Sang uuas gisungan* und im Beowulf (her. von Zupitza) V. 1160 als zweiten Halbvers *Leód wäs âsungen,* gewiss formelhaft. So rettet eine Formel in das Reimgedicht hinein einen Stabreimvers von Sievers' Typus A: ◡́ × | ⊥́ × mit Auflösung der ersten Senkung. — Jedenfalls aber könnte bei jener Grundform der Alliterationsvers unsere Behauptung nur bestätigen, das Schema des Otfridischen Verses sei das der deutschen Sprache am meisten gemässe.

Damit ist aber zugleich für eine ursprüngliche Cäsur des vierhebig stumpfen Verses eine Wahrscheinlichkeit mehr gewonnen. Die beiden Stäbe des alliterirenden ersten Halbverses können nur aus einer halbirenden Cäsur desselben erklärt werden. Von vornherein also zerspalten die beiden Accente den altgermanischen Viersilbler in zwei Hälften, so dass bei dreistäbigem Reim der erste Halbvers in sich das Verspaar abbildet. Die beiden tontragenden Worte teilen den Vers in gleichen Teilen unter sich und der tonlose Nachschlag bleibt ausser Berechnung — gerade wie bei den Rededipodien. Und dass diese Teilung des Stabreimverses

auf den Endreimvers wirkte, werden wir als thatsächlich zu erhärten versuchen.

Auf die Theorie der Cäsur (vgl. z. B. du Méril Essai philosophique sur la versification 146 f.) habe ich hier nicht einzugehen. Das Wichtigste scheint mir Folgendes. Die Cäsur ist allerdings nur ein einzelner von mehreren Reihenschlüssen (vgl. Luciani Muelleri De re metrica l. VIII S. 177). Aber sie ist dennoch von den übrigen Schlüssen rhythmischer Reihen ebenso gut verschieden wie von jedem Abschnitt des Sinns, dadurch nämlich, dass sie beide Eigenschaften vereinigt, wie sonst nur der Versschluss. Sie ist also derjenige Absatz, welchen die ungezwungene Accentuation des Verses, dem Sinn so gut wie dem Rhythmus gerecht werdend, am nachdrücklichsten und als unentbehrlich hervortreten lässt. Welcher das aber ist, wird in jeder Metrik von deren Grundprincipien abhängen. So wird die antike Metrik, weil wesentlich musikalisch, die Cäsur so einrichten, dass vor allem auf ein wohlklingendes Verhältnis der Teilverse gesehen wird [Luc. Mueller a. a. O. 180]; dagegen in der deutschen Metrik, die im letzten Grunde auf dem Princip der logischen Betonung beruht, wird dies auch die Hervorhebung der wichtigsten Stelle innerhalb des Verses regeln [du Méril a. a. O. 156]. Als Normalform des deutschen Verses fanden wir nun das Schema _́ ∪ _ ∪ | _́ ∪ _̋. Es ergibt sich daraus von selbst ein Abschnitt nach dem zweiten Takt. Denn das, was die Cäsur eigentlich bedeutsam macht, ist, dass die kleine Pause ganz von selbst dazu dient, dem folgenden Ansatz der Stimme eine Verstärkung zukommen zu lassen. So darf aber ohne Verzerrung nur eine accentuirte Silbe hervorgeohben werden und bei jenem Schema bleibt somit eigentlich überhaupt nur zwischen der zweiten und dritten Hebung die Wahl; die zweite aber ist nach dem absteigenden Gang der deutschen Sprache meist minder betont, und so wird die dritte gehoben. Wir finden nun auch thatsächlich im vierhebigen Vers fast durchweg den Abschnitt nach dem zweiten Taktschluss. Als Probe gebe ich hier den Anfang von Otfrids Widmung an Salomon von Konstanz:

**Si sálida || gi | múati ||| Sálomones || guati**
**ther bíscof ist nu || édiles ||| Kóstinzero || sédales;**
**Allo gúati gidúe, || thio sîn, ||| thio bíscofa thar || hábetin,**
**ther ínan zithiu || gi | ládota |||, in hoúbit sînaz || zuívalta!**
**Líkza ih therera || búachi ||| im sentu in || Suábo richi,**
**thaz ir irkíaset || ubarál |||, oba siu frúma wesan || scal.**

Ausser in 5b und 6b trifft die Cäsur hier ungezwungen die Mitte des Verses. Fast stets ist die Silbe nach der Cäsur von Otfrid durch Accent hervorgehoben; ausgenommen sind 3a, wo dafür die Interpunktion eintritt, und 6a und b Konsonantenconflicte auf der Cäsur: 1b s : g, 3b r : h (gestattet), 4b z : zw, 5b n : sw, 6b n : sc (ausserdem zwischen den Halbversen 2 s : k). Nicht auf der Cäsur: 2b n : z (gestattet, ausserdem im Innern eines Wortes), 4b t : s (gestattet) und l : t (im Wortinnern).

Hier stünde danach die Cäsur überall fest, nur 4b und 5b vielleicht ausgenommen. Auch dort wäre die halbirende Cäsur denkbar, da zw und sw wegen der halbvokalischen Natur des w bei Otfrid noch kaum als Doppelkonsonanz empfunden werden (n : s, n : z aber sind gestattet); scheint es doch zuweilen selbst als gälten sc sp st noch (wie beim Stabreim) für einfache Consonanten (z. B. III, XXII 4b *thia íh in hier nu || ságen scal*). Jedenfalls aber überwiegt die Cäsur nach der zweiten Senkung (1b 2a und b 3a und b 4b 5a 6a), beziehungsweihe nach der zweiten Hebung (1a 4a). Ohne Zweifel haben wir in diesem Aufbau, der die letzten beiden Hebungen enger zusammenbindet, einen Grund mehr für die Häufigkeit der stumpfen Doppelreime zu sehen. — Wir haben in diesem Beispiel auch gleich zwei Fälle des innern Auftakts: 1a *gi- muati* 4a *gi- ladota.* Gerade das Präfix *gi-* steht sehr häufig in dieser Form, so dass die Tonerhöhung durch die Cäsurpause erst der Stammsilbe erwächst und natürlich nicht der proklitischen Vorsilbe. Immerhin mildert diese gleichsam zwischen beiden Vershälften schwebende Silbe die Schärfe des Einschnitts und trotz der männlichen Cäsur machen diese Verse den Eindruck eines metrum connexum im antiken Sinne [Westphal Metrik der Griechen II 181], während die später sehr häufige

stumpfe Cäsur ohne folgenden Auftakt, wo also die Senkung auf der Cäsur fehlt, ein metrum asynartetum herstellt.

Dies Beispiel zeigt aber auch zugleich, dass bei Otfrid die halbirende Cäsur noch nicht ganz fest ist, wenn nämlich unsere Teilung richtig ist. Möglich wäre es ja, wie gezeigt, die Cäsur nach der zweiten Senkung hier völlig durchzuführen. Aber wir sind bei Otfrid nicht berechtigt, sie zu erzwingen. Denn während der altfrz. vierhebige Vers, wenn er die halbirende Cäsur überhaupt je hatte, sie mehr und mehr ablegt [Tobler a. a. O. 93—95], dringt sie umgekehrt im deutschen Versbau erst allmählich durch. Denn der frz. Satzton ist in noch viel höherem Grade als der deutsche ein aufsteigender (vgl. Lubarsch Abriss der frz. Verslehre S. 6) und er duldet eine Pause in seinem Anwachsen nicht gern, ehe sie die Atemökonomie durchaus fordert, während der ausgleichenden Neigung des Deutschen der sorgfältigere Ausbau der Teile entspricht. Man könnte gleichsam auch hier der centralisirenden Tendenz der Franzosen partikularistische Interessen der Deutschen gegenüberstellen. —

Wir können es hier nicht gut vermeiden, auf unsern heroischen Vers in seiner Behandlung auch ausserhalb der ältesten Lyrik etwas einzugehn, obwohl dies den Rahmen dieser Arbeit überschreitet. Aber die Entwicklung unseres grundlegenden Verstypus ist zu wichtig, als dass der Versuch, seine Weiterentwicklung kurz zu skizziren, nicht gestattet sein sollte.

Ich stellte zur Vergleichung die Cäsuren fest in folgenden Gedichstücken: MSD X und von Otfrid Ad Ludovicum, I 1, I 3, I 4, I 5 je die ersten 30 Verse. Die letzten Stücke vertreten die verschiedenen Epochen in Otfrids Dichten, wie Erdmann [in seiner Ausgabe §. 59, bes. S. LXV] sie unterscheidet: I 4 gehört zu seinen ersten Versuchen, I 5 zu den in allmählicher Ausarbeitung entstandenen und zwar zu den letzten darunter, I 3 zu den dann erst zur Abrundung aufgenommenen Stücken, Ad Ludovicum zu den Anhängen der Schlussredaction. I 1 reiht Erdmann nicht ein; das Gedicht von Christus und der Samariterin endlich war Otfrid wohl schon bekannt [MSD [2] 296]. Sehen wir also von Ot-

frid I 1 ab, so hätten wir die Folge MSD X — O I 4 — I 5 — I 3 — Ad. Lud.

In „Christus und die Samariterin" steht die Cäsur nach der ersten Hebung 6 mal (3a 6a 7a 16a 23b 26a), nach der ersten Senkung 24 mal, nach der zweiten Hebung 14 mal (1ab 4b 6b 10ab 13ab 16b 22a 24b 26a 29b 31a), nach der zweiten Senkung 10 mal (2a 3b 7b 8a 12a 14a 19a 22b 23b 27b), nach der dritten Hebung 3 mal (2b 15a 25b), nach der dritten Senkung 2 mal (18b 28b). Dreimal fehlt sie (17a 26b 30a). — Konsonantenconflicte von der Senkung auf die Hebung finden sich auf der Cäsur 21 mal, ausserhalb derselben zählte ich nur 13. Unzulässig sind davon z : k 7a, nt : w 8a, s : k 11b, st : s 12a, s : k 13a, und b, n : kw 14b, ns : th 16a, t : th 18a, t : d 19a und b, c : sc 28a, lt : f 28b, und in all diesen 13 Fällen tritt Cäsur ein. Dagegen bleiben drei Ausnahmen, wo die Cäsur nicht zwischen den zu trennenden Konsonanten steht: t : m 14a (*guot man*, gleichsam ein Compositum), n : pr 20a, st 27b. Auch die zweite Ausnahme liese sich wegschaffen, wenn man 20a Cäsur nach der zweiten Senkung und daneben überzähligen Auftakt annähme. Aber das ist doch bedenklich. Es bleiben also unter 3.62 Senkungen zwei wirkliche Ausnahmen, während die allgemeine Tendenz, Konsonanthäufungen möglichst durch Cäsur zu mildern, schon durch die absolut fast doppelt, relativ also viermal grössere Zahl von auch zulässigen Häufungen auf der Cäsur denen ausserhalb der Cäsur gegenüber ins hellste Licht gestellt wird. — In den beiden Fällen, wo auf der Hebung unzulässige Konsonantengruppen entstehen, tritt Cäsur ein: nt : f 2a, nt : k 31a.

Von Konsonantenzusammenstössen vom Auftakt aus notire ich z : f 1a, h : t 13a, t : s 16b, t : l 20b (sonst nicht gestattet, wie 13a auch), s : l 24a; von Hebung zu Hebung: st : s 19b. —

Otfrid I 1, 1—30 steht die Cäsur nach der ersten Hebung zweimal (3a 14b), nach der ersten Senkung 21 mal (1b 3b 4a 5b 6a 8a 12a 13ab 14a 17a 18ab 20b 22a 26ab 27a 29ab 30a), nach der zweiten Hebung 23 mal, nach der zweiten Senkung 10 mal (1a 2b 6b 11b 15b

16a 22b 24b 27b 30b), nach der dritten Hebung 1 mal (5a), nach der dritten Senkung nie; sie fehlt dreimal (4b 16b 25a). Konsonantenhäufung auf der Senkung 20 mal in der Cäsur, 14 mal auserhalb derselben. Unzulässige l : th 7a, nt : b 13b, nt : s 14a, t : th 18b, n : sl 19a, s : kl 20a, nt : s 27a, n : th 28a, nt : s 29b, st : sc 30a, alle diese 10 Fälle auf der Cäsur, dazu kommen auf der Cäsur zwei Fälle von auslautendem -t vor: 16a 26a. Drei unerlaubte Fälle ausserhalb der Cäsur: t : th 19b (wo aber die trennende Cäsur nicht unmöglich ist), nt : s 21b, z : k 28b. — Von Konsonantenconflict auf der Hebung merke ich den schweren Fall rn : r 28b an, von Hebung zu Hebung und natürlich mit Vocallaut innerhalb der Doppelkonsonanz zu denken, so dass dann Cäsur das n der Senkung von dem r der Hebung scheidet. (Die Umstellung korn sînaz reinot würde zugleich die Ausnahme von z : k auf der Senkung wegschaffen). —

Otfrid I 4, 1—30: Cäsur nach der ersten Hebung 8 mal (2a 6b 7b 10b 11a 14a 24b 30a), nach der ersten Senkung 17 mal (1ab 2b 4b 5b 9a 10a 15b 16ab 17b 19b 24a 26ab 29b 30b), nach der zweiten Hebung ebenfalls 17 mal (3a 5a 7a 8a 9b 12a 13b 15a 18a 19a 20ab 22b 23a 25b 28ab), nach der zweiten Senkung 13 mal (3b 4a 6a 11b 13a 14b 18b 21ab 22a 27ab 29a), nach der dritten Hebung oder Senkung nie. Die Cäsur fehlt fünfmal (8b 12b 17a 23b 25a). — Konsonantenhäufung auf der Senkung: 10 in Cäsur, 6 ausserhalb der Cäsur. Unzulässige: n : th 4a, t : f 6b, n : th 17b, n : sc 21b und 26b, t : th 28a, s : sc 30b, alle 7 mit Cäsur; zweimal ohne dieselbe: s : k 1a und rqu 23a, dies aber im Wortinnern. — Vom Auftakt aus: r : sc 12a, s : l 15a, s : f 21b. Unzulässige Häufungen auf der Hebung jedesmal mit Cäsur: ht : m 8a, oder von Hebung zu Hebung: lt : qu 29a, oder beides: nd : b 29b. —

Otfrid I 5, 1—30: Cäsur nach der ersten Hebung 4 mal (11b 15a 25b 30a), nach der ersten Senkung 24 mal, nach der zweiten Hebung 16 mal (1ab 7a 8a 11a 12ab 16a 17a 18a 19b 20b 25a 26a 28b 29a), nach der zweiten Senkung 10 mal (2b 3a 5b 6b 9b 14ab 19a 27a 30b), nach der dritten Hebung nie, nach der dritten Senkung

zweimal (13b 28a). Die Cäsur fehlt 4 mal (4b 17b 23b 26b). — Konsonantenzusammenstoss auf der Senkung 16 mal auf der Cäsur, 7 mal ausserhalb derselben. Unzulässige Häufungen: n : ch 8b, n : sc 13b, d : sc 21b, r : th 22a, lt : b 23a, n : j 24a, t : g 29a, ng : th 29b, alle 8 auf der Cäsur, d : z 15a ausserhalb derselben. Vom Auftakt: r : sc 1a, s : k 28b. Schwerer Konsonantenconflict von Hebung zu Hebung mit Cäsur rk : w 11b (leichter und zulässiger z. B. lt : th 22b, wie bistu 28b). —

Otfrid I 3, 1—30: Cäsur nach der ersten Hebung achtmal (5b 8b 11b 16b 18a 21a 29b 30a), nach der ersten Senkung 17 mal (1ab 2a 5a 9b 11a 12a 13b 15a 20b 22a 23a 24a 26b 27a 28a 29a), nah der zweiten Hebung 14 mal (6b 7b 8a 9a 12b 13a 14a 17a 19a 20a 21b 22b 23b 27b), nach der zweiten Senkung 13 mal (3a 4a 6a 7a 10ab 14b 16a 18b 19b 25b 26a 30b), nach der dritten Hebung einmal (17b), nach der dritten Senkung zweimal (3b 15b). Die Cäsur fehlt 5 mal (2b 4b 24b 25a 28b). — Konsonantenzusammenstösse auf der Senkung: 18 mal in der Cäsur, 11 mal ausserhalb derselben. Unzulässige: nt : b 1a, nt : f 1b, lt : qu 3b, m : th 5a, t : n 14b, nt 15a, ng : th 20b, nt : th 22a, r : th 28a, alle 9 Fälle auf der Cäsur; ausserhalb derselben nt : s 3a, n : k 11a, nt 16a. — Vom Auftakt: ns : z 2a, z : kr 8b, n : f 16b, t : th 18a. Unzulässige Häufung auf der Hebung: st : s 8b, mit Cäsur; ferner mehrmals im Innern eines Worts, so lt : m 2b, lt : f 6a von Hebung zu Hebung. —

Otfrid Ad Ludovicum 1—30: Cäsur nach der ersten Hebung 4 mal (10a 11b 21b 22a), nach der ersten Senkung 9 mal (3b 4a 6a 8b 10b 12a 15b 26a 28b), nach der zweiten Hebung 16 mal (1a 4b 5b 7a 9ab 12b 13b 14ab 16b 17a 21a 23a 28a 29a), nach der zweiten Senkung 21 mal, nach der dritten Hebung zweimal (6b 19a), nach der dritten Senkung 4 mal (19b 24ab 27d). Die Cäsur fehlt 6 mal (3a 11a 13b 14a 20b 23b). — Konsonantenzusammenstösse auf der Senkung: 16 mal auf der Cäsur, 18 mal ausserhalb derselben. Unzulässige: lt 4b, n : th 6b, b : z 9b, nt : s 12a, l : Fr 13a, s : br 15a, rd 21a, n : th

24a ng 27b — alle 9 auf der Cäsur, ng : sc 2b, st 13a s : kr 22b ausserhalb derselben. Vom Auftakt: r : sn 1a, s : w 1a, r : fr 3a, t : fr 6b, l : th 11b, t : g 23a, n : w 25a, n : r 27a, ng 27b, s : w 30a. — Auslautendes t der Senkung vor Cäsur 3b 4a. —

Diese Beispiele stellen das Vorhandensein einer Cäsur im vierhebig stumpfen Vers wohl sicher. Selten kann ein Zweifel herrschen über die Stelle, an der man bei ungezwungener Recitation einhält. Ich hatte dieselben in den sechs vorgeführten Stücken schon notirt, ehe ich die Regeln für den Konsonantenconflict im Verse gefunden hatte, und unter den 362 Halbversen waren nur 10—15, in denen ich danach die Cäsur versetzte. Bei vielleicht ebenso vielen mag auch noch eine andere Stellung möglich sein, hin und wieder auch eine, die die Regel verletzt, den Vorzug verdienen. Aber das scheint doch festzustehn: die natürliche Ruhepause im Verse wird gern benutzt, um alle Konsonantengruppen, die sich an der Senkung aufsammeln, zu zerstreuen (nur in der Widmung Ad Ludovicum ist der Konsonantenzusammenstoss ausserhalb der Senkung absolut häufiger als auf der Senkung, relativ aber auch hier seltener), und Konsonantengruppen, deren Aussprache den gleichmässigen Fluss der Rede hemmen könnten, werden fast stets dahin gestellt, wo so schon eine Pause eintritt. Unter den 60 Halbversen fanden wir durchschnittlich 2—3 Ausnahmen, die nicht zu vermeidenden im Innern des Worts ungerechnet. Ebenso fanden wir auch auf der Hebung die Cäsur zur Erleichterung schwieriger Gruppen benutzt, wo nicht der durch keine Senkung ausgefüllte Raum von Hebung zu Hebung zu deren Bewältigung Zeit lässt. Genauere Untersuchungen, die zugleich einen grösseren Raum umspannen und auf individuelle Abweichungen achten müssten, können über die Ausnahmen vielleicht auch noch Erklärung bringen und wenn meine Grundanschauung überhaupt berechtigt ist, so verdiente die Cäsur des epischen und zunächst des Otfridischen Verses wohl eine solche Durchforschung, die gelegentlich auch der Kritik brauchbare Handhaben liefern könnte. Hier genügt es wenn die Cäsur überhaupt erwiesen ist.

Unsere Proben zeigen freilich gleichzeitig, dass die Cäsur bei Otfrid noch keineswegs auf einer bestimmten Stelle ruht. Man müsste so gewaltsam vorgehn wie Jonckbloet [Over middennederlandschen epischen Versbouw S. 73] es tut, um überall die halbirende Pause durchzusetzen. Jonckbloet führt gleich als erstes Beispiel für dieselbe an:

*Das was die co | ninc tongemake,*

ohne das Zerreissen eines Worts irgend zu motiviren oder auch nur zu entschuldigen. Die natürliche Lesung ist hier offenbar

*Das was die coninc | tongemake,*

und das stimmt auch zu unsern Regeln. Die Ausnahmen, die er von der Cäsur nach der zweiten Senkung gestattet [a. a. O. 74—75] sind lediglich durch die Silbenzahl der betreffenden Worte bedingt (1⁰), oder führen in richtigerer Weise einzelne Fälle an, die alle auf Pause nach Interpunktion herauslaufen (2⁰—4⁰). Seine Erörterungen konnten daher die Cäsur des epischen Verses allerdings nicht völlig sichern, wie Behaghel [Eneide CXVIII Anm.] mit Recht bemerkt. Dass sie aber gar nicht zu weiteren Bemühungen in dieser Richtung angeregt haben, bleibt zu bedauern. —

Die Stellung der Cäsur in den Stücken MSD X—OI 4, 1—30 — I 5, 1—30 — I 3, 1—30. — Ad Ludovicum bewegt sich nach dem oben Beigebrachten wie folgt:

| | | MSD X | O 1,4 | O 1,5 | O 1,3 | Ad Lud. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| ohne Cäsur | | 3 | 5 | 4 | 5 | 4 |
| Cäsur | | | | | | |
| nach der | I. Hebung | 6 | 8 | 4 | 8 | 4 |
| | I. Senkung | 24 | 17 | 24 | 16 | 9 |
| | II. Hebung | 14 | 17 | 17 | 14 | 16 |
| | II. Senkung | 10 | 13 | 10 | 13 | 21 |
| | III. Hebung | 3 | — | — | 1 | 1 |
| | III. Senkung | 2 | — | 1 | 2 | 4 |

Durchschnittlich also sind 4—5 Verse ohne Cäsur. Die Hauptstellen für die Cäsur sind die nach der ersten Senkung, zweiten Hebung und, anfangs noch seltener, zweiten Senkung.

Pausen nach der dritten Hebung oder Senkung sind sehr selten.

Suchen wir nach einer Veränderung in bestimmter Richtung, so sehen wir die drei ersten Stücke den beiden letzten im allgemeinen gegenüberstehen. Die Cäsur nach der zweiten Hebung und besonders nach der ersten Senkung nimmt ab, die nach der zweiten Senkung zu. Die Widmung an Ludwig zeigt in beiden Richtungen sehr bedeutende Veränderung den älteren Stücken gegenüber; in noch höherem Grade sahen wir in der an Bischof Salomon (die Erdmann zwischen 1, 3 und Ad Lud. setzt), die halbirende Cäsur durchgeführt. — O I 1, mit 21 Cäsuren nach der ersten Senkung, 23 nach der zweiten Hebung, dagegen nur 10 nach der zweiten Senkung gehört deutlich in die erste Gruppe, und scheint jünger als MSD X (was es ja auch sicher ist), älter als 1, 5, etwa gleichzeitig also mit 1, 4 und zu Erdmanns Gruppe A gehörig. —

Diese Bewegung der Cäsur vom Anfang nach der Mitte zu ist nun aber sehr wichtig. Piper [Literaturgeschichte und Grammatik S. 466] bemerkt sehr richtig, dass Otfrid in seinen Vers die Stäbe der alliterirenden Dichtung übertrug. Das erste Stabwort aber ist ursprünglich der Anfang des Verses [Vetter Muspilli S. 36] und hat natürlich eine Pause nach sich, die also bei der überwiegend grossen Zahl zweisilbiger Stabwörter nach der ersten Senkung, bei dreisilbigen aber nach der zweiten Hebung eintritt. Stabreimversen also wie etwa *liudo* | *barno lobon* (wobei die Malfüllung *barno* eigentlich nur ein Auftakt vor dem zweiten Stabwort ist) oder *manega* | *uuaron* entsprechen Endreimverse wie *In dagon* | *eines kuninges* oder *ópphoron* | *er scólta*. Und von dieser naheliegenden Nachahmung des Alliterationsverses sehen wir Otfrid sich allmählich mehr und mehr frei machen und der halbirenden Cäsur sich nähern, die wie dem natürlichen Fluss der Rede so dem Bau des Reimverses am meisten entspricht, während der Alliterationsvers seinem Ursprung gemäss auch hierin dem Wortton mehr Rechnung trägt als dem Satzton.

Für die Stellung zwischen beiden Perioden, dem End-

reimvers unter dem Einfluss der Tradition des Stabreimverses, und dem Endreimvers unter der Herrschaft seiner eigenen natürlichen Betonung, ist auch die Accentverteilung in den ältesten reimenden Gedichten bezeichnend. In den besprochenen Proben ergeben sich folgende Betonungschemata: für den Halbvers mit Cäsur

nach der ersten Hebung: ⊥ | ⏑ — ⏑ ⊥ ⏑ ⊥ 24 mal,
⊥ | ⏑ ⊥ ⏑ ⊥ ⏑ — 8 mal
nach der ersten Senkung: ⊥ ⏑ | — ⏑ ⊥ ⏑ ⊥ 82 mal,
⊥ ⏑ | ⊥ ⏑ — ⏑ ⊥ 15 mal
nach der zweiten Hebung: ⊥ ⏑ — | ⏑ ⊥ ⏑ ⊥ 87 mal,
— ⏑ ⊥ | ⏑ ⊥ ⏑ ⊥ 15 mal
nach der zweiten Senkung: — ⏑ ⊥ ⏑ | ⊥ ⏑ ⊥ 72 mal,
⊥ ⏑ — ⏑ | ⊥ ⏑ ⊥ 4 mal
nach der dritten Hebung: — ⏑ ⊥ ⏑ — | ⏑ ⊥ 7 mal
nach der dritten Senkung: — ⏑ ⊥ ⏑ — ⏑ | ⊥ 10 mal.

Wir sehen hieraus: der bei weitem häufigste Typus ist, dass je ein Hauptton auf die erste Hebung jedes Kolons fällt. Wenn aber die Cäsur so liegt, dass drei Hebungen demselben Kolon angehören (bei Cäsur nach erster Hebung oder Senkung dem zweiten, bei Cäsur nach dritter Hebung oder Senkung dem ersten), dann muss der Hauptton naturgemäss auf die zweite Arsis vorrücken, weil wie schon anfangs erwähnt ein Hauptton nicht leicht mehr als eine Dipodie beherrscht. Für die überwiegende Mehrzahl der hier besprochenen Halbverse gilt sonach die Regel: in jedem Kolon fällt der Hauptaccent auf die erste Hebung, die ihn aufnehmen kann. — Diese Tonverteilung entspricht noch ganz dem barytonirenden Princip der Alliterationspoesie. Der geringere Hochton, der auf die reimende Schlusssilbe stets fallen muss, spielt hier noch gar keine Rolle. Aber wir finden daneben doch schon, wenn auch viel seltener, Fälle, in denen er stark genug geworden ist, um den ersten Hauptton im dreihebigen Kolon zurückzuwerfen. Wenn gelesen wird ⊥ ⏑ | ⊥ ⏑ — ⏑ ⊥ oder ⊥ | ⏑ ⊥ ⏑ ⊥ ⏑ —, so ist der Hochton auf der letzten oder (bei doppeltstumpfem Reim) auf der vorletzten Hebung so kräftig, dass er sich der Herrschaft des zweiten Hauptictus entzieht, der nun wieder auf

der ersten Hebung nach der Cäsur liegen kann. Bei den beiden mittleren Cäsuren aber drängt das oxytonirende Princip sich noch stärker hervor. Das zweite Kolon bleibt unverändert, im ersten aber zieht sich der Accent völlig von der ersten Hebung auf die letzte des Kolons und diese Bewegung, bei der Cäsur nach der zweiten Hebung noch selten, dominirt bei der nach der zweiten Senkung unbestritten. So zeigt diese Normalcäsur des vierhebigen Reimverses von allem Anfang an ihre Macht: indem sie den Vers in zwei gleiche Glieder spaltet, betont sie die Pause am entschiedensten und lagert die Hauptaccente auf beide Seiten ihres scharfen Einschnitts.

Dieselbe Tendenz zeigt endlich noch eine andere Erscheinung. Senkungen fehlen in den ältesten Gedichten ja nicht selten und zwar ausserhalb der Cäsur hier noch öfter als in der Pause. Relativ am häufigsten aber ist der letztere Fall bei Cäsur nach zweiter Hebung; einzig das Gedicht von Christus und der Samariterin lässt die Senkung bei Cäsur nach erster Hebung dort noch öfter ausfallen. —

War diese eingehendere Betrachtung des vierhebig stumpfen Verses in ältester Zeit nötig, um für seine Behandlung in der mhd. Lyrik die unentbehrlichen Voraussetzungen zu gewinnen, so können wir auf die Weiterentwicklung des epischen Verses doch nicht eingehen. Es scheint, als wenn die volkstümlichen Gedichte, wie Nibelungennot, Klage, Kudrun, Laurin, auch noch Eilharts Tristrant die bewegliche Cäsur noch bewahren, während sie schon in Veldekes Eneit ziemlich fest nach der zweiten Senkung eintritt und in den höfischen Gedichten der älteren Zeit wie Iwein und Parcival dort ganz fest ist. Die streng-höfischen Dichter treiben dasselbe Princip auf die Spitze, indem sie durch zwei gleichberechtigte Hauptictcn den Vers wirklich in zwei gleiche Hälften spalten, während bis dahin doch von den beiden Hauptaccenten immer noch einer zweifellos übergeordnet war und die Einheit der Reihe dadurch festhielt. So schon Gottfried, weiter dann Konrad von Würzburg, Wirnt u. A. Stücke wie Tristan 60—63:

*ir süeze sûr, ir liebez leit,*
*ir herzeliep, ir senede nôt,*
*ir liebez leben, ir leiden tôt,*
*ir lieben tôt, ir leidez leben*

oder wie Engelhard 270—73:

*sô mac vil kûme ein edel man*
*wert gesîn in kranker habe.*
*an hôher wirde gêt im abe,*
*swenne er geldes niht enhât*

würde man in älteren Gedichten schwerlich auffinden. Wie ihrem Inhalt diese antithetischen Spielereien, so ist ihrer Form dieses genaue Aufwiegen jedes rhetorischen Accents in einem Kolon durch einen andern an genau derselben Stelle des andern Kolons fremd. — Indess bedürften diese Andeutungen natürlich nachhaltigerer Fundamentirung. Auch hierbei wieder kämen die Wechselbeziehungen zwischen mhd. Lyrik und Epik zur Sprache, denn Hartmann z. B. baut die vierhebigen Verse seiner Lieder kaum anders als die seiner Epen. — Besondere Beachtung verdient, dass jenes merkwürdige nur rhythmische Gedicht von Himmel und Hölle (MSD XXX) trotz seiner Reimlosigkeit die Verse ebenso zu teilen und zu betonen scheint wie Otfrid. —

Gehen wir nun zu den vierhebig stumpfen Versen der ältesten mhd. Lieder über, so finden wir jene Entwicklung von der beweglichen zu der in der Mitte des Verses festliegenden Cäsur zwar fortgeschritten, aber noch nicht abgeschlossen. Es ist natürlich, dass innerhalb desselben Lieds entsprechende Zeilen die Cäsur an derselben Stelle zeigen müssen, da die musikalische Begleitung sonst hieran hätte irre werden müssen; Durchcomponiren der Gedichte ist ja viel jünger. Wo daher die Cäsur eines Verses mit der eines ihm entsprechenden andern Verses nicht stimmte, habe ich angenommen, die Pause sei hier nicht beabsichtigt. Um so sicherer werden die andern Fälle sein.

Prüfen wir nun die ältesten Viertakter der mhd. Lyrik. Wir nehmen als Paradigma die beiden alten Stücke 37, 4 und 37, 18. Durch Konsonantenhäufungen ist eine Cäsur nach der ersten Senkung indicirt: — st 37, 10 und be-

sonders die schweren Fälle st : sw 37, 9 und nt : sch 37, 15 wären sonst unzulässig; dazu kommen hier die gestatteten Häufungen r : v 37, 7, m : d 37, 11, r : s 37, 13, n : m 37, 14; ferner auf dem inneren Auftakt n : fr 37, 4, r : l 37, 6, r : d 37, 11, n : l 37, 16. Die Cäsur an dieser Stelle ergiebt überall eine ungezwungene Recitation; dass 37, 4. 11. 16, wahrscheinlich auch 5—6 statt dessen die Pause nach der ersten Hebung eintritt ist nichts auffallendes. Nur 37, 13 ist die Pause nach der zweiten Hebung geboten. Die Interpunktion 37, 8 stimmt. — Konsonantenzusammenstoss an andern Stellen: r : h 37, 5, n : fl 37, 7, m : w 37, 10, n : l 37, 16 — seltener, und durchweg zulässig. — Die verlängerte Schlusszeile ergiebt bei naturgemässer Recitation Pause nach der dritten Senkung. Hier entstünde auch sonst unzulässige Häufung r : tr; s : n, ausserhalb der Cäsur, ist erlaubt.

In 37, 18 ist die gleiche Cäsur dreimal durch Interpunktion bezeichnet: 37, 18. 23. 25. Konsonantenzusammenstoss auf der indicirten Cäsur: unzulässiger nc 37, 19, st : d 37, 20, t : d 37, 23; zulässiger r : s 37, 18, ch : d 37, 27. Vom innern Auftakt r : l 37, 20, r : tr 37, 21. Auf der Hebung unzulässige Häufung nc : m 37, 21 in der Cäsur, aber auch lt : g 37, 23 ausserhalb derselben; die unzulässige Gruppe st : s 37, 26 steht von Hebung zu Hebung. — Die Pause an dieser Stelle bietet sich überall von selbst da; nur 37, 20 erscheint die Cäsur nach der zweiten Senkung vielleicht ungezwungener. — Die Schlusszeile hat Interpunktion nach der zweiten Senkung. Die Gruppe ch : l wäre zwar gestattet (wie r : m ausserhalb der Cäsur), aber nur hier legt die natürliche Recitation eine Pause nahe. Die Änderung in der Stellung der Cäsur muss der Schlusszeile natürlich ebenso gut gestattet sein, wie so häufig eine Verlängerung.

Man ersieht wohl aus diesem Beispiel, wie leicht und ungezwungen die Cäsur sich in diesen Gedichten durchführen lässt. Ich kann natürlich dieselben nicht alle in derselben Weise hier durchnehmen und habe für die Konsonantenconflicte überhaupt nur MF I — V durchgeprüft und sonst mich auf Stichproben beschränkt, die die aus

jenen Strophen gewonnenen und durch die Stücke aus Otfrid bestätigten Regeln durchweg befestigten; dass Ausnahmen vorkommen und Eigenheiten festgestellt werden müssten habe ich schon bemerkt. Häufig sind, wie erwähnt, die Ausnahmen in 3, 1: st : m 3, 1, -st 3, 6 in der Senkung, also zweimal in sechs Versen. 6, 21 ist st : s wohl einer jener Fälle, in denen eine stehende Formel (als eine solche glaube ich diesen Vers an anderm Ort erwiesen zu haben) eine ältere und noch nicht kunstgerecht ausgebildete Technik bewahrt (vgl. o. S. 18). Für die letztere ist auch in der nachweislich sehr alten Strophe 3, 12 ein Beweis in der sehr harten Konsonantenhäufung ht : phl 3, 15 auf der Senkung ausserhalb der Cäsur bewahrt.

Wenn aber in diesen Liedern die Cäsur auch schon fest im Gedicht ist, d. h. immer an derselben Stelle des Verses erscheint, ist diese Stelle selbst doch noch keineswegs überall die gleiche. In den Strophen von MF I—V ergab sich: die Verszeile von vier Hebungen hat regelmässig nach dem zweiten Takt einen Abschnitt in folgenden Liedern: 3, 1; 3, 7; 3, 12; 4, 1 (in der Reimzeile; die Waise ist hier schon nahezu = 3 ◡), 4, 13 (Reimzeile) 4, 35; 6, 5; 6, 14 (ausser in der Schlusszeile), Kür. 7, 19 (Schlusszeile), Meinloh erster Ton, zweiter Ton (Waise), dritter Ton (doch mit einem Verstoss), Reg. 16, 1 (ebenso) und 16, 15 (die drei ersten Reimzeilen), Riet. zweiter Ton (Reimzeile), dritter und vierter Ton. Dies ist die überwiegende Mehrheit. Nach der zweiten Hebung hat Meinlohs zweiter Ton den Abschnitt, nach zweiter Hebung oder erster Senkung 6, 14 (in den Schlusszeilen), nach der ersten Senkung 4, 1 (die Waise, fast = 3 klingend) und 4, 13 (die Waise). Verwischt und unregelmässig ist die Cäsur in den Liedern 3, 17 Kür 7, 1 (Waise) Riet. erster Ton, Riet. vierter Ton (Waise).

Dass die Cäsur wirklich beabsichtigt ist, beweist schon die Regelmässigkeit ihrer Durchführung in den meisten Liedern wie auch die Durchführbarkeit unserer Regeln. Es kommt noch ein Anderes hinzu. Becker [Altheimischer Minnesang S. 50] hat ganz richtig beobachtet, dass die Senkung in der Regel nur einmal ausfällt; bei dreihebigem

Vers kann sie nach der ersten, bei vierhebigen Versen nach der zweiten, bei fünfhebigen nur nach der dritten Hebung ausfallen. Dies ist nun aber in der Regel die Stelle der Cäsur. Wie der Vers 4 – (und 4 ᴗ) meist nach 2 ᴗ den Abschnitt hat, so 3 – nach 1 ᴗ (3 ᴗ allerdings stets nach 2 ᴗ) und 5 ᴗ nach 3 ᴗ (Reg. zweiter Ton 16, 15 die letzte Waise). Die Senkung fehlt in der Cäsur 3, 7; 4, 2. 8. 10; 4, 19; 4, 36; 8, 11. 15; 12, 27; 13, 14; 14, 7; 11, 23. 26; 12, 4. 19; 13, 2. 21. 28. 32. 36; 14, 4. 22. 15. 17. 19. 31. 35; 16, 19; 17, 2; 18, 9. 17. Dabei kommen allerdings nicht bloss Fälle wie: *mer* | *kaere, un* | *senftez, güet* | *lîchen* vor, sondern sogar Meinloh 15, 12 *mâ|ze*, Riet. 19, 9 *gol|de*, Kür. 8, 32 *liu|ten* 9, 36 *dar|bende*; d. h. auch wo die Cäsur verwischt wird, pflegt die Senkung grade an der traditionellen Stelle zu fehlen. Viel seltener fehlt die Senkung ausserhalb der Cäsur, am häufigsten bei Meinloh. Nun ist klar, dass in einem Vers wie z. B. *Waer diu werlt* | *alliu mîn* || die Tonverstärkung nach der Cäsur besonders kräftig ist; die Senkung durch Herabsinken des Tons von der circumflectirten Silbe ist doch immerhin schwächer als die durch eine minderbetonte Silbe gebildete; gewissermassen wird auch hier eine Art Accentübertragung verwandt.

Endlich finden wir gelegentlich auch Cäsurreime wie z. B. gleich 3, 1. Die Bewahrung der schon bei Otfrid ersichtlichen Regeln zeigt sich auch in dem Abschneiden der Präfixe und Suffixe, die proklitisch als Auftakt zum zweiten Kolon gehn; so in den Kürenbergliedern sehr oft *ge-*. Wo einmal ausnahmsweise der Vers auch durch stärkere Interpunktion gespalten wird, geschieht es in der Regel ebenfalls an dieser Stelle, so 6, 5; 16, 24 (nach der ersten Hebung im dreihebigen Vers); anders z. B. 6, 19.

Aus all dem geht hervor: die Verse der ältesten Minnesänger haben meist eine feste Cäsur, und diese fällt für den vierhebigen Vers bei ihnen meist ans Ende des zweiten Takts, der nach dem ganzen Bau des deutschen Verses hierfür die natürliche Stelle ist: der Vers scheidet sich in seine beiden Dipodien. Dass diese Entwicklung sich schon bei Otfrid vorbereitet, haben wir gesehen. —

Welche Wirkung hat dies nun in rhythmischer Hinsicht? Ohne Zweifel wird die Gleichabständigkeit der hochtonigen Versstellen hiervon berührt. Zwar wenn das Schema _́ ∪ – ∪ | _́ ∪ _̋ unverändert bleibt, so dehnt die grössere Tonstärke der dritten Arsis die zweite Vershälfte nicht um einen merklicheren Zeitteil, als der ersten durch die geringe Cäsurpause erwächst. In den wie gezeigt sehr häufigen Fällen dagegen, in denen die letzte Senkung des ersten Kolons fehlt, wird das zweite hörbar stärker werden als das erste. Man vergleiche nur z. B. die beiden Verse *Waer diu werlt alliu mîn* und *Tougen minne diu ist guot.* Der logische Accent wie der rhythmische geben in MF 3, 12 jedem Kolon einen Hochton (*tougen, guot*) und einen Nebenton (*minne, diu*), in MF 3, 7 dagegen dem ersten Kolon zwei Nebentöne, oder höchstens einen Hochton (*werlt*), dem zweiten zwei Hochtöne (*alliu, mîn*). Das zweite Kolon wird zu schwer. Daher wird das Fehlen der Senkung auf der Cäsur, das dem naturgemässen Bau des deutschen Verses allerdings entspricht, bei zunehmender künstlerischer Feinheit mehr und mehr als unmusikalisch empfunden werden. Das Verlegen der nur inneren Senkung (wie man die Senkung durch Absteigen des Tons von der Arsis ohne Unterlage einer Thesissilbe nennen könnte) von der Cäsurstelle, wie schon Meinloh es zeigt, ist also, grade wie das spätere Ausfüllen aller Senkungen, ein Übergang vom logischen zum musikalischen Princip. Doch ist dies wieder ein Punkt, der noch genauerer Beobachtungen bedarf. —

Wir glauben die Natur des deutschen Normalverses in seinem Verhältnis zum Ganzen wie zu seinen Teilen hiermit für unsere Zwecke ausreichend besprochen zu haben. Die Aufzählung der einzelnen Cäsuren gehört in das System des Strophenbaus. Ehe wir aber zu diesem übergehen können, müssen wir die übrigen Einzelverse der mhd. Lyrik noch einer kurzen Betrachtung unterziehen. —

---

## CAPITEL III.

## ANDERE VERSFORMEN.

Der vierhebig stumpfe Vers bildet die Grundlage für alle mhd. Metrik in historischer wie in rein theoretischer Hinsicht. Dies gilt so gar nicht bloss für die deutsche Metrik, sondern wie es scheint für die arische Verskunst überhaupt; die Strophen wenigstens, die Westphal [Kuhns Zs. IX 437 f.] als indogermanisch zu erweisen suchte haben sämtlich wenn nicht den Dimeter so doch wenigstens die Dipodie zur Grundlage. Ein Parallelismus zwischen Reihe und Versfuss, der sich leicht verstehen lässt und Analogien in Fülle gerade in der mhd. Metrik besitzt, scheint für den Daktylus eine dreiteilige Verszeile vorzuschreiben, für den Trochäus eine zweiteilige. Möglich sind selbstverständlich daktylische Dimeter und Tetrameter, trochäische Trimeter und Hexameter, und auch reichlich zu belegen; von vornherein gegeben aber waren sie schwerlich. Für unsere germanische Metrik nun ist das Gesetz von der Einsilbigkeit der Senkung allgemein angenommen und für die ungeheure Mehrheit der ad. und mhd. Poesie ja auch durchaus sicher. Dass alle mhd. Daktylen wirklich Nachbildungen der lat. oder rom. Dichtung seien, möchte ich für meine Person nun allerdings keineswegs zugeben. Bei einem Wort mit kurzer Stammsilbe war der Daktylus (allerdings in der Gestalt, in der er überhaupt deutsch vorherrscht: 3 — 1 — 2 s MSD[2] 333) so natürlich und fast unvermeidlich, dass er sich wohl auch selbständig zu entwickeln vermochte. So kommt der Daktylus denn auch in den naturwüchsigen Schnadahüpferln

der Baiern und Oesterreicher gar nicht selten vor, z. B. in dem reizenden Liedchen:

*Geh, du Schwarzaugeti,*
*Gel, füer di tauget i,*
*Gel, füer di war i recht,*
*Wonn i di mecht!*

[Firmenich Germaniens Völkerstimmen II 722 a]. Diesem daktylischen Gang der Reihe entspräche dann die dreigliederige Form des Ljóþaháтts. Doch auf jeden Fall hat in der uns überkommenen ad. Dichtung der Versfuss mit zwei Senkungen auf eine Hebung kaum eine nennenswerte Bedeutung in der grossen Bewegung der mhd. Lyrik (doch vgl. jetzt Weissenfels Der daktylische Rhythmus bei den Minnesingern Halle 86); und so handelt es sich für die mhd. Metrik denn in der That ausschliesslich um den vierhebig stumpfen Vers mit seinen Entwicklungen. —

Die erste und bei weitem wichtigste Abart des Viertakters ist der Vers von drei Hebungen klingend. Dass er aus dem Grundvers direkt und in historisch verfolgbarer Weise hervorgeht ist allbekannt und bedarf keiner weiteren Erörterung. Der doppeltstumpfe Reim, schon bei Otfrid so häufig, wird in regelmässigem Wechsel mit dem einfach stumpfen verwandt und mehr und mehr wird die Silbe, die den Reim beginnt, als die eigentlich reimtragende empfunden [Scherer D. St. I 284]. Der dreihebig klingende Vers ist also einfach ein vierhebig stumpfer mit abgeschwächter Endung. Seine Verwendung ist denn auch mit der des letzteren Verses anfänglich identisch und sie können sich vertreten, nur natürlich nicht aufeinander reimen.

Eine viel geringere Bedeutung kommt der andern Varietät des Normalverses zu, dem Vers 4 ᴗ. Auch sein Ursprung aus dem stumpfen Dimeter steht fest, auch er wechselt anfangs mit demselben [MSD [2] 344. 423. 460], wenn er auch nur auf seinesgleichen reimt [ebd. 390. 398]. Dieser Vers aber hat doch schon eine kunstmässige Entstehung: Scherer leitet ihn aus zweitönigem Melodieschluss her [ebd. 344 vgl. 414] und so hätte die Musik ihn geschaffen, nicht wie den Vers 3 ᴗ die natürliche Entwick-

lung der Sprache und der Recitation. Er hat daher auch nur geringe Bedeutung für den Strophenbau gewonnen.

Diese beiden Verse sind nun die einzigen Varietäten des Verses von vier Hebungen stumpf. Denn da für die deutsche Metrik die Thesis nur secundäre Bedeutung hat und die Arsenabstände allein das entscheidende sind, muss auf die Senkungen sich jede Änderung beschränken, die den Kern unberührt lassen soll. Bei dem Vers 3 ◡ ist eigentlich gar nichts geändert; nur die Tonstärke der letzten Hebung ist herabgegangen, aber in Volksliedern kommt Vertauschung mit 4 — noch vielfach vor und in der Musik derselben gilt nach wie vor klingender Ausgang zwei Hebungen gleich [Böhme Altdeutsches Liederbuch S. XXVII]. Ebensowenig ändert eine überschüssige Senkung den Typus wesentlich. Jede andere Umgestaltung aber müsste die Hebungen, das feste Geripp der mhd. Verse, angreifen. Alle andern Verse sind daher abgeleitete: verkürzte oder zusammengesetzte; verlängerte möchte ich aus gleich zu besprechenden Gründen, wenn sie eben nicht zusammengesetzte sind, nicht zugeben.

Diese Sonderstellung der Vollverse 3 — und 3 ◡ 4 ◡ tritt auch in der Praxis deutlich hervor. Nicht nur werden bloss sie stichisch verwandt, sondern sie sind überhaupt wenigstens in der älteren Zeit, die einzigen Verse, welche selbständig auftreten dürfen, während alle anderen Verse von ihrer Umgebung bedingt sind. In MSD — um dies der späteren Aufzählung vorauszuschicken — kommen selbständig vor 4 — unzählige Mal, 3 ◡ z. B. im Arnsteiner Marienleich in Strophen von 4. 3 ◡ nicht weniger als 21 mal, in Strophen von 6. 3 ◡ 2 mal; 4 ◡ im Tobiassegen 5—6 9—10. Dagegen 3 — kommt nur vor 3 ◡, 2 ◡ nur vor 3 ◡ 3 — 2 ◡ 2 —, 2 — nur nach 2 ◡ vor. Alle diese Verse sind also so zu sagen nur im status constructus zu belegen; es sind Teilverse, die später allerdings zuweilen wie Vollverse behandelt werden.

Die sämtlichen andern Verse zerfallen, wie schon erwähnt, in zwei Klassen: Teilverse und zusammengesetzte Verse, welche

letzteren natürlich eigentlich nur je zwei zu einer Einheit verschmolzene Teilverse darstellen. —

Ich gehe hier wieder von MSD aus. Die überwiegende Masse der ahd. und altmhd. Gedichte ist zwar in fortlaufenden Viertaktern verfasst, so MSD X XI XIII—XVII XXXI u. s. w. XL u. s. w. Sie zeigen den Vers 4 — in verschiedener Entwicklung: X auf der ältesten Stufe, XI schon mit festerer Cäsur, stumpf und doppeltstumpf im Wechsel, XV schon fast klingende Verse neben den stumpfen, die Cäsur (ausser 1 — in 4 b) schon fest nach der zweiten Hebung (seltener nach der zweiten Senkung), u. s. w. Aber alle diese Lieder haben nur Vollverse. Daneben aber in den Leichen finden wir zahlreiche andere Versformen, am reichhaltigsten in dem hochwichtigen Arnsteiner Marienleich, doch auch in den Sequenzen aus Muri und S. Lambrecht, auch in dem Milstätter Blutsegen. Und zwar treffen wir mit Berücksichtigung der Cäsuren alle Gestalten von 2 — bis 4 ∪ in Zusammensetzungen wie folgt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | 4 ∪ + 3 ∪ | | | |
| 4 — + 4 ∪ | 4 — + 4 — | 4 — + 3 ∪ | 4 — + 3 — | | |
| | 3 ∪ + 4 — | 3 ∪ + 3 ∪ | 3 ∪ + 3 — | (3 ∪ + 2 ∪) | |
| | | 3 — + 3 ∪ | | | |
| | | 2 ∪ + 3 ∪ | 2 ∪ + 3 — | 2 ∪ + 2 ∪ | 2 ∪ + 2 — |

Die drei ersten Kolumnen enden auf Vollverse, die drei andern auf Teilverse.

Danach kommen in MSD vor I als zweite Glieder:

4 ∪ nur nach 4 —
4 — nur nach Vollvers (4—3 ∪)
3 ∪ nach allen ersten Gliedern
3 — nach 4—3 ∪ 2 ∪ (Voll- und Halbvers)
2 ∪ nur nach 2 ∪
2 — nur nach 2 ∪

3 ∪ ist also allgemeines Nachglied, neben ihm die Varietät 3 —, Dagegen 4 ∪ 4 — vertragen als Vorglieder nur Vollvers, 2 ∪ 3 — nur Halbvers. (Eine Ausnahme scheint XLII 1, wo man leicht 3 ∪ + 2 ∪ lesen möchte; aber *meres sterne* ist wie *maris stella* XLI I gewiss als zu 3 ∪ lesen, und so wird auch die unzulässige Konsonantenhäufung beseitigt).

Man wird eine feste Regel unmöglich verkennen können: Vollvers steht nur nach Vollvers, Halbvers nur nach Halbvers — verkürzter Vers aber (3 — und besonders 3 ᴗ) nach allen Versgestalten. —

II. Es kommen vor als erste Glieder:

4 ᴗ nur vor 3 ᴗ
4 — vor 4 ᴗ 4 — 3 ᴗ 3 —
3 ᴗ vor 4 — 3 ᴗ 3 —
3 — nur vor 3 ᴗ
2 ᴗ vor 3 ᴗ 3 — 2 ᴗ 2 —

2 ᴗ ist allgemeines Vorglied, doch steht es vor dem Vollvers nur, wenn er zu 3 ᴗ geschwächt ist. Umgekehrt steht 4 — vor allen Versen ausser Halbversen. 3 ᴗ scheint überall möglich; 4 ᴗ 3 — stehen nur vor dem allgemeinen Nachglied. —

Fassen wir beides zusammen. Die beschränkteste Verwendbarkeit ist die von 4 ᴗ: es kommt zusammengesetzt nur in 4 — 4 ᴗ und 4 ᴗ 3 ᴗ vor d. h. mit allgemeinem Vor- oder Nachglied. Sonst entsprechen in den Bedingungen des Vorkommens sich 4 — und 3 ᴗ 3, ᴗ und 3 — als Vor- und Nachglied. Es fällt auf, dass die entsprechenden Nachglieder beidemal um eine More kürzer sind als die Vorglieder. Und ihre Kompositionen, 4 — + 3 ᴗ und 3 ᴗ + 3 —, sind wirklich in MSD wohl die häufigsten Formen. —

Auf Grund dieser Feststellungen werden wir folgende G r u n d l a g e n f ü r e i n S y s t e m d e s m h d. V e r s b a u s formuliren können: Dem Vollvers 4 — steht ein Halbvers 2 ᴗ zur Seite. Neben beiden stehen die Variationen 3 ᴗ bez. 2 —, die insofern noch schwanken, als sie bald den volleren Typus vertreten, bald wirklich als geschwächte Formen fungiren. Bei Zusammensetzungen übt der Vorvers einen Einfluss auf die Gestalt des Nachverses aus. Nur der Vollvers und der Halbvers dulden Voll- und Halbvers als Nachglieder (denn wo 3 ᴗ vor 4 — steht, ist es nur Variation von 4 —: 3 — + 4 — kommt nicht vor); aber nach dem Vollvers hat der Halbvers keinen Platz und umgekehrt.

Die geschwächte Form des Grundverses, 3 ᴗ, bildet sich zu einem selbständigen Typus heraus und entwickelt

daher die Spielart 3 — aus sich. Diese geschwächten Verse vertreten den Vollvers, wo Vor- oder Nachglied ihn nicht gestatten, d. h. nach und vor Halbvers. 3 ᴗ fährt aber gleichzeitig fort, den Vers 4 —, wo er gestattet ist, zu vertreten, während der nur geschwächt vorkommende Teilvers 3 — wie der Halbvers die Vertretung 3 ᴗ nach sich fordert.

Noch allgemeiner also: teilen wir die Verse ein in Voll-, Mittel- und Halbverse, so kann jede Art mit ihres gleichen gemischt werden, die Mittelverse auch mit Versen der andern Klassen, nicht aber Voll- und Halbverse mit einander.

Wie ist das zu erklären? Einfach genug. Unsere Übersicht auf S. 58 zeigt, dass bei den Kompositionen fast allemal das erste Glied das grössere ist: 4 ᴗ + 3 ᴗ, 4 — + 3 ᴗ, 4 — + 3 —, 3 ᴗ + 3 —, 3 ᴗ + 2 ᴗ, 2 ᴗ + 2 —, darunter die häufigsten Formen. Seltener sind beide Teile gleich: 4 — + 4 —, 3 ᴗ + 3 ᴗ, 2 ᴗ + 2 ᴗ; hierher gehören aber auch die Formen 4 — + 4 ᴗ und 3 ᴗ + 4 —, denn 4 ᴗ ist überhaupt nur Variation von 4 —, 3 ᴗ erweist sich hier als solche, weil 3 — + 4 — nicht vorkommt. Kleiner aber ist das erste Glied nur bei geschwächtem Vers in zweiter Hälfte: 3 — + 3 ᴗ, 2 ᴗ + 3 ᴗ, 2 ᴗ + 3 —. Wir dürfen also sagen: b e i d e r K o n t r a c t i o n z w e i e r T e i l v e r s e z u e i n e m V e r s k o m p o s i t u m v e r k ü r z t d a s e r s t e G l i e d d a s z w e i t e. Doch kann Vollvers nach Vollvers stehen (natürlich, denn sie bilden dann ein einfaches Verspaar ohne Reim). Ausnahmsweise bleibt Halbvers nach Halbvers (wenn nämlich MSD XLI 38—39 wirklich als 2 ᴗ + 2 ᴗ aufzufassen ist).

Wie entstehen also andere Versformen als 4 — 4 ᴗ 3 ᴗ?

Zunächst ausschliesslich durch Komposition. Es werden entweder diese Formen kombinirt, oder das erste Kolon des durch echte Cäsur geteilten Viertakters 2 ᴗ bez. 2 — wird als Vorschlag gebraucht. Sobald diese Teilverse durch einen Endreim und gemeinsamen Hauptaccent ein Ganzes bilden, verkürzt der Vorschlag den Vollvers bis auf den Umfang des geschwächten Verses. Diese Versformen sind also sämmtlich jünger als der Vollvers und sie kommen daher

in MSD überhaupt noch nicht selbständig vor, sondern nur in Kompositionen — 3 ◡ in seiner ursprünglichen Function selbstverständlich ausgenommen. Der Vorgang selbst aber ist natürlich genug und findet seine Analogie in all jenen Wortzusammensetzungen, die unter dem Druck des Hochtons das nebentonige Kompositionsglied verstümmeln. Dass aber wirklich unsere Ableitung richtig ist und z. B. der scheinbar sechshebige Vers MSD XXXVIII 16 wirklich keine Dehnung ist, sondern eine Zusammensetzung 3 ◡ + 3 —, zeigt schon die in dieser Zeit sonst noch beispiellose Festigkeit der Cäsur. Nie lässt 6 — sich etwa 2 — + 4 oder 4 — + 2 — teilen, was von vorherein doch viel näher zu liegen scheint. Und die Mischungen der Verse wiederholen sich mit ähnlichen Verhältnissen in den Strophen. Ebenso bietet die mhd. Metrik die reichste Fülle von Bestätigungen unserer Auffassung. Sollte aber selbst — was ich durchaus nicht glaube — dies System der Ordnung ein künstliches sein, so lässt sich doch jedenfalls auf seiner Grundlage eine einstweilige Uebersicht der mhd. Strophenbaukunst ermöglichen, wie sie durchaus notwendig scheint; und so wird mein Versuch wenigstens als solcher vielleicht von Nutzen sein, sollte man ihn selbst seiner Principien wegen gänzlich verwerfen wollen. Die Anschauung von der unbegrenzten Dehnbarkeit der Verse aber, meine ich, muss man jedenfalls aufgeben. Für die Reihe darf man nicht zugeben, was nicht entweder die sprachliche Behandlung des Textes oder die musikalische der Begleitung erklärlich macht. Unter die erste Rubrik fallen Verkürzungen wie die von 4 — zu 3 ◡; unter die letztere allerdings Verlängerungen wie die von 4 — zu 4 ◡. Aber da wird eben das Feste im Vers, die Arsenabstände, nicht berührt. Ein musikalischer Überton wird artikulirt und in den Vers einbezogen, eine circumflectirte Silbe gleichsam diphthongirt — aber selbst das ist schon eine seltenere Erscheinung. Der allgemeine Gang ist bei der Strophik wie in der Sprache verkürzend; er verschleift und zerschlägt Endungen, unterdrückt Nebentöne, contrahirt Innenteile. Dehnung scheint über den Zusatz einer Senkung unzulässig, so lang noch naive Kunstübung

herrscht; überlegte Künstelei kann natürlich gegen den Strom schwimmen. Und diese sammt Nachahmung romanischer Muster tritt ja bald genug ein, am augenfälligsten in den Reimkünsten. Bald bezeichnen denn auch Innenreime die Nähte der Verscomposita, widersinnig, weil der Verschmelzung entgegen. So schon in MSD XLII 23—26 29—32 3 — a + 3 ◡ b. Es wird also gewissermassen die Innenwaise des Verses eingereimt — ein Vorgang, den wieder die Analogie mit dem gleichen Fortschritt in der Strophe einleuchtend macht.

Zusammensetzung von mehr als zwei Zeilen kommen hier noch nicht vor, wie auch (ausser eben MSD XLII a. a. O. s. Anm.) nur paarige Reime. —

Wollte Jemand etwa die Behauptung aufstellen, der Vers 2 ◡ sei der ursprüngliche, 4 — selbst nur eine Komposition mit Kürzung des zweiten Teils, so genügt der Hinweis auf die schwankende Cäsur wie auf die vergleichende Metrik zur Widerlegung. Die trochäische Dipodie ist eben nur Grundlage des Verses, aber selbst noch kein voller Vers. Richtig ist aber allerdings, dass die Katalexe des trochäischen Dimeters für jenes Princip ein erstes Beispiel gewährt. Erst durch die Unterbrechung des Rhythmus schmelzen die vereinigten Trochäen zu einer Einheit zusammen und insofern kürzt auch in 4 — statt 4 ◡ die Komposition das letzte Glied. In ganz derselben Weise bindet die Cäsurpause die einzelnen Kola zusammen, so dass begreiflich wird, wie sie zu selbständigen Versen werden konnten, vor allem das Kolon vor der halbirenden Cäsur, identisch mit der Rededipodie. Bei dieser Bedeutung der Cäsur ist denn das letzte und sicherste Argument für unsere Anschauung dies, dass die in Zusammensetzung befindlichen Teilverse in der älteren Zeit (später allerdings nicht immer) die ihnen sonst eigene Cäsur bewahren. 3 ◡ hat auch nach Vorgliedern die Normalcäsur nach zweiter Senkung. So z. B. XXXVIII 18 *daz sunnen liet schînet durg mittlen daz glas* Zwei unzulässige Konsonantenkonflicte: t : d nach *schînet,* rg : m nach *durg*; *liet : schînet* steht Hebung zu Hebung. Naturgemässe Abteilung: *daz sunnen liet* | *schînet* ‖

*durg mittlen daz | glas.* — 2 ◡ und 2 — haben natürlich keine Cäsuren.

Sollte aber noch immer meine Auffassung der mhd. Versformen als zu künstlich der freilich einfacheren Annahme beliebiger Änderung gegenüber erscheinen, so sei darauf hingewiesen, dass ganz ähnliche Regeln in der klassischen Metrik in Kraft scheinen, wo die grössere Unzweideutigkeit der Reihen und Cäsuren sie noch anschaulicher macht. In den horazischen Strophen finden wir fast durchweg Auf- und Abgesang in regelmässigem Verhältnis, oft auch Dreiteiligkeit. Dem entspricht wieder die Verscomposition. Der innere Auftakt spielt auch hier eine bedeutende Rolle; die daktylische oder mehr noch anapästische Gestalt der Verse muss natürlich auch Auftakt aus zwei Kürzen zulassen.

Wir finden folgende Verstypen:

1) Vollverse 4 —: Asclepiadeum II—IV, Alcaicum, Hipponacteum — Pythiambicum I, Jambicum.
Spielarten: 4 ◡: Alcmanium.
3 ◡: Asclep. IV Sapphicum II.

2) Teilverse. Kurzvers 3 —: Archiloch. I.
Halbvers (Vorschlag) 2 ◡: Sapphicum I.

3) Zusammengesetzte Verse.

| | |
|---|---|
| 4 — + 3 ◡: Sapph. II | 4 — + 3 —: Archiloch. II |
| 3 — + ◡ 4 —: Archiloch. III | 3 — + ◡◡ 3 ◡: Alcmanium Archiloch. I. II |
| 3 — + 3 ◡: Pythiamb. I. II | 3 — + 3 —: Asclep. II—IV |
| 3 — + ◡◡ 2 ◡: Sapph. I | ◡ 2 ◡ + 4 —: Archiloch. IV. Iamb. |
| 2 ◡ + 4 —: Pythiamb. II. | 2 ◡ + 3 ◡: Hippon. Archiloch. IV. |
| 2 ◡ + 3 —: Alcaicum | |

Als stumpf sind hier die katalektischen, als klingend die akatalektischen Masse bezeichnet. — Stichisch componirte Strophen sind hier nicht berücksichtigt.

Die Teilverse sind hier schon in einem späteren Stadium der Entwicklung als die mhd. in MSD, wo 3 —

und 2 ᴗ noch nicht selbständig stehn. — Sonst aber ganz dieselben Schemata wie dort, nur öfter aufsteigende Komposition. Demzufolge ist denn meist der erste Teil verkürzt und zwar überwiegend zu 3 —; daneben sehr häufig der Vorschlag 2 ᴗ. Wieder schon spätere Entwicklung beweist die Verbindung von Voll- und Halbvers 2 ᴗ + 4 —. Der Vollvers steht sonst unverkürzt nur noch nach dem allgemeinen Versglied 3 —. — Hier ist die Kontraction (durch scharfe Cäsuren, oft auch durch Mischung verschiedener Versfüsse) evident und von lediglich gedehnten Reihen kann nicht die Rede sein. —

Wie stellen sich zu unserer Meinung nun die ältesten Lieder der mhd. Lyriker?

Wir treffen anfangs 4 ᴗ 4 — und 3 ᴗ als alleinige selbständige Reihen und besonders im ausschliesslichen Besitz des Strophenkörpers, während früh verlängerte Schlusszeilen auftreten. (Ueber deren Entstehung und Bedeutung s. Scherer Denkm.[2] 310. D. St. I 284.) Hier also zuerst finden wir in MF andere als Vollverse.

Die verlängerten Schlusszeilen entsprechen durchaus diesen Voraussetzungen. Die Verszeile 4 ᴗ zeigt sich übrigens der festen Cäsur nicht günstig: Rietenburgs erster, zweiter und besonders vierter Ton verwischen sie; das Lied 5, 16 zeigt seiner Daktylen wegen eigentümliche Verhältnisse. Dagegen wo Komposition vorliegt, so gleich in der Verszeile 5 —, da ist die Teilung ganz klar. Da die 'Cadenz' allezeit das festeste im Vers ist, darf man sich die Verlängerung natürlich nicht angehängt denken, sondern wie einen gedehnten und regulirten Auftakt vorgeschlagen. So 4, 12 ganz deutlich: *diu muoz mir al | ze sorgen ergân*: Vorschlag einer (hier des folgenden Auftakts wegen katalektischen) Dipodie vor einen Dreitakter. 4, 4 und 4, 8 will Scherer [D. St. II 442] auf vier Hebungen reduziren. Sonst aber stellen sich die Verse nach Lachmanns Schreibung analog: *nû engilte ich | des ich nie genôz* und *daz ich ime | diu holdeste bin.* Einen Vers von fünf Hebungen klingend haben wir in der letzten Waise des zweiten Tons beim Regensburger. Man kann hier nur trennen 16, 21 *ezn heile mir* |

*ein frowe mit ir* | *minne* und genau entsprechend 17, 5 *von im ist* | *ein alse unsenftez* | *scheiden*: Vorschlag einer katalektischen Dipodie vor dreihebig klingenden Vers mit Auftakt und regelmässiger Cäsur, die das zweite Mal durch die Konsonantenhäufung *z* : *sch* auf der Senkung vollends fest gelegt ist. Dass allemal die erste Cäsur die schärfere ist, das ist in diesen Fällen überall klar.

Vergleichen wir das Versgeschlecht der einzelnen Kola, so sehen wir die Cäsurteile gern übereinstimmend enden: 4, 8 und 4, 12 beide Kola stumpf, 16, 21 und 17, 5 beide klingend; nur 4, 4, in einem nicht ganz sichern Fall, endet das erste Kolon akatalektisch, das zweite katalektisch. In der älteren Zeit ist das häufigste, dass beide stumpf endigen, d. h. (wenn wir uns der nur scheinbaren Katalexe des trochäischen Viertaktes erinnern), beide mit einer unvollständigen Senkung, mit Vorliebe Liquida oder Nasalis nach langem Vocal. Damit hängt wohl zusammen, dass der ältere Vers 3 ◡, der doch wie der Vers 4 — fast stets die Cäsur nach der zweiten Senkung hat, im Gegensatz zum letzteren die Senkung auf der Cäsur selten (wie 4, 19) fehlen lässt. Und doch würde grade hier dies die Gleichheit der Kola befördern, da die grössere Stärke der Hebung nach der Pause die Abschwächung der letzten Hebung ausgleichen würde. Also 4 — meist 2 — + 2 —, dagegen 3 ◡ meist 2 ◡ + 1 ◡. Hier läge denn ein ursprünglicher Unterschied vor zwischen wirklichen Versteilen und Gliedern einer Verscomposition. Die vorgeschlagenen Verse, wie die Zusatzverse erst vor Schlusszeilen, dann vor beliebigen Zeilen es sind, haben nämlich in der Regel abweichendes Versgeschlecht. Die wirklich nur verlängerten Schlusszeilen sind ja auch älter als der Beginn der Unterscheidung von stumpfen und klingenden Reimen, die Waisen aber nicht. Wir fanden als häufigste Verszusammensetzungen 4 — + 3 ◡, 3 ◡ + 3 — in MSD, ferner 3 ◡ + 4 —, 2 ◡ + 3 —, 2 ◡ + 2 —, 3 — + 3 ◡. Sobald die Hauptcäsur an den Ausgang des Vorschlags auch äusserlich merkbar rückt, haben wir die Waise.

Wir dürfen also einstweilen sagen: *verlängerte und componirte Reihe sind deutlich verschieden.* Die

verlängerte Verszeile wird durch eine (meist an derselben Stelle auftretende) Cäsur in zwei Teile von (wenigstens anfänglich, ehe alle Senkungen ausgefüllt werden) der Regel nach gleichem Versgeschlecht, die zusammengesetzten werden durch eine (ganz feste) Cäsur in zwei Glieder von der Regel nach ungleichem Versgeschlecht gespalten. Darum in allen Klassen Varietäten stumpf und klingend: Vollvers 4 — und 4 ◡ 3 ◡, Mittelvers 3 ◡ und 3 ⏗, Vorschlag 2 ◡ und 2 ⏗. Nach stumpfem ersten Glied kann freilich Auftakt des zweiten Teils diese Entsprechung leicht verwischen, und im Versinnern ist das ja in der Regel der Fall, ausserhalb des Verses nach Ausbildung der förmlichen Waise sehr oft, während Auftakt nach klingendem Vorglied, überschüssige Senkung also, ausschliesslich bei der Waise gestattet ist und für die Cäsur von Behaghel [a. a. O.] gegen Jonckbloet sicher mit Recht abgelehnt wird. Aber auch die spätere Ausbildung der mhd. Lyrik zeigt noch, wie lange jene naturgemässe Entsprechung [Scherer D. St. I 285, II 439 Zs. XVII 570] gefühlt wurde. Allmählich freilich geht das Gefühl für die Zusammengehörigkeit solcher Teile mehr und mehr verloren und es werden die überlieferten Versmasse einfach wie fertige Mosaikstücke auseinandergelegt, auch wenn sie nicht recht ineinander eingreifen: den leeren Raum muss dann eben der Leser durch Pausen ausfüllen. Grade so ist es ja auch modernen Verskünstlern gegangen, so Klopstock in vielen selbst componirten metrischen Strophen, so Immermann mit seinen äusserlich so kunstvollen als innerlich sinnlosen Versexperimenten. Aber grade solche missglückte Conglomerate sind ein neuer Beweis dafür, wie die Versformen sich bedingen und erst im wirklichen Leben, ich möchte sagen in Kampf und Wettbewerbung ihre feste Gestalt und notwendige Form erhalten. Den wahren Künstler beengen diese Schranken nicht, sondern leiten ihn auf der richtigen Bahn; für ihn hat Platen die grossen Worte geschrieben: 'Notwendigkeit ist dein geheimes Weihgeschenk, o Genius'. Die gegebenen Mittel wird er weise benutzen und nicht

seinen Witz darin üben, Neues und unerhört Unpassendes zu schmieden.

Wir sind damit wieder bei der Frage nach der Variabilität der rhythmischen Reihen angelangt und nachdem wir deren verschiedene Änderungsarten aus praktischen Gründen jedenfalls, doch nach meiner Ansicht auch aus theoretischen scharf zu scheiden gesucht haben, sind wir nun auf dem Punkte, in dieser Verschiedenheit die wesentliche Uebereinstimmung wieder auskernen zu müssen.

Wir setzten als die beiden Arten der Versänderung auf rein organischem Wege, wenn man so sagen darf, sprachliche und musikalische Beeinflussung, von denen die eine meist als Verkürzung, die andere als Dehnung des sprachlichen Substrats zu Tage trat. Dabei glaubten wir beiden Bewegungen nur die Entfernung um eine Senkung zugestehen zu dürfen. Wir nahmen ferner eine mehr künstliche Umgestaltung an durch Zusammensetzung von Teilversen, in denen aber doch wieder die organische Kürzung eines Kompositionsteils durch Hochton des andern Geltung gewann. Tritt nun in diesen verschiedenartigen Wegen der Umformung des einfachen Urverses ein einzelnes Princip erkennbar hervor, das alle Versänderung beherrscht?

Scherer hat den Faden, der aus dem Labyrinth mhd. Strophenformen herausführt und die Wege zeigt, die hier gebaut wurden, in seinen Untersuchungen zur mhd. Lyrik an die Hand gegeben. Ihm verdanken wir die Erkenntnis, dass die Geschichte der deutschen Strophenformen im Wesentlichen sich deckt mit der Entwicklung der Waise [Zs. XVIII 569]. Die Waise selbst leitete er aus der Verlängerung der Schlusszeile ab [D. St. I 284. Zs. a. a. O.] und führte so die ganze formenreiche Ausbildung der mhd. Strophe zurück auf ein ebenso einfaches als fruchtbares Princip. Man darf auf diese bisher noch keineswegs genügend ausgebeutete Grundlage für ein System der mhd. Strophik einen Kunstausdruck aus der Sprachvergleichung anwenden: nach Scherer ist das Grundprinzip des mhd. Strophenbaus dasselbe wie das der arischen Sprachen: die Agglutination. Denn was ist die

Verlängerung der Schlusszeile anders als ein Suffix der strophischen Gesamtreihe? Dem stofflichen Charakter des Verscomplexes ist sie fremd, ein rein formeller Anhang ist sie verschiedenartigen Strophen gemeinsam und bestimmend für die Wandlung derselben. Die Wurzel *bhar* ist unschuldig daran, dass grade *-mi -si -ti* an sie angehängt wird; aber es steht nicht etwa in der Willkür des Sprechenden, was er suffigiren will. Ganz in gleicher Weise scheinen mir jene Funktionszeichen der Strophe weder eigentlich organisch noch willkürlich zu sein. Weil diese gesungen wird, tritt die Verlängerung der Schlusszeile ein, während die Verkürzung im Innern aus der Aussprache hervorgeht. Was die ursprünglich formell gleichartigen Strophengebilde von einander scheidet, ist eben diese Wirkung der Melodie, dies Zeichen ihrer Anwendung.

Kann aber das Suffix wieder zum selbständigen Wort anwachsen, die Verlängerung zur Waise? Grade diese Analogie lässt mich glauben, dass man von Scherers Darstellung hier etwas abweichen müsse.

Die Suffixe sind nach der jetzt fast allgemein herrschenden Agglutinationstheorie ursprünglich enclitisch verwandte, selbständige Gebilde, durch die Vernachlässigung ihres Tons bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Ganz ähnlich dachten wir uns die Verkürzung der Vollverse, wo sie als zweite Glieder fungiren, durch den Vorvers. Aber kann denn jene uralte Verlängerung der Schlusszeile ein Rest alter Zusammensetzung sein, ist sie nicht vielmehr etwas principiell Verschiedenes? Ich glaube, dass allerdings auch dies Strophensuffix nur ein Rudiment aus der affigirenden Zeit der Poesie ist, nur ein eingeschrumpftes enclitisches Nachglied. Ich habe an anderer Stelle die Entwicklung der Poesie überhaupt nach den Perioden zu gliedern versucht, die man der Sprachgeschichte anweist. Nun lässt der durchgängige Parallelismus in der Ausbildung des Ganzen und des Teils auch für den Strophenbau mich das Gleiche versuchen.

In den Liedern der verschiedensten Völker, auch der unentwickeltsten, treffen wir als wesentliches Kennzeichen der Poesie die Wiederholung bestimmter Lautgruppen. Der

Kehrreim ist den Volksliedern aller Nationen gemein [Talvj Versuch einer Charakteristik der Volkslieder S. 135 f F. Wolf Über die Lais S. 18 ff] ob er nun eine blosse *jûwezunge* ist, wie bei den Eskimos [Talvj S. 115], ob ein wirklicher Kehrreim, wie er nach jedem Vers bei den Negern eintritt [ebd. 87] — daher stammt wohl die Form des Ghasels —, nach jeder Strophe bei den Ägyptern [ebd. 94], nach unregelmässigen Abschnitten bei den Mongolen [ebd. 42]. Überall ist er die Beigabe des Chorus zum Vortrage des Vorsängers [vgl. z. B. bei den Afghanen 41, bei den Ashantees 87, bei den Eskimos 115, auf den Faröer 191; mit Unrecht bestreitet dies Geijer Über den Kehrreim in Mohnikes Altschwedischen Balladen S. 300, doch vgl. 301 Anm]. Stellt so für einen grösseren Complex von Strophen die Wiederholung des Kehrreims die Einheit her, so bezeichnet für eine einzelne Strophe ein einmaliger deutlich sich abhebender Anhang den Schluss. Oft ist es eine *jûwezunge* (vorzugsweise tonmalender oder tondeutender Art, worüber besonders Wackernagel *Voces variae animantium*, Uhland Schr. V 198—99) und somit deutlich nur Functionszeichen, nur Artikulation des Melodieschlusses beim Lied, der pausenfüllenden Griffe in die Saite (oder sonstiger musikalischen Zwischenspiele), wo keine Melodie vorhanden war. Noch älter aber ist vielleicht als Zeichen des Abschlusses die Reduplication der Schlusszeile, wie sie zahllose Volkslieder aller Nationen noch bewahren. Und hinter dieser Form endlich scheint als die älteste und einfachste eine Singweise zu liegen, die gleichsam die isolirende, flexionslose Epoche der Strophik vertritt: die einförmige Wiederholung immer derselben Lautgruppen, wie sie z. B. von melanesischen und australischen Stämmen noch geübt werden soll [Burdach Zs. XXVII 349 Anm]. Wir würden somit unsere Anschauung von der Entwicklung der rhythmischen Gebilde dahin zusammenfassen können: die Gleichmässigkeit wird zunächst einfach durch Identität der Teile erreicht; diese schiebt sich mehr und mehr an das Ende (wie in der Reihe stets zuerst die Cadenz geregelt und gefestigt wird, so im idg., so im ad. Vers) und bildet hier einen festen Abschluss, den der Chor dem wechselnden

Vortrag des Einzelnen beifügt. Mehr und mehr werden diesem festen Bestandteil die veränderlichen angenähert, bis er sich als Schlusszeile der einzelnen Gruppen setzt. Nun werden diese selbst unter einander mehr angeglichen, zu wirklichen Strophen geformt; noch immer bleibt der Anhang Functionszeichen der Abschnitte. Endlich wird er ganz dem Strophenkörper assimilirt, so dass retrograde Angleichung der progressiven folgt, und ist zuletzt mit den Verszeilen gleichartig geworden. Die Entwicklung des Refrains also wäre die Geschichte der Strophe.

Wo die Epik nicht die Strophen aus der Lyrik übernommen hat, ist sie von der rein stichischen Form oft bis zu der Bezeichnung der Abschnitte durch kürzere Anhänge fortgeschritten. Zwar die unvollendeten Verse der Aeneis werden mit Unrecht schon von alten Commentatoren so erklärt [Teuffel Gesch. d. römischen Lit. 228, 4], aber gerade wie die mongolischen Gedichte [v. d. Gabelentz Zs. f. d. Kunde d. Morgenlands I 23, 25, 29, 31 u. s. w.] zeigen die altfr. Lais am Schluss kürzere Waisen [F. Wolf über die Lais Anm. 13 S. 190. Tobler Vom frz. Versbau S. 12]. Und diese enclitischen Anhänge machen die letzte Zeile vor ihnen natürlich zu einer verlängerten Schlusszeile.

Ich würde somit in letzter Linie alle Dehnung, ja alle Umgestaltung der Verse auf Kontraction von Reihen zurückführen. Ich sehe als die Kraft, die beide verschmelzt, den Hochton des stofflichen Teils dem formellen gegenüber an und sehe in der Dehnung der Schlusszeilen die letzte Verkümmerung, in welcher der Refrain, einst das eigentlich bestimmende Element der Dichtung, überhaupt noch zu erkennen ist. —

Man wird in dieser Darstellung Manches sehr unwahrscheinlich finden, so dass ich für den wahren Grundstock aller Strophik den Refrain halte, den man meist als nahezu überflüssigen Anhang anzusehen pflegt. Indessen wollte ich meine Ansicht doch nicht unterdrücken, weil sie meine Einteilung der mhd. Strophenformen motivirt und eine Prüfung vielleicht doch verdient. Das Wesentliche ist ja doch, wie man sieht, nur Entwicklung der Theorie, die

Scherer längst aufgestellt hat und die seitdem kaum je Anfechtungen erfahren hat.

Denn wenn Scherer alle Änderungen aus der Verlängerung der Zeile herleitet, so wüsste ich auf die Frage, was gedehnte und zusammengesetzte Reihen denn eigentlich innerlich unterscheide, auch nur zu antworten: die grössere oder geringere Integrität des neu hinzutretenden Gliedes. (Äussere Merkmale habe ich S. 66 angegeben.) Ein grundsätzlicher Unterschied liegt so wenig vor wie zwischen flexivischen Elementen und Teilen der Wortzusammensetzung nach der Agglutinationstheorie vorhanden ist. Wenn Scherer über die Entstehung der Waise sagt: „Die verlängerte Zeile wurde durch Cäsur so geteilt, dass jede Hälfte dem regulären Masse der viermal gehobenen Zeile gleich kam“ [DSt I 284 vgl. Zs. XVII 569], so glaube ich allerdings, dass die Cäsur nicht erst secundär ist, sondern direkt Verspaare als Einheit genommen wurden mit Verlegung des Reims aus der Cäsur ans Ende [J. Grimm Lat. Ged. d. X und XI Jrh. S. XLI]. Hierbei wirkte denn das Vorbild älterer deutscher überlanger Verse. Jene zusammengesetzten Reihen in MSD nämlich sind ja verlängert dem Viertakter gegenüber nicht durch das Funktionszeichen der Schlusszeile, sondern weil sie lateinischen Versen nachgebildet und deren Melodien untergelegt sind. Und doch verraten sich selbst diese Verse, obschon von vornherein in höherem Grade einheitlich als die jedenfalls in Kern und Verlängerung zerlegbaren Schlussverse, trotzdem als zusammengesetzte: sie haben unbewegliche Cäsur zwischen Vorder- und Nachglied, normale Cäsur im grösseren Teil, bestimmte Bedingungen für das Verhältnis der Glieder. Daher halte ich für wahrscheinlich, dass eigentliche Dehnung über das Mass einer Senkung hinaus so wenig zulässig war wie eigentliche Kürzung; vielmehr trat dann gleich deutlich empfundene Kontraction ein mit all den eben genannten Eigentümlichkeiten derselben. Wie jede Dipodie einen Hauptaccent, scheint jeder Dimeter mir einen versbeherrschenden Hauptictus zu verlangen und bei weiterer Ausdehnung scheint ein neuer Ictus von gleicher Kraft ein selbständigeres Glied abzusprengen. —

Wir scheiden also: Dehnung, nur von einer Senkung; Vorschlag : 2 ◡ bez. 2 —; endlich Waise, zunächst in der Normalform des geschwächten Vollverses : 3 ◡ bez. 3 —.

Um für all dies nun aus der Zeit der reifen Kunst ein charakteristisches Beispiel zu geben, wähle ich Reinmar 192, 25. Reinmar hat mit Vorliebe vierhebige Verse an erster Stelle und bewahrt hier den alten Ausgangspunkt. Aber kaum je trifft man sie bei ihm als zweite Verse. Wohl hat er dort längere Reihen, aber es sind dann Verscombinationen. — So auch hier:

*Dêst ein nôt | daz mich ein man*
*vor al der werlte | twinget || swes er wil*
*sol ich des ich | niht enkan*
*beginnen, daz ist | mir ein || swærez spil.*
*ich het ie vil | staeten muot,*
*nû muoz ich leben | als ein wîp*
*diu minnet | und daz aber || angestlichen tuot.*

192, 31 ist wohl statt *aber* (welches Wort in C fehlt) ein Wort mit langer erster Silbe zu setzen.

Das Schema ist dreiteilig:

4 — a 3 ◡ + 2 — b
4 — a 3 ◡ + 2 — b
4 — c 4 — x 3 ◡ + 3 — c.

Zu den Cäsuren: Konsonantenhäufungen auf der Senkung 192, 29 l : st auf der Cäsur, 192, 28 z : sp ohne dieselbe, sonst sind sie überall sorgfältig vermieden. In der Schlusszeile ist die Cäsur, wie nicht selten, versetzt. — 192, 26 wird eine typische Formel angehängt, die sich schon als solche deutlich abhebt.

Über das Verhältnis von Auf- und Abgesang ist erst im nächsten Kapitel zu handeln. Es bestätigt durchweg unsere Auffassung.

Die Vollverse stehen allein, Mittel- und Halbverse stehen ihnen vermischt gegenüber. Bei diesen Kontractionen mischt sich wieder stumpf und klingend. —

Ich habe damit die Grundlagen für die Beurteilung der mhd. rhythmischen Reihen festzustellen gesucht, wie

sie in der ältesten noch fast ganz volkstümlichen Poesie erscheint und sich aus der Entstehung der deutschen Reimpoesie erklären lässt.

Auch hier hätten wieder Detailuntersuchungen einzusetzen und zu zeigen, wie die Kontraktion immer fester wird, wie durch Zurückziehen und Verwischen der Cäsur immer mehr der kontrahirte Vers als wirklich gedehnter Vers erscheint u. s. w. Für unsere Zwecke aber genügen einstweilen jene Regeln über Kontraktion, Verkürzung und Verlängerung der Verse. Wir müssen aus jenen drei Klassen, die wir fortan als Vollvers (4 ᴗ 4 — 3 ᴗ), Mittelvers (3 ᴗ 3 —), Vorschlag (2 ᴗ 2 —) unterscheiden, und aus ihrem Zusammenstoss Regeln für die Zusammensetzung der Strophen zu finden suchen. Und die Zerlegung der Auf- und Abgesänge nach diesen Principien wird dies, wie ich hoffe, ermöglichen und damit für unsere Auffassung der mhd. Reihen Zeugnis ablegen. So wird sich auch in der Mehrzahl der Fälle für jeden einzelnen Vers seine Bauart und damit Stelle und Stärke seiner Cäsur allmählich bestimmen lassen und hierauf beruhend eine Scheidung von Innen- und Endreim möglich sein. Der Reim vor einem starken und notwendigen Abschnitt ist dann eben Endreim, der Reim vor einem schwachen, ob notwendigen oder zufälligen Abschnitt Binnenreim. Der sporadische Reim, der an der Stelle des Endreims, blos nicht überall durchgeführt erscheint, ist mit dem Binnenreim nicht zu verwechseln; vielmehr ist er als unregelmässige Form des Endreims aufzufassen.

Ich bemerke hier noch ausdrücklich, was sich für die ganze Arbeit versteht: ich halte die Ergebnisse derselben nicht für so sicher, wie ich sie der bequemeren Form wegen ausgesprochen habe. Aber es ist auch weniger Gewicht auf vorstehende theoretische Beweisführung zu legen als auf den folgenden Versuch einer praktischen Durchführung unserer Regeln; auch hier wird freilich genug zu verbessern sein. —

## CAPITEL IV.

## STROPHEN.

Die Betrachtung des ad. Versbaus auch der ältesten Zeit bedarf zur vollständigen Würdigung desselben einer Vergleichung mit der kirchlichen Hymnenpoesie, deren starke Einwirkung ja unzweifelhaft ist. Mit der lat. Dichtung des Ma aber noch nicht genügend vertraut lasse ich die Frage nach der Art und den Grenzen dieses Einflusses hier gänzlich aus dem Spiel und versuche nur eine Ordnung des gegebenen Materials, nicht dessen historische Ableitung im Einzelnen. Dass die Form der Strophe selbst einer Herleitung von fremden Mustern so wenig bedarf als der Reim entwickelten wir schon; einzelne Bildungen aber sind hier wie dort unbezweifelte Nachahmungen. —

Die Reimzeilen treten schon bei Otfrid in Strophenform auf. Vier vierhebige Verszeilen, paarweise gereimt, bilden zusammengehörige Strophen, die fast stets durch die stärkere Interpunktion abgeschlossen werden. Sehr deutlich werden sie auch in den akrostichischen Widmungen zusammengefasst, ebenso in den Refrains des fünften Buchs, wo wohl öfter zwei solcher Strophen sich bald geeinigt bald getrennt finden, die einzelne Refrainstrophe aber unangetastet bleibt. Wir haben demnach als metrische Einheit Otfrids das Schema der Strophe:

⏗ ⏑ – ⏑ | ⏗ ⏑ ⏗̋ ‖ ⏗ ⏑ — ⏑ | ⏗ ⏑ ⏗̋
⏗ ⏑ — ⏑ | ⏗ ⏑ ⏗̋ ‖ ⏗ ⏑ — ⏑ | ⏗ ⏑ ⏗̋ |||

Mit dieser Form kehrte die deutsche Dichtung zu einer uralten Strophenform in ähnlicher Weise zurück, wie mit der einzelnen Reimzeile zu einer uralten Versform.

Denn ohne Zweifel vergleicht sich diese Gestalt der altindischen und, wie Westphal gezeigt hat, altarischen des Anushṭubh, einer Form, welche von den alten Indern ebenfalls episch (als çloka) verwandt wurde [Westphal Kuhns Ztschr. IX 444]. Bartsch hat es sogar versucht, den epischen Urvers über die Licenzen des Anushṭubh hinaus zu fixiren; er definirt ihn als einen Vers von 8 Hebungen mit Cäsur nach der dritten Hebung und fester Cadenz [Bartsch Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile 44 f.] —

Wie nun wieder die Alliteration den deutschen Strophenbau von diesen ältesten Pfaden fortgelockt hat, das können wir hier nicht im Einzelnen verfolgen. Doch ist ein kurzer Abriss der vermutlichen Entwicklung zur Begründung des Folgenden nicht zu vermeiden.

Von den beiden Hauptformen der eddischen Poesie, Kviþuháttr und Ljóþaháttr, hat man bald den erstern [z. B. Lüning Edda S. 14] bald den letztern [z. B. du Méril Histoire de la poésie scandinave S. 67, Simrock Edda S. 349] für abgeleitet erklärt. Neuerdings pflegt man sie — wohl mit besserem Recht — als gleich alt anzusehen. Wenn man aber den Kviþuháttr als directe Fortsetzung des idg. Anushṭubh, den Ljóþaháttr als unmittelbaren Erben der idg. Gayatri ansieht, hat dies doch Bedenklichkeiten. Mir scheint eine vermittelnde Auffassung wahrscheinlicher.

Oft findet sich nämlich eine Form, welche thatsächlich beide Bildungen ausdrücken kann [Lüning a. a. O. Simrock 349]. Vielleicht ist diese zweideutige Form zuweilen nur Fortsetzung einer ältesten Gestalt, aus der Ljóþaháttr sowohl als Kviþuháttr entsprangen. Denn überall bildet offenbar das Verspaar die älteste Art der Strophe. Diese Strophe hebt sich aber nach unserer Vermutung überall erst gleichsam wie eine Insel aus dem Meer des Refrains empor, und die ältesten Formen scheint dieser Meeresgürtel noch fest zu umschliessen. So erhalten wir als denkbar einfachste Form ein Verspaar mit Anhang, ein Verspaar mit verlängerter Schlusszeile. Dies ist dieselbe Form, die nach F. Wolfs gelehrten Forschungen nahezu der gesamten mittelalterlichen Strophik als Grundlage gedient hat: die der versus

tripertiti caudati [F. Wolf Über die Lais 31]. Typisch wiederkehrende Halbstrophen, bald im Kviþuháttr, bald — und zwar dies natürlich häufiger — im Ljóþaháttr verarbeitet, z. B. Hav. 10—11 [Edda her. von Hildebrand] zeugen für diese Form. Eine getreue Nachbildung derselben in gereimter Dichtung haben wir in dem Bittgesang an den heiligen Petrus [MSD IX] und ebenso aus späterer Zeit z. B. in dem Lied *Jesu dulcis memoria* [Hoffmann von Fallersleben Geschichte des Kirchenliedes N. 17]. Diese Vertretungen verraten auch die ursprüngliche und lang bewahrte Natur der dritten Zeile: sie ist wirklich nur Anhang zur zweiten oder noch genauer nur Functionszeichen des Schlusses der paarigen Abschnitte, denn sie ist eben eigentlich nur der Refrain des Chors. In altn. Gedichten freilich ist der Kehrreim an dieser Stelle selten als solcher zu erkennen; denn mit merkwürdiger Folgerichtigkeit hat die Stabreimdichtung ihr barytonisches Princip bis nahezu zur Vertilgung des Refrains einer grossen Begünstigung des Antirefrains, d. h. der periodisch wiederkehrenden Stropheneingänge gegenüber durchgeführt. Aber in der nordischen Volkspoesie hat der Refrain sich in alter Geltung behauptet. Hier finden wir noch doppelten Kehrreim, also nicht bloss am Schluss, sondern auch in der Mitte der Strophe kehren die gleichen Zeilen wieder [Geijer Über den Kehrreim 295]. Es ist zu beachten, dass sich diese Kehrreime meist durch einen andern Rhythmus vom Liedkörper abheben [ebd. 300], gerade wie die dritte Zeile des Ljóþaháttr [Rask-Mohnike Verslehre der Isländer 33]; ähnlich werden ja auch Vers und Waise durch verschiedenes Versgeschlecht geschieden [oben S. 66].

Diese älteste Form steht nun einem halben Ljóþaháttr schon sehr nahe. Sobald der Refrain inhaltlich seine Natur ablegt, wird das Verspaar mit Anhang zur dreizeiligen Versgruppe mit Reim der Vorderzeilen. Dabei bleibt jene Abweichung des Rhythmus, weil sie ja nicht vom Inhalt der dritten Zeile bedingt ist, sondern von musikalischen Rücksichten. Die circumflectirte Schlusszeile des Verspaars wird, wie wir uns schon einmal ausdrückten, gleichsam diph-

thongirt und von dem Gipfel, zu dem die zweite Zeile aufsteigt, gleitet nun die dritte herab. — Aber die Assimilation kann noch stärker wirken. Das Verspaar bildet den Refrain — dessen Länge ja unbestimmt ist — zu einem zweiten Verspaar um: dann haben wir einen halben Kviþuháttr.

Solche Halbstrophen kommen in der Edda öfter vor und scheinen keineswegs immer unvollständig [z. B. Vol. 37, doch vgl. Müllenhoff Altertumskunde V 118 zu v. 21]; oft treten sie im Dialog selbständig auf [z. B. Þrymskr. 6, und oft im Harbardslied].

Aber all solchen Bildungen liegt die Verdoppelung nahe und gerade deswegen hat schon F. Wolf die beiden alten Strophenformen den versus tripertiti caudati verglichen [a. a. O. 40]. Denn mit der Verdoppelung jener Halbstrophen sind eben Ljóþaháttr und Kviþuháttr gegeben. Bei dem Ljóþaháttr war allerdings noch die Regel nötig, dass die dritten Zeilen in sich reimen, um ihre Selbständigkeit zu festigen; aber noch oft genug reimt in der Edda die dritte Zeile mit dem ersten Verspaar [Rask-Mohnike S. 34]. —

Sind diese Vermutungen richtig, was ja erst genauere Untersuchung ergeben müsste — für diesmal wollte ich auf diesem Nebenwege meiner Arbeit mich nicht zu lange verweilen — so wäre die gemeinsame Grundform der Alliterationsstrophen

a . . . | a . . .
x . . . .

Eine Scheidung nach den Schicksalen des Anhangs macht aus diesem Grundschema zwei Typen, deren Abbilder wir in dem System des mhd. Versbaus treffen werden. Wir haben nämlich bei eingegliedertem Anhang der Schlusszeile:

1) ā . (ā) . | ā . x .
b . (b) . | b . x . (halber Kviþuháttr),

und bei selbständigem Anhang der Schlusszeile:

2) ā (ā) | ā x
b b (halber Ljóþaháttr). —

Man glaubt allgemein, die ältesten altnordischen Strophenformen als gemeingermanisch ansehen zu können und in der That dürften sie aus gemeinsamen Grundsätzen der Alliterationspoesie sich mit Notwendigkeit überall entwickelt haben.

Nun sahen wir schon, wie zu der einen Form sich die Reimdichtung stellt. Gewiss nicht ohne fremden Anstoss besonders durch die geistliche Poesie kehrt Otfrid zu den Grundlagen des Kviþuháttr zurück und bildet seine Reimstrophe: — — — a | — — — a
— — — b | — — — b,
wogegen die älteste Form des Kviþuháttr nach unsern Voraussetzungen, für sie auch noch die älteren Phasen der Vierhebigkeit und Zweistäbigkeit vorausgesetzt, so aussehen würde:

a — — — | a — — —
b — — — | b — — —

Es war also nur eine Inversion nötig, um einen Alliterationsvers in einen Reimvers zu verwandeln, ja notwendig wie schon erwähnt war nicht einmal diese. Im Beowulf (her. v. Zupitza) V. 1160 finden wir wie schon angeführt, als zweiten Halbvers *Leoð wäs âsungen*, und im Ludwigslied V. 48 als ersten Halbvers *Sang uuas gisungan*. Dies beruht eben darauf dass, wie wir ebenfalls schon hervorhoben, die metrische Einheit des deutschen Rhythmus die trochäische Dipodie (mit scheinbarer Katalexis) ist und der germanische Normalvers eine Zusammensetzung zweier solcher Dipodien:

— ∪ — ∪ | — ∪ — ¦ — ∪ — ∪ | — ∪ —
gleich — — | — a || — — | — a, und ebenso
gleich a — | — — || a — | — —

Wir dürfen daher, wie ich glaube, von dieser Masseinheit ohne dringenden Zwang nirgends abgehn. Und ich glaube, dass aller ältere Strophenbau auch der mhd. Zeit aus diesem Mass nach bestimmten Regeln erwächst, gerade wie alle Versformen aus dem vierhebig stumpfen Verse. —

Die Verszeile von vier Hebungen, stumpf und paarweise reimend, zwei Reimpaare zu einer Strophe vereint

— diese Strophenform Otfrids entspräche also innerhalb der Endreimdichtung der ältesten Form des Kviþuhátts, des zweiteiligen Strophentypus. —

Aber in der Alliterationspoesie fanden wir neben diesem Strophentypus noch den dreiteiligen, die Form des Ljóþahátts. Sie scheint für die Reimpoesie nicht ohne Weiteres anwendbar, denn diese verlangt zunächst paarige Verhältnisse. Dennoch finden wir auch im zwei- (bez. vier-) teiligen Alliterationverse oft eine Pause nach der dritten Halbzeile, ja wir dürfen einer solchen Einwirkung des Ljóþahátts für die Geschichte des Kviþuhátts vielleicht eine gewisse Bedeutung zuschreiben. Innerhalb der Reimpoesie aber scheint das Gleiche völlig verbürgt.

Betrachten wir jene höchst altertümlichen Gedichte, die uns unter Dietmars Namen erhalten sind und über welche Scherer [D. St. II 437—39] eingehend gehandelt hat. Nicht ohne Erstaunen sehen wir hier beidemal einen scharfen Abschnitt nach der dritten Zeile:

*Ez stuont ein frouwe alleine, und warte uber heide,*
*und warte ir liebe.*

*So wê dir sumerwunne! daz vogelsanc ist geswunden:*
*als ist der linden ir loup.*

Namentlich im zweiten Fall vermehrt die Alliteration und der stumpfe Ausgang dem scheinbar klingenden gegenüber den Eindruck eines Ljóþaháttr-Anfangs.

Folgen wir weiter dem natürlichen Gang der Interpunktion, welcher bei den ältesten Gedichten am treusten auch die innere Gliederung bezeichnet.

Der zunächst nur paarige Reim verlangt Abschluss der dritten Zeile. Schöben wir etwa die beiden Gedichtanfänge zusammen und stellten für *liebe : loup* einen Reim her, so hätten wir die später (und gar nhd.) allerdings sehr häufige Reimgestaltung a a b a a b; aber der beginnende Reim fordert sofortiges Folgen des Reimworts.

Nun in 37, 4 folgt einfach die notwendige Reimzeile. Danach scharfer Abschnitt; dann zwei Reimpaare: eine Otfridstrophe *bist : ist* || *walde : gevalle.* Aber dann abermals die Pause nach dem dritten Vers:

*alsô hân ouch ich getân: ich erkôs mir selbe man:*
*den welten mîniu ougen.*

Die dritte Zeile wieder einfach abgeschlossen. Endlich ein Reimpaar mit verlängerter Schlusszeile.

Anders ist die Behandlung 37, 18. Hier schliesst nicht eine einzelne Zeile ab, sondern es folgen zweimal Verspaare, in denen Interpunktion und Reimabteilung (ähnlich wie im Heliand) sich widerstreiten. Erst dann Abschluss, der sich durch seine Tautologie (37, 25 = 23—24) verrät. Wieder Abschnitt nach dem dritten Vers; Abschluss durch eine einfache Zeile.

Lassen wir einmal die Abschlusszeilen fort, so ergibt sich folgendes Schema:

| 37, 4 | a : a | 37, 18 | a : a |
|---|---|---|---|
| | b. | | b — c |
| | c : c : c : c | | c — d |
| | d : d | | c : e |
| | e. | | f |
| | f : f | | |

Also in beiden Liedern Anfänge dreiteiliger Strophen, je zweimal, im ersten daneben eine reine zweiteilige Strophe und ein einfaches Verspaar, im zweiten Gedicht schon verwickeltere Verhältnisse.

Nun vergleichen wir jene andern alten Strophen MF 3, 7 und 3, 12. Die Interpunktion nach dem dritten Glied tritt besonders in 3, 12 scharf hervor, aber in beiden Gedichten verstärkt der Versbau den Abschnitt nach der dritten Zeile:

*Wær diu werlt alliu mîn von dem mere unz an den Rîn,*
*des wolte ich mich darben.*

*Tougen minne diu ist guot, si kan geben hôhen muot,*
*der sol man sich vlîzen.*

Wie wird nun hier abgeschlossen? Auf eine ganz eigentümliche Art: sehen wir nur auf den Reim, so müssen wir sagen: durch einen Einzelvers; sehen wir auf die Zahl der Hebungen, so müssen wir sagen: durch ein Verspaar. Beides ist uns schon vorgekommen. Und in der That, vergleichen wir den Abschluss in 37, 18, so ist er rhythmisch mit diesem hier identisch:

*jârlanc mir truobent ouch | mîniu wol stenden ougen.*
*mîn trût, du solt gelouben | dich anderre wîbe.*
*daz diu künegîn von Engellant | læge an mînen armen*
*swer mit triwen der niht phliget | dem sol man daz verwîzen.*

Aber die Reimstellung in den Abschlüssen 3, 10 und 15 stimmt zu den Abschlüssen 37, 7 und 15.

Der Rhythmus von 3, 7 und 3, 12 wiederholt sich, nur mit verändertem Reimgeschlecht, in einem von Neidharts volkstümlichsten Reien: 3, 22. Jede dritte Zeile hat starke Interpunktion. Diese letztere Erscheinung, den Strophenanfang *a a b* | also, finden wir in Neidharts volkstümlich gehaltenen Gedichten noch oft, so 3, 1. 6, 1. 13, 8. 22, 38 und mit geringen Ausnahmen 8, 12. 21, 34. Ein innerer Grund zu einer Zusammenfassung der drei ersten Zeilen liegt bei den Reimpaaren nicht — wie beim Stabreim — vor. Ich glaube deshalb, dass wir hier Einwirkung jener ältesten dreigliedrigen Strophe (Reimpaar + Refrain) und seiner Fortsetzung im Ljóþaháttr vermuten dürfen. Und ich glaube ferner, dass jene kettenförmigen Abschluss-Zeilenpaare auf die zu Waise + Reimzeile ausgedehnte Abschlusszeile am Strophenschluss Einfluss hatten, ja dass diese gradezu ihrem Muster die Entstehung verdankt.

Wir sehen also, dass die Verscomposition 4 — + 3 ◡ beziehungsweise 3 ◡ + 4 — sich von selbst einstellen musste, wenn man anfing doppeltstumpfe und einfach stumpfe Reime abwechseln zu lassen, und dass schon vorher die Versverbindung 4 — + 4 — sich ganz von selbst herausbildete, wo die alte ljóþaháttrartige Form noch nachwirkte. Wenn also die Schlusszeile der Strophe das Funktionszeichen der Dehnung erhalten sollte, bot sich diese Versverbindung natürlich dar und sie ist in MF für die ältere Zeit daher noch fast ausschliesslich in Gebrauch, während wir doch Verscompositionen jedenfalls jüngeren Ursprungs schon in MSD fanden. Auf das volkstümliche deutsche reimende Lied musste wohl die Hauptform des lyrischen Alliterationsgedichts stärker wirken, als auf die halbgelehrten Nachdichtungen lateinischer Kirchengesänge. Aber die naheliegenden Verskontraktionen, die der natürliche Fall der deutschen Sprache

in den Leich hineintrug, drängen bald genug auch hier an und setzen sich in reicher Weiterentwicklung fort.

Mit diesem Pionier der mhd. Verskomposition, der Reihe 4 — + 3 ◡, ist nun aber zugleich auch schon der Boden der mhd. Strophik beschritten. Die Form von 3, 7. 12 ist, wenn man die Reime als klingende ansieht, bereits die einer der verbreitetsten unter allen volkstümlichen Strophenformen, wenn nicht der allerverbreitetsten: der Moroltstrophe [D. St. I 284], später auch als Störtebeker- oder Lindenschmid-Strophe bekannt [vgl. Böhme Altdeutsches Liederbuch S. 462 und bes. 463. 807. Seyd Beitrag zur Charakteristik und Würdigung deutscher Strophen S. 56 f.]. Grade wegen dieser starken Verbreitung (fanden wir sie doch auch schon in dem durchaus volkstümlichen Liede Neidharts 3, 22) wird die Strophe uns als Musterbeispiel des mhd. Strophenbaus dienen können. Was machte sie so beliebt? Die zahlreichen ihr nahestehenden Strophenformen, von denen Scherer [D. St. I 284] die wichtigsten bespricht um ihr Verhältnis zu dem gemeinsamen Grundtypus zu erläutern, unterscheiden sich von ihr der überwiegenden Mehrzahl nach durch ungleichen Abgesang bei gleichem Aufgesang. Der erstere lautet 4 — a 4 — a 3 ◡ b, der letztere 3 + x ◡ b [Scherer ebd.] oder, nach unserer Auffassung, x + 3 ◡ b. Wir lernen hieraus dreierlei: erstens, dass gleicher Aufgesang verschiedenartigen Abgesang zulässt; zweitens, dass dieser Aufgesang 4 — 4 — 3 ◡ in der volkstümlichen Dichtung einer ganz besonders allgemeinen Beliebtheit sich erfreut; drittens dass unter den darauf errichteten Abgesängen 4 — 3 ◡ den Volksdichtern wieder besonders zugesagt haben muss. Diese beiden letzteren Sätze haben wir historisch schon zu erklären versucht, indem wir in dem Aufgesang die Nachwirkung einer älteren Strophenform sahen und in dem Abgesang die durch dieselbe nahe gelegte Verschlusszeile. Scheinbar einfacher wäre es, den Aufgesang noch als ursprünglich selbständige Form zu fassen: 4 — als erste Verszeile, 4 — + 3 ◡ als verlängerte zweite. Aber ein Abschnitt nach der ersten Zeile ist selten, und das Anwachsen einer zweiten

verlängerten Schlusszeile schwer zu erklären. Dazu spricht vor allem noch der Cäsurreim gegen diese Herleitung, denn diesen können wir für die ältere Zeit nur ganz vereinzelt belegen, nicht als festes strophenbildendes Element. Bei unserer Auffassung einer Einwirkung des Ljóþahátts auf das Gedicht in Verspaaren macht all dies keine Schwierigkeit. — Aber die Verbreitung dieser Strophe muss doch noch einen innern Grund haben, der nur in dem Verhältnis zwischen Auf- und Abgesang zu finden sein kann.

Die Ausdrücke Auf- und Abgesang selbst setzen in deren Scheidepunkt einen Gipfel voraus, der die Strophe in einen auf- und einen absteigenden Teil trennt, wie wir einen solchen Gipfel vor dem Anhang der Schlusszeile in der ursprünglichen Ljóþaháttrform voraussetzten. Aber schon unser Beispiel zeigt, dass der Aufgesang der bei weitem wichtigere Teil ist, das feste Fundament, auf dem verschiedenartige leichtere Gerüste stehen, wechseln, auch wohl ganz fehlen können. In diesem nicht nur formell voranstehenden Gliede also herrscht die aufsteigende Betonung, im Strophenanhang (ursprünglich) die absteigende. Die Analogie mit dem Satzton springt in die Augen: aufsteigende Betonung bis zu einem Höhepunkt, der den absteigenden Nachschlag ankündigt. Die aufsteigende Betonung teilt mit Satz und Strophe auch der Vers, doch der Reim verbietet hier anfangs den (im Stabreimvers sehr bedeutenden) Nachschlag, bis dieser im klingenden Reim als tonloser Anhang des Haupttictus sich doch durchsetzt. — Wirklich ist die Entwicklung der Otfridstrophe zur Moroltstrophe der vom stumpfen zum klingenden Reim völlig gleichgeartet, wenn wir mit Rieger [in Ploennies' Kudrun 280] ihre Teile wie ungleichartige Verse auffassen. Noch richtiger wäre es freilich, der Erklärung eingedenk, dass eigentlich erst die ganze Strophe einen abgeschlossenen Vers bilde, Auf- und Abgesang den beiden Gliedern des durch Cäsur zerschnittenen Viertakters zu vergleichen. Der normale Viertakter 2 ◡ + 2 — oder auch die Verskomposition des Abgesangs selbst 4 — + 3 ◡ bilden gleichsam den Querdurchschnitt, der die ganze innere Structur der Strophe

veranschaulicht. Wir sehen nun die durchgreifende Entsprechung in allen Teilen, die diese Strophe zu einem wirklichen Musterstück der mhd. Strophik macht:

2 ◡ + 2 — a    2 ◡ + 2 — a    2 ◡ + 1 ◡ a
               2 ◡ + 2 — a    2 ◡ + 1 ◡ a

Wir finden bei der Vergleichung der Verhältnisse auch hier jenes Gesetz bestätigt, das längst durch Lessing, Schiller und Andere auf philosophisch-historischem Gebiete ausgesprochen, durch Darwin auf dem Boden der Naturwissenschaft verkündet, mehr und mehr alle Anschauungen durchdringt: dass dieselben Bestimmungen, die den Teil aus seinen Atomen gestalten, aus den Teilen das Ganze bilden. Das Verhältnis von 2 ◡ zu 2 —, von 2 ◡ + 2 — zu 2 ◡ + 1 ◡, von 4 — 4 — 3 ◡ zu 4 — 3 ◡ lässt sich nicht in allgemeinen Zahlen ausdrücken, aber in einer allgemeinen Formel: der zweite Teil wiederholt den ersten mit Verkürzung des einen Abschnitts. 2 ◡ : 2 — das heisst — ◡ | — ◡ : — ◡ | —; 4 — : 3 ◡ das heisst 2 ◡ + 2 — : 2 ◡ — + 1 ◡; endlich 4 — 4 — 3 ◡ : 4 — 3 ◡ zeigt klar dasselbe Verhältniss. Dass hier aber die Zerlegung 4 — 4 — | 3 ◡ trotz der ursprünglichen Zusammengehörigkeit von 4 — 3 ◡ der scheinbar richtigeren 4 — | 4 — 3 ◡ vorzuziehen ist, macht ausser andern Erwägungen besonders die Interpunktion der ältesten Stücke wahrscheinlich; und wir erinnern uns, wie durch den Wechsel der Tonbewegung noch spät in den schwedischen Volksliedern der Anhang dem Verskörper sich gegenüberstellt: Die 'Verlängerung der Schlusszeile' ist eben suffigirt nicht eigentlich der Schlusszeile, sondern dem ganzen Abschnitt. So bleibt auch wieder unsere Beobachtung in Ehren, das die enger zusammengehörigen Glieder gleiches Versgeschlecht haben, die schärfer getrennten ungleiches. — Doch ob wir so oder so teilen, es stellt sich immer eine Abweichung in der Art der Verkürzung heraus. Beim Vers, sehen wir, wird einfach die letzte Silbe abgeschlagen, wenn 2 ◡ zu 2 — wird, 4 — zu 3 ◡; fahren wir mit der Zweiteilung fort, so müssen wir sagen: der zweite Abschnitt verkürzt sein letztes Halbglied. Anders bei den Strophenstücken: teilen wir 4 — 4 — |

3 ◡, so hat 4 — | 3 ◡ einfach den ersten Vers eingebüsst; der zweite Teil wiederholt den ersten hier (nicht mit Verkürzung des letzten sondern) mit Verkürzung des ersten Abschnitts. Teilen wir 4 — | 4 — 3 ◡, so ist die Änderung der im Vers ähnlicher: 4 — wird wiederholt, im letzten Abschnitt aber büsst der zweite Teil nichts am zweiten Halbgliede ein, wohl aber das erste ganz. Also jedenfalls rückt der Ort der Verkürzung vom Schluss ab. Wir bemerken vorgreifend, dass auch hierin unsere Strophe typisch steht. Worauf beruht nun innerhalb der Analogie diese Verschiedenheit? Es liegt auf der Hand: in der verschiedenen Richtung der Tonbewegung. Jene Tendenz, durch entgegengesetzte Bewegungen auszugleichen, auf die wir gleich beim Satzton stiessen, tritt von neuem hier ins Licht.

Sehen wir die verschiedenen Abteilungen, die die Strophe aufbauen, der Reihe nach durch. Die kleinste, der Versfuss, hat wie das Wort absteigende Betonung: — ◡. Dies Glied aber ist durchaus unselbständig und deshalb im Innern des Verses unveränderlich fest; verlangt die obere Einordnung eine Änderung, so ist die nur möglich, wo diese Steine der Grundmauer frei liegen, nämlich am äussersten Ende, d. h. nur am letzten Versfuss ist Verkürzung gestattet und zwar berührt sie auch hier zunächst noch die Senkung: von — ◡ springt der Schluss ab, die Arsis bleibt. — Der Vers ist viel freier und beweglicher, ja das eigentlich bewegliche Element in der Strophe. Er hat, wie der Satz, aufsteigende Tonbewegung. Indem nun der stärkere Ictus dehnt, bekommt die zweite Hälfte leicht ein Uebergewicht, dem durch Kürzung abgeholfen wird. Daher gleich von vornherein Katalexis: 2 ◡ | 2 —, was wir (auch wo nicht 2 — für 2 ◡ eintritt) deshalb stets halbirende Cäsur zu nennen uns berechtigt glaubten. Aber die eine abgesprengte More wird schon durch die Pause am Versschluss wieder eingebracht; die zweite Hälfte bleibt weiterer Erleichterung fähig: 2 ◡ | 1 ◡ d. h. 3 ◡. — Nun die Reihen. Sie sind wieder in ihrer gegenseitigen Bedingtheit gebundener, oder eigentlich der Abgesang ist durch den Aufgesang in bestimmte Schranken gebannt. Der Aufgesang selbst dagegen ist ursprünglich

ja eine abgeschlossene Strophe: '*Wær diu werlt alliu mîn von dem mere unz an den Rîn, des wolte ich mich darben*' wäre ein abgerundetes rhythmisches Ganzes so gut wie die Strophen des Petrusliedes. Ja selbst diese zeigen noch einen Zuwachs zu der unentbehrlichen Grundlage einer Strophe: das Verspaar allein wäre schon genügend, wie es denn zweizeilige Strophen überall giebt [z. B. ahd. MSD[2] 297, nhd. wie Chamisso Werke 1836 III 20]. Wie nun aber zwischen Strophe und Vers ein prinzipieller Unterschied überhaupt nicht zu machen ist, so wird die Strophe auch das Aufsteigen des Tons mit der Verszeile teilen. Und unzweifelhaft tut sie dies ursprünglich auch wirklich. Eben das ists, was die vollkommenste aller Strophenformen, das Sonett, zu epigrammatischer Verwendung so geeignet macht, dass, wie Wernicke sagt, nach der letzten Zeilen die dreizehn erstere wie in ihr Wirthshaus eilen. Der Refrain des Chors ist ja auch der Höhepunkt, zu dem alle einzelnen Vorträge hindrängen, und diese festen Dämme erst haben den losen Boden zu festem Lande einzwängend gebunden, wie erst zwischen den Chorgesängen die Einzelvorträge des antiken Dramas sich festsetzten. Wie aber bei Feststellung der Tonbewegung im Versfuss oder Wort die Silben, im Vers oder Satz die Worte oder richtiger die Hochtöne derselben verglichen werden müssen, so ist hier der Vers an dem Verse zu messen. Das Einsetzen des Chors bezeichnet unzweifelhaft den Höhepunkt, jenen Batteuxschen Gipfel, auf dem die Stimme nicht beharren kann; sie gleitet herab, und so ist zunächst die Strophe aufsteigend betont, der Anhang absteigend: eben jener Wechsel des Rhythmus an der Grenzscheide beider, den Volkslieder so prägnant zur Anschauung bringen. Aber diese verschiedene Bewegung treibt leicht den Schluss ganz ab vom Strophenkörper: statt 4 — | 4 — 3 ᴗ wird, wie wir schon sahen, 4 — 4 — | 3 ᴗ als Einheit gefasst, auch dies ja nicht ohne innere Berechtigung. Also: zunächst wird wieder der durch höheren Ton gedehnte Refrain (an dem dies Moment durch die musikalische Verlängerung der Sequenzen ja am aller stärksten hervorbricht) verkürzt zu jener (ebendeshalb meist kürzeren (dritten Zeile

des Ljóþaháttس oder des Petruslieds, gekürzt wieder, wo allein es frei liegt: am Ende. Weiter aber wird die Cäsur verschoben, um die noch immer zu schwere Strophenendung zu erleichtern. Man vergleiche nur einmal bei Neidhart 3, 32—24:

*Der meie der ist rîche:*
*er füeret sicherlîche den walt an sîner hende.*

und ebenda 4, 26—28:

*Liebiu muoter hêre, nâch mir sô klaget er sêre.*
*sol ich im des niht danken?*

Ohne Frage ist die letztere Form die gefälligere; die erstere stürmt allzu rasch der Pause zu. Dazu kommt die gegenseitige Ausgleichung der Strophenteile. Noch immer bleibt der Strophenschluss höher, als der Strophenanfang, aber in sich nimmt er die aufsteigende Bewegung des Anfangs an statt seiner alten absteigenden. Sobald der Anhang selbständiger Vers wird, erhält er Versbetonung. Das ist nun aber bedeutungsvoll; denn so rückt der Höhepunkt vor. Dieser stand vorher am Ende des Verspaars, da wo der Chor einsetzt. Der Chorgesang setzt also höher ein, als das Verspaar, statt zu sinken aber steigt er nunmehr und Gipfelpunkt wird der Schluss des Anhangs. Damit haben wir aber bereits die fertige Strophe mit Auf- und Abgesang. Denn jene Veränderung setzte ja voraus, dass der Anhang dem Verskörper gegenüber als selbständig gefühlt würde und somit tritt eine scharfe Cäsur zwischen beiden ein. Bei der Form Verspaar und Refrain aber bleibt die Strophenbildung nicht stehen. Die einfache Form des stichisch verwandten Viertakters, des Kviþuhátts oder der Otfridsstrophe, wirkt ein: bald werden zwei Stücke jener Gestalt verschmolzen wie zum Ljóþaháttr, bald schliesst eine Abschlusszeile die auf den Anhang reimt sie ab zur Moroltstrophe. Im letztern Falle presst nun der neue Anhang die bisherige zweiteilige Strophe zu einem blossen Aufgesang zusammen. Es wiederholt sich nun genau derselbe Vorgang: wie der ältere Abgesang eine verkürzte Wiederholung des ältern Aufgesangs, so ist der neue eine verkürzte Wiederholung des neuen Aufgesangs, und zwar wieder verkürzt um die Dehnung durch höheren Ton einzubringen. Nun aber der Unterschied: der

alte Abgesang war eine einfache Reihe, ja selbst der alte Aufgesang aus zwei Versen ward als solche empfunden. Jetzt aber ist die Hauptcäsur zwischen dem ursprünglichen Verspaar und dem ursprünglichen Refrain zu stark, als dass nicht auch nach der Verschmelzung 4 — 4 — | 3 ⏑ als Versgruppe empfunden werden sollte. Die Masseinheit des Verses ist der Versfuss: seine Betonung ist absteigend, die Hebung also fester als die Senkung; eine Verkürzung greift also am Schluss an. Die Masseinheit der Versgruppe ist der Vers: seine Betonung ist aufsteigend, das zweite Kolon demnach fester als das erste; eine Verkürzung greift also beim Beginn an.

Zusammenfassend also sagen wir nun für alle Gliederungen der Strophe: *der zweite Teil wiederholt den ersten mit Verkürzung des minder betonten Teils.* Und der Grund ist überall die Ausgleichung: weil alle Takte absteigende Betonung haben, haben alle grösseren Abschnitte aufsteigende. Und weil sie alle aufsteigende Betonung haben, gleichen sie die durch den Hochton bewirkte Verlängerung des zweiten Teils aus durch Verkürzung seiner sprachlichen Unterlage. Also fortwährende Abnahme der Zeilenlänge und Zunahme der Tonstärke.

Hier nahmen wir überall natürlich nur Rücksicht auf das Grundschema, aus dem Modificationen in üppigster Fülle überall hervorschiessen. Der Hauptträger der Entwicklung bleibt auch hier dasjenige Glied, welches unserer Auffassung nach die Wurzel aller Strophik ist: der ursprüngliche Refrain, der erste Abgesang. Seine schwankende Stellung war schon öfter zu betonen: ob seine Verkürzung bis unter die Länge der Verszeilen herabgeht, ob er immer noch eine diese überragende Verskomposition bleibt; ob er als selbständig dem ganzen Aufgesang gegenübersteht oder dienend der Schlusszeile anhängt, endlich ob er seine Tonbewegung behält oder die aufsteigende annimmt. Überall im Obigen war der meiner Meinung nach wichtigere Fall, der häufigere und ursprünglichere, angeführt; aber wenn auch seltener finden sich auch alle die andern Fälle. Die wichtigste unter jenen Fragen ist die, ob der alte Anhang an der Schlusszeile haften bleibt oder ihr freier gegenübersteht. Denn

davon ist der neue Abgesang bedingt: nur was als Aufgesang empfunden wird, wird wiederholt, nichts von dem alten ersten Abgesang, nichts überhaupt was als Abgesang gilt. Wo also der Refrain fest am zweiten Stollen hängt und diesen gleichsam in die Strophenthesis herabzieht, da geht dem neuen Aufgesang auch der zweite Stollen verloren. Was der Abgesang aber wiederbringt, pflegt er wie gezeigt zu verkürzen und zwar an seinem minderbetonten Teile, also am Anfang. Wir erhalten demnach folgende Schemata:

x + y x + y — Verspaar oder Otfridstrophe, d. h. zwei Verskompositionen,

x + y x + y x [+ y] — Verspaar mit normalisirtem Refrain;

x + y x + y x [+ y]
[x + y x + y] Strophe mit doppèltem Abgesang (eingeklammert habe ich die in der Regel verkürzten Glieder).

Das letztere allgemeine Schema zerlegt sich nun in zweierlei Formeln:

x + y | x + y x [+ y]
[x +] y bei Anlehnung des Refrains an die Schlusszeile des Strophenkerns;

x + y x + y | x [+ y]
x [+ y] x + y bei selbständiger Stellung des Refrains dem Aufgesang gegenüber.

Wir erhalten demnach im Ganzen folgende Schemata:

I. Strophen mit einfachem Abgesang (d. h., äusserlich genommen, mit einfachem Aufgesang):

x + y [x + y] | x [+ y]

Hauptformen also: x + y x + y | x + y
x + y x | x + y
x + y x + y | x

II. Strophen mit zweifachem Abgesang (d. h. äusserlich genommen, mit doppeltem Aufgesang):

1) mit angegliedertem Refrain:

x + y | x + y x [+ y]
x [+ y]

Hauptformen: x + y | x + y x || x + y
x + y | x + y x + y || x
(seltener x + y | x + y x + y || x + y)

2) mit losem Refrain:

x + y x + y [x + y]
x [+ y] x + y

Hauptformen: x + y x + y | x || x + y x + y
x + y x + y | x + y || x x + y
(seltener x + y x + y | x + y || x + y x + y).

Allen Strophenformen ist also gemeinsam ein Strophenanfang aus drei (selten unverletzt erhaltenen) Verspaaren x + y x + y x + y; es folgt weiter entweder gar kein Abgesang, oder aber noch ein oder noch zwei Verspaare. Statt der Verse können natürlich stets Kombinationen von Versen eintreten. —

Diese Schemata habe ich meiner Übersicht des mhd. Strophenbaus zu Grunde gelegt. Auf alle, sieht man, passt die Regel: der Abgesang wiederholt den Aufgesang mit Verkürzung im vorderen Teile. Der Schluss bringt die fast stets noch kenntliche, oft oder meist genaue Wiederholung des ganzen Aufgesangs oder eines Stollens, wie das schon längst aus der musikalischen Begleitung ersehen worden ist [z. B. Böhme Altd. Liederbuch LXI—LXII].

Ich bringe nun wieder einige Beispiele. Für den in mhd. Zeit schon fast gänzlich überwundenen Standpunkt des einfachen Abgesangs citirten wir schon das Petruslied (MSD IX):

— ∪ — ∪ — ∪ — | — ∪ — ∪ — ∪ —
— ∪ — ∪ — ∪ — | — ∪ — ∪ — ∪ —
— ∪ — ∪ — ∪ — | — ∪ — ∪ — ∪ —

Hier ist also der Abgesang mit den Stollen identisch; zugleich ist es, wie schon erwähnt, noch ein wirklicher Refrain. —

Viel häufiger, wie ebenfalls schon bemerkt, ist die Bereicherung des Aufgesangs um einen Anhang. Dies unruhige Element ist es recht eigentlich, das Bewegung in den Strophenbau bringt; bald mit der Grundmasse amalgamirt, bald noch merkbar darüber hinrollend, überall wirk-

sam und proteusartig in vielerlei Gestalten sich verbergend ist es dieses Mittelglied, was den innern Mechanismus der mhd. Strophen recht eigentlich charakterisirt. Bei meinen Strophenanalysen war dieser seltsame Rest, der so oft in der Gleichung nicht aufgehen wollte, mir lange aufgefallen; ich nannte ihn 'Vermittlungsglied' und sah ihn als Überführung vom Aufgesang zum Abgesang an. Das ist aber eine künstliche und unhaltbare Auffassung, die ich mit einer besseren und fruchtbareren hoffe vertauscht zu haben. Immerhin bleibt dieser verdrängte Abgesang oft schwierig und zweideutig und wo Zweifel über eine Strophenbildung bleiben, werden sie meist durch ihn verursacht sein. Aber doch haben wir diesen ehrwürdigen Rest einer ältesten Dichtungsstufe mit Dankbarkeit zu betrachten, denn ohne ihn wäre jener erstaunliche Formenreichtum der mhd. Lyrik unmöglich. Damals ging dieser Keim, sinnig gepflegt, in schier verwirrendem Wachstum auf; dann starb er ab und seit wir nur noch einfachen Aufgesang und einfachen Abgesang haben, ward unsere einheimische Lyrik arm an Formen, denn die Anpflanzungen aus fernher geholten oder gar ausgegrabenem Samen sind zu Urwäldern eben nicht gediehen! —

Der alte Anhang ist mit dem Strophenkern verwachsen: x + y | x + y x [+ y] || x [+ y]. Die Analogie des Strophenkörpers selbst wie der viel häufigeren Klasse mit losem Refrain bewirkt, wie schon angemerkt, dass die erste Strophencäsur fast stets verschoben wird: x + y  x + y | x [+ y] || x [+ y]. Die Hauptcäsur der Strophe wird dadurch natürlich nicht berührt.

Ein Beispiel Reg. 16, 1.

4 — + 4 —$^{a}$ 4 — + 4 —$^{a}$ |
4 —$^{b}$ + 4 — || 4 —$^{b}$;

also x + y x + y | x + y || x.

Hier wird zunächst Anfechtung erfahren, dass wir das Reimpaar b : b auseinandergerissen haben. Aber 16, 13 bestätigt starke Interpunktion unsere Teilung. Es ist hier gleich der Ort es zu wiederholen: *die Reimstellung ist für die Strophik überhaupt nur ein secundäres Moment.* Ging in dieser ganzen Arbeit

unser Augenmerk vor allem auf das Grössenverhältnis der Reihen, das bisher oft vernachlässigt wurde, so mag im Zuge dieses Bemühens ich allerdings meinerseits den Wert des Reims unterschätzt haben. Aber gegenüber der einseitigen Abteilung einzig nach der Reimstellung suchte ich im ersten Kapitel der Bedeutung der Pausen bei natürlichem Vortrag zum Recht zu verhelfen und kann als wichtig für den Strophenbau den Reim nur ansehen, wo er solche Stellen markirt. Der Innenreim jeder Art hat für die Strophik, glaube ich, nicht mehr Wert als Assonanzen, Alliteration oder anderer Schmuck, oder auch als Antithese, Klimax und andere stilistische Mittel, bestimmte Punkte hervorzuheben; und er verdient im Schema der Strophe so wenig wie all dies einen Platz, wenn wir nicht überhaupt alle Cäsuren notiren wollen. — Das hat denn auch Anwendung auf die verschiedene Reimstellung von entsprechenden Teilen; gekreuzter Reim im Aufgesang, paariger im Abgesang z. B. ist eine beliebte Ersetzung. Dies verdient wohl, wie die Bewegungen der Reime überhaupt, eine eingehende Betrachtung; an dieser Stelle aber dienen uns die Reime höchstens zur Bezeichnung der auch ohne dies klare Versschlüsse und kommen für die Konstruktion der Strophe kaum in Betracht.

Die zweite Hauptform vertritt, mit dem letzten Beispiel sonst gleich gebaut, Veld. 66, 9:

4 — 4 — 4 — 4 —
4 — 4 — 4 —

also x + y x + y | x || x + y.

Hier sind die Halbglieder der Stollen des alten Aufgesangs gleich: statt x | x + y x + y formuliren wir in solchen Fällen den neuen Abgesang besser als x | x + x x + x. —

Wir gehen zu der besonders für die spätere Lyrik noch wichtigeren Kategorie mit losem Refrain über: x + y x + y | x + y || x x + y.

Ein Beispiel MF 4, 35.

3 ◡ 4 — 3 ◡ 4 — | 3 ◡ 4 —
3 ◡ 3 ◡ 4 —

Die Interpunktion stimmt genau zu unserer Einteilung, denn der neue Abgesang bildet ja nur e i n e Reihe und überlaufende Konstruktion von seinem Vorderglied in sein Nachglied muss gestattet sein, besonders wenn das erstere verkürzt ist. Nach der Reimstellung wäre freilich 3 ∪ 3 ∪ 4 — zu schreiben: auch durch sie und durch sie in viel härterer Weise wird im Abgesang das erste Kolon des zweiten Stollens in den ersten gezerrt — natürlich, da klingend und stumpf ja nicht reimen können. — Das Schema ist genau eingehalten.

Nur scheinbar gehört hierher (oder zum folgenden Schema: x und y sind gleich) MF 6, 5:

4 — + 4 —    4 — + 4 — | 4 — + 4 —
4 —    4 — + 4 —

Dem Musterbild scheint genau entsprochen — und doch zwingt die natürliche Folge der Worte und Sätze zu einer ganz andern Anordnung: [4 — + 4 — | 4 — + 4 —]
4 — + 4 — | 4 —
4 — + 4 —

mit überschüssigem Vorbau (s. u.): also das altertümliche Muster x + y [x + y] | x + y. — Ein wirklicher Beispiel dagegen ist MF 4, 1 nach Scherers Auffassung [D. St. II 442]:

3 ∪ + 4 — 3 ∪ + 4 —    3 ∪ + 4 — 3 ∪ + 4 — | 3 ∪ + 4 —
3 ∪    1 ∪ + 4 —

Hier sind Abweichungen: der alte Aufgesang ist verdoppelt. Völlig regelmässig wäre 4, 5—12:

3 ∪ + 4 —    3 ∪ + 4 — | 3 ∪ + 4 —
3 ∪    1 ∪ + 4 —,

nur dass hier im Abgesang im zweiten Teile x verkürzt wird. Wir sehen also: wie der Refrain in der Wiederholung unberücksichtigt bleibt, wo er von dem alten Verspaar getrennt scheint, so bleibt auch unvertreten, was dem Reimpaar vorgeschlagen wird. Am deutlichsten tritt das in Meinlohs drei Tönen hervor, von denen 11, 1 und 14, 14 verdoppelten, 15, 1 sogar verdreifachten Aufgesang bei wesentlich gleichem Abgesang zeigen. —

Doch wir können nicht in dieser Weise alle einzelnen Erscheinungen besprechen. Die Proben werden schon ein Bild davon geben, wie im Strophenbau wirklich nicht Willkür

herrscht, sondern Gesetzmässigkeit. Dass wir Vieles noch unerklärt lassen, Vieles wahrscheinlich falsch erklärt haben werden ist kein Beweis dagegen; diese Arbeit ist der erstere grössere Versuch in dieser Richtung und jede folgende wird gewiss weiter Ordnung aufzeigen können, wo sie hier noch nicht klar liegt. Eine Reihe weiterer Einzelbeobachtungen sowie Fragen für weitere Forschungen auf diesem Gebiet werde ich dem letzten Kapitel dieses Versuchs einfügen. Worauf es vor allem ankommt, das ist hoffentlich schon bewiesen: *die Form des Aufgesangs bedingt den Abgesang.* Und ebenso ist denn der Aufgesang selbst durch seine Reihen bedingt. Ich nannte schon oben den Vers den Querdurchschnitt der Strophe, die sich freilich nicht in mathematisch zu fixirender Weise verjüngt, aus jenem Durchschnitt in der That aber sich annähernd genau berechnen lässt. Dies gilt nun freilich nicht bloss für die mhd. Lyrik. Vielmehr lasse ich hier als lehrreiches Beispiel dafür, wie der Vers Schlüssel der Strophe ist, aus der französischen Poesie das Schema eines höchst kunstvoll gebauten Gedichts folgen. Es ist Victor Hugos Gedicht Les Djinns [abgedruckt z. B. in Herrig et Burguy La France littéraire S. 481], welches G. Brandes mit Recht ein metrisches Wunder nennt. Dasselbe hat 15 Strophen, von denen jedoch die letzten sieben die Form der ersten sieben in umgekehrter Folge wiederholen; ich teile also natürlich hier nur die ersten acht mit.

| ∪1∪a | ∪1—b | ∪1∪a | ∪1—b | ∪1∪c | ∪1∪c | ∪1∪c | ∪1—b |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2∪a | 2—b | 2∪a | 2—b | 2∪c | 2∪c | 2∪c | 2—b |
| ∪2∪a | ∪2—b | ∪2∪a | ∪2—b | ∪2∪c | ∪2∪c | ∪2∪c | ∪2—b |
| 3∪a | 3—b | 3∪a | 3—b | 3∪c | 3∪c | 3∪c | 3—b |
| ∪3∪a | ∪3—b | ∪3∪a | ∪3—b | ∪3∪c | ∪3∪c | ∪3∪c | ∪3—b |
| 4∪a | 4—b | 4∪a | 4—b | 4∪c | 4∪c | 4∪c | 4—b |
| ∪4∪a | ∪4—b | ∪4∪a | ∪4—b | ∪4∪c | ∪4∪c | ∪4∪c | ∪4—b |
| ∪5∪a | ∪5—b | ∪5∪a | ∪5—b | ∪5∪c | ∪5∪c | ∪5∪c | ∪5—b |

Wie man sieht, hat die Verszeile jedesmal verschiedene Länge, der Bau der Strophe aber bleibt genau gleich.

Das Schema ist algebraisch formulirt dieses:

x∪a x b x∪a x b x∪c x∪c x∪c x b

Lassen wir uns wieder durch die Reimstellung nicht beirren und reduciren dies auf unsere gewohnte Formel, wobei y hier = x weniger eine Senkung ist:

x + y   x + y | x
x         x + y

Also derselbe Bau wie MF 4, 35, nur dass der alte Abgesang von x + y zu x verkürzt ist. — Aufgesang und Abgesang sind in dem Gedicht nicht so scharf geschieden wie der Strophenkern von allen Anhängen, und deshalb nimmt auch der alte Anhang den Reim aus dem neuen Abgesang; seine Verkürzung dagegen ist regelmässig.

Nach dieser Formel sind nun, wie wir sehen, die Strophen so regelmässig gebaut, dass wir wirklich dort nur verschiedene Zahlen für x einzusetzen brauchen, um sofort das Schema der einzelnen Strophe fertig zu haben. x sei ◡1◡: y wird ohne weiteres ◡1—|; x = 2◡, y = 2— und so fort: jede Strophe wächst um eine Silbe in jeder Zeile, nur die achte, der Mittelpunkt des Gedichts, überragt die umgebenden Strophen um zwei Silben auf den Vers. Aber dabei bleibt der Bau überall völlig unverändert: wir haben achtmal dasselbe Modell in verschiedenem Massstabe angeführt. Mit der ersten Zeile ändert sich jede in der ganzen Strophe, denn sie bedingt die Form des Aufgesangs, diese den Abgesang. —

Dies klassische Beispiel spricht wohl deutlich genug. Interessant ist es zugleich, weil es einen mhd. Strophentypus auch nfr. nachweist, der freilich überall zu erwarten ist. Doch bis zu einer vergleichenden Strophik ist es noch weit! Möge unser System des mhd. Strophenbaus wenigstens für die mhd. Lyrik als erster Versuch einer solchen nicht ganz unbrauchbar sein und so für die poetische Technik der Minnesinger wie zur Charakteristik der Epochen und Personen einen Beitrag liefern können und besonders für weiteres Eindringen damit ein nicht ganz tauber Schacht angehauen sein! —

---

## CAPITEL V.

## SYSTEM DES MITTELHOCHDEUTSCHEN STROPHENBAUES.

Die folgende Übersicht des mhd. Strophenbaues in der älteren Lyrik nach den von uns im vorhergehenden ausführlich entwickelten Prinzipien soll zunächst eine Probe auf unser Exempel sein. Doch hoffe ich, sie werde auch sonst nicht ganz fruchtlos sein, sondern in der oben ausgesprochenen Richtung einiges bieten. Bei Zerlegung der Strophen habe ich mich an die natürliche Gliederung, wie Satz- und Wortfolge sie geben und die Interpunktion sie markirt, möglichst eng angeschlossen, da sie mir grade für die ältere Zeit der sicherste Leitfaden schien; Enjambement auch nur zwischen den grösseren Strophenteilen anzunehmen schien mir bedenklich und liess sich auch wirklich meist vermeiden. Stimmen nun die gegebenen Schemata in den meisten Fällen mit unseren Forderungen, besonders aber untereinander überein, ergeben sich aus den Abweichungen nicht unwahrscheinliche Folgerungen und widerstreben die Analysen selbst nicht der Analogie ähnlicher Gestaltungen, so werden unsere Strophenformeln im Ganzen von der inneren Gliederung der Strophen ein zuverlässiges Bild geben. Im einzelnen wird allerdings auch wer unsere Voraussetzungen annimmt Manches zu ändern haben. Es lässt sich kaum vermeiden, dass im Zuge einer derartigen Arbeit man manchmal im Analogisiren zuweit geht, seltenere Formen vergewaltigt und genauer im Kleinen künstelt, als die Dichter selbst thaten. Dazu wird die Musik, von der wir ganz absahen, sicher Vieles in anderem Licht dar-

stellen und Irrtümer aufdecken, die eine auch mir erwünschtere Bearbeitung des Themas von einem Kenner der alten Musik ganz vermieden hätte. Um gleich Beispiele zu nennen: an der Zulässigkeit meiner Einteilung der beiden pseudodietmarischen Lieder 37, 4 und 37, 18 zweifele ich selbst, und für so alte Zeit ausgebildete Kunst des Strophenbaus zu erwarten ist wohl auch unberechtigt. Vielleicht dass ein wirklicher Refrain hier verborgen liegt, etwa 37, 8—9 im ersten Liede; im zweiten scheint freilich kein Raum dafür. So habe ich in CB 141 a die Zeilen *Ich sage dir ich sage dir, mîn geselle chum mit mir* als Kehrreim genommen und auf diese Weise eine einfache Gliederung gewonnen. — Auch meine Analyse der beiden Spervogeltöne ist mir selbt bedenklich, und bei diesen Spruchtönen war es vielleicht wieder falsch, die Regeln der lyrischen Strophen anzuwenden. Was bei den epischen Strophen vor allem durch das Beispiel der Titurelstrophe sicher erscheint, was für jüngere Minnesingerstrophen und nun gar für die Weisen der Meistersänger nicht bezweifelt werden kann: neue Erfindung durch überlegte Mischung und Veränderung des Gegebenen, Gestaltung aus der Reflexion heraus — das darf für diese gnomische Poesie vielleicht schon so viel früher angenommen werden. Von dieser Anschauung aus hat Scherer [D. St. I 283 f.] die Spervogeltöne erklärt, mit ihnen andere Töne, die ich zum Teil anders glaubte fassen zu müssen. — Und so bin ich noch in vielen andern Fällen weit davon entfernt, meine Analysen für sicher zu halten. Aber die Probe musste gemacht werden, und die Regeln musste ich auf die Grenzen ihrer Anwendbarkeit untersuchen. Ich hatte sie ja aus den Strophenformen selbst abgezogen, nicht etwa durch abstracte Speculation mir zurecht gemacht; aber manchmal werde ich der letztern in meiner Arbeit doch schon näher gekommen sein, als mir lieb ist, und eben deshalb schien genaue und umfangreiche aposteriorische Controle unerlässlich.

In dem folgenden Überblick habe ich mich auf eine vollständige Ausschöpfung der Strophenformen von MF I—IX fürs Erste beschränkt. Die älteste Periode ist damit

im Wesentlichen erschöpft, unsere Regeln wohl genügend erhärtet und für ein System der mhd. Strophik eine genügende Basis gewonnen. So lange dieselbe nicht anerkannt ist, schien es mir besser, das Wichtigste allein zur Anschauung zu bringen, statt der Fülle von Einzelheiten, die mit Beginn der künstlicheren Bildungen erforderlich wird. Doch habe ich auch diese durch eine Anzahl von Beispielen vertreten lassen. — Es fehlen in unserer Übersicht die drei Gedichte MF 5, 16, H. 43, 28 und 52, 37 ihrer Daktylen wegen. —

I. Strophen mit einfachem Abgesang.

Strophen nach dem Schema x + y x + y | x + y sind, wie schon hervorgehoben, selbst in der ältesten Zeit ziemlich selten. Ausser namenlosen Liedern (worunter auch das pseudodietmarische Tagelied 39, 18) sind aber auch Veldeke, Dietmar und Hausen vertreten. Veldeke gehört zur volkstümlichen Schule; Hausen dagegen wundert man sich hier zu treffen. Vielleicht gehören die betreffenden Lieder, auch sonst sehr altertümlich (ungenaue Reime gehäuft 48, 23. 32, Refrain 49, 37) nicht ihm. — Ausser 21. 48, 23. 32 und Veld. 67, 33. 68, 6 beginnen alle hierher gehörigen Strophen mit Vollversen und sind auch grösstenteils nur aus solchen zusammengesetzt.

1) Der Aufgesang ist vollständig (d. h. also hier zugleich auch gleichteilig).

Die denkbar einfachste Form MF 6, 14: 4 — + 4 — | 4 — + 4 — || 4 — + 4 —: Otfridstrophe mit angeglichenem Refrain.

Das Schema x + y | x + y || x + y vertritt noch Veld. 66, 32: 4 ∪ 4 — | 4 ∪ 4 — || 4 ∪ 4 ∪. Die scheinbare Verlängerung der letzten Zeile rührt von der alten Gleichsetzung von 4 ∪ und 4 — her. Eben diese Gleichstellung bringt Veld. 56, 1 hierher. In dieser Strophe haben die Stollen, wie bei Veld., gern die Ljóþahàttr-Form; im Abgesang sind sie umgestellt: 4 ∪ 4 ∪ + 4 — | 4 ∪ 4 ∪ + 4 — | 4 — + 4 ∪ 4 —.

Sehr ähnlich, zugleich aber gewissermassen eine dreizeilige Fortsetzung des Schemas von MF 3, 7. 12 (zu diesem

also wie Veld. 56, 1 zu Veld. 66, 32 stehend) ist D. 40, 19 gestaltet: 4 — 4 — + 3 ∪ | 4 — 4 — + 3 ∪ || 4 — 4 — + 3 —. Die Verminderung des Abgesangs um eine More führt zu den folgenden Bildungen herüber.

Der Abgesang ist um ein Glied gekürzt: dreizeiliger Aufgesang Veld. 64, 26: 4 — 4 ∪ + 4 — | 4 — 4 ∪ + 4 — || 4 ∪ 4 ∪; vierzeiliger H. 49, 37: 4 — 4 ∪ + 4 — 4 ∪ | 4 ∪ 4 — + 4 ∪ 4 — || 4 — 4 —: wieder ein hübsches Beispiel der Umbildung von Strophenformen einfach durch Erweiterung des Aufgesangs. Hausen hat die Glieder des Aufgesangs umgestellt, was er gern thut (so 44, 13: 4 — 4 ∪ 4 — 4 ∪ | 4 ∪ 4 —, und grade umgekehrt 51, 13: 4 ∪ 4 — 4 ∪ 4 — | 4 — 4 ∪). Der Abgesang ist hier noch wirklicher Kehrreim.

Das übrig bleibende Glied des Abgesangs ist noch weiter verkürzt in zwei einander nah verwandten Strophenformen bei Veldeke: 67, 33: 5 — 4 ∪ + 4 — | 5 — 4 ∪ + 4 — || 4 ∪, 4 ∪ und 68, 6: 5 — 4 ∪ + 4 — | 5 — 4 ∪ + 4 — || 3 ∪ 4 ∪. Dies ist die Gliederung, die aus Veldekes Sätzen sich von selbst ergibt; wollte man abteilen 5 — + 4 ∪ 4 — | 5 — + 4 ∪ 4 — || 4 ∪ 4 ∪ und 5 — + 4 ∪ 4 — | 5 — + 4 ∪ 4 — || 3 ∪ 4 ∪, so gehörten diese Fälle unter die vorige Rubrik, wenn man sich der alten Gleichsetzung der Vollverse 3 ∪ 4 — 4 ∪ erinnert.

Der Abgesang ist in beiden Gliedern verkürzt: Aufgesang gleich dem von H. 49, 37 (nur wieder einmal 4 — statt 4 ∪): Veld. 58, 35: 4 — 4 ∪ + 4 — 4 ∪ | 4 — 4 — + 4 ∪ 4 — || 2 ∪ 2 ∪ + 3 — 3 —. Die beiden Zweitakter sind für Veldeke charakteristisch, vgl. Veld. 60, 13 62, 25 und besonders 67, 25. — Hierher gehört wohl auch die schwierige Bildung H. 45, 37 mit einem ausserhalb der Konstruktion stehenden Verspaar: [4 — + 4 —] 2 ∪ 3 — 2 — + 4 — | 2 ∪ 3 — 2 — + 4 — || 2 ∪ 3 — + 2 ∪ 3 —, also mit viel künstlicher geformten Stollen. Die Komposition Halbvers + Mittelvers steht oft in verkürzten Strophenteilen (s. u.); hier sind die ungleichen Stollen in dieser Form zusammengetroffen.

Auf der Grenze zwischen dieser und der folgenden

Gruppe steht MF 3, 1: behandelt man 3, 3—4 als klingende Verse, so gehört es schon dorthin; andernfalls ist die Form mit der von MF 6, 14 (s. S. 98) identisch. Dasselbe gilt von Sperv. 20, 1, wo aber stumpf und klingend schon geschieden sind [Scherer D. St. I 286]. Ich habe es deshalb in die spätere Gruppe eingereiht.

2) Der Aufgesang verkürzt sein zweites Glied.

Schema x + y [x + y] | x + y: einfachste Form MF 3, 1 wenn eben 3, 3—4 als klingend gelten: 4 — 4 — + 3 ᴗ 3 ᴗ | 4 — 4 —. Den gleichen Stollen verkürzt stärker MF 6, 5: 4 — 4 — + 4 — | 4 — 4 —, wenn nämlich wieder 6, 5—8 ausserhalb der Konstruktion bleibt, worüber oben (S. 93) zu vergleichen. Sonst wäre zu lesen 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — 4 — + 4 — || 4 — 4 — mit verdoppelten Stollen; dann ist der Abgesang um ein Halbglied verkürzt, der zweite Stollen aber (was nicht wahrscheinlich ist) nur um die Hälfte eines solchen. — Mit der ersten Analyse von MF 6, 5 deckt sich (der ursprünglichen Gleichwertigkeit aller Vollverse wegen) die von MF 3, 7. 12, wenn man die Endzeilen der Strophenteile noch als stumpf ansieht. Besser aber hält man hier auch den Anhang für verkürzt: 4 — 4 ᴗ + 3 ᴗ | 4 — 3 ᴗ.

3) Zweiter Stollen und Abgesang sind verkürzt.

Schema x + y [x + y] | [x + y]. Zunächst gehören hierher bei Trennung von 4 und 3 ᴗ die schon angeführten Strophen MF 3, 7. 12 und Sperv. 20, 1. Letztere hat, nach einem Strophenvorschlag, die einfachste Bildung: [3 ᴗ 3 — + 3 ᴗ 3 —] 4 — 4 — + 4 — 3 ᴗ | 4 — 3 ᴗ. Ganz dicht an diese Bildung tritt, ebenfalls mit Vorbau, D 38, 32 heran: [4 — 3 — + 4 — 3 —] 4 — 4 — + 4 — 3 — | 3 — 4 —: die Abschleifung geht um eine More weiter (was mit dem um soviel gestreckteren Vorschlag wohl nichts zu thun hat) und im Abgesang sind die Glieder (wie öfter) umgestellt.

Die Verkürzung geht, jedoch nur im zweiten Stollen, bis zur Syncope eines Halbglieds MF 3, 7. 12 4 — 4 — + 3 ᴗ | 4 — 3 ᴗ. Bei der gleichen Minderung des zweiten Stollens ist der Abgesang in beiden Gliedern weiter verkürzt MF 4, 13 3 ᴗ 4 — + 4 — | 2 — + 4 — (wenn man gegen Haupt 4, 16 liest *seht wie wol daz vil menegen herzen tuot*) und MF 39, 18

im Tagelied 3 ∪ 4 ∪ + 4 — | 2 ∪ + 3 —. Diesen beiden nahverwandten Formen stehen wieder zwei unter sich ähnliche interessante Bildungen nahe: D 37, 30 4 — 4 ∪ 4 — 4 ∪ + 4 — 4 — 2 — | 4 — 4 — 4 — und Veld. 64, 17 4 — 4 — 4 — 4 — + 4 — 4 — 3 — | 4 — 3 — 3 —. Man sieht dass in beiden Formen die Stollen verdoppelt sind. In der einen ist aber der Abgesang um ein halbes Halbglied verkürzt, der zweite Stollen dagegen in beiden Halbgliedern (einmal durch Streichung eines halben Halbglieds, einmal durch Reduction eines solchen auf Halbvers) geschmälert, in der andern ist gerade umgekehrt verfahren (denn die weitere Verkürzung der Aufgesang-Abschlusszeile 64, 23 ist nur Assimilation an die der Abgesang-Abschlusszeile 64. 25). So fügen sich diese scheinbar ganz regellosen Systeme mit der kindlich einfachen Bildung MF 3, 7. 12 in dieselbe Gruppe. Sie haben aber noch weitere Verwandte.

Den Aufgesang von Veld. 64. 17 setzt mit um ein Halbglied gekürztem Abgesang H 45, 1 fort 4 — 4 ∪ 4 — 4 ∪ + 4 — 4 — 4 ∪ || 4 — 4 —. Und mit gleichmässiger Kürzung beider Nachglieder Riet 19, 7 4 — 4 — 4 — 4 — + 3 — 3 — 4 — || 4 — 3 — 3 —. Bis auf die Angleichung des Abgesangs an den zweiten Stollen ist diese Strophe eine genaue Nachbildung von 45, 1, in der nur der Vers, der Schlüssel des ganzen Systems, um ein More gekürzt ist: 4 — 4 — statt 4 — 4 ∪, daher auch 3 — 3 — 4 — statt 4 — 4 — 4 ∪; allerdings ist die Verminderung im ersten Halbglied noch gewachsen.

Und noch weitere Sippe hängt sich an. Bei nahezu gleichem Bau des Aufgesangs haben den Abgesang wieder nur um ein Halbglied erleichtert drei unter einander fast identische Strophenformen H. 48, 23 MF 3, 17 Kür 7, 1. Die einfachste Bildung hat davon H. 48, 23 3 — 3 — 3 — 3 — + 3 — 3 — 3 — | 3 — 3 —. Der Aufgesang sieht wie eine Ummodellirung des Aufgesangs von Veld. 64, 17 auf den Massstab von 3 — für 4 — aus, der Aufgesang wie ein solcher Abguss des Abgesangs von MF 3, 7. Sehr ähnlich, doch mit geringer Verlängerung des übrig bleibenden Halbglieds MF 3, 17 3 ∪ 3 — 3 ∪ 3 — + 3 — 3 ∪ 3 — | 3 ∪ 4 —

und, nur mit anders gestellter Verkürzung im zweiten Stollen (und mit dem Aufgesang von Veld. 64, 17 dadurch noch mehr übereinkommend) Kür 7, 1 3 ◡ 3 — 3 ◡ 3 — + 3 ◡ 3 ◡ 3 — | 3 ◡ 4 —. (In 3, 21 vertritt 3 — den Mittelvers 3 ◡ von 7, 5. 14, wenn man nicht mit Haupt allemal 4 — liest).

4) Der Aufgesang ist vollständig, der Abgesang verkürzt: Schema x + y x + y | [x + y]

Für diese ungünstige Form, die die Einheit von Auf- und Abgesang verwischt, ist wie für die entsprechende Formel der zweiten Klasse x + y | x + y [x + y] || [x + y] ein sicheres Beispiel nur bei Veldeke zu belegen und zwar entspricht dem einen der dort zu besprechenden Systeme 58, 11 4 ◡ 4 ◡ + 4 ◡ | 4 ◡ 4 ◡ + 4 ◡ 3 — 3 — + 3 ◡ || 3 — 3 — + 3 ◡ das hierher gehörige Veld. 67, 25 5 — 5 — 5 — + 5 ◡ 5 ◡ 5 ◡ | 5 — 4 ◡ fast genau. Wieder (wie oft bei Veld.) dreizeilige Stollen; steiler Abfall von der einen zur andern Hälfte im ersten, ebenso unvermittelter Aufstieg im zweiten Fall. Veld. 67, 32 ist das übrigbleibende Halbglied des Abgesangs noch weiter verkürzt, so dass dies ein Gegenstück zu MF 3, 25 Kür 7, 9. 18 bildet. Im Aufgesang wechseln stumpf und klingend; mit Berücksichtigung der Cäsuren (die ich sonst nur angebe, wo sie das Verständnis der Strophenformen erleichtern sieht die Strophe so aus: 3 ◡ 2 — 3 ◡ 2 — + 3 ◡ 2 — | 3 ◡ 2 ◡ 3 ◡ 2 ◡ + 3 ◡ 2 ◡ | 2 ◡ — 2 ◡ 2 ◡.

Vielleicht gehört auch noch das sehr alte Stück MF 37, 4 hierher. Es hätte dann dreiteilige Stollen, bei denen 4 — und 3 ◡ wechseln, und einen in beiden Halbgliedern verkürzten Abgesang: 3 ◡ 3 ◡ 3 ◡ 3 ◡ + 4 — 4 — | 3 ◡ 3 ◡ 4 — 4 — + 3 ◡ 3 ◡ || 4 — 3 ◡ 2 —. Bis auf die Dreiteiligkeit gliche der Bau des Aufgesangs dem von MF 3, 17 Kür 7, 1, der Abgesang ist mit dem von Veld. 64, 17 (das auch sonst nahe steht) identisch. — Indessen hat ein so komplicirter Aufbau für dies Lied wenig Wahrscheinlichkeit und wenn überhaupt einer unserer Formeln werden wir dies Gedicht eher dem Schema x + y | x + y x + y || x + y (s. u.) zuweisen müssen.

Hier gleich eine vorläufige Vergleichung der Verkür-

zungen. Die häufigste Form ist die, dass ein Halbglied verloren geht: so beim zweiten Stollen (MF 3, 1; 4, 13; 6, 5; 39, 18 Veld. 64, 17) und ebenso beim Abgesang (Veld. 64, 26; H. 49, 37. 48, 23; MF 3, 17; Kür 7, 1; D 37, 30; MF 37, 4). Die Verkürzung um ein halbes Halbglied kommt im zweiten Stollen (D 37, 30, kaum MF 6, 5) wie im Abgesang (Veld. 64, 17) nur vereinzelt vor. Abstossen von nur einer More ist in dieser Zeit, wo 3 ᴗ und 4 —, 4 — und 4 ᴗ noch oft vertauscht werden, kaum eine Verkürzung zu nennen; es findet sich ebenfalls im zweiten Stollen (MF 3, 1. 17; Kür 7, 1), im Abgesang (Veld. 67, 5), öfters auch an beiden Stellen zugleich (MF 3, 7. 12 Sperv. 20, 1). Verkürzung um einen Takt zeigen beide Stellen D 38, 32. — Liegen hier überall eigentliche Verkürzungen durch Apocope am Schluss anderweitig zu genügender Länge gedehnter Strophenteile vor, so findet sich ebenso oft ein andrer Vorgang: Ersetzung durch kürzere Reihen. Wir finden Veld. 56, 35: 2 ᴗ 2 ᴗ 3 — 3 — statt 4 — 4 ᴗ 4 — 4 ᴗ; D 37, 30: 4 — 2 — für 4 — 4 —; Veld. 64, 17: 2 — 3 — für 4 —, 4 —; MF 4, 13: 2 — 4 — für 3 ᴗ 4 ᴗ; MF 39, 18: 2 ᴗ 3 — für 3 ᴗ 4 ᴗ; endlich H. 45, 37: 2 ᴗ 3 — für 2 ᴗ 3 — 2 — und für 4 —. Allgemein also: 2 ᴗ oder 2 — für 4 — oder 3 ᴗ 2 $\underline{\smile}$ 3 — oder 2 $\underline{\smile}$ 4 — für 4 — 4 — oder 3 ᴗ 4 —. Wir erinnern uns der Regeln bei der Verskomposition und sehen diese durch die Gruppirung 2 — + 4 — allerdings verletzt. Sonst aber helfen sie uns zum Verständnis der Kürzungen. Diese gehen vom Anfang des Abgesangs aus, wie unsere Beispiele ebensowohl als unsere Darlegungen wahrscheinlich machen, und hier tritt denn überall Halbvers für Vollvers ein. Da aber Halbvers und Vollvers als Kompositionsglieder sich schlecht vertragen, wandelt sich im Schluss des Abgesangs der Vollvers 4 — oder 4 ᴗ in den Mittelvers 3 —. In der Strophe Hausens liegt, wie oben gesagt, Angleichung der Glieder des Abgesangs vor. —

II. Strophen mit doppeltem Abgesang. —

A. Strophen mit angegliedertem Refrain.

Veldeke hat unter seinen zahlreichen Strophenformen wiederholt auch diese, sonst ist sie nicht eben häufig. Die

jüngere Epoche verrät sich schon darin, dass, wenn auch erst vereinzelt, der Aufgesang schon zuweilen mit Mittelversen und sogar Halbversen in Komposition beginnt. In der Hauptmasse freilich bilden, wie in der älteren Zeit überhaupt, Vollverse noch ausschliesslich die Aufgesänge.

Es wurde schon bemerkt und erklärt, dass durch Verschiebung der Reihencäsur im Aufgesang aus x + y | x + y x + y || x + y fast durchweg x + y x + y | x + y || x + y wird. Ein Grund, diese letztere Form deshalb anders aufzufassen, liegt nicht vor, da der Hauptabschnitt zwischen Auf- und Abgesang deutlich bleibt. Wollte man etwa hier allen Abgesang bestreiten und lediglich Behandlung nach dem Muster des alten Strophenkerns empfehlen, so fiele dies aus aller Analogie, entbehrte der inneren Wahrscheinlichkeit (da diese Strophen doch ebenso gut gesungen wurden und daher Wechsel der Tonsätze verlangten wie alle andern) und machte die Erklärung der unvollständigen Formeln so schwierig als sie jetzt leicht ist. —

1) Der Aufgesang ist vollständig, der Abgesang ebenfalls.

Die regelmässigste Form x + y | x + y x + y || x + y ist zugleich die häufigste, und dazu mag die Analogie zwischen Strophenkern und Gesamtstrophe denn allerdings beigetragen haben

4 — 4 — | 4 — 4 + 4 — 4 — || 4 — 4 —: D33, 15; 35, 16. H. 53, 31. Veld. 65, 13; 67, 9

4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ 4 — + 4 — 4 — || 4 — 4 —: Veld. 61, 1;

davon zwei Spielarten mit Vertauschung der Glieder:

4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ 4 — + 4 — 4 ᴗ || 4 — 4 ᴗ: Veld. 57, 10

4 — 4 ᴗ | 4 ᴗ 4 — + 4 — 4 ᴗ || 4 — 4 ᴗ: Veld. 66, 1.

4 ᴗ und 4 — scheinen hier schon geschieden; dasselbe noch deutlicher in einer zu Verkürzung beider Abgesänge neigenden, sonst mit Veld. 61, 1 u. s. w. gleichartigen Strophe des Rietenburgers 18, 1: 4 ᴗ 4 ᴗ | 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 — 4 — || 4 — 4 —. Dagegen wird 4 ᴗ mit 4 — noch gleichgesetzt in einer dritten Variation des Schemas 61, 1, ebenfalls durch Veld. selbst: 66, 16: 4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — || 4 ᴗ 4 ᴗ. — Hierher stellt sich auch M. 14, 14 s. u.

Endlich scheint noch H. 49, 13 hierher zu gehören, eine Strophe, die allerdings wegen ihres Enjambements zwischen den Strophenteilen Schwierigkeiten macht. Da sich dasselbe jedoch bei keiner Gliederung vermeiden lässt, auch bei Hausen nicht ohne Beispiel ist, glaubte ich die Bildung hierher ziehen zu sollen: 3 — 4 ᴗ | 3 — 4 ᴗ + 4 ᴗ 3 — || 3 — 4 ᴗ. Namentlich die Umkehrung der Glieder im Aufgesang bestärkt mich in dieser Analyse, da Hausen, wie bereits bemerkt, gern die Stollen gegeneinander dreht. Dasselbe Princip zeigt denn auch die Reimstellung in den Abgesängen. Wir treffen hier von neuem jene Ausgleichung durch entgegengesetzte Bewegung: parallel laufende Strophenglieder erhalten entgegengesetzte Reimung: aα, bβ, aβ, bα. Überhaupt wäre wohl grade diese Kategorie des mhd. Strophenbaus, die wir mit dem Schema x + y | x + y x + y || x + y überschreiben, sehr geeignet, für ein System der Reimstellung als Ausgangspunkt zu dienen. Strophenteilung und Reimordnung verhalten sich meiner Ansicht nach in der mhd. Poesie etwa so zusammen, wie Vers- und Wortaccent in der classischen Dichtung. Ursprünglich fallen sie zusammen, da eins aus dem andern hervorgeht; dann weichen sie ab, werden sogar bewusst in Gegensatz gebracht, und kommen schliesslich aus aller Berührung, so dass nur noch am Ende der Systeme beide Anordnungen im gleichen Abschluss zusammenklingen müssen. —

2) Der Aufgesang verkürzt seinen zweiten Teil; der Abgesang ist vollständig.

Schema x + y | x + y [x + y] || x + y.

Der zweite Stollen wird allemal um ein Halbglied verringert. Die einfachste Form Veld. 66, 9: 4 — 4 — | 4 — 4 — + 4 — || 4 — 4 —. Durchweg um eine More verlängert Veld. 64, 10: 4 ᴗ 4 ᴗ | 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ || 4 — 4 —. Die andern Fälle entfernen sich nicht weit von diesem Muster. Fast gleich ist D. 34, 19, wo nur ein freistehendes Gesätz vorhergeht: [4 — 5 ᴗ 4 — 5 ᴗ] 4 — 4 — | 4 — 4 — + 4 — || 4 — 4 —. Verdoppelte Stollen zeigt das alte pseudodietmarische Gedicht MF 37, 18: 3 ᴗ 3 ᴗ 4 — 4 — | 3 ᴗ 3 ᴗ 3 ᴗ 3 ᴗ + 3 ᴗ 3 ᴗ || 3 ᴗ 3 ᴗ 4 — 4 —, wo also 3 ᴗ und 4 —

noch unterschiedslos gebraucht sind. Endlich noch am meisten von den andern Beispielen verschieden stellt sich Veld. 62, 11 dar: 4 — 3 — | 4 — 3 — + 4 — || 4 — 3 — (denn man wird gewiss 62, 11 mit vier Hebungen lesen müssen, wodurch denn auch die überschwere Senkung *seit* als Hebung ihre gebührende Geltung erhält; 62, 18 aber ist mit beiden Handschriften *dęste* zu schreiben). —

3) Beide Abgesänge sind verkürzt.

Das Schema x + y | x + y [x + y] || [x + y] ist sehr selten: es findet sich nur zweimal bei dem Neuerer Veldeke. Es ist dies keine schöne Form, da die innere Einheit des Systems nahezu verloren geht und zwei verschieden geartete Teile beziehungslos nebeneinanderrücken.

Die betreffenden Lieder klingen auch wirklich hart und ungeschmeidig, wie denn freilich gefügiger Bau und elegante Rundung nicht grade Veldekes Lieder auszeichnen. In der Form wie im Inhalt erscheint der Vater der höfischen Dichtung als ein kräftiger, heiterer, gesund-derber Mann, den wol Unreinheiten stören, aber nicht Unfeinheiten, eine originelle und darum einflussreiche Persönlichkeit wie etwa unser J. H. Voss. — Zweizeilige Stollen Veld. 67, 3: 4 ᴗ 4 ᴗ | 4 — 4 — + 3 ᴗ 2 ᴗ || 2 ᴗ 3 ᴗ. 4 — und 4 ᴗ sind wieder gleichgerechnet, die Cäsurkola der Abgesänge vertauscht. Die Ersetzung von 4 ᴗ 4 ᴗ oder 4 — 4 — durch 2 ᴗ 3 ᴗ hat Veld. öfter, so 64, 34 (x + y | x + y x + y || [x + y], 65, 5 (x + y x + y) [x + y] || [x + y x + y]; ebenso 3 ᴗ 2 — 66, 24 (mit dem Schema von 65, 5). Er bevorzugt augenscheinlich die sonst in der älteren Zeit kaum vorkommenden Halbverse 2 — und 2 ᴗ. — Dreizeilige Stollen 58, 11: 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ | 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ 3 — 3 — + 3 ᴗ || 3 — 3 — + 3 ᴗ. Dies ist wohl die ungewandteste Strophenbildung in MF: die Gleichheit der Abgesänge den unter sich gleichen Aufgesängen gegenüber lässt die Hälften ganz lose auseinander fallen; es sind keine zusammengesetzten Reihen, sondern nur zusammengerückte: zwei Strophen nach der Formel x + y | x + y [x + y] einmal auf x + y = 4 ᴗ + 4 ᴗ, dann auf x + y = 3 — + 3 — entworfen und selbst in

diesen noch das Bild durch Vertauschung der Glieder im zweiten Stollen entstellt. —

4) Der Aufgesang ist vollständig, der Abgesang verkürzt: Schema x + y | x + y x + y || [x + y].

Diese Form ist viel häufiger. Das eigentlich Charakteristische des rhythmischen Systems, die Wiederkehr des Strophenanfangs, ist ja auch hier nicht ganz gewahrt; doch meist bleibt der alte Aufgesang auch in seiner verkürzten Gestalt kenntlich; in der Regel mag noch die Dehnung durch höheren Ton die Differenz eingebracht und so die Gleichheit der äussern Strophenteile hergestellt haben.

Die einfachste Form bietet Reg. 16, 1: 4 — 4— | 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 —. Genau ebenso ist die Strophe Veld. 61, 33 gebildet; dazu (grade wie oben 57, 10 und 66, 1 zu 61, 1) zwei Spielarten, in denen 4 — mit 4 ∪ beziehungsweise mit 3 ∪ wechselt: Veld. 60, 29: 4 ∪ 4 — | 4 ∪ 4 — + 4 — 4 ∪ || 4 ∪; Veld. 61, 18: 4 — 3 ∪ | 4 — 3 ∪ + 4 — 4 — || 4 —. Diese Strophen stehen sämtlich den unter andere Rubriken eingereihten Bildungen Veld. 64, 34 (4 ∪ 4 — | 4 ∪ 4 — 4 ∪ 4 — || 2 ∪ 3 ∪) und Veld. 67, 3 (4 ∪ 4 ∪ | 4 — 4 — 3 ∪ 2 ∪ || 2 ∪ 3 ∪) nahe.

Ueberall war hier der Abgesang um ein Halbglied verkürzt. Dies ist der Fall auch noch bei dreizeiligen Stollen H. 51, 33 3 ∪ 3 ∪ + 3 — | 3 ∪ 3 ∪ + 3 — 3 ∪ 3 ∪ + 3 — || 3 —.

Dagegen ist der Abgesang in beiden Halbgliedern erleichtert bei gleichem Aufgesang Veld. 64, 34 4 ∪ 4 — | 4 ∪ 4 — + 4 ∪ 4 — || 2 ∪ 3 ∪. Wir verglichen die Bildung schon mit der von Veld. 61, 33 u. s. w.; ebenso sehr erinnert sie an eine Strophe der folgenden Klasse Veld. 65, 5 (4 ∪ 4 — + 4 ∪ 4 | 4 — || 4 ∪ + 2 ∪ 3 ∪). Die Ersetzung von 4 — 4 — durch 2 ∪ 3 ∪, über die wir schon gesprochen haben, zeigt aber ausser all diesen Systemen auch noch in sehr interessanter Weise das alte Lied MF 37, 4, welches aber die Stollen zu doppeltem Umfang dehnt: 3 ∪ 3 ∪ + 3 ∪ 3 ∪ | 4 — 4 — + 3 ∪ 3 ∪ 4 — 4 — + 3 ∪ 3 ∪ || 4 — + 3 ∪ 2 —: 3 ∪ und 4 — sind natürlich wieder gleichwertig; die Umstellung 3 ∪ 2 — statt 2 — 3 ∪ (oder 2 ∪ 3 —) fällt auf. Aber für eine

Gesetzmässigkeit der Strophenkonstruktionen bieten diese Uebereinstimmungen und mehr noch diese aus bestimmten Ursachen herzuleitenden Verschiedenheiten einen kaum zu erschütternden Beweis.

Am Ende dieser Gruppe, fast noch der vorhergehenden $(x + y \mid x + y \quad x + y \parallel x + y)$ zugehörig, steht 50, 19 mit geringer Verkürzung in dem sonst fehlenden Halbglied: $4_{\smile} 4_{\smile} \mid 4_{\smile} 4_{\smile} + 4_{\smile} 4_{\smile} \parallel 3_{\smile} 4_{\smile}$. Wäre $4_{\smile}$ nicht consequent durchgeführt und wären bei Hausen nicht überhaupt die drei Vollverse viel schärfer geschieden, so gehörte es unbedingt dorthin. Nun hat aber in allen vier Strophen 50, 25. 33 51, 3. 11 Haupt $3_{\smile}$ gegen die Handschriften hergestellt. Es wäre deshalb vielleicht das Richtigste, allemal $4_{\smile}$ zu schreiben, und so das Gedicht mit Riet. 18, 1 u. s. w. in dieselbe Gruppe zu verweisen. —

Die *Verkürzungen* in II A sind denen in I durchaus gleichartig. Um ein Halbglied wird vermindert der alte Abgesang Veld. 66, 9 D 34, 19 MF 37, 18 Veld. 62, 11; der neue Abgesang Reg. 16, 1 Veld. 61, 33; 62, 29; 61, 18 H. 51, 33. — Um eine More wird erleichtert: der alte Abgesang nie, der neue ebensowenig, doch H. 50, 19 vielleicht um einen Takt. — Anderweitige Ersetzungen: $2_{\smile} 3_{\smile}$ (und $3_{\smile} 2_{\smile}$) für $4 - 4 -$ Veld. 67, 3; 64, 34; MF 37, 4, worüber schon gehandelt ist; $3 - 3 - + 3_{\smile}$ für $4_{\smile} 4_{\smile} + 4_{\smile}$ Veld. 58, 11, wo vielleicht allemal $1_{\smile} + 2 -$ und $1_{\smile} + 2_{\smile}$ zu schreiben wäre (vgl. u. MF 4, 1 Kür 7, 19), doch bleibt diese Stellvertretung vereinzelt. —

B. *Strophen mit losem Refrain.*

Diese Form ist, wie schon mehrmals bemerkt, für die mhd. Strophik die wichtigste. Vertritt sie ja auch am klarsten jene Ausgleichung durch entgegengesetzte Strömungen: durchweg dem Umfang nach abnehmende, der Betonung nach zunehmende Teile. Meinlohs Gedichte gehören sämtlich, Hausens und Dietmars meist, Veldekes etwa zur Hälfte hierher, ferner vielleicht der ältere Spervogelton und die Nibelungenstrophe. Alle hierher zu ziehenden Strophen der älteren Zeit setzen mit Vollversen ein. Die Durchbildung der Form ist in dieser Klasse noch gleich-

mässiger, mit noch allgemeinerer Strenge vorgenommen als in den beiden vorigen Klassen.

1) Aufgesang und Abgesang sind vollständig.

Die Musterform, die nirgends fehlt, liefert hier H. 48, 3: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — 4 — || 4 — 4 — + 4 — 4 —. Dazu auch hier die bekannten Abarten und zwar in grosser Vollständigkeit. Mit Wechsel ven 4 ∪ und 4 —: H. 51, 13 4 ∪ 4 — + 4 ∪ 4 — | 4 — 4 ∪ || 4 ∪ 4 — + 4 — 4 —, wieder mit Umstellung der Stollenglieder, und zur Verkürzung des Abgesangs neigend; ferner Riet. 19, 27 4 ∪ 4 — + 4 ∪ 4 — | 4 — 4 — | 4 — 4 — + 4 — 4 —. Mit Wechsel von 4 — und 3 ∪ Riet. 18, 25 3 ∪ 4 — + 3 ∪ 4 — | 4 — 3 ∪ || 3 ∪ 4 — + 4 — 4 —. Dies sind aber zugleich auch die einzigen Formen, die das Schema x + y x + y | x + y || x + y x + y erfüllen, so nahe auch Strophen wie MF 4, 35 und seine Sippe dieser Grundform stehen.

2) Der alte Abgesang ist verkürzt, der neue vollständig: Schema x + y x + y | [x + y] || x + y x + y.

Diese Form gelang es mir überhaupt nicht aufzutreiben. Als Beispiel, wie sie aussehen würde, kann H. 45, 1 dienen. Wäre hier nach der fünften Zeile eine notwendige Pause durch starke Interpunktion, wären also beide Strophen gebaut wie 45, 10, so könnte man teilen 4 — 4 ∪ + 4 — 4 ∪ | 4 — || 4 — 4 ∪ + 4 — 4 —. Aber 45, 1 weicht davon ab und macht die Gliederung 4 — 4 ∪ + 4 — 4 ∪ | 4 — 4 — + 4 ∪ || 4 — 4 — (Schema x + y [x + y] | [x + y] s. o.) nötig. Jedenfalls war ein so schmaler von den gleichen Endstücken halb zerdrückter Refrain, mehr einer auf die gegeneinander gelehnten Kanten genagelten Leiste vergleichbar als der Mittellage zwischen Fundament und Oberbau deshalb nicht beliebt, weil er in die Continuität des aufsteigenden Gangs der Strophenteile wie ein fremdes Glied hineinfiel. Und so mag denn grade dass diese Rubrik leer bleibt als Beweis dafür dienen, dass wir nicht einfach mit ungewollter Gewaltsamkeit in jedes der bereiteten Fächer einige Stücke hineingeworfen haben. — Nahe stehen dem Schema dieser Gruppe auch die Strophen Veld. 59, 23 und 61, 9 s. u.

3. Der Aufgesang ist vollständig, der Abgesang verkürzt: Schema x + y x + y | x + y || [x + y x + y].

Meist ist dem Abgesang hier ein halbes Halbglied verloren gegangen. Eine sehr einfache Form H. 44, 13 4 — 4 ∪ + 4 — 4 ∪ | 4 ∪ 4 — + 4 ∪ 4 — || 4 — 4 ∪ + 4 —. Der zweite Stollen ist wieder umgedreht. Sehr ähnlich, doch mit veränderter Anordnung im Abgesang. D 36, 5 4 — 3 ∪ 4 — 3 ∪ | 4 — 4 — || 4 — + 4 — 4 —. Also auch hier 3 ∪ und 4 — wechselnd. Es kann nicht auffallen, dass in strophischer Hinsicht die Varietäten der Vollverse in so viel breiterem Umfang und so viel länger gleichwertig auftreten als in Rücksicht auf die Reimtechnik; rechnet das Volkslied doch noch heut klingend wie stumpf [Böhme Altdeutsches Liederbuch XXVII]. Sehr nah steht weiter eine häufige Form, die MF 4, 35 am reinsten bewahrt: 3 ∪ 4 — 3 ∪ 4 — | 3 ∪ 4 — || 3 ∪ + 3 ∪ 4 —. Dazu kommen zwei Anwendungen derselben Formel bei Meinloh, die für das Vorkommen den Systemen beziehungslos vorgeschlagener Verspaare, wie schon erwähnt, vor allem beweisend sind: mit einfachem Vorschlag M 11, 1 [3 ∪ + 4 — 3 ∪ + 4 —] 3 ∪ 4 — 3 ∪ + 4 — | 3 ∪ + 4 — || 3 ∪ + 3 ∪ 4 — und mit doppeltem M 15, 1 [3 ∪ + 4 — 3 ∪ + 4 — | 3 ∪ + 4 — 3 ∪ + 4 —] 3 ∪ + 4 — 3 ∪ + 4 — | 3 ∪ + 4 — || 3 ∪ + 3 ∪ 4 —. Derselbe Meinloh componirte in seinem dritten Ton aber auch noch eine wirkliche Variation, indem er das eine Halbglied des Abgesangs ganz unterdrückt, den Strophenvorschlag aber auch hier voranschickt: [3 ∪ 4 — 3 ∪ 4 —] 3 ∪ 4 — 3 ∪ 4 — | 3 ∪ 4 — || 3 ∪ 4 M 14, 14. Man sieht, dass diese Form in die Kategorie x + y x + y | x + y || x + y fällt und mit Strophen wie D 33, 15 Veld. 61, 25 dieselbe Bildung zeigt. Wir können hier also einmal den Uebergang aus einer Strophenklasse in die andere beobachten. — Ganz dieselbe Form hat nur mit Verkürzung auch des zweiten Halbglieds MF 4, 1 3 ∪ 4 — 3 ∪ 4 — | 3 ∪ 4 — | 3 ∪ + 1 ∪ 4 —, wo in der uns bekannten Weise wieder Halbvers für Vollvers eintritt und sein Nachglied verkürzt. Und diese Ersetzung der vollen Strophencomposition durch Halbvers und Mittelvers dehnt auf beide Halbglieder aus

Reg. 16, 15 3 ᴗ 4 — 3 ᴗ 4 — | 3 ᴗ 4 — ‖ 2 ᴗ 3 ᴗ + 2 ᴗ 3 —. Alle diese Strophen haben den Aufgesang 3 ᴗ 4 — 3 ᴗ 4 — | 3 ᴗ 4 — ‖, ausser der letzten auch noch 3 ᴗ als erstes Halbglied des Abgesangs gemein.

Verlängert man den Massstab dieses Modells um je zwei Moren im Reihenglied, und kehrt so zu dem Aufgesang von H. 44, 13 zurück, so erhält man die der Strophe MF 4, 1 völlig entsprechende Form Veld. 66, 24 4 ᴗ 4 — 4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ 4 — ‖ 4 — + 3 ᴗ 2 —. Setzt man zu dem Vers der den Schlüssel der Strophe bildet, hier also der beliebtesten aller Verscompositionen 3 ᴗ 4 —, nur eine More zu, so formt sich die Masse in einen Abguss von Reg. 16, 15 mit den beiden Ersatzreihen im Abgesang D 32, 13: 4 — 3 ᴗ 4 — 3 ᴗ | 4 4 — ‖ 3 ᴗ 2 — 3 ᴗ 2 —, wieder einmal mit 4 — statt 3 ᴗ und zugleich ist wieder der Aufgesang von D 36, 5 da. Vermindert man endlich jenen massgebenden Vers um einen Takt, so erhalten wir erstens eine Strophe, die an Reg. 16, 15 und also auch D 32, 13 stark erinnert, jedoch das erste Halbglied ungeschwächt bewahrt: MF 4, 17 3 ᴗ 3 — + 3 ᴗ 3 — | 3 ᴗ 3 — ‖ 3 ᴗ 3 ᴗ + 3 ᴗ 2 —. Und zweitens erhalten wir eine der allerwichtigsten Strophenformen, man darf sagen die wichtigste aller mhd. rhythmischen Systeme, fast ganz ein Abbild von MF 4, 1, nur dass der Halbvers in einer sonst sehr seltenen Weise weiter eingeschrumpft ist: Kür 7, 19 3 ᴗ 3 — 3 ᴗ 3 — | 3 ᴗ 3 — ‖ 3 ᴗ + 1 ᴗ 3 —. Doch soll die Nibelungenstrophe selbst überwiegend durch Auslassen der Senkung zwischen zweiter und dritter Hebung die regelmässige Cäsur andeuten: 3 ᴗ 3 — 3 ᴗ 3 — | 3 ᴗ 3 — ‖ 3 ᴗ + 2 ᴗ 2 — [Bartsch Untersuchungen über das NL S. 155]. Wer durchaus den Zwang, neue Weisen zu erfinden, schon jener ältesten Zeit [sicher mit Unrecht vgl. Scherer Zs. XVII 579] zuschreiben will, mag denn hier einen winzigen Unterschied von *Kürenberges wîse* und Nibelungenstrophe annehmen. Die Sache ist aber überhaupt noch zweifelhaft [vgl. ebd. 568].

Wir haben also hier zwölf verschiedene Strophenformen, die offenbar in engsten gegenseitigen Beziehungen stehn und aus derselben sehr einfachen Grundform: zweiteiliger

Aufgesang und zwei gekürzt ihn wiederholende Abgesänge sich wie ich wenigstens meine zwanglos ableiten lassen. Gewisse Veränderungen ziehen bestimmte andere unausbleiblich nach sich, andere Wirkungen sind ins Belieben des Dichters gestellt, aber zu schrankenloser Willkür der Umgestaltung lassen feste Kunstregeln ihm keinen Raum. —

4. Beide Abgesänge sind verkürzt: Schema x + y x + y | [x + y] || [x + y x + y].

Dies ist die eigentliche Hauptform der mhd. Lyrik und im Abmessen der Verkürzungen und Ausgleichungen tritt deutlich die Kunst der Meister zu Tage. Veldeke, der fruchtbarste Strophenbildner der ersten Periode ist stark vertreten, mehrfach auch Dietmar, Andere vereinzelt; auch der spätere Spervogelton könnte hierher gehören.

Die Verkürzung um ein halbes Halbglied ist wie in dieser Klasse überhaupt so auch in dieser Gruppe häufiger als die um ein Halbglied. Bei dem alten Abgesang erklärt dies sich daraus, dass die schon schwache Mittellage nicht zu sehr geschwächt werden durfte. Der neue Abgesang musste aber dem Aufgesang hier ganz besonders recht ähnlich bleiben, um mit dem alten sich nicht zu vermischen. Bleiben sie aber merklich getrennt, so wird aus x + y x + y | x + y || x + y x + y naturgemäss x + y x + y | x + y || x + y und somit scheidet die Strophe aus dieser Klasse dann aus, wofür wir gleich auf ein Beispiel stossen werden.

Die einfachste Form bietet D 39, 30 4 — 3 ◡ + 4 — 3 ◡ | 4 — || 4 — + 4 — 4 —. Um je eine More vermehrt wiederholt sich dies Schema Veld. 65, 28 4 ◡ 4 — + 4 ◡ 4 — | 4 — || 4 ◡ + 4 ◡ 4 —. An dem Viertakter zwischen den beiden grösseren Complexen hängt die Eingliederung dieser Formen: scheidet man ihn aus, so erhält man für D 39, 30 das Schema von Veld. 66, 9 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — + 4 — 4 —, und mit Umkehrung der Schlussglieder für Veld. 65, 28 die Formel von Veld. 60, 29: 4 ◡ 4 — + 4 ◡ 4 — | 4 — 4 ◡ + 4 ◡. Aber auch wenn man den folgenden einzelnen Viertakter wegnähme, änderte sich die ganze Bildung: wir erhielten aus Veld. 65, 28: 4 ◡ 4 ◡ +

4 ᴗ 4 ᴗ | 4 ᴗ || 4 — 4 —, das Schema von Veld. 64, 10, auch dies wie Veld. 66, 9, 60, 29 Strophen mit an den Aufgesang fest geheftetem Refrain.

Nur einmal findet sich bei sonst gleichem Bau der alte Abgesang um nur eine More gekürzt: Veld. 63, 28: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 — 3 ᴗ || 4 — + 4 — 4 —. Denn wo 4 — mit 4 ᴗ wechselt, wird 3 ᴗ wohl als wirklicher Mittelvers anzusehen sein; dass alle drei Vollverse nebeneinander gleichartig gebraucht werden sollten ist nicht glaublich.

Bei gleichem Anfang wie in den an erster Stelle angeführten Beispielen treten in beiden Halbgliedern des Abgesanges Ersatzreihen ein D 32, 1: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ || 4 ᴗ 2 ᴗ + 4 — 2 ᴗ. Dasselbe nur in einem Halbglied in zwei Abarten derselben Form Veld. 65, 5: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 — || 4 ᴗ + 2 ᴗ 3 ᴗ und Veld. 65, 21: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 — || 2 ᴗ 3 ᴗ + 4 ᴗ. Diesen Formen steht wiederum sehr nahe mit um je eine More verkürzten Stollen Veld. 60, 13: 4 — 3 ᴗ + 4 — 3 ᴗ | 4 — || 2 ᴗ 2 ᴗ + 4 — (womit, in einer andern Klasse, Veld. 58, 35 sich nahe berührt). Abermals um je eine More verkürzt erscheint eine andere Wiederholung desselben Musters Veld. 63, 20: 3 ᴗ 3 ᴗ + 3 ᴗ 3 ᴗ | 3 ᴗ || 3 ᴗ 3 ᴗ + 2 ᴗ 3 ᴗ, wo also wieder in einem Halbglied gar keine Verkürzung, in dem andern Ersatzreihe eintritt. Ein genaues Abbild dieses Modells liefert mit dreizeiligen Stollen Veld. 62, 25: 3 ᴗ 3 ᴗ + 3 ᴗ 3 ᴗ 3 ᴗ + 3 ᴗ | 3 ᴗ 3 ᴗ || 2 — 2 — + 3 — 2 — 3 ᴗ. Wir können hier in einer ganz regelmässigen Kette die Veränderung eines Strophentypus verfolgen und finden in allen sechs Strophen ganz dieselbe innere Structur, während nach der bisherigen Einordnung lediglich nach der Länge und Anordnung der Reimzeilen kaum zwei davon zusammenständen.

Endlich am Schluss dieser Gruppe stehen zwei nahezu identische Formen, die im Aufgesang an Veld. 65, 5 21 erinnern; der neue Abgesang ist hier (wie Veld. 63, 28 der alte) um nur eine More verkürzt: Veld. 59, 23: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 ᴗ | 4 — || 4 ᴗ 4 — + 3 ᴗ 4 — und Veld. 61, 9: 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ 4 ᴗ | 4 ᴗ || 4 ᴗ 4 ᴗ + 3 ᴗ 4 ᴗ. — Diese Bildungen kommen der leeren Rubrik x + y x + y | [x + y] ||

x + y x + y wie man sieht recht nahe. Schön sind sie auch grade nicht.

Während in all diesen Fällen von mindestens einem der beiden Abgesänge ein halbes Halbglied abgestossen wird, haben zwei sehr interessante Bildungen Dietmars und Hausens in beiden eine geringere Verkürzung. Einmal setzt Dietmar 36, 34 für alle Verse Ersatzreihen ein 3 ᴗ 4 — + 3 ᴗ 4 — | 2 ᴗ 3 — || 2 ᴗ 2 ᴗ + 2 ᴗ 3 —, eine Strophe, die zu Detailuntersuchungen über die Ersatzreihen ein trefflicher Ausgangspunkt wäre. Viel künstlicher ist Hausens Strophe 54, 1 mit dreizeiligen Stollen (bei denen ausnahmsweise zweite und dritte Zeile zusammengehören, nicht, wie sonst fast ausnahmslos, erste und zweite) und Verkürzung beider Abgesänge um einen Halbvers, des neuen aber noch weiter um einen Takt und des alten noch weiter um einen Takt und eine More 4 — + 4 ᴗ 2 — 4 — 4 ᴗ 2 — | 4 — 3 — | 4 ᴗ 2 — + 4 — 4 — 4 —. Dass Hausen die Umstellung der Glieder (4 ᴗ 2 — + 4 — für 4 — + 4 ᴗ 2 —) liebt wurde schon bemerkt; die Art der Verkürzung aber ist auffallend und entbehrt mindestens in unserer Epoche der Analogien.

Endlich geht im Gegensatz zu diesen beiden Strophen die Verkürzung beidemal über den Abfall eines Halbglieds noch heraus in dem Ton des Anonymus Spervogel 25, 13: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 3 ᴗ || 4 — + 2 — 3 ᴗ. Die Form sieht wieder aus wie eine Nachbildung von Veld. 65, 5: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 — || 4 ᴗ + 2 ᴗ 3 ᴗ nach Abzug je einer More, und nimmt man wie dort 4 — und 4 ᴗ hier 3 ᴗ und 4 — als gleichberechtigt an, so ist es wirklich völlig dieselbe Bildung. —

Ueber die Verkürzungen ist ausser was wir zu H 54, 1 bemerkten hier nichts Neues zu sagen. —

Wir haben damit unser Versprechen erfüllt und mit Ausnahme jener drei teilweise daktylischen Lieder alle Strophen der vorbezeichneten Dichter classificirt.[1] Keine einzige widerstand unserer Analyse völlig, wenige nur

[1] Bei der Zusammenstellung des Registers ergab es sich, dass oben doch einige Töne ausgefallen waren. Ich habe dieselben mit Angabe ihrer Classen in das Register eingestellt.

schienen zweifelhaft zu bleiben; in den meisten fanden sich nicht nur für die Grundtypen, sondern auch für die einzelnen Wandlungen überall reiche Entsprechungen vor. Zwanglos schienen die Formen in einander überzugehen und geringe Unterschiede neue Ordnungen erklärlich zu machen. Diese Probe also beweist mindestens nichts gegen die Gleichungen, die wir angesetzt haben. —

Es bleibt uns noch über die Strophenvorschläge einiges zu bemerken als über die Stücke, die den strophischen Analysen zu widerstreben scheinen.

Wir nahmen solche Vorschläge in neun Fällen an, die fast ebensoviel verschiedene Formen zeigen. Es scheinen ausserhalb der Konstruction zu stehen:

1. einfache Verspaare: 4 — 4 — H. 45, 37 3 ᴗ 4 — MF 4, 1 M 11, 1 und M 14, 14 4 — 3 — D 38, 32 3 ᴗ 3 — Sperv. 20, 1. Endlich auffallend 4 — 5 ᴗ D 34, 19.

2. doppelte Verspaare: 4 — 4 — 4 — 4 — MF 6, 5 3 ᴗ 4 — 3 ᴗ 4 — M. 15, 1.

Die Fälle mit 3 ᴗ 3 — und 4 — 5 ᴗ ausgenommen sind das alles häufige Strophenanfänge. MF 4, 1 und 6, 5 und in den drei Fällen bei Meinloh fängt das eigentliche Strophengebilde (nach unserer Auffassung) ebenso an wie der Vorschlag geformt ist, also in fünf von neun Fällen: allemal bei dem (häufigsten) Anfang 3 ᴗ 4 —, einmal bei 4 — 4 — (aber H. 45, 37 anders). Hier läge denn also eine ähnliche Verdoppelung des Strophenanfangs vor wie in dem bekannten Fall W. 74, 18 - 19 eine solche Wiederholung des Strophenschlusses, und der letztere Fall ist ja ein ganz zweifelloser. Indessen hat doch die Wiederholung des Abgesangs viel mehr Analogien als die des Aufgesangteils hätte. Dazu würde so der Vorschlag abweichender Verspaare in den vier andern Fällen noch immer unerklärt bleiben. Aber bis auf den überhaupt die meisten Schwierigkeiten machenden Fall D 34, 19 liegt Berührung zwischen Vorschlag und Strophenbeginn doch auch sonst vor. Sperv. 20, 1 und D 38, 32 gehören zusammen: vor der Strophe 4 — 4 — + 4 — 3 — | 3 — 4 — hat letztere den Strophenauftakt 4 — 3 — + 4 — 3 —, vor demselben, nur um

je eine More verkürzten System der jüngere Spervogelton 3 ◡ 3 — + 3 ◡ 3 —. Hier steht also der Vorschlag zum Aufgesang, wie sonst der Abgesang zu letzterem, gerade wie zur Hebung der Auftakt sich ähnlich verhält wie die Senkung. Und nicht viel anders ist es H. 45, 37 [4 — 4 —| 2 ◡ 3 — 2 — + 4 — | 2 ◡ 3 — 2 — + 4 — || 2 ◡ 3 — + 2 ◡ 3 —, wo jeder Stollen die Halbglieder des Vorschlags teils unverändert, teils aber verlängert wiedergibt. D 34, 19 [4 — 5 ◡ + 4 — 5 ◡| 4 — 4 — + 4 — 4 — || 4 — + 3 ◡ 4 — trifft das allerdings nicht zu. Aber grade dies Beispiel legt eine Auffassung nahe, die alle Schwierigkeiten beseitigen würde. D 34, 19—22 ist für sich eine ganz abgeschlossene Strophe, ja auch die inhaltliche Beziehung zum Folgenden sehr lose. 34, 30—33 und 35, 5—8 ist es kaum anders, so dass man nahezu ebenso gut diese drei Stücke mit einander und was übrig bleibt zu Gedichten verbinden könnte. Wenn nun wirklich der Vorcomposition entsprechend Strophencomposition vorläge? Wenn dieser Fall mit einer Versverbindung wie 4 ◡ 4 — zu vergleichen wäre, die Beispiele mit Gleichheit von Auftakt und Stollen mit solchen wie 4 — 4 —, endlich die mit verkleinertem Stollen (vom Strophenvorschlag aus betrachtet) mit solchen wie 4 — 3 ◡? Ein solches Gedicht wäre also ein Seich von kleinster Ausdehnung. Daher denn auch das gelegentliche Fehlen eines Abschnitts, der beide Teile so scharf trennte, wie sie D 34, 19 allerdings geschieden sind. Bei Spervogel hebt sich die Anfangszeile meist ab; sie giebt gleichsam das Thema des Spruches an, der dann folgt, und erinnert allein meist an die Sprüche Freidanks, deren Form ja auch nicht weit abliegt. Wären so die Sprüche wirklich nur Ausspinnungen des Sprüchworts, wie etwa die von Sperv. 23, 21 mitgeteilten Stücke wieder solche des Spruchs, so wäre das ein ähnliches Verfahren wie bei den entlehnten Versen der Troubadours [Diez, Poesie d. Troub. 94], wo nur diese Zeile stets den Schluss bildet. Und mit analoger Umstellung könnte man es dem provençalischen Geleit [Diez, ebd. 92] vergleichen, wenn MF 6, 5—6 M 11, 1—2. 14—15. 13, 1—2. 27—28 und namentlich M 15, 1—4 dies vorausgeschickte Stück den Gruss, die An-

rede an die Geliebte zu bringen scheint. D 38, 32 ist in diese Begrüssung der Strophenanfang immer mit hereingezogen, H. 45, 37 Vorschlag und Aufgesang ganz in einander gearbeitet, und ebenso schon zuweilen bei Meinloh, bei dem andererseits wieder 12, 1—2 die Ueberschrift in gnomischer Art vorangestellt ist. Strophenverschmelzung in mehr äusserlicher Weise — wofür das Wessobrunner Gebet ein ältestes Beispiel ist — habe ich in den deutschen Strophen der CB an anderem Ort nachzuweisen versucht; dem stände hier das Ansetzen neuer Gebilde an eine fertige Einleitung zur Seite. — Ich bin selbstverständlich weit davon entfernt, diese Erklärung als sicher auszugeben; doch scheint sie mir nicht unwahrscheinlich. Die Strophenverschmelzung fände wie nach unten in der Versconstruction so nach oben in der Contamination von Liedern eine Entsprechung. Und in nhd. Gedichten sind ähnliche Fälle nachzuweisen. —

Wir fügen endlich noch eine Zahl Analysen späterer mhd. Strophen bei, als Stichproben auf unsere Annahmen auf gut Glück herausgegriffen. Zu jedem Beispiel füge ich ältere Analogien.

Guot. 77, 36 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 — 4 — + 4 — ‖ 4 ᴗ 4 —. Klasse I. Vgl. H. 49, 37 4 — 4 ᴗ + 4 — 4 ᴗ | 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — ‖ 4 — 4 —.

Fenis 81, 30: 5 ᴗ 5 — + 5 ᴗ 5 — | 5 — 5 ᴗ ‖ 5 —. Klasse II A. Dasselbe Mass um je einen Takt verringert Veld. 60, 29 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 — 4 ᴗ ‖ 4 ᴗ.

Joh. 87, 29: 4 — 3 — + 2 ᴗ 3 — 3 — 4 — 3 — + 2 ᴗ 3 — 3 — | 3 ᴗ 3 — + 4 — ‖ 4 — + 3 ᴗ 3 ᴗ 2 ᴗ + 3 ᴗ 3 —. Klasse II B. Vgl. Veld. 4 — 3 ᴗ + 4 — 3 ᴗ | 4 — ‖ 2 ᴗ 2 ᴗ + 4 —, wo aber das erste Halbglied des Abgesangs durch Ersatzreihe ersetzt, das zweite verkürzt ist, während bei Joh. das Gegenteil der Fall ist. Vgl. auch H. 54, 1: 4 — + 4 ᴗ 2 — 4 — + 4 ᴗ 2 — | 4 — + 3 ‖ 4 ᴗ 2 — + 4 — 4 — 4 — u. a.

Rugge 99, 29: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — 4 — + 4 — ‖ 4 — 4 — + 4 — 4 —. Klasse I. Verdoppelung des Schemas von MF 6, 5: 4 — + 4 | 4 — ‖ 4 — + 4 —.

Horheim 115, 27: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 — || 4 ᴗ 4 —. Klasse I. Vgl. D 34, 19: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — || 3 ᴗ 4 —.

Rute 117, 26: 4 — 4 — 3 ᴗ 2 — 3 — + 3 ᴗ 3 — 3 ᴗ 2 — | 4 — + 3 ᴗ 2 — || 4 — 4 — 3 ᴗ 2 — 3 —. Eine an interessanten Verkürzungen aller Art überreiche Bildung aus Klasse I mit verkürzten Nachgliedern. Vgl. etwa H. 48, 23: 3 — 3 — + 3 — 3 — | 3 — 3 — + 3 — || 3 — 3 —.

Bligger 118, 1: 4 ᴗ 4 — + 4 — 4 ᴗ | 4 — 4 — || 4 — 4 — + 4 — Klasse II B. Fast identisch mit D. 36, 5: 4 — 3 ᴗ + 4 — 3 ᴗ | 4 — 4 — || 4 — + 4 — 4 — nach Abzug eines Takts.

Mor. 123, 10: 3 ᴗ 3 — + 3 — 4 — 3 ᴗ 3 — + 3 — 4 — | 3 — + 2 ᴗ 3 ᴗ || 3 ᴗ 2 ᴗ + 4 —. Classe II B ziehen wir von jedem Stollen das erste Halbglied und dann was dem in den Abgesängen entspricht ab, so ergibt sich fast ganz D. 36, 34: 3 ᴗ 4 — 3 ᴗ 4 — | 2 ᴗ 3 — || 2 ᴗ 2 ᴗ + 2 ᴗ 3 —.

Mor. 129, 14: 3 ᴗ 3 ᴗ 3 — + 3 ᴗ 3 ᴗ 3 — | 4 — 3 ᴗ || 3 ᴗ 3 ᴗ 3 —. Ein sehr hübsches Beispiel von Klasse II A. Sehr ähnlich, nur mit Verkürzung des neuen statt des alten Abgesangs, H. 51, 33: 3 ᴗ 3 ᴗ 3 — + 3 ᴗ 3 ᴗ 3 — | 3 — 3 ᴗ 3 — || 3 —.

Mor. 143, 4: 4 — + 3 ᴗ 3 — 4 — + 3 ᴗ 3 — | 3 ᴗ 4 — || 3 ᴗ 4 —. Eine viel weniger wohlklingende Bildung aus derselben Klasse. Vgl. Veld. 58, 11: 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ | 3 — 3 — + 3 ᴗ || 3 — 3 — + 3 ᴗ, auch Veld. 67, 3: 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 — 4 — | 3 ᴗ 2 ᴗ || 2 ᴗ 3 ᴗ.

Adelnburc 148, 1: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ 2 — || 4 ᴗ + 2 ᴗ 2 —. Ebenfalls Klasse II A. Vgl. Veld. 64, 34: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ 4 — || 2 ᴗ 3 ᴗ.

R. 150, 1: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 3 — 2 ᴗ 3 ᴗ 3 ᴗ | 3 ᴗ 4 — + 3 — 2 ᴗ. Klasse I. Etwa eine Verdoppelung der Formel von MF 39, 18: 3 ᴗ 4 ᴗ | 4 — || 2 ᴗ 3 —.

R. 157, 1: 4 — + 3 ᴗ 3 — 4 — + 3 ᴗ 3 — | 3 — + 3 ᴗ 3 — || 4 — + 4 — 4 — + 4 —. Klasse II B. Aehnlich mit nur zweizeiligen Stollen Veld. 63, 28: 4 ᴗ 4 — + 4 ᴗ 4 — | 4 — 3 ᴗ || 4 — + 4 — 4 —.

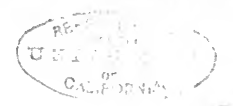
R. 166, 16: 4 — + 3 ᴗ 3 ᴗ 4 — + 3 ᴗ 3 ᴗ | 4 — +

4 — 3 — ‖ 2 ᴗ 3 ᴗ + 4 — 3 — 2 ᴗ. Auch dies Klasse II B, der vorigen Form verwandt. Vgl. Veld. 62, 25: 3 ᴗ 3 ᴗ + 3 ᴗ 3 ᴗ 3 ᴗ + 3 ᴗ | 3 ᴗ 3 ᴗ ‖ 2 — 2 — 3 — + 2 — 3 ᴗ, doch auch Veld. 66, 24: 4 ᴗ 4 — 4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ 4 — ‖ 4 — + 3 ᴗ 2 —.

R. 179, 1: 5 — + 3 ᴗ 3 — 5 — + 3 ᴗ 3 — | 4 — 4 — ‖ 1 ᴗ 3 ᴗ + 3 —. Klasse II A. Denken wir die ersten Halbglieder der Stollen fort, so kämen wir auf eine ähnliche Form wie MF 4, 13: 3 ᴗ 4 — | 4 — ‖ 2 ᴗ 4 —. Der Abgesang ist nahezu gleich dem von Kür. 7, 19. Auch diese letztere Strophe sieht fast wie eine Nachbildung der gleichen Musterform auf den Vers 3 ᴗ 3 — gegossen aus, gehört aber in die Klasse II B, weil der Aufgesang für beide Stollen Ersatz bringt: 3 ᴗ 3 — 3 ᴗ 3 — | 3 ᴗ 3 — ‖ 3 ᴗ 1 ᴗ 3 —. Fehlte also im Schlussteil von Kür. 7, 19 3 ᴗ, so hätten wir statt x + y x + y | x + y ‖ x + y x + y x + y eben nur x + y x + y | x + y ‖ x + y, d. h. angegliederten statt losen ersten Abgesang. Stände umgekehrt im Schlussteil von R. 179, 1 etwa noch 5 —, so hätten wir statt x + y x + y | x + y ‖ x + y natürlich x + y x + y x + y | x + y ‖ x + y x + y mit losem Refrain. Endlich stände in beiden Nachgliedern etwa noch 5 —, so gestaltete sich die Formel zu x + y x + y | x + y x + y ‖ x + y x + y, vereinfacht zu x + y x + y | x + y und wir hätten dann Klasse I mit einfachem Abgesang. Das Verhältnis zum Aufgesang bestimmt also, wo einmal die Hauptabschnitte klar sind, die Klasse, welcher die einzelne Strophe zuzuweisen ist, in unzweideutiger Weise.

R. 193, 22: 4 — 3 ᴗ + 4 — 3 ᴗ | 4 — ‖ 4 — 3 ᴗ. Ein sehr einfacher Fall von Klasse II A, fast identisch mit Veld. 66, 9: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — ‖ 4 — 4 —, nur um je eine More gekürzt.

R. 199, 25: 2 ᴗ 2 ᴗ + 4 — 2 ᴗ 2 ᴗ + 4 — 2 ᴗ 3 ᴗ 3 ᴗ ‖ 3 ᴗ 3 ᴗ 2 ᴗ. Eine interessante Formel 2 ᴗ 3 ᴗ 3 ᴗ kann nicht einen Stollen vertreten, da es dazu zu gross ist; es vertritt also beide, wobei für ein Halbglied des Aufgesangs Ersatzreihen eintritt, das andere um ein halbes Halbglied gekürzt wird (4 — statt 2 ᴗ 2 ᴗ + 4 —, und dies 4 — dann zu 3 ᴗ assi-



milirt), ein Verfahren, das wir öfter trafen. Ganz dasselbe gilt natürlich für den (mit Umstellung der Glieder) gleichen Schlussteil. Also x + y x + y | x + y, d. h. Klasse I mit Verkürzung beider Nachglieder. Sehr ähnlich mit vierzeiligem Stollen Riet. 19, 7: 4 — 4 — + 4 — 4 — 3 — 3 — + 4 | 4 — + 3 — 3 —.

Hartman 207, 11: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 3 — 3 — + 2 — 4 — || 4 — 4 — + 2 — 4 —. Ebenfalls Klasse I mit je einmal durch Eintreten der Ersatzreihe verkürzten Nachgliedern, der zweite Stollon noch weiter erleichtert. Nicht fern steht Veld. 64, 17: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — + 4 — 3 — || 4 — + 2 — 3 — und seine ganze Sippe.

Hartm. 218, 5: 4 ᴗ 3 ᴗ 3 — 3 — + 4 ᴗ 3 ᴗ 3 — 3 — | 4 ᴗ 3 — + 4 ᴗ 3 — || 2 ᴗ 4 — + 3 ᴗ 3 —. Wären 218, 10 18 26 nur um je einen Takt kürzer, so gehörte dies in die Klasse II B. So muss man es wieder der Klasse I mit einfachem Abgesang zuschreiben. Der zweite Stollen ist um je ein halbes Halbglied verkürzt, der Abgesang hat Ersatzreihe. Es ist wieder ein Abguss des Schemas von MF 4, 13 in vierfacher Grösse: 3 ᴗ + 4 — | 4 — || 2 — 4 —.

Wolfr. 5, 34: 4 — 4 — + 3 ᴗ 3 ᴗ 2 + 3 ᴗ | 3 ᴗ 2 — || 4 — 3 —. Eine wie Alles was Wolfram schuf eigenartige Bildung, die allerdings aus der regelmässigen Strophenmasse ausscheidet. Es ist eine Strophe aus der Klasse II A; das Merkwürdige und Unregelmässige aber ist dabei, dass hier auch der zweite Stollen des echten Aufgesanges verkürzt ist: er hat Ersatzreihe für Verspaar: 3 ᴗ 2 — statt 4 — 4 —. Der erste Abgesang ist um ein Halbglied, der zweite um ein halbes Halbglied vermindert. Die Bildung steht zwischen Veld. 67, 3: 4 ᴗ 4 ᴗ 4 — 4 — | 3 ᴗ 2 ᴗ || 2 ᴗ 3 ᴗ und 58, 11: 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ | 3 — 3 — + 3 ᴗ || 3 — 3 — + 3 in der Mitte, von denen die erste Form auch durch die Verschiedenheit der Stollen 4 ᴗ 4 ᴗ und 4 — 4 — nahe kommt. Aber dies sind wenigstens wirklich gleichwertige Glieder, was volles Verspaar und Ersatzreihe doch nicht sind.

Wolfr. 7, 11: 4 ᴗ + 4 — 3 — 4 ᴗ + 4 — 3 — | 4 — 4 ᴗ 4 —. Ebenfalls Klasse II A; stände an drittletzter

Stelle 3 —, so könnte einfacher Anhang (mit Umstellung der Glieder im Abgesang) vorliegen. Denselben Typus vertritt D 34, 19: 4 — + 4 — 4 — + 4 — | 4 — || 3 ∪ 4 — mit nur zweizeiligen Stollen.

W. 11, 6: 4 — 4 — + 5 ∪ 4 — 4 — 5 ∪ | 3 ∪ 4 — + 5 ∪ || 3 ∪ 4 — 5 ∪ Klasse II A. Aehnlich Veld. 58, 11: 4 ∪ 4 ∪ + 4 ∪ | 4 ∪ 4 ∪ + 4 ∪ 3 — 3 — + 3 ∪ || 3 — 3 — + 3 ∪. Es ist eine Spruchform und diese nähern sich oft rein stichischer Anordnung; das wichtigste Beispiel 8, 4, wo noch in ganz altertümlicher Weise nur die verlängerte Schlusszeile die Systeme zur Einheit zusammendrängt.

W. 39, 11: 2 ∪ 2 ∪ 4 — + 2 ∪ 2 ∪ 4 — | 4 — || 4 — + 2 — 4 —. Ebenfalls Klasse II A. Der Aufgesang ist mit dem von R. 199, 25 identisch, der Abgesang mit dem von MF 4,13.

W. 51, 13: 4 ∪ 3 — + 4 ∪ 3 — | 3 — || 4 ∪ + 4 ∪ 3 —. Klasse II B. Genau dieselbe Form um je einen Takt verlängert Veld. 65, 28: 4 ∪ 4 — + 4 ∪ 4 — | 4 — || 4 ∪ + 4 ∪ 4 —. Eine scheinbar geringe, aber doch wichtige Verschiedenheit der Anordnung scheidet diese Strophe von H 49, 13: 3 — 4 ∪ + 3 — 4 ∪ | 4 ∪ 3 — || 3 — 4 ∪.

W. 54, 37. Eine schwierige archaistische Bildung nach Klasse I mit Strophenvorschlag: [4 — 4 — + 4 — 4 —] 4 — + 3 — 3 — 4 — + 3 ∪ 3 ∪ || 4 —. Hier wäre also wieder 3 — mit 3 ∪ gleich gerechnet. Aehnlicher Bau (und ebenfalls mit gleicher Geltung von stumpf und klingend) Veld. 64, 26: 4 — 4 ∪ + 4 — | 4 — 4 ∪ + 4 — || 4 ∪ 4 ∪.

W. 70, 1: 4 ∪ + 3 — 3 — 4 ∪ + 3 — 3 — | 4 — + 4 ∪ 2 ∪ || 3 ∪ 2 — Klasse II A. Nicht unähnlich, mit zweizeiligen Stollen, Veld. 67, 3: 4 ∪ 4 ∪ 4 — 4 — | 3 ∪ 2 ∪ || 2 ∪ 3 ∪.

W. 102, 29: 3 ∪ 4 — 3 ∪ 4 — | 3 ∪ 2 — || 3 ∪ 3 ∪ 2 — Klasse II B. Fast denselben Aufgesang hat D 36, 5 || 3 ∪ 4 — 3 ∪ 4 — | 2 ∪ 3 —. Nimmt man den massgebenden Vers um einen Takt länger, so erhält man, im Abgesang genau entsprechend, Veld. 66, 24: 4 ∪ 4 — 4 ∪ 4 — | 4 ∪ 4 — || 4 — 3 ∪ 2 —.

Neidh. 4, 31: 4 — 4 — | 2 — 2 — || 4 — Klasse I,

nahezu stichisch gestaltet. Das doppelte Schema hat D 37, 30: 4 — 4 ᴗ 4 — 4 ᴗ | 4 — + 4 — 2 — ‖ 4 — + 4 — 4 —.

N. 18, 4: 4 — 4 — + 3 ᴗ 4 — | 3 — ‖ 4 — 3 — Klasse II A. Sehr ähnlich D 34, 19: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — ‖ 4 — + 4 —. Neidhart braucht also hier 4 — und 3 ᴗ gleichwertig.

N. 41, 33: 4 — + 5 ᴗ 5 ᴗ 4 — + 5 ᴗ 5 ᴗ | 4 — 5 — 3 ᴗ 5 ᴗ. Ebenfalls Klasse II A. Vgl. Veld. 67, 3: 4 ᴗ 4 ᴗ 4 — 4 — | 3 ᴗ 2 ᴗ ‖ 2 ᴗ 3 ᴗ.

N. 75, 15: 3 — 4 — + 4 — 4 — + 4 — 3 ᴗ 2 ᴗ 2 — 3 — 4 — + 4 — 4 — + 4 — 3 ᴗ 2 ᴗ 2 — ‖ 3 — 4 — + 3 ᴗ + 4 ᴗ 4 —. Eine höchst umständliche Ausbildung von Klasse I, mit der allenfalls Veld. 56, 35: 4 — 4 ᴗ + 4 — 4 ᴗ | 4 — 4 — + 4 ᴗ 4 — | 2 ᴗ 2 ᴗ + 3 — 3 — zusammenzustellen wäre. —

Diese Auswahl kann wohl genügen, da nichts zu der Annahme veranlasst, andere Beispiele würden andere Ergebnisse liefern. Ich hoffe die Strophen nirgends künstlich in eine ihnen fremde Gliederung gezwängt zu haben, aber wenn es dennoch vorgekommen sein sollte, war es doch gewiss ein vereinzelter Fall, der das Gesamtresultat nicht berührt. Meine Methode war einfach die, dass ich die Verse, wie sie sich folgten, hintereinanderschrieb und bei jedem starken Abschnitt die Zeilen brach. Die so sich ergebenden Teile verglich ich dann mit dem ersten Abschnitt und stellte sie danach in die Klassen ein (bei drei Hauptteilen in die I. Klasse, bei vieren in II A, bei fünf in II B). Natürlich durfte das nicht mechanisch gemacht werden und ausser der Interpunktion, die ich stets als ersten Fingerzeig benutzte, mussten Responsionen, Verskünste, Parallelen u. s. w. berücksichtigt werden. Die Ersatzreihen, im Aufgesang so selten wie in den Abgesängen häufig, boten gute Anhaltspunkte in zweifelhafteren Fällen. Wo die verschiedenen Strophen desselben Tons nicht übereinstimmten (was aber der seltenere Fall ist — ein Argument für uns), da ergab sich als das Wahrscheinlichste meist die Auflösung der ersten Strophe. Und dies stimmt mit Erfahrungen, die Jeder an

Gedichten täglich machen kann. Die erste Strophe fliesst frei und ungezwungen, die späteren leiden leicht schon unter dem Zwang des Vorbilds. Doch habe ich selten versäumt, die andern Strophen sämtlich zu vergleichen. —

Diese Analysen stimmen nun wie man sieht ganz zu unsern Voraussetzungen. Eine wirkliche Ausnahme fanden wir nur in jenem einen Ton des stets seine eigenen Wege wandelnden Wolfram, verständlich aber blieb auch die. Dass in dem künstlicheren Aufbau der Stollen die reifere Kunst von der älteren abweicht ist natürlich; und da eben der Eingangsvers der Schlüssel des ganzen Systems ist, so musste die reichere Entfaltung auf seinem Schmuck und Umbau beruhen. Und hiermit hängt sicher grossenteils zusammen, dass über die Häufigkeit der Klassen hier ein anderes Urteil scheint gefällt zu werden müssen als in der ältesten Epoche allein. Den Typus I 4 z. B., einfachen Abgesang mit vollständigem Aufgesang und verkürztem Anhang, fanden wir dort sehr spärlich und erklärten uns dies leicht: die Einheit beider Hauptteile schien verwischt, wenn in dem Schema x + y  x + y | [x + y] der Schluss von den Stollen sich weit entfernte. Bei reicherer Gestaltung der einzelnen Glieder aber kann er auch verkürzt wohl kenntlich bleiben; wenn wir etwa x + y  x + y | x + y x + y || x  x + y haben, so ist natürlich die Entstellung des Abgesanges geringer, als wenn er statt des Viertels die Hälfte verliert. So mag die Ersetzung des zwei- oder drei-, höchstens vierzeiligen Stollen der ältesten Epoche durch buntere Formen bis zu dem achtgliedrigen Aufgesang von N 75, 15 noch manche Verschiedenheit im Charakter der älteren und neueren Systeme erklären; aber das bleiben doch äusserliche Umgestaltungen der festen Urformen. —

Es sei gestattet, hier nochmals rasch einen Blick auf die Strophen des Horaz zu werfen. Meist sind sie zwar wirklich zweiteilig, d. h. eigentlich stichisch mit Verscompositionen. So etwa das Hipponacteum 4 — + 2 ᴗ 3 ᴗ | 4 — + 2 ᴗ 3 ᴗ oder das Archilochium quartum 3 — + ᴗ 4 ᴗ 2 ᴗ + 3 ᴗ | 3 — + ᴗ 4 ᴗ 2 ᴗ + 3 ᴗ. In letzterem System wie öfter, z. B. im Pythiambicum alterum 3 — 3 ᴗ

+ 2 ᴗ 4 — scheint 2 ᴗ + 3 ᴗ oder seltener 2 ᴗ + 4 — auch hier für 4 — 4 — und die Variationen des vollen Verspaars als Ersatzreihe zu dienen. — Oft haben wir doch aber auch Dreiteiligkeit, womit die eigentlich lyrische Strophenbildung erst bezeichnet wird. So in dem häufigsten Metrum des Horaz, dem Alcaicum 2 ᴗ 3 — + 2 ᴗ 3 — | 4 — || 4 —. Nach der Satzfügung darf man sich hier freilich nicht richten, denn fast stets werden die Zeilen gebrochen; ist doch in der griechischen Poesie nicht einmal am Schluss der Systeme Zusammenfall von Satzende und Versende nötig [Westphal, Griech. Metrik I 492]. Aber wo einmal die Interpunktion der Versordnung entspricht, haben wir völlig unsere Klasse II A. So etwa IIII IV 33—36

*Doctrina sed vim promovet insitam,*
*Rectique cultus pectora roborant:*
*Utcumque defecere mores,*
*Dedecorant bene nata culpæ.*

Dies Schema 2 ᴗ 3 — 2 ᴗ 3 — | 4 ᴗ || 4 ᴗ ist nahezu genau eine Umkehrung von Veld. 67, 3 4 ᴗ 4 ᴗ 4 — 4 — | 3 ᴗ 2 ᴗ || 2 ᴗ 3 ᴗ. Vergleichen wir nun damit von den mhd. teilweise daktylischen Gedichten H. 52, 37: 4 ᴗ + 4 ᴗ 4 ᴗ 4 ᴗ | 4 — 2 — || 2 — 4 ᴗ. Man sieht, dass diese Formel der lateinischen noch näher steht als der mhd.; die lat. ist geradezu eine verkürzte Wiederholung der Hausenschen Strophe und zwar verkürzt in regelmässiger Weise: im Aufgesang stehen Ersatzreihen, in den Abgesängen ist ein Halbglied gestrichen. Und K. Heinr. 5, 16 steht nicht weit ab: 4 ᴗ 4 — 4 ᴗ 4 — | 4 — 4 — || 2 ᴗ 3 —, welches Schema freilich dem von Veld. 64, 34 4 ᴗ 4 — 4 ᴗ 4 — | 4 ᴗ 4 — || 2 ᴗ 3 ᴗ noch näher verwandt ist (letzteres ist nur in jedem Abgesang um eine More weniger verkürzt). Dagegen H. 43, 28 2 ᴗ 3 — + 3 — 3 — 2 ᴗ 3 — + 3 — 3 — | 2 ᴗ 2 ᴗ 2 ᴗ 2 — || 2 ᴗ 2 ᴗ 2 ᴗ 2 — erinnert mehr an Veld. 58, 11 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ 4 ᴗ 4 ᴗ + 4 ᴗ | 3 — 3 — + 3 ᴗ || 3 — 3 — + 3 ᴗ mit den gleichgeformten Abgesängen, die auch beidemal über die Syncope des Halbglieds hinaus noch um drei Moren gekürzt sind. Doch weit steht auch das nicht von 2 ᴗ 3 — 2 ᴗ 3 — | 4 — || 4 — ab.

Eine andere Bildung, die in unsere Klasse II A zu fallen scheint, ist das Sapphicum prius 3 — + ᴗ ᴗ 2 ᴗ 3 — + ᴗ ᴗ 2 ᴗ | 3 — + ᴗ ᴗ 2 ᴗ || 2 ᴗ. Der Halbvers zeigt sich hier recht anschaulich in seiner Function als Stellvertreter. Ganz ähnlich Veld. 61, 18 4 — 3 ᴗ + 4 — 3 ᴗ | 4 — 4 — || 2 — 3 ᴗ. Vollends aber das Asclepiadeum secundum 3 — 3 — + 3 — 3 — | 3 — 3 — || 4 — deckt sich fast völlig mit der Musterform Reg. 16, 1 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — 4 — || 4 —.

Auf diese Vergleichungen näher einzugehen ist hier natürlich nicht der Ort; Abweichungen genug werden sich unter der äussern Uebereinstimmung verbergen. Aber auch sie werden erklärlich sein und Analogien mit dem mhd. Strophenbau sicher übrig lassen, die unsere Annahmen weiter stützen. —

## CAPITEL VI.

### SCHLUSS.

Wollen wir nun die vermeintlichen Ergebnisse unserer Untersuchung noch einmal zusammenfassen, so handelt es sich wesentlich um Folgendes. Früher war ganz allgemein die auch noch jetzt in weiten Kreisen geteilte Ansicht verbreitet, die Form des Gedichts sei freie Willkürschöpfung des Autors; und nahm man selbst bestimmte Grundtypen an, so schob man doch jedem einzelnen Dichter es zu, hieraus nach Belieben Neues zu formen, bald Stücke gleichsam anklebend, bald abschneidend oder nach Gefallen vertauschend. Diese Ansicht hat z. B. so fleissige Arbeiten wie Bartsch' Aufsatz über den Strophenbau in der deutschen Lyrik [Pf. Germ. II 257, 28] oder R. v. Muths Mhd. Metrik (welches Buch ich freilich auch sonst nicht gut finden kann) an brauchbaren Ergebnissen hinsichtlich der Technik des Strophenbaus so arm gelassen, weil Regeln eben kaum gesucht wurden. Ja J. J. Schneider, der in seiner Systematischen und geschichtlichen Darstellung der deutschen Verskunst dem Gedanken an eine gewisse Bedingtheit der Strophenteile sich nicht ganz verschloss, liess von jener Grundanschauung sich bis zu dem unglaublichen Satz verleiten, der Abgesang stehe zuweilen an der Spitze der Strophe (a. a. O. 31, wozu dann S. 120 ein Beispiel bieten soll). Als ob ein Architekt sagte: Zuweilen befindet sich der Keller über dem Dach! In der Überzeugung, dass man mit dieser Meinung brechen müsse, suchte ich zu allgemeinen Regeln zu kommen, indem ich Scherers Beispiel, für die Strophenetymologie gewisse Wurzeln und gewisse Gesetze der Wand-

lung festzustellen, fortzusetzen bemüht war. Dabei schien sich nun wirklich zu ergeben, dass die verschiedenen Strophenteile auf einander, besonders aber das Vorglied auf das Nachglied bestimmte Wirkungen auszuüben.

Für den Vers zunächst hielten wir an dem vierhebig stumpfen Vers als der unumschränkt herrschenden Hauptform fest. Wir gaben ihm zwei Spielarten 3 ᴗ und 4 ᴗ, ferner zwei Nebenformen: den Mittelvers 3 ᴗ mit der Variante 3 —, den Halbvers 2 ᴗ mit der Abart 2 —. Längere Verse dagegen sahen wir nicht als einheitliche Reihen (mit wechselnder Cäsur), sondern als Verszusammensetzungen (mit unbeweglicher Cäsur) an. Für die Verscomposition schien Hauptregel, dass Vollvers und Halbvers nicht gern zusammenstehn; die wichtigsten Typen waren daher 4 — 3 ᴗ und 3 ᴗ 4 —, 3 — 2 ᴗ und 2 ᴗ 3 —.

Was die Strophe angeht, so hielten wir in ihr für den festen Kern die vierfache Wiederholung des Grundverses in paarweiser Anordnung, also die Otfridstrophe. Indem wir den Begriff des eigentlichen Aufgesangs auf sie beschränkten, dehnten wir die von J. Grimm entdeckte Dreiteiligkeit der Strophen auf so ziemlich sämtliche mhd. Strophenformen aus. In dem übrigen Teil der Strophe sahen wir öfters in Übereinstimmung mit der gewöhnlichen Ansicht einfach einen Abgesang, den wir aber stets als eine (meist verkürzte) Wiederholung des Aufgesangs betrachten. Noch häufiger jedoch schieden wir aus dem Rest der Strophe zunächst einen solchen, den Aufgesang in verkleinertem Abbild wiedergebenden Anhang ab. In Strophen, die nach der bisherigen Terminologie nur zweiteilig sind, gehört dieser Teil mit zum Abgesang der früheren Gliederung; weitaus in den meisten Fällen aber ist es der Anfang des Abgesangs. Und zwar glaubten wir diesen — einzigen oder ersten — Abgesang historisch herleiten zu sollen aus dem Kehrreim, welcher, vom Chor gesungen, die Einzelvorträge abschloss. Was nach Absonderung dieses gewöhnlich durch Interpunktion, oft auch durch Reimwechsel sich — meist unzweideutig — heraushebenden Teils von der Strophe überblieb, hielten wir für einen zweiten Abgesang, der auch wieder seinen Auf-

gesang und zwar wieder meist verkürzt wiedergab. Dabei traten Verschiedenheiten dadurch ein, dass bald der alte Abgesang den zweiten Stollen des Aufgesangs zu sich herüberzog, bald ihm selbständiger gegenüberstand; und so erhielten wir für die Strophen die drei Haupttypen $x + y \mid x + y \parallel x + y$, $x + y \mid x + y \;\; x + y \parallel x + y$, $x + y \;\; x + y \mid x + y \parallel x + y \;\; x + y$, deren einzelne Verästelungen und Berührungen an Beispielen gezeigt wurden. — Für die Strophen mit (nach unserer Terminologie) einfachem Abgesang bleibt damit oft die alte Gliederung. Aber bei der überwiegenden Menge der mhd. Strophen träte eine andere Einteilung ein. Alles kommt dabei auf jenes Mittelstück an, das wir zwischen Aufgesang und Abgesang herausnahmen; mit diesem steht und fällt unser System.

Was die Verkürzungen selbst betrifft, so trafen wir als häufigste Form Verminderung um ein ganzes oder halbes Halbglied, seltener um einen Takt oder eine More, daneben aber noch Ersetzung durch die Reihe 2 ◡ + 3 — u. s. w., seltener 2 ◡ + 4 — u. s. w. Indem wir über die Anwendung jeder einzelnen dieser Methoden Regeln festzustellen noch nicht versuchten, liessen wir in der Gleichung allerdings noch eine Grösse unbekannt. Doch auch diese ist vielleicht durch positive Angaben zu ersetzen, wenn auch in den verkürzten Teilen, ihrer secundären Natur entsprechend, Willkür am ersten annehmbar wäre. Accentstellung, auch Reimstellung und stilistische Momente können mitwirken, am wahrscheinlichsten wohl die Analogie mit den Verhältnissen der übergeordneten Teile.

Noch ist zu erinnern, dass wir in der älteren Zeit dem Strophengefüge öfters noch einen Vorschlag von einem oder selbst von zwei Verspaaren vorausgeschickt glaubten, die ausserhalb der Konstruktion stehend auf die Gestaltung des Abgesangs keinen Einfluss haben.

Den Strophenbau allein oder auch nur vorzugsweise nach der Reimstellung zu beurteilen, wie dies z. B. in dem feinsinnigen, leider nur wenig bekannten Buche von Seyd Beitrag zur Charakteristik und Würdigung der Deutschen Strophen geschieht, hielten wir für irrig. Wir glaubten

aber das Verhältnis zwischen Reim und Reihenschluss einer genauen und allgemeinen Untersuchung bedürftig, die freilich auf fremde Vorbilder Rücksicht nehmen müsste und zwar in viel höherem Grade, als bei der Untersuchung der Reihen nötig schien. Ist ja doch der Reim mehr ein äusserlicher Schmuck, leichter nach fremden Mustern zu bilden und anzuhängen als die Gestalt selbst, die er schmücken soll. —

Dies sind die behaupteten Thatsachen, die ich gern zur Diskussion stellen möchte. Bewähren sie sich, so liesse sich darauf weiter bauen. Dass die Regeln hin und wieder für die kritische Textherstellung brauchbar sein könnten hatten wir schon einigemal zu beobachten Gelegenheit. Wichtiger scheint mir, was für die Entwicklung der poetischen Technik, für Gewohnheiten und Freiheiten bestimmter Epochen, Schulen, Dichter zu gewinnen wäre. Zu dieser Sichtung versuchte ich hier schon einiges z. B. für Veldeke. Doch schliessen sich weitere Fragen an und führen, wie ich meine, bis zu einem sehr schönen und interessanten Thema: nach dem Ursprung und den Anfängen der Poesie. Denn wie nach einem Sprichwort der Mensch, so fängt wohl auch das Gedicht „von aussen an“. Dass es der Geist sei, der sich den Körper baut, das fällt uns schwer zu glauben, und im vorliegenden Fall will es uns nicht gelingen, einen trochäischen oder daktylischen Gedanken uns vorzustellen. Nein, es ist das Wort und der Satz, was das Gedicht erschafft. Der Deutsche und der Italiener mögen über die Verliebtheit ganz dieselbe Meinung haben; dichten sie aber, so wird ganz allein schon das Wort „amoroso“ diesem eine ganz andere Kette von Worten und Gedanken, von Versen und Reihen hervorzaubern, als jenem das Wort 'verliebt'. Nirgends zeigt sich das deutlicher, als bei den formell so verschiedenen als inhaltlich ähnlichen Sprichwörtern. Der Deutsche denkt wie der Franzose, wenn der mit barytonirendem, daktylischen Bau sagt 'Ehre wem Ehre gebührt', der mit oxytonirender, iambischer Fügung 'A tout seigneur tout honneur'. Und dazu stimmt, wenn wir von dem Tonfall des Refrains den stofflichen Teil der Gedichte erst zu

fester Form bestimmt glauben. Nicht der hellenische Geist schuf die Tempelsäulen und Hallen, sondern zunächst waren es nur Material und directe Bestimmung, die die Form vorschrieben. Dann freilich erwächst dem Geist die schöne Aufgabe, mit der eingebornen Form des Materials ringend das Werk zu der Höhe zu erheben, in der die natürliche Grundlage so gut zu ihrem Rechte kommt wie der herrschende Gedanke ihrer Verwendung. —

Aus dieser Anschauung heraus, die freilich arg realistisch klingt, aber schwerlich ganz unberechtigt ist auch bei der idealsten und körperlosesten der Künste, lagen uns unsere Erklärungsversuche denn freilich nahe. Dennoch habe ich sie mehr gegeben, weil mich selbst nach einer Erklärung verlangte, als um anderen zu dienen. Wem nicht wie mir Kenntnis und Verständnis der Musik abgeht, der kann diese Erklärung vielleicht in Bausch und Bogen verwerfen und er gebe dann Besseres. Unsere Versuche beruhen auf der Annahme, die von Brücke für die nhd. Poesie festgestellte Gleichheit der Arsenabstände sei in nur weniger strenger Form allgemeines Gesetz der deutschen Aussprache. Danach nahmen wir die Satzbetonung als eine Zerlegung in gleichberechtigte Dipodien, die Cäsur als Halbirung des Verses, den Abgesang als Gegenstück des Aufgesangs. Und wo Dehnung durch Tonsteigerung die Entfernung zwischen zwei Arsengipfeln zu verlängern schien, dachten wir uns durch Kürzung des Rhythmizomenon (wie Westphal mit dem antiken Kunstausdruck das sprachliche Substrat treffend benennt) die Gleichheit hergestellt. Das mögen wirklich zu künstliche Hypothesen sein. Was tuts, wenn die Motive noch verborgen sind, ständen nur die Tatsachen erst fest! Das aber mögen bessere Kenner durch Nachprüfung entscheiden.

Das Thema liegt mir sehr am Herzen. Fast so lange ich deutsche Gedichte lese, beschäftigt mich die Frage, was diese Strophen wohllautend mache und jene Fügungen dem Ohr fast unerträglich klingen lasse. Ich mag die Bedeutung dieser Fragen deshalb leicht überschätzen. Doch dass unsere Versuche über die mhd. Strophik wirklich zur Lösung jener

Frage mithelfen könnten zeige ein letztes nhd. Beispiel. Es ist Goethes wundervolle Ballade „Die Braut von Corinth". Was in dem melodischen Strophenbau dieser herrlichen Schöpfung uns so eigenartig berührt und zuerst fast fremdartig anfasst, das ist gerade der Umstand, dass der grosse Meister hier den doppelten Abgesang wiedergefunden hat, der sonst unserer modernen Dichtung nahezu gänzlich abgeht, und dass er ihn in vollendeter Weise verwandt hat. Das Schema giebt sich so: 2 ᴗ 3 ᴗ + 2 ᴗ 3 — 2 ᴗ 3 ᴗ + 2 ᴗ 3 — | 3 — 3 — ‖ 3 ᴗ 2 —. Und wie die Verkürzung der Nachglieder, zeigt auch deren höhere Tonstufe sich bei einer Recitation dieses Liedes deutlich. Diesen Reiz, den es ausübt, wenn die entflohene Reihe von den zwei eilenden Verszeilen gleichsam eingeholt nochmals auf einen Augenblick sich zu zeigen scheint, ehe sie entschwindet, diese zauberhafte Einheit im Wechsel haben unsere modernen Poeten dem eintönigen Schaukeln nur scheinbar strophischer, in Wahrheit aber bloss stichischer Gliederung geopfert. Was beide Arten scheidet, ist eben dies: wo die mhd. Dichter fein abwogen, wird jetzt nur äusserlich abgezählt. Die Verschlechterung der Praxis hat auch die Theorie verwildern lassen; man glaubte die feinsinnigen Kunstgesetze des Mittelalters ganz leugnen zu dürfen (vgl. die Worte Moriz Haupts, welche Seyd a. a. O. S. 21 angezogen hat). Möge es uns gelungen sein, eine Förderung des Verständnisses und damit auch der freudigen Anerkennung für die mhd. Dichtkunst auf diesem Gebiete wenigstens vorbereitet zu haben. Einer unserer Sätze wenigstens wird sicher bei jeder Nachprüfung sich bewähren: dass hier wie überall das Gedeihen der Kunst nicht auf die Willkür des Künstlers gegründet ist, sondern auf seine Unterordnung unter das Gesetz. —

---

# I. SACHREGISTER.

## II. VERZEICHNIS
### DER WICHTIGEREN BESPROCHENEN VERSFORMEN.



## III. VERZEICHNIS
### DER BESPROCHENEN AHD. GEDICHTE.



## IV. VERZEICHNIS
### DER BESPROCHENEN MHD. STROPHENFORMEN.

4 — 3 ∪. Klasse I: x + y (x + y) | (x + y).
36, 34 S. 114 vgl. 118.
37, 4. 18 s. o.
37, 30 S. 101 vgl. 121.
38, 32 S. 100.
39, 18 s. o.
39, 30 S. 112.
40, 19 S. 99.
Hausen allg. S. 99. 105. 108.
42, 1: 4 — 4 — + 4 — 4 — | 4 — ‖ 2 — 4 — + 4 — 4 —. Klasse I: x + y (x + y) | (x + y).
43, 28 fehlt S. 98 vgl. 124.
44, 13 S. 110 vgl. 99. 111.
45, 1 S. 101 vgl. 109.
45, 37 S. 99.
47, 9: 3 — 2 ∪ + 2 ∪ 3 — 3 — 2 ∪ + 2 ∪ 3 — | 2 ∪ 3 — 2 ∪ 3 ∪ ‖ 2 ∪ 3 ∪ + 2 ∪ 3. Klasse II A: x + y x + y | x + y ‖ x + y.
48, 3 S. 109.
48, 23 S. 101 vgl. 118.
49, 13 S. 104 vgl. 121.
49, 37 S. 99 vgl. ebd. 117.
50, 19 S. 108.
51, 13 S. 109 vgl. 99.
51, 33 S. 107 vgl. 118.
52, 37 fehlt S. 98 vgl. 124.
53, 51 S. 104.
54, 1 S. 114 vgl. 107.
Veldeke allg. S. 99. 102. 103. 106. 112.
56, 1 S. 98.
56, 35 S. 122.
57, 10 S. 104.
58, 11 S. 102. 106 vgl. 118. 120. 121. 124.
58, 35 S. 99 vgl. 113.
59, 23 S. 113 vgl. 99.
60, 13 S. 113.
60, 29 S. 107 vgl. 117.
61, 1 S. 104 vgl. 110.
61, 9 S. 113 vgl. 109.

Veldeke 61, 18: 4 — 3 ∪ 4 — 3 ∪ | 4 — 4 — ‖ 2 — 3 ∪. Classe II A: x + y x + y | x + y ‖ (x + y) vgl. 125.
61, 25: 4 — 3 ∪ 4 — 3 ∪ | 4 — 4 — ‖ 3 ∪ 3 ∪. Klasse II A: x + y x + y | x + y | x + y ‖ x + y.
61, 33 S. 107.
62, 11 S. 106.
62, 25 S. 113 vgl. 118.
63, 20 S. 113.
63, 28 S. 113 vgl. ebd. 118.
64, 10 S. 105 vgl. 112.
64, 17 S. 101 vgl. 120.
64, 26 S. 99 vgl. 121.
64, 34 S. 107 vgl. 118. 124.
65, 5 S. 107. 113 vgl. ebd. 114.
65, 13 S. 104.
65, 21 S. 113 vgl. ebd.
65, 28 S. 112 vgl. 121.
66, 1 S. 104.
66, 9 S. 92. 105 vgl. 112. 119.
66, 16 S. 104.
66, 24 S. 111 vgl. 118. 121.
66, 32 S. 98.
67, 3 S. 106 vgl. 107. 118. 120 —122.
67, 9 S. 104.
67, 25 S. 102.
67, 25 S. 102.
67, 33 S. 99.
68, 6 S. 99.
Guotenburc 77, 36 S. 117.
Fenis 81, 30 S. 117.
Johansdorf 87, 29 S. 117.
Rugge 99, 29 S. 117.
Raute 117, 26 S. 117.
Bligger 118, 1 S. 118.
Morungen 123, 10 S. 118.
129, 14 S. 118.
129, 14 S. 118.
143, 4 S. 118.
Adelnburc 148, 1 S. 118.
Reinmar 150, 1 S. 118.
157, 1 S. 118.

## V. STROPHENFORMEN
### AUS ANDEREN LITERATUREN.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, ERNST MARTIN,
WILHELM SCHERER.

LIX.

ÜBER DIE SPRACHE DER WANDALEN.

---

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1886.

ÜBER DIE

# SPRACHE DER WANDALEN.

EIN BEITRAG

ZUR

GERMANISCHEN NAMEN- UND DIALEKTFORSCHUNG

VON

DR. FERDINAND WREDE.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1886.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

## INHALTSÜBERSICHT.

## EINLEITUNG.

Für die germanische Namenforschung, welche in den letzten Jahrzehnten eine ebenso ausserordentliche wie wohlverdiente Beachtung gefunden hat, sind von vorn herein zwei Richtungen aus einander zu halten: auf der einen Seite die Forschung, welche in der Regel von den ältesten germanischen Namen ausgeht, welche aus diesen sprachliche Folgerungen ziehen, durch diese sprachliche Gesetze stützen will; auf der andern Seite die Forschung, welche nicht von den Namen auf die Sprache, sondern von der Sprache auf die Namen schliesst, welche meist die modernen Personennamen zum Ausgangspunkt hat und diese etymologisch zu deuten sucht. Die erstere Forschung ist philologisch im wesentlichen inductiv, die letztere deductiv. Die erstere bleibt allein Aufgabe des geschulten Philologen, die letztere verfällt nur zu leicht unwissenschaftlichem Dilettantismus.[1] — Zur ersteren Richtung gehört die vorliegende Arbeit.

Der Streit über die grammatische Verwertung der Eigennamen dürfte endgiltig entschieden sein. Nachdem Bezzenberger („über die a-Reihe der gotischen Sprache", Göttingen 1874) von einer sprachlichen Benutzung der Namen nichts hatte wissen wollen, dagegen Henning („Quellen und For-

[1] Die Litteratur der ersteren giebt im allgemeinen vollständig P. Piper, „die Sprache und Litteratur Deutschlands bis zum 12. Jahrhundert" (Paderborn 1880), I, S. 30 ff.; die der letzteren Cämmerer, „thüringische Familiennamen" (Programm der Fürstl. Realschule zu Arnstadt 1885).

schungen“ III, 97 ff.) die Laute der Namen denen der übrigen Worte gleichgestellt und sie überhaupt eine vollwichtige und sichere Grundlage einer chronologischen Lautgeschichte genannt hatte, traf Bezzenberger zweifellos das Wahre, wenn er sagte (Göttinger gel. Anz. 1875, S. 666): „Das Richtige liegt auch hier in der Mitte: der Wert der Namen für lautgeschichtliche Untersuchungen ist relativ; je altertümlicher die Sprache ist, mit welcher sie zeitlich zusammenfallen, desto grösser ist derselbe; je fortgeschrittener jene ist, desto weniger lassen sie sich verwerten.“ — Damit ist auch der vorliegenden Abhandlung vollgiltige Berechtigung zugesprochen.

Wie steigert sich aber diese Bedeutung der Namenforschung für diejenigen alten Sprachgebiete, in denen keinerlei zusammenhängende Sprachdenkmäler erhalten sind und somit die Namen die einzigen Sprachreste bieten! Andrerseits findet sie hier grössere Schwierigkeit und erheischt genaueste Vorsicht, weil ein Vergleich mit der Sprache an sich etwaige Entstellungen oder fremde Beeinflussungen nicht aufdecken kann (vgl. J. Grimm, Gesch. d. dtsch. Spr. [1], S. 197). — Beides trifft für die wandalische Mundart zu.

Für eine solche sprachliche Verwertung der Eigennamen wird jedoch ein Gesichtspunkt von grösster Wichtigkeit gar zu oft aus dem Auge gelassen: die streng d i a l e k t i s c h e N a m e n f o r s c h u n g. Namenzusammenstellungen ohne solche dialektische Scheidung zum Zweck lautlicher Ergebnisse lassen es zu keinen positiven, nur zu schwankenden Resultaten kommen und bringen ihren Autor leicht in den Verdacht mit seinen Sammlungen mehr prunken als beweisen zu wollen.[1]

[1] Dadurch wird z. B. der sonst ganz unleugbare Wert von F. Dietrichs Buch „über die Aussprache des Gotischen während der Zeit seines Bestehens“ (Marburg 1862) in manchen Einzelheiten herabgedrückt. Dieser Fehler findet sich auch in einer erst kürzlich erschienenen Abhandlung wieder, welche sich sonst durch reiche Materialsammlungen und eine gewinnende Klarheit auszeichnet: bei Bremer, „germanisches ê“ (Beitr. z. Gesch. d. dtsch. Spr. u. Litt., XI, 1 ff.), auf welche wir auch sonst noch zurückkommen werden. Bremer giebt z. B. S. 19—25 eine Reihe von Namen aus dem grossen, weiten Sprachgebiete der alten Franken ohne irgend einen Versuch mundartlicher Sonderung, und demgemäss bewegen sich seine lautlichen Folgerungen

Doch ist dieser bedeutsame Gesichtspunkt auf westgermanischem Gebiete in der letzten Zeit mit definitiven Erfolgen beobachtet worden, wie die Specialuntersuchungen über alemannische, bairische, hochfränkische, südfränkische, sächsische Namen beweisen, was hier freilich meist durch die Möglichkeit des Vergleiches mit sonst vorhandenen Sprachdenkmälern erleichtert wurde. Anders innerhalb des Ostgermanischen, wo bisher fast ausnahmslos die Namen aller wandilischen Stämme ohne jeden Unterschied nur nach dem Massstab der ulfilanischen Sprache beurteilt wurden. Abgesehen von einzelnen Anregungen J. Grimms in der „Gesch. d. d. Spr.“, Massmanns in den „Gotica minora“ (Zeitschr. f. dtsch. Alt., I) und einigen Zusammenstellungen westgotischer Namen aus den westgotischen Concilienacten (z. B. bei Bezzenberger, „a-Reihe“) sind mir nur die kritiklosen Aufsätze Förstemanns über die Sprachreste der einzelnen Wandilierstämme im 2. Bande seiner „Geschichte des deutschen Sprachstammes“ (Nordhausen 1875) und die in ihren Resultaten gleichfalls nicht stichhaltige Abhandlung Wackernagels über die „Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunder“ (jetzt im 3. Bd. seiner „Kleinen Schriften“, Leipzig 1874) bekannt. Im allgemeinen aber hat man an eine endgiltige dialektische Unterscheidung der Wandilier noch nicht gedacht. Freilich die Aufgabe ist schwierig; zusammenhängende Sprachdenkmäler sind ausser Ulfilas so gut wie gar nicht erhalten,[1] und bei einzelnen Mundarten fliessen selbst die Namenquellen recht spärlich. Trotzdem sind solche dialektische Zusammenstellungen und Behandlungen durchaus nötig, soll ein voll-

---

auf S. 25 nur in ganz hypothetischem Tone, wirklich abschliessende Ergebnisse sind es nicht; ist aber dialektische Sonderung hier nicht möglich, dann war die Zusammenstellung gerade für eine so subtile Untersuchung, wie die Bremers, im wesentlichen zwecklos.]

[1] Deshalb darf man sich nicht wundern in den Namen viele Worte zu finden, welche bei Ulfilas nicht vorhanden sind, um so weniger als die germanische Namengebung den vulgären Sprachgebrauch meist vermied und ihre Begriffe mit Vorliebe in der gehobenen Poesie suchte; ja aus gleichem Grunde mag schon damals über manchen Namen etymologisches Dunkel gelegen haben.

ständiges und zugleich kritisches Namenbuch des wandilischen Sprachastes nicht eine beständige Illusion bleiben.

Zu einem solchen Bau will die vorliegende Studie den ersten Grundstein liefern. Sie behandelt die Sprachreste und dialektischen Merkmale des Wandalischen. — Ich hoffe einst die Sprache der übrigen wandilischen Stämme ebenso behandeln zu können, um endlich jenes so oft von den Germanisten ersehnte „gotische"[1] Namenbuch aus diesen Einzelarbeiten zusammenzustellen; die letzteren sind aber vorher für eine wirklich kritische Gliederung des ersteren unentbehrlich. Eben der angedeutete Plan erforderte in der vorliegenden Abhandlung auf etymologischem wie grammatischem Felde grössere Ausführlichkeit und näheres Eingehen auf manchen bekannten, selbst elementaren Punkt, um für die Zukunft blosse Verweisung hierher zu ermöglichen.

Was die Quellen für diese Arbeiten anlangt, so sind wir, wenn nicht gerade Ausschlag gebende Münzen oder Inschriften vorhanden sind, fast ausschliesslich auf das Namenmaterial bei den lateinischen und griechischen Schriftstellern angewiesen, vor allem bei denen aus den ersten sechs christlichen Jahrhunderten. Zur richtigen Benutzung derselben vom historischen Standpunkt aus ist der Weg durch die Arbeiten von Felix Dahn geebnet, und für seine erschöpfenden Quellenverzeichnisse und Litteraturangaben im 1., 4. und 5. Bd. der „Könige der Germanen" (München und Würzburg 1861—70), in den „westgotischen Studien" (Würzburg 1874), namentlich auch in der von ihm besorgten zweiten Ausgabe der „Geschichte der Völkerwanderung" von E. v. Wietersheim (Leipzig 1880—81) sind wir ihm zu grösstem Danke verpflichtet. Und zu der historischen Kritik kommt die Textkritik! Wie viel mehr Klarheit wäre wohl für so manchen Punkt auch in dieser Abhandlung möglich gewesen, hätten uns für alle Autoren, namentlich etwa für Prosper, Idatius, Cassiodor, Victor von Tunnuna solche Ausgaben zur Verfügung gestanden, wie sie uns die „Monumenta Germaniae historica" für Victor von Vita, Corippus, Jordanes („auctores antiquis-

---

[1] S. die Anm. [1] auf S. 6.

simi" III, 1. 2. V, 1) an die Hand geben! Sorgsame Achtung auf Textkritik und Überlieferung ist gerade für unsere Zwecke von grösster Bedeutung; es sei beispielsweise an die häufigen romanischen Einflüsse in den Handschriften erinnert.

Im übrigen sei in betreff der Ausbeutung dieser mittelalterlichen Quellen für germanische Namenforschung auf folgende Gesichtspunkte kurz hingedeutet.[1] Vor allem ist die Übertragung der germanischen Laute in die lateinische Orthographie, die Aussprache der wiedergebenden lateinischen Zeichen, für unsere Zeit besonders die Aussprache des Vulgärlateins die Grundlage für alle lautlichen Untersuchungen auf diesem Felde.[2] Sodann ist stets die Frage zu stellen, inwieweit individuelle Eigentümlichkeiten der Autoren vorhanden und zu berücksichtigen sind, wie z. B. für unsere Studie bei Corippus der regelmässige Eintritt von -rîth (got. -rêþs) als zweitem Compositionsglied in Namen für -rîx (got. reiks) (vgl. S. 55 und M. Haupt, „opuscula" III, 616). Ferner muss scharf unterschieden werden zwischen solchen Namen, welche der Autor noch persönlich gehört hat, und solchen, welche ihm selbst nur überliefert sind; so stellt Müllenhoff im Index zu Mommsens Jordanes (Mon. Germ. hist., auct. antiqu. V, 1) S. 143 diesen Unterschied bei Cassiodor und Jordanes auf für die Namen mit *ai* und *au* einerseits und die mit *e* (*ae*) und *o* andrerseits. Endlich sind lateinische und griechische Quellen ganz verschieden zu beurteilen. Die Griechen sind durchaus unzuverlässig, sie haben für den germanischen Consonantismus wie Vocalismus (zumal die Diphthonge) gar kein Gehör und begehen hier in der Wiedergabe beständige Inconsequenzen. Dagegen darf man den Lateinern im allgemeinen folgen; sie haben in der Regel mehr von den germanischen Namen, die sie mitteilen, selbst gehört, als die früher auf Tradition und Entlehnung angewiesenen Griechen. Um nur einen Beweis für die Zuver-

[1] Zur Ergänzung vgl. Dietrich S. 58 ff.

[2] Ausser W. Corssen, „über Aussprache, Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache" (2. Aufl., Leipzig 1868—70), und H. Schuchardt, „der Vocalismus des Vulgärlateins" (Leipzig 1866—68), jetzt E. Seelmann, „die Aussprache des Latein" (Heilbronn 1885).

lässigkeit der lateinischen Schriftsteller unserer Periode anzuführen, sei folgendes erwähnt: während ihre Vorgänger der früheren Jahrhunderte den germanischen Diphthong *ai* durch das lateinische *ae* bezeichneten („vgl. C*ae*sia = ahd. Heisi, Boioh*ae*mum = ahd. Bêheim, g*ae*sum = ahd. gêr, entsprechend gr. *αι* in *Βουίαιμον, Χαῖμαι, Ἀριό-γαισος* u. s. w.", Bremer, Beitr. XI, 4), geben sie denselben gegen ihre Gewohnheit, aber genauer mit *ai* (jünger *ei*) wieder, schreiben den fremden Namen also ganz nach dem Gehör.

Wir teilen die Germanen mit Müllenhoff und Scherer in Westgermanen und Ostgermanen, die Ostgermanen in Skandinavier und Wandilier: zu den letzteren gehören die Wandalen. Schon Procop (de bell. Vand. I, 2) stellt sie zu den Ostgoten (bei ihm *Γότθοι*), Westgoten (*Οὐισιγότθοι*), Gepiden (und hätte sie ebenso zu den Burgundern, Herulern, Rugiern u. a. stellen können) und giebt allen diesen denselben Körperbau, dasselbe Recht, dieselbe Religion (den Arianismus), dieselbe Sprache (die sogen. „gotische"[1]); und wenn er eine Zeit annimmt, wo sie alle eine einheitliche Völkergruppe gebildet haben, so geben Plinius und Tacitus für diese den gemeinsamen Namen: eben „Wandilier"; das gemeinsame Band war für sie der gleiche Cultus, die Verehrung eines göttlichen, an Castor und Pollux erinnernden Brüderpaares; der Ursitz des Volkes war die Gegend der Ostsee-Küste. Von den einzelnen Stämmen, in welche dieses Wandiliervolk sich dann teilte, behielten unsere Wandalen den alten Stammesnamen bei (vgl. schon K. Zeuss, „die Deutschen und die Nachbarstämme", München 1837, S. 57), wie ebenso — um die weiteste Parallele zu geben — der Gesamtname der alten Arier bei den Iren haften blieb.[2] In

[1] Wir sind gewohnt den Ausdruck „gotisch" allgemein für die Sprache des wandilischen Stammes anzuwenden, was jedenfalls ungenau ist; „wandilisch" wäre allein berechtigt; aber jene Bezeichnung ist uns so geläufig, dass auch für das Folgende eine ganz exacte Consequenz in der Terminologie kaum zu versprechen ist.

[2] Über die irrige Ansicht von Zeuss (S. 444), der die Wandalen

der Völkerwanderung haben die Wandalen den grössten Weg zurückgelegt: von ihren ältesten Sitzen an beiden Ufern der Oder südlich an die Donau, dann westlich durch Deutschland, durch Gallien nach Spanien („Andal-usien"), endlich nach dem nördlichen Afrika. Und während dieser afrikanischen, ihrer eigentlich historischen Periode, aus der allein ein grösseres Namenmaterial überliefert (weniges auch aus den früheren Epochen), kommen die Wandalen für uns in Betracht. Stellt man sich das Wesen einer solchen Völkerwanderung richtig vor, wie dieselbe keine allgemeine bleibt, sondern in all den durchzogenen Gebieten ganze Schaaren von Stammesgenossen zurücklassen kann, dann mag freilich in dem weiten, von den Wandalen durchstreiften Länderkreise mancher Name vorkommen, dessen Träger von wandalischer Nationalität war; aber entscheiden lässt sich vorläufig nichts darüber.[1]

Also die Sprache der Wandalen in Afrika, wie sie im 5. und im ersten Drittel des 6. Jahrhunderts gesprochen wurde, ist der Gegenstand unserer Betrachtung. Dieselbe wird das ethnologische Urteil Procops in seinem ganzen Umfange bestätigen. Der wandalische Lautstand wird nach derselben in den Hauptpunkten so ganz gotisch erscheinen, sich an die gotischen Lautverhältnisse so nahe anschliessen, dass bei allen nicht germanisch klingenden Namen — und Namen sind ja, abgesehen von vereinzelten, winzigen Sprachbrocken, unser einziges Material — kühne Etymologien und Conjecturen nur angedeutet werden dürfen und man vor allem an Beeinflussung durch nicht wandalische Stämme denken muss. Und gerade der letzte Gesichtspunkt fällt bei

---

nicht zu den „gotischen", sondern lugischen Völkern zählen will, s. F. Dahn, „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", Bd. I (Berlin 1881), S. 143. — Über Arier und Iren s. Zimmer in Bezzenbergers Beiträgen III, 137.

[1] Man lese z. B. bei Procop die Erzählung, wie von den in Pannonien zurückgebliebenen Wandalen Gesandte an den Wandalenhof in Carthago kommen, um über den alten pannonischen Grundbesitz zu unterhandeln; eine sehr charakteristische Mitteilung; vgl. Dahn, Urgeschichte I, 205.

den Wandalen schwer ins Gewicht. Ausser den vielen Völkerstämmen, mit welchen sie auf ihrem weiten Wanderzuge in mehr oder weniger nahe Berührung traten, ist besonders zu beachten, dass mit dem Jahre 418 sogar der ungermanische Stamm der Alanen, der sich ihnen auf dem Zuge angeschlossen, ganz in die Wandalen aufging und somit in ihren altgermanischen Namenschatz einen gewiss nicht unbedeutenden, ungermanischen Bestandteil hineinbrachte. Ferner war das Wandalenreich in Afrika, das mit einer geradezu bewundernswerten Kühnheit zwischen ganz fremdartige Elemente hineingebaut wurde, von einem directen Verkehr mit anderen Germanenstämmen abgeschnitten. Die lautliche Entwickelung des wandalischen Dialektes war damit wildfremden, vornehmlich maurischen Einwirkungen (s. Felix Papencordt, „Geschichte der wandalischen Herrschaft in Afrika", Berlin 1837. S. 241) ausgesetzt.[1] Und dann die gleichzeitige Bedrohung der wandalischen Nationalität von Rom und Byzanz, namentlich von ersterem. Man konnte wohl lange Zeit die römischen Waffen von sich fern halten, nicht aber die römische Cultur, die römische Sprache, welche als Litteratur- und Verwaltungssprache sich über den ganzen Orbis romanus erstreckte; und Afrika war eine der römischen Provinzen gewesen, wo die Romanisierung am allgemeinsten gelungen war. Jetzt lernten die reichen Wandalengeschlechter Latein, auch Griechisch, und der Einfluss der classischen Sprachen zeigt sich, wenn Wandalen lateinische oder griechische Namen tragen: Jocundus, Antoninus (crudelis episcopus Arianorum), Bonifacius (Kanzler des Geilamir), oder wenn uns im folgenden Latinisierungen und Graecisierungen wandalischer Namen (Honoricus statt wand. Hûnarîx S. 63, Theodoricus statt wand. Theudarîx S. 65 f.), sowie Wandalisierungen fremder Elemente (Cyrila S. 70) begegnen werden; er zeigt sich in den lateinisch abgefassten Inschriften, den lateinischen Gedichten der Hofpoeten, den Schauspielen in lateinischer Sprache u. s. w. (vgl. Weiteres bei Dahn, Ur-

[1] So konnte es kommen, dass v. d. Gabelentz und Loebe (Ulfilas II, 1, S. 3) die von J. Grimm (Grammatik I³, S. 2) behauptete Verschwisterung der Goten- und Wandalensprache bestritten!

geschichte I, 217 ff.). Endlich lässt auch die neue Religion des Christentums, welche noch auf keine Sprache conservativ gewirkt hat, ihren Einfluss spüren, wenn z. B. bei Marcellinus Comes (chronicon ed. Th. Roncallius, „vetustiora Latinorum chronica“, Patavii 1787, II, 286) ein „Joannes natione Wandalus magisterque militiae“ erscheint. Ja selbst unter den gut germanisch klingenden Namen ist mitunter strenge Kritik geboten. So war es für mich — im Gegensatz zu Förstemann — ganz zweifellos, dass von solchen Namen, die zwar germanisches Gewand trugen, jedoch von orthodoxen Katholiken geführt wurden, völlig abzusehen war. Der wilde Fanatismus, welcher den Arianismus im Wandalenreich von der ersten bis zur letzten Stunde seiner afrikanischen Existenz beseelte und die blutigsten Katholikenverfolgungen heraufbeschwor, gebietet solche Namen vom Wandalischen auszuscheiden und sie sonstigen germanischen Eindringlingen zuzuweisen; dahin gehört z. B. der Abragila, Presbyter zu Carthago im 6. Jahrhundert (E. Förstemann, „altdeutsches Namenbuch“ I, 4 und „Gesch. d. dtsch. Sprachstammes“ II, 188), Salo, episc. Fallabensis im 5. Jahrhundert (Förstemann, „Namenbuch“ I, 1067 und „Sprachstamm“ II, 188). Wincomalus im 5. Jahrhundert (Marini, „papiri diplomatici“, Nr. 76; Förstemann, „Namenbuch“ I, 1321).

Quellen waren auch für unser Specialgebiet ausser einigen Bronze- und Silbermünzen der Könige Hunarix, Gunthamund, Thrasamund, Hildirix, Geilamir (J. Friedländer, „die Münzen der Wandalen“, Leipzig 1849) die lateinischen und griechischen Autoren, wie sie in den modernen Darstellungen der wandalischen Geschichte benutzt sind, namentlich in dem oben citierten, noch immer unentbehrlichen Buch von Felix Papencordt und in den bezüglichen Abschnitten bei Felix Dahn im 1. Bd. der „Könige der Germanen“ und im 1. Bd. der „Urgeschichte“ (dazu seine oben angeführten Litteraturverzeichnisse). Ich habe die Quellen verfolgt bis gegen das Jahr 1000. Weiter zu gehen schien unnötig, Verwirrung und Entstellung nehmen beständig zu; beispielsweise nennt Rodericus Toletanus archiepiscopus († 1247) in seiner „historia Wandalorum“ (Hisp. illustr. tom. 2) den Wisimar des Jor-

danes bald „Huimar“, bald „Vimar“. Ebenso wenig habe ich auf kleine, zumal griechische Autoren besondere Jagd gemacht, in denen vielleicht nichts als der Wandalenname erscheint, habe auch z. B. den Namen des Geisarix nicht bei Autoren aufgesucht wie Beda, Cedrenus, Glycas, Manasses, Damassius.

Die Vorarbeiten, die ich zu berücksichtigen hatte, sind unbedeutend.[1] Der neunte Abschnitt: „Wandalisches in Afrika“, in Massmanns „Gotica minora“ (Zs. I) giebt wenig, ist aber interessant zu lesen; wenn Diefenbach in seiner Recension (Hallenser Litteratur-Zeitung 1843, Sp. 69) darüber sagt: „Weniges, doch leider wohl alles, was sich jetzt über diesen Gegenstand sagen lässt“, dann erinnert man sich von neuem auch auf unserem Specialgebiete der grossen Bedeutung der Namenforschung. Die einzige Vorarbeit, welche die wandalische Sprache im Zusammenhange unter Berücksichtigung der Eigennamen behandelt, hat Förstemann geliefert, „Sprachstamm“ II, S. 184 — 191. Kritiklosigkeit ist ein Hauptfehler Förstemanns; sie zeigt sich in seinem „altdeutschen Namenbuch“, sie zeigt sich in seinen sonstigen Arbeiten, sie zeigt sich auch hier. Das Urteil, welches Müllenhoff über ihn gefällt hat (Liliencron und Müllenhoff, „zur Runenlehre“, Halle 1852; vgl. auch Stark in den Wiener Sitzungsberichten, Bd. XXIII, S. 660), findet man, so überaus scharf es auch erscheint, immer mehr bestätigt, so oft man bei dem Mangel eines anderen Namenbuches[2] sich wieder zu Förstemann wenden muss. Den bei weitem grössten Teil seines Aufsatzes über die Wandalen nehmen haltlose Etymologien der dunklen Wandalennamen ein; dagegen denkt er nicht daran, aus dem sicheren Material lautliche Folgerungen für den wandalischen Dialekt zu ziehen.

---

[1] Aus historischer Pietät sei der berühmte Hugo Grotius genannt mit seiner „historia Gotorum, Wandalorum et Langobardorum“ (Amsterdam 1655), deren Namenverzeichnis durch manche Etymologie heitere Augenblicke in die ernste Arbeit hineinbrachte.

[2] Für die elementarsten Fragen hilft im allgemeinen der Index bei Heintze, „die deutschen Familiennamen“ (Halle 1882), — doch auch unter Vorsicht zu benutzen.

Dem entspricht ganz die Zusammenfassung über wandalische Lautverhältnisse auf S. 191; was soll man wohl aus folgenden Sätzen für dieselben schliessen: „Got. *ê* bleibt in Vitared, Gelimer, Hoamer, erscheint jedoch als *i* in Geilamir, als â in Visimar"; „*th* und *d* wechseln inconsequent mit einander"! Schwerlich dürfte das Vorhandensein einer solchen Vorarbeit die folgende Abhandlung als überflüssig erscheinen lassen.

Dieselbe giebt zuerst die Quellen und aus ihnen unter Anwendung der nötigen Textkritik das vorhandene Material; sodann die Behandlung der einzelnen Sprachreste in etymologischer und lautlicher Beziehung; endlich hiernach eine Darstellung der wandalischen Dialektmerkmale im Zusammenhange.

# QUELLEN.

Wir teilen die Quellen in vier Gruppen:

I. bis zum Ausgang des 4. Jahrhunderts,
II. aus dem 5. Jahrhundert,
III. aus dem 6. Jahrhundert,
IV. seit dem 7. Jahrhundert.

Nur eine Art der Quellen wird bei dieser Aufzählung fortbleiben und aufgespart werden müssen bis zur Behandlung der einzelnen Namen im Zusammenhange: die Münzen und Inschriften. Bei der Aufzählung der in jeder Quelle überlieferten Namen suchen wir gleichzeitig aus den etwaigen verschiedenen Lesarten diejenigen zu eruieren, welche vermutlich dem Autor selbst zuzuweisen und den Untersuchungen der späteren Capitel zu Grunde zu legen sind. Wo nichts besonders bemerkt, kann ohne weiteres diejenige Namensform, welche ausserhalb der die Varianten enthaltenden Klammer steht, als die dem Autor eigentümliche angesehen werden. Wenn einzelne Namensformen nicht im Nominativ, sondern in ihrem überlieferten Casus mitgeteilt werden, so geschieht das deshalb, weil auf die dem Autor eigene Nominativbildung nicht ohne weiteres geschlossen werden kann.

## I. QUELLEN BIS ZUM AUSGANG DES 4. JAHRHUNDERTS.

Plinius der Ältere nennt um das Jahr 77 in seiner „historia naturalis“ IV, 28 die

Vindili, al. Vandili, al. Vandilici; in dem Streit über

die Lesarten entschieden sich Sillig, v. Jan, Detlefsen, die Förderer der Textkritik des Plinius, für Vandili, was mit Tacitus übereinstimmt und durch Vandilici gestützt wird.

Tacitus führt in der „Germania“ (i. J. 98—99) c. II an die

Vandilii, al. Uandalii;

von den beiden Lesarten acceptierte Halm Vandalii, Orelli Vandilii; letzteres wählte auch Müllenhoff, entsprechend den nur wenig jüngeren Vandili des Plinius und im Anschluss an die überwiegende Mehrheit der Codices (Uandalii nur einmal in b).

Ptolemaeus, 138—161, giebt in seiner „Geographia“ II, 10 (11) (ed. Wilberg 1838, S. 151) die

*Σιλίγγαι* (*Λίγγαι*).

Dio Cassius, geboren um 155 zu Nicaea in Bithynien, schrieb römische Geschichte bis 229, seit 180 Selbsterlebtes, und überliefert uns folgende Namensformen:

72, 2 *Βανδῆλοι*; 77, 20 *Βανδίλοι*;

55, 1 [*τῶν*] *Οὐανδαλικῶν* [*ὄρων*], al. *Οὐινδελικῶν*, die Entscheidung für *Οὐανδαλικῶν* liegt nahe (vgl. Dahn), obwohl die ganze Bildung gegenüber den beiden vorher citierten Formen auffällt; im ganzen ist die Frage für unsere Ziele bedeutungslos;

71, 12 *Ἄστιγγοι*; *Ῥᾶος*; *Ῥάπτος*.

Dexippus, der 269 über die Goten siegt und Geschichte bis 268 schreibt, giebt

19, 16 u. ö. *Βανδῆλοι*.

Dem 3. Jahrhundert (nach 271) gehört auch die uns leider nur in später Abschrift erhaltene Peutingersche Tafel an, jenes Verzeichnis der an der Heeresstrasse des weströmischen Reiches gelegenen Orte. Auf derselben sind verzeichnet die

VANDVLI.

Aus dem 4. Jahrhundert stammen

Jul. Capitolinus, de bello Marcomannico:

17: Vandali (Uuandali);

die notitia gentium:

Uandali;

Flavius Eutropius, gestorben etwa um 370:
144, 14: Vandali (Uuuandali. Uuandali).

## II. QUELLEN AUS DEM 5. JAHRHUNDERT.

Die ersten Autoren dieser Reihe stehen noch auf der Scheide der beiden Jahrhunderte.

Claudius Claudianus, um 400, aus Alexandria, formgewandt und zuverlässig, schreibt „de bello Gildonico"[1] (ed. Jeep 1879) und giebt wiederholt

Stilicho, dazu die regelmässig wiederkehrende Variante Stilico, einmal Stilicon.

Eunapius, geboren 347, gestorben nach 405, griechischer Rhetor und Fortsetzer des Dexippus bis 404, erwähnt (ed. bonn.)

86, 11. 90, 1 u. ö. Στελίχων.

Die Fasti consulares (bei Roncallius II):

580. 581 Stilicho (Consul i. J. 400 u. 405).

Symmachus, in Rom, um 345—415, giebt in seinen Episteln stets

Stilicho.

Die bis 378 reichende Chronik des Hieronymus (331 bis 420) aus Stridon in Dalmatien, welche den ersten Grundstein aller mittelalterlichen Weltchroniken bildet, gewährt (ed. Vallarsi)

p. 344. 913 Wandali;
epist. 123, § 17 am Rande: Stilicon.

Claudius Rutilius Namatianus schreibt 416 „de reditu suo" und erwähnt

II, 41. 55: Stilicho.

Aus Paulus Orosius, der seine „adversus paganos historiarum libri VII" in den Jahren 417—418 in Afrika vollendete, ist zu entnehmen (ed. 1738)

---

[1] Dietrich S. 82 hat sich durch den Stamm des Namens Gildo verleiten lassen diesen Maurerfürsten, der im Jahre 398 die Würde des Comes Africae bekleidete, für einen Wandalen zu halten, was chronologische Gründe schon verbieten.

Vandali (Vuandali),
Stilico.

Es folgt Olympiodor aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, aus dessen Fragmenten (407—425) (ed. bonn.):
462, 1 Οὐάνδαλοι,
448 u. ö. Στελίχων.

Zosimus, ein eifriger Heide, um die Mitte des Jahrhunderts, in Constantinopel, schrieb eine Geschichte des römischen Kaiserreiches bis 410 und bietet (ed. bonn.):
Βανδίλοι,
p. 59 Ἰγῖλλος (Ἰγγῖλλον),
der zwar nach dieser Stelle auch Burgunder sein könnte (vgl. S. 47 f.), hier aber stehen mag, weil Wackernagel ihn unter den Burgundern nicht anführt;
p. 260 f. Στελίχων.

Possidius nennt um 430 in seiner „Vita Augustini" ebenfalls die

Vandali.

Salvian, gestorben nach 498, aus Massilia, rühmt in seinem gegen 450 verfassten Werk „de gubernatione dei" die Sittenreinheit der

Wandali

(dazu 7. 46 das Adjectiv Wandalicus, al. Uuandalus).

Wäre das Werk des mauritanischen Bischofs Victor von Cartenna erhalten, so würde hier der Ort seiner Erwähnung sein. Gennadius, gegen 500 (s. S. 20), erwähnt ihn vir. ill. 77: „Victor, Cartennae Mauritaniae civitatis episcopus, scripsit adversus Arianos librum unum longum, quem Genserico regi .... obtulit" u. s. w. (Teuffel, „Geschichte der römischen Litteratur", S. 1089, 8). Nun citiert Marcus in seiner „histoire des Vandales" (Paris 1836) wiederholt „Victor Cartennensis apud Mientras schediasmata antiqua, Matriti 1653". Alle späteren Nachforschungen nach diesem Werk waren vergebens (vgl. Dahn, „Könige" I. S. XV), bis Hübner es in Madrid als noch ungedruckt, nur zum Druck fertig entdeckte in den „Tomas Tamayo de Vargas schediasmata Latina de rebus diversis" (vgl. Hübner in den Monatsberichten der Berliner Akademie, 1861, I. S. 529). Es ergab

sich daraus mit Wahrscheinlichkeit, dass das angebliche Werk Victors eine spanische Fälschung sei, und die Erwähnung bei Gennadius ist das Einzige, was von Victor erhalten. Wäre die spanische Handschrift echt, so würde sie laut Marcus S. 415 Geisericus und S. 189. 411. Anhang 37 die eigentümliche Bildung „taihunhundafaþ" für das gotische „þûsundifaþs" (Ulf. Joh. XVIII, 12. Marc. VI, 21) gewähren; auf letztere kommen wir S. 60 kurz zurück.

Tiro Prosper Aquitanus, gest. 463, zog in Rom die Chronik des Hieronymus (bis 378) aus und setzte sie selbständig fort bis zum Jahre 455, dem Jahre der Einnahme Roms durch Geisarix, seit 425 nach eigner Anschauung. Von seinem Werke giebt es verschiedene Redactionen, wie einzelne Ergänzungen und Interpolationen beweisen. Aus ihm entnehmen wir (ed. Roncallius I):

635 u. ö. Vandali;

643 Stilico;

660 Geisericus (Gensericus), 661 u. ö. Geisericus, 675 zweimal Gensericus; demnach überwiegt Geisericus, wie auch in der später zu erwähnenden Augustanischen Bearbeitung (S. 24), obwohl das letzte von keiner Variante begleitete Gensericus auffällt und vielleicht aus einer späteren Ergänzung (s. o.) zu erklären ist.

Diese drei Namen finde ich im „chronicon Prosperi integrum". Dasselbe wurde jedoch ein so angesehenes und viel benutztes Werk, dass von ihm bald mancherlei Auszüge und Bearbeitungen entstanden, welche dann ihrerseits manche Zusätze und darin speciell für uns einige Namen hinzufügen. Dieselben sind jedoch sämtlich jünger und deshalb erst in der nächsten Gruppe aufzuführen.

Der Annalist Idatius, aus Gallicien, um 395–470, setzte in seiner Chronik gleichfalls den Hieronymus fort und zwar für die Zeit von 378—427 nach Anderen, von 427—467 nach eigenen Erlebnissen, dabei mit grosser Gewissenhaftigkeit (vgl. Papencordt S. 354); leider ist der Text öfter verderbt. Er gewährt (ed. Roncallius II):

15 u. ö. Wandali:

16. 18. 19 Silingi;

(19 Fredibalus, vgl. S. 52);
19. 22 u. ö. Gundericus:
22. 37 u. ö. Gaisericus;
47 Gentoni (Dativ).

In dem vielleicht von Idatius herrührenden Consulverzeichnis (bei Ronc. II):

98 Stelico (Stilico), 99 Stelico.

Mamertinus, um 470, gewährt im Paneg. II, 17, S. 201 (ed. 1779):

Vandali.

Desgleichen Apollinaris Sidonius, um 430—488, (ed. Baret, Paris 1879) immer

Vandălus (auch das Adj. Vandalicus).

Priscus, bekannt durch seine Gesandtschaftsreise aus Constantinopel an Attilas Hof 448, schreibt 433—474 und wird später von Malchus fortgesetzt; er giebt (ed. bonn.):

146, 13 u. ö. Βανδῆλοι;
152, 9 u. ö. Γεζέριχος;
157, 11 Ὀνωρίχος (vgl. Malchus),
219, 1 Ὀνορίχος.

Eben dieser Malchus schreibt weiter bis 480 und bietet gleichfalls (ed. bonn.):

235, 11 Βανδῆλοι;
240, 1 Γινζιρίχος;
239, 10 Ὀνωρίχος.

Es ist hier der Ort für die Quelle, der wir entnehmen

Varimadus,

den (mit absichtlicher Metathesis aus Marivadus umgeänderten) Namen eines arianischen Diakons; gegen ihn ist eine polemische Schrift gerichtet, welche unter den Büchern des Vigilius von Thapsus, der 484 verbannt wurde, mit abgeschrieben ist, aber nicht von diesem, sondern in Neapel verfasst sein soll (vgl. Dahn, „Urgeschichte“ I, 218); doch ist sie jedenfalls dem Vigilius in der Zeit gleichzusetzen.

Dass diese Streitschrift unter die Werke des genannten Vigilius, Bischofes von Thapsus, geraten, ist nicht wunderbar bei der häufigen pseudonymen Schriftstellerei desselben; als eifriger Katholik suchte er das wandalische Volk durch

Schriften gegen den Arianismus aufzuregen, die er — da er es offen nicht wagen durfte, — unter den Namen grosser katholischer Kirchenhelden, des Athanasius, Ambrosius, Augustin verbreitete. Ebenso natürlich ist es umgekehrt, dass dann später diese oder jene der pseudonymen Schriften unter die Werke des fälschlich als ihr Autor angegebenen Kirchenvaters geriet. Dies ist mit ziemlicher Sicherheit der Fall mit der „Collatio Beati Augustini cum Pascentio ariano", welche immer unter den Schriften Augustins als 178. Epistel stand. Dieselbe enthält den ebenso winzigen als wichtigen Sprachrest

„Sihora armen", d. i. „frôja armês",

einen wandalischen Gebetsanfang (Migne, „patrologia latina" 33, col. 1162). Man sehe bei Migne, col. 1153 ff. den Nachweis (Teuffel 469, 12), dass genannte Schrift dem Augustin abzusprechen und dem Vigilius zuzuweisen ist. Damit ist dann jeder Zweifel, dass obiges Citat wirklich wandalischer Zunge entstamme, gehoben. Wir gehen in den nächsten Capiteln ausführlich auf die beiden Worte ein.

Wir kommen zu einer ebenso wichtigen als reichhaltigen Quelle, zu dem Werke des Bischofes Victor von Vita in der afrikanischen Provinz Byzacena. Er hatte als Katholik von der unter Hunarix unternommenen heftigen Katholikenverfolgung viel zu leiden und schrieb 486 nach eignen Erlebnissen und nach eignem Urteil „de persecutione Wandalica". Besonders seine persönliche Beteiligung macht den Victor für uns so wertvoll, um so mehr, seit in den Mon. Germ. hist., auct. antiqu. III, 1 (1879) durch Halm uns eine so zuverlässige Ausgabe geschaffen. Zur genaueren Charakteristik des Schriftstellers sei auch auf Papencordt S. 366 ff. verwiesen. Da die Sprache Victors nichts weniger als classisch ist, so sollte man grade für die zahlreichen Namen annehmen dürfen, dass sie ohne Rücksicht auf orthographische Moden ganz nach dem üblichen Klange und nach eigner Auffassung aufgezeichnet wurden; das trifft bei einigen auch zu; bei anderen aber zeigen sich so absonderliche, sicher unwandalische Entstellungen, dass hier wahrscheinlich eine in-

correcte Überlieferung vorliegt, was durch die bunten Varianten bestätigt wird. Wir finden

immer Wandali (Uuandali);

I, 2 u. ö. Geisiricus (bei weitem die häufigste Lesart neben den Varianten Geisericus, Geysiricus, Geysericus);

II, 1 Huniricus (Hunericus, Honoricus); II, 39 Hunirix (Huniricus, Hunericus, Hunerix), III, 71 Hunurici (Genitiv); dass in Hunirix die wandalische, der Latinisierung entbehrende Endung vorliegt, darüber vgl. S. 54.

II, 12. 14 Gentunis (Gen., al. Gentonis, Gentonium, Gentonii);

I, 44. II, 12 f. Theodoricus (Theodericus, Theudoricus, Teudoricus, Theodricus);

I, 35 Sersaoni, Dat., al. Sesaoni;

I, 41 Anduit (Andiot, Adduit, Aduit);

III, 33 Dagila (dagilium, dagilli);

II, 14 Godagis (als Acc., al. Godagisum);

II, 15 Heldica (Eldicius, Heldicus);

II, 15 Theucharia (Teucharia, Theucaria, Themaria);

II, 3. 41 Vitarit (als Acc., al. Uuitared, Iutarit; Uidaredum, Uicarium);

II, 15 Gamuth (als Acc., al. Camut, Canuit);

II, 43. 44 Obadus, al. Cubadus;

I, 48 Marivado (Ma+riuado, Mauridano);

II, 8. 22. 49. 53 f. Cyrila (Cyrileas, Cyrileis, Cyrilla, Cyrillus, Cirila);

III. 19 Hildirit (als Acc., al. Hilderit, Hilderith, Hilderidum).

Aus einer Zeit mit Vict. Vit., vielleicht sogar von ihm selbst rührt die „passio beatissim. martyr.“ her, welche gewährt (ed. Halm a. a. O.):

2: Huniricus (Hunericus);

Cyrila (Chirila, Cirila).

Es reiht sich gegen Ende des Jahrhunderts das sogen. Chronicon Cuspiniani (ed. Ronc. II) an, eine nach ihrem ersten Herausgeber (gest. 1529) so benannte Recension

2*

der Ravennatischen Annalen (bis 403) und Fortsetzung bis zum Jahre 496 von unbekanntem Verfasser, nur in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts erhalten, aus der zu entnehmen:

123 Stilico;
Gesericus.

Es folgt der afrikanische Dichter Blossius Aemilius Dracontius. Er lebte in Carthago zur Zeit des Königs Gunthamund (484—496) und wurde von diesem ins Gefängnis geworfen, weil er wohl andre Gönner, doch nicht den König in seinen Versen gefeiert hatte. Hier im Kerker verfasste er nun, um den König zu versöhnen, sein Reugedicht in 158 Distichen, die „satisfactio Dracontii ad Gunthamundum Guandalorum regem", welche folgende Namen übermittelt:

in der citierten Überschrift: Guandali,
Guthamndus,
satisf. v. 22 Asdingūī,
v. 214 Ansila.

Wir schliessen das Jahrhundert mit Gennadius, dem presbyter Massiliensis, der 495 sein Buch „de viris illustribus" schloss, die Fortsetzung eines Verzeichnisses kirchlicher Autoren, welches Hieronymus begonnen (ed. Migne, patrol. lat. 58):

col. 1103 Gensericus.

## III. QUELLEN AUS DEM 6. JAHRHUNDERT.

Petrus Magister, im Anfang des Jahrhunderts, aus Thessalonike, gewährt (ed. bonn.):

126, 15 Οὐανδαλοί,
124 Ἄστιγγοι.

Magnus Felix Ennodius, 473—521, aus Gallien, schrieb u. a. um 507 einen „panegyr. Theodorici", woraus zu entnehmen:

4, 10 Trasimundus.

Eine in Rom befindliche Handschrift des Hilarius ist 509 oder 510 in Afrika entstanden und giebt den Namen

Thrasamunds in folgender orientierenden Subscriptio (vgl. Reifferscheid im Bresl. Ind. lect. 1872—73, S. 2 f.):

„contuli in nomine domine Jesu Christi aput Kasulas constitutus anno quarto decimo Transamund regis".

In der Vita S. Severini, welche Eugippius als Abt in Neapel 511 schrieb (Mon. Germ. hist., auct. antiquiss. I, 2), steht:

36, 2 Stilicho (L), Stilico (VM).

Eine „generatio regum et gentium" entstand etwa 520 in Gallien und nennt die

Wandali (Guandali).

Es ist hier der Ort für eine Reihe von Autoren, deren Angaben von besonderer Wichtigkeit sind. Es sind die Dichter Florentinus, Flavius Felix, Luxorius, Etemund, „Tuccianus", Cato, deren Verse uns in der vielleicht durch einen von ihnen zusammengestellten lateinischen Anthologie (ed. Meyer 1835 [1]) erhalten sind, und die alle am wandalischen Hofe zu Carthago schreiben und somit als Hauptvertreter litterarischer Thätigkeit in der Zeit der Könige Thrasamund und Hildirix (496—530) besonders zuverlässige Quellen sind. Wenn die Handschriften der Anthologie auch jünger sind, so beweisen doch verschiedene speciell wandalische Idiotismen, wie treu sie dem Original gefolgt sind.

Zunächst aus dem schwülstigen „Florentini carmen in laudem Thrasamundi regis" (ed. Meyer, ep. 290):

v. 30 [Carthago] Asdingis,

v. 2. 36 Thrasamundus.

Es schliesst sich an Flavius Felix (ep. 291—295), der armselige Sänger der von Thrasamund erbauten Bäder zu Aliana:

ep. 291, 7. 292, 3. 294, 2 Thrasamundus (in der Ausgabe von Riese dazu Varianten: Trasamundus; 293, 11 das Adj. Thrasamundiacus).

Der dritte ist Luxorius (ep. 296—384 und nach Meyers Vermutung auch ep. 1111. 1112. 1123—1126. 1132

[1] Diese Ausgabe liegt hier zu Grunde; die von Riese (1869) konnte ich später nur vergleichend und ergänzend heranziehen.

bis 1134. 946), der Martial der Wandalen und vielleicht Herausgeber der Anthologie. Hier ist dieselbe Vorsicht nötig, wie später bei Corippus, da ebenso viele fremdartige, wie germanische Bildungen erscheinen und die Gefahr nahe liegt, in germanischer Etymologie des Guten zu viel zu thun:

ep. 315. 316 Fridamal,
318, 5 Baudus,
337, 2 Blumarit,
343 Eugeti (Gen., al. Euangeli; über seine Identificierung mit Oageis (s. u.) im nächsten Capitel),
356 Oageis (zweimal: zuerst als Gen. mit der Variante Oagetis, dann als Nom.), 376 Oageis (als Gen.),
382 Fridi (Gen., daneben die wichtige Lesart Fridus), v. 49 Frido (Dat.),
383, 1 Hildrici (Gen., bei Riese die Varianten Hildirigi und Hildirici),

und vielleicht, wenn Meyers Vermutung richtig, aus

ep. 1112, 1 Vandalarice (Voc., bei Riese Nr. 215 Vandalirice).

Und die beiden Poeten endlich, welche uns nur in ihren Namen Wandalisches erhalten haben sollen; wenigstens hält Meyer sie für Wandalen (Anthol. S. XXXIII und 155), und ihm folgt Massmann (Zs. I, 384). Es sind (ed. Meyer)

Nr. 547 im Gen. Etemundis (Massmann nennt ihn Etesmund) und
Nr. 545. 546 Tuccianus (bei Riese die Variante Lucanus, bei Massmann wohl durch Druckfehler Tunian);

der erstere wenigstens hat germanisches Gepräge, der Name des letzteren aber wird im nächsten Capitel sich als vermutlich unwandalisch erweisen.

Ausserdem finde ich in der Ausgabe von Riese (1869) in Nr. 387 das Gedicht eines gewissen Cato, woraus

v. 1 [rex] Hunerix (hunc rix).

Ep. 892 giebt das S. 74 erwähnte Akrostichon

Thrasamundus

und enthält v. 10 das Adj.

Vandalicus.

Flavius Magnus Aurelius Cassiodorius Se-

nator, ungefähr 477—570, ist als vorzügliche Quelle sowohl für die gotische Geschichte im allgemeinen, als besonders für „gotische“ Namenforschung längst anerkannt. Er gab in höchst gesuchtem und floskelreichem Stil seine auf Prosper und den Ravennatischen Annalen beruhende Chronik (seit 496 nach eigner Kunde) 519, seine nur im Auszug des Jordanes erhaltene gotische Geschichte zwischen 526 und 533, die Sammlung der Schreiben aus der von ihm geleiteten Kanzlei Theodorichs, die formelhaften und schwülstigen „Variae“, deren Handschriften aber meist jung sind und dem 14. und 15. Jahrhundert angehören, spätestens 538 heraus und giebt folgende Namensformen:

in der Chronik (ed. Mommsen, Abhandlungen der Königl. Sächs. Gesellsch. der Wissensch. VIII):

z. J. 406 u. ö. Vandali (nur einmal dazu die Variante Vvandali);

z. J. 400 Stilicho, 402 Stilico, 405 Stilico (Stilicho), wonach anstandslos Stilico angesetzt werden darf;

z. J. 439. 440. 442. 455 Ginsericus;

in den Variae:

V, 43. 44 Vandali, V, 1 Vvandalii (?Varni); Vandali muss also als Cassiodors Schreibweise gelten;

IX, 1 die oft genannte Belegstelle für die Hasdinge (Hartunge), die jedoch bei ihrer völligen Verderbtheit nicht überschätzt werden mag; es schwanken folgende Lesarten:

has diuorum, Hasidirigorum, has Dingorum, has Dirigorum, has dignorum; darf bei derartiger Beschaffenheit des Textes eine Wahl überhaupt gewagt werden, so würde die dritte Form die für uns erwünschte sein, indem *u* und *ri* in der ersten und zweiten leicht aus *n* verlesen werden konnten; Weiteres auf S. 43.

I, 4 Gensericus,

V, 43. 44 Transmundus.

Es ist hier an der Zeit, auf die schon S. 16 erwähnten jüngeren Bearbeitungen der Chronik Prospers zurückzukommen. Ich verweise für alle Einzelheiten auf Holder-Egger im „Neuen Archiv der Gesellsch. f. ält. dtsch. Ge-

schichtskunde“ I. 13—120, sowie auf Papencordt S. 357. Von letzterem ist jedoch das sog. „Chronicon imperiale“ oder „Pithoeanum“ (so benannt, weil es nach Regierungsjahren der Kaiser rechnet, resp. weil es Pithou zuerst edierte,) irrtümlich Prosper zugeschrieben; es umfasst die Zeit von 379—455, entstand aber später, wenn auch vor 533, in Süd-Gallien und ist ebenfalls eine Fortsetzung des Hieronymus (ed. Ronc. I):

747 u. ö. Wandali,
743 Stilico,
751 u. ö. Gensericus.

Um diese Zeit entstand dann in Afrika das „Prosperi chronicon Augustanum“ (so benannt nach der Augsburger Handschrift), eine fast wörtliche Bearbeitung und weitere Fortsetzung von Prospers selbständigem Abschnitte, schliessend mit der Zerstörung des wandalischen Reiches 534; sie entstand in ihrem letzten, die wandalische Geschichte behandelnden Teile jedenfalls in Carthago (vgl. Holder-Egger a. a. O. S. 279) und bietet deshalb unter Zuverlässigkeit (ed. Ronc. I):

683 u. ö. Wandali;
682 Stilico, 683 Stilicho;
695 Gisiricus und Gaisericus, 697 u. ö. Geisericus;
702 Gentunis (Gen., al. Gentonis, Genzonis, Pentonis, Pensonis; das *t* herrscht also vor; das *u* findet bei Vict. Vit. seine Analogie);
702 Hunerix, Gen. Hunerici;
691 Cyrillus;
702 Guntamundus (Gundabundus);
703 Trasamundus;
703 Hildrix;
704 Geilamer.

Die vaticanische Bearbeitung Prospers s. am Ende dieser Gruppe.

Es folgt der Illyrier Marcellinus Comes, der in Constantinopel seine 534 herausgegebene Chronik schreibt, die von 379—534 reicht und wieder eine Fortsetzung des Hieronymus ist (ed. Ronc. II):

286. 322 u. ö. Wandali (320 Vandali);
277 Stilicho,
331 Guntharius.
286. 292 u. ö. Gensericus,
301 Hunericus,
322 Gelimero (Abl., al. Gilimere),
325. 330. 331 Stotzas.

Eine weitere Quelle aus dieser Zeit ist erhalten in der um das Jahr 540 in Carthago entstandenen „Vita S. Fulgentii", Bischofes von Ruspe, verfasst von einem seiner Schüler, vermutlich dem Diakon zu Carthago Ferrandus (Ferrandi opera c. not. Chifflet. Divione 1649). Dieselbe darf als recht zuverlässig gelten und giebt folgende Namen:

209 Geysericus;
213 Hunerici (Gen.);
237 Pinta;
242 Trasamundus;
242 Hilderici (Gen.).

Es schliesst sich die 549 oder 550 verfasste „Johannis" des Afrikaners Corippus an, eine Verherrlichung des Feldherrn Johannes, der um diese Zeit im Auftrag Justinians die Mauren in Afrika bekriegte. Förstemann (Sprachstamm II, 190) hat schon darauf hingewiesen, dass ausser den uns bekannten Wandalennamen noch unter den Mauren hier manche Namen vorkommen, welche germanisches Gepräge haben und leicht aus einer Vermischung mit den letzten Wandalenresten herrühren können. Grösste Vorsicht versteht sich jedoch grade hier von selbst, wenn es sich für uns nicht um den Nachweis möglichen Wandalentums, sondern um die Ableitung wandalischer Idiotismen aus wirklich gesichertem wandalischen Sprachmaterial handeln soll. Es sei deshalb nur verwiesen auf Förstemann und besonders auf den exacten Index in der neuen Corippus-Ausgabe von Partsch (1879, Mon. Germ. hist., auct. antiqu. III, 2). An wirklichen Wandalennamen liefert die „Johannis":

Vandalus (auch das Adj. Vandalicus);

II, 188 Geisirith (Gersirit, Geisirich), IV, 489 Geisirith (Gersirith), IV, 970 Geisirith (Geisirich), VI,

522 Geisirith (Grisirith), VIII, 372. 475: Geisirith; danach ist unzweifelhaft für Corippus Geisirith anzusetzen, und die Bemerkung Halms im Index zu seinem Vict. Vit. S. 80, dass Corippus meist Geisirich habe, bedarf der Berichtigung;

III, 198. 219 Hildimer (nil dimer);

I, 381. III, 17 Geilamir;

und vielleicht ausserdem (s. o.) III, 305 u. ö. Stutias;

III, 428 Guntarith (Cunctarit, Guntarich), IV, 222 Guntarith (Gyuntarich), IV, 240. 369 Guntarith (Zuntarich), IV, 426 Guntarith; auch hier herrscht die Endung -rith vor, wie oben in Geisirith;

IV, 525 Fronimuth (Frominicth [am Rand Frominich]), IV, 1090 Fronimuth (Frommut), VI, 518 Fronimuth (Fronimith), VIII 377 Fronimuth (Fronimicth); ich setze ihn hierher mit Dietrich S. 44;

IV, 929 u. ö. Ariarith (VI, 535 al. Ariarit, VI, 649. 670 al. Ariarth), Dietrich S. 72.

Und nun zu Jordanes. Als „erster und einziger gotischer Schriftsteller, dessen Werke wir besitzen", ist Jordanes in seiner ganzen Bedeutung von den Historikern wie von den Germanisten längst gewürdigt; in ersterer Beziehung sei u. a. auf Wattenbach („Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" [2]) I, § 5, in letzterer u. a. auf Dietrich S. 45 f. verwiesen; für alles Einzelne vgl. man das Prooemium zu Mommsens Ausgabe (1882, Mon. Germ. hist., auct. antiqu. V, 1), wo S. XXIII und LXX f. auch alle sonstige bezügliche Litteratur zu finden. — Jordanes, nach Mommsen Mönch in einem moesischen Kloster, nach anderen katholischer Bischof von Croton, vollendete im Jahre 551 seine Werke „de rebus geticis" und „de regnorum successione". Seine Wichtigkeit für den Historiker beruht vornehmlich auch darauf, dass er die verlorene Gotengeschichte des Cassiodor der seinigen zu Grunde gelegt hat. Für den Germanisten ist er vor allem eine ganz besonders zuverlässige gotische Namenquelle. „Was die Glaubwürdigkeit des Jordanes", sagt Dietrich S. 45, „in Bezug auf die gleichzeitige und überlieferte Aussprache des Gotischen erhöhet, ist der Umstand, dass er in Moesien, und

zwar unter Goten und Alanen lebend, als Notar ebenso gotisch als lateinisch hören und sprechen musste, und dass er in den Namen seiner Schrift mehrmals statt der lateinischen Endungen die gotischen beibehält". Und wenn Jordanes ein völliges Vulgärlatein schrieb, welches schon das Ohr seiner gebildeten Zeitgenossen beleidigte (vgl. Mommsen, Prooem. p. LXXII), so wird man auch in den Namen bei ihm — wenigstens soweit er sie nicht älteren Autoren entnahm, und soweit die Handschriften nicht von späteren Emendatoren heimgesucht sind (vgl. Mommsen a. a. O.), — eine sich ganz nach dem Gehör richtende Orthographie vermuten dürfen. Dietrich suchte den Jordanes zuerst in dieser Beziehung auszubeuten, musste dabei aber auf manches Hindernis stossen infolge des Mangels einer genauen, kritischen Ausgabe, so dass er für die oft verderbte Überlieferung seine Conjecturen in einen besonderen Anhang verweisen musste. Diesem empfindlichen Mangel ist heute abgeholfen durch die vortreffliche kritische Ausgabe Mommsens, mit welcher allen subjectiven Textkritiken im Jordanes ein Ende gemacht zu sein scheint. Was diese Ausgabe aber grade für uns so überaus wertvoll macht, das ist einmal Mommsens entschiedenes Festhalten an der Autorität der Handschriften auch in orthographischer Beziehung, und dann sind es die von Karl Müllenhoff besorgten Indices. Grade Müllenhoff hatte von jeher auf die germanische Namenforschung den allergrössten Wert gelegt, und hier giebt er selbst praktische Fingerzeige für eine systematische Behandlung derselben (vgl. beispielsweise seine scharfsinnige Unterscheidung, die wir oben S. 5 berührten); für alle ähnlichen Arbeiten werden von nun an diese Müllenhoffschen Indices ganz unentbehrlich sein.

Von speciell wandalischen Namen finden sich bei Jordanes:

immer Vandali (dazu das Adjectiv Vandalicus und folgende Varianten: Uuandali, Uuandeli, Uuandoli, Uuannali, Guuandali, Gandali, Uanculi, Uuandori, Uuadali);

87, 11 Asdingi (Asdringi, Ardingi, Aspingi), 81, 12 Astringi (vgl. Dietrich S. 101);

87, 11. 19 Visimar (Uuisumar, Uisumar, Uisurmar, Uisarma, Uuisimar);

41, 21 u. ö. Stilico (Istilico, Istiloco);

bald Gizericus, bald Gyzericus (daneben noch die Varianten Gysericus, Gisericus, Zigericus, Cyzericus, Gezericus, Gigericus, Gizerichus);

102, 13. 106, 9 Hunericus (Hunnericus, Unericus, Apericus);

102, 14 Gunthamundus (Guntamundus, Gundamundus, Gunthamandus);

102, 14. 135, 5 Thrasamundus (Trasamundus, Transamundus, Thrasimundus, Thramundus, Trassamundus, Transemundus);

102, 14 Ilderich (Hilderich, Hilderic, Hildericus);

48, 8. 102, 15 Gelimer;

51, 19 Guntharic [dagegen 81, 16 ein Gote Gunthericus];

48, 22. 51, 17. 22 Stotzas (Stotza).

Aus Johannes Laurentius Lydus, der bis 552 unter Justinian hohe Ämter bekleidete und dann, von diesem entlassen, sich der Schriftstellerei widmete und „de magistratibus“ schrieb (ed. bonn.):

167, 1 u. ö. *Βανδῆλοι*;

248 *ἄστιγγοι*;

166. 248 *Γελίμερ*.

Es folgt Procopius aus Caesarea, der in der alten Litteratur Trost gegen die Zustände der Gegenwart suchte, seit 527 Geheimschreiber des Belisar war und 558 starb. Er schrieb eine Geschichte seiner Zeit in acht Büchern, im dritten und vierten über den wandalischen Krieg, herausgegeben in den 50er Jahren des 6. Jahrhunderts. Wie nun aber Procop für die wandalische Geschichte die wichtigste, ja häufig die einzige Quelle ist, namentlich für ihre spätere Zeit, ebenso unzuverlässig ist er trotz seiner Reichhaltigkeit für unsere Zwecke. Procop ist eben griechischer Schriftsteller und giebt als solcher in der Behandlung fremder, zumal germanischer Namen an Freiheiten und Willkürlichkeiten keinem griechischen Autor etwas nach (vgl. S. 5); so geht ihm z. B.

jedes Organ für Diphthonge und, wie es scheint, auch für Quantität völlig ab, so dass seine Orthographie, wie die aller griechischen Quellen, nirgends Entscheidung bringen, höchstens hier und da zur Bestätigung dienen kann. Er übermittelt uns (ed. bonn.):

I, 312, 19 u. ö. Βανδίλοι;
I, 399, 7. 319, 9 Γοδίγισκλος (Γωδίγισκλος);
I, 323, 14. 325, 2. bell. Vand. 2, 24 Γόνθαρις [sowohl der Hasding als der spätere kaiserliche Befehlshaber von 545];
I, 323, 15 u. ö. Γιζέριχος (Ζιγέριχος);
I, 327, 15 u. ö. Ὀνώριχος (Ὀνώριχος, Ὀνόριχος);
I, 345, 15 Γουνδαμοῦνδος;
I, 345, 20 u. ö. Τρασαμοῦνδος (I, 349, 10 auch Δρασαμοῦνδος);
I, 349, 13 u. ö. Ἰλδέριχος;
I, 350, 10 u. ö. Γελίμερ;
I, 333, 17. 339, 15 Γένζων;
I, 333, 18 Θεόδωρος;
I, 351, 7. 383, 15 Εὐαγένης;
I, 349, 17. 351, 17 u. ö. Ὀάμερ;
I, 350, 10 Γελάριδος (Gen.; al. Γειλάριδος, Γελιλάριδος);
I, 384, 9. 386, 3 Γιβαμοῦνδος;
I, 383, 7. 385, 5. 398, 13 Ἀμμάτας;
(b. Vand. I, 24 Φουσκίας;)
I, 404, 19 Γοτθαῖος;
I, 361, 13. 403, 22 u. ö. Τζάζων (I, 430, 3 auch Τζαόζων);
b. Vand. 2, 14. 15 Στότζας.

Bedeutsamer könnte für uns das Werk des afrikanischen Bischofs Victor von Tunnuna sein. Es behandelt die Geschichte der Jahre 444—566 und hat die Chroniken des Hieronymus und Prosper zur entschiedenen Grundlage. Sein Werk ist speciell auf Afrika, zumal seine kirchlichen Verhältnisse berechnet, für die Geschichte der Wandalen also eine bedeutsame und stets benutzte Quelle. Als ausgezeichneten „Zeugen für die Namen der gleichzeitigen wandalischen

Könige und Häuptlinge" hat ihn schon Dietrich (S. 42) erkannt und ausgebeutet. Trotzdem ist er mit Vorsicht zu benutzen, denn die Handschriften (oder die Ausgaben?) zeigen mancherlei Schwankungen und fremde, vielleicht romanische Beeinflussungen. Im übrigen sei wieder auf Papencordt, S. 359 f., verwiesen. Man findet bei Victor (ed. Roncall. II):

immer Vandali;
364 Gardingi (Gadinges);
341 Gensericus, 362 Gisericus;
347 u. ö. Hunericus, 379 u. ö. Ugnericus, 343 Ugnericus (Hunericus);
354 u. ö. Gunthamundus;
354 Trasamundus;
362 Hilderic;
364 u. ö. Geilimer, 364 Gelimer;
364 Oamer (Acc., al. Oamerdigum);
363 Gebamundus;
364 Gunthimer;
371 Guntharith;
368 u. ö. Stuzas, 371 Stuza.

Aus Malalas, der in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts unter Justin II. schrieb, ist zu entnehmen (ed. bonn.):

372 u. ö. *Οὐάνδαλος*; (eine Handschrift hat statt *Οὐανδάλου ῥηγὸς*: *Οὐανδαλούριγος*, was zu dem Vandalaricus der lat. Anthol. (s. S. 22) passen könnte);
372 f. *Σινσήριχος*, *Ζινζήριχος*;
459 *Γιλδέριχος* (*Θευδέριχος*);
459 u. ö. *Γελίμερ* (460 al. *Γελίμαρ*).

Marius von Avenches schrieb wieder eine Fortsetzung des Prosper, 455—581, und starb 593 zu Lausanne (ed. W. Arndt 1878):

z. J. 460. 534 Vandali;
534 Gelimer.

Es folgt eine reichhaltigere, aber mit Vorsicht zu benutzende Quelle in dem Geschichtswerk des Franken Gregor von Tours. Er lebte 538—594 und schrieb seine fränkische Geschichte in drei Absätzen, die etwa den Jahren 577, 585, 590 zuzuteilen sind. Man müsste in seiner Namen-

schreibung auf manche fränkische Einflüsse gefasst sein; doch ist er gerade für unsere Zeit leichter zu benutzen, deren Darstellung er älteren Chronisten entnahm (Ausg. von W. Arndt in den Mon. Germ. hist., script. rer. Meroving. I, 1):

60, 30 u. ö. Wandali (Vandali);

(76, 19 Stilico, Citat aus Orosius);

75, 13 Godegisilus (Godigyselus, Godegiselus, Godigysilus, Godaeghisilus; aus einem Fragment des Renatus Profuturus Frigeridus);

60, 30. 61, 3 Gundericus;

62, 1 Honericus (Hunericus, Honerichus), 65, 9. 66, 5 Honoricus (Honericus); ausserdem 527, 17 die Bildung „persecutio Honorificiana" (Honoficiana, Honorificetiana);

57, 4 u. ö. Cyrola (Cirola, Caerula, Circola, Cerula, Cirula, Cyrula);

61, 3 u. ö. Trasamundus (Transimundus, Trasimundus, Trasemundus);

66, 8 Gelesimeris (Gelesimiris, Gelesimires, Gaelesemerus);

66, 7 Childericus.

Ein „chronicon breve" unbekannten Verfassers giebt Ronc. II. Es ist zusammengeschrieben aus Idatius, Marcellinus Comes, Vict. Tunn. u. a. und mit Ronc. gegen Ende des 6. Jahrhunderts anzusetzen:

257 Vandali;

257. 262 Honoricus (Chonoricus);

262 Transamundus;

263 Heldericus;

264 Gelismer.

Zu den Byzantinern gehört Menander, der gegen 600 in Constantinopel schrieb (ed. bonn.):

283, 4 *Γελίμερ*.

Den Schluss dieses Abschnittes mögen der schon S. 24 erwähnte vaticanische Auszug des Prosper und das sogen. „Auctarium Prosperi" machen, die jüngsten Bearbeitungen von Prospers Chronik (S. 16) (ed. Ronc. I):

712 Vuandali, 713 Wandali, 715 Vandali;

711 Stilico;

720 Gesiricus (Gensericus); 717 Gensericus, Gesericus (Gensericus);

726 Huniricus.

## IV. QUELLEN SEIT DEM 7. JAHRHUNDERT.

Die letzte Gruppe wird eröffnet durch das „Chronicon paschale“, welches nach dem Herausgeber Du Fresne du Cange einen ersten Abschluss 354, einen zweiten 624 fand, aber dann noch viel jüngere Erweiterungen (bis 1042) erfuhr (Wietersheim-Dahn, „Geschichte der Völkerwanderung“ I, S. 565, 1):

315 *Οὐάνδαλοι*;

320 *Ζινζίριχος*, 315 *Ζανζίρηχος*;

320 *Ονώριχος*.

Isidor von Sevilla, der hier als Bischof 636 starb, schrieb, ganz zugethan den Westgoten, um 621—626 seine „historia Gotorum, Wandalorum, Sueborum“, welche durch die Handschriften in einer kürzeren (621) und einer ausführlicheren (626) Gestalt überliefert ist, wenig Originalwert besitzt (vgl. Papencordt S. 392 f.) und für unsern Zweck gewährt (ed. Ronc. II; Bouquet II; ed. 1601 [1]):

Ronc. II, 454 Wandali (Vandali);

ed. 1601, S. 402, 2, II: Silingi (Vandali cognomine Silingi);

Bouqu. II, 703 Stilico;

ed. 1601, S. 403, 1, a: Gundericus,
Geisericus,
Hunnericus,
Gundamundus (al. Gutamundus, Gundemarus);

ed. 1601; Ronc. II; Arevalo: Trasemundus;

Ronc. II, 457 Childericus (Eldericus, Hildericus), ed. 1601, S. 403, a, 2: Hildiris (Hildericus) und im Acc. Hildirim;

---

[1] Die Ausgabe von Arevalo (1803) giebt in den Namen absonderliche Formen mit bunten Varianten; dieselbe ist ohne kritischen Wert, weshalb wir von ihren Angaben absehen.

ed. 1601, S. 403, 2, b Gilimer;
(ed. Arevalo, S. 134 Gebamundus,
Guntemir [Gunthimer]).

Die „origo gentis Langobardorum", eine um die Mitte des 7. Jahrhunderts geschriebene und nur fragmentarisch erhaltene Chronik, welche Paulus Diaconus für die älteste Langobardengeschichte vorgelegen hat (s. u.), ist herausgegeben in den Mon. Germ. hist., leg. IV, 641. Grade die besten Handschriften der langobardischen Gesetze überliefern sie uns nicht; die Entstellungen, auch in den Namen, sind so zahlreich, dass von Zuverlässigkeit dieser Quelle keine Rede sein kann, was dementsprechend auch für die Entlehnungen des Paulus Diaconus aus derselben zu gelten hat. In ihr finden sich:

642, 11 Ambri (al. Imbriũ). 642, 18 Ambri (al. Multi, corr. Ambri, Imbrii);

642, 12 Assi (al. Tassit, Taffit), 642, 18 Assi (al. Tassit, Taffit).

Das rohe Geschichtswerk, welches unter dem Namen des Franken Fredegar geht, die um 660 in Burgund geschriebene „historia Francorum" (ed. Bouqu. II), giebt:

(464 u. ö. einen angeblichen Wandalenkönig Chrocus, der aber vielmehr ein Alemannenherrscher ist, wie der Chrocus Alamannorum rex bei Greg. Tur., Bouqu. II, 148, c. 149, a; vgl. schon Marcus, „histoire des Vandales", S. 89 des Anhangs, und Migne im Index zum Greg. Tur.)

464 Honericus,
Trasemundus,
Childericus,
Cyrola.

Die „series regum Gotorum" (Bouqu. II) stammt aus dem Kloster von Moissac bei Toulouse und geht bis 710:

704 Silingui.

Correct ist in der Wiedergabe gotischer Namen Paulus Diaconus, der um 725—797 lebte und seine römische Geschichte (Mon. Germ. hist., auct. antiqu. II), eine Be-

arbeitung und Fortsetzung des Eutrop, vor 774, seine langobardische nach 787 schrieb (Mon. Germ. hist., script. rer. ital. et langob.). Die letztere gewährt:

Wandali;

S. 46 Ambri, 52 Ambri (Cambri);

46 Assi (Tassi, Assiam, Asiani), 52 Assi (Asi); jedoch sind diese Angaben, wie die ganze langobardische Ursage bei Paulus, nur entnommen aus der oben citierten, unzuverlässigen „origo gentis Langobardorum“;

62 Gelismero (Abl., al. Gelismelo).

In der ersteren stossen wir auf:

195, 12 u. ö. Wandali;

192. 193 Stilico, 194 Stilicho, 195 Stilico (Stilicho);

198 u. ö. Geisericus (Genserigus, Gensericus, Genserichus);

215. 216. 217 Hunuricus (Honericus, Honoricus, Hunericus, Hononrichus);

207. 217. 218 Transamundus (Trasamundus, Transeamundus, Transmundus, Transemundus);

207. 218 Hildericus (Hildiricus, Heldericus);

221, 5 (XVI, 14) Gelismerum (Acc., al. Gelisimerum, Legismerum);

223 Guintarit (Guintharith, Uuintarith, Uuintharit, Guntarius, Guntarith, Guntaricus).

Aus der „Chronographia“ des byzantinischen Chronisten Theophanes, der gegen 820 auf Samothrake starb, sind zu entnehmen (ed. bonn.):

*Οὐανδῆλοι* (dazu S. 287 *Οὐανδαλικοὶ πόλεμοι*);

146 *Μοδίγισκλος*, al. *Γοδίγισκλος*, 287 *Γογδίγισκλος*;

146 *Γόνθαρις* (*Γότθαρις*), 287 *Γόγδαρις*;

146 *Γιζέριχος* (*Γηζέριχος*);

*Ὀνώριχος*;

288, 2 *Γουδαβοῦν*;

*Τρασαμοῦνδος* (*Τρισαμοῦνδος*);

*Ἰλδέριχος*;

*Γελίμερ*;

*Γεήσωνος* (Gen.);

63 u. ö. *Κύριλλος*;

296 *Ἀματᾶς*;

289 *Εὐαγέτης* (*Εὐαγέης*);

289 *Ἄμερ* (*Ἀμεργοῦς*);

292. 301. 303 *Τζάτζων* (zum Acc. *Τζάτζονα* 301 die Varianten *Τζόνα*, *Στζόνα*, *Στέζονα*).

Eine „collectio chronographica collectore quodam Gallo Caroli Magni temporibus“ in Henrici Canisii lection. antiqu. (1602), II, bietet:

(659 Crocus, 660 Chrocus, über den oben S. 33 zu vgl.)

660 Trasemundus (hier als Führer der Wandalen nach Spanien);

660 Hynericus, Honoricus;

661 Childericus;

661 Childemerus [d. i. Geilamir, bei Migne als Childemeris], 664 Gildimer;

660 Cyrola.

Eine im Kloster von Moissac bei Toulouse verfasste Chronik (chron. Moiss., Bouqu. II) reicht vom 4. Jahrhundert bis 840 und gewährt:

648 Wandali cognomento Silingi;
Stilico;

649 Gundericus;
Fredobadus.

Endlich aus der sogen. „Historia miscella“, einer zwischen 977 und 1026 durch Landolfus Sagax vorgenommenen Erweiterung der historia romana des Paulus Diaconus, stehen zu Gebote (Mon. Germ. hist., auct. antiqu. II):

fünfmal Wandali, fünfmal Guandali, achtmal Vandali;

355, 2 Stilicho;

358, 37. 359, 10 Modigisclus;

359 Gontharius;

359, 10 u. ö. Genserichus (Gensrichus);

370, 23 u. ö. Gelimer;

372, 13 Ztatzonis (Gen.).

# DIE WANDALISCHEN SPRACHRESTE.

Wir treten im folgenden an die Behandlung der einzelnen Sprachreste heran. Nachdem im vorigen Abschnitt die Quellen mit ihren Überlieferungen im Zusammenhange aufgezählt, handelt es sich jetzt darum, den einzelnen Namen mit Hinzuziehung der verschiedenartigen Schreibweisen aller seiner Quellen auf die specifisch wandalische Gestalt zurückzuführen und ihn danach lautlich und etymologisch zu erklären. Freilich manche Namensform, namentlich aus den früheren Epochen, wird begegnen, welche noch keine befriedigende Deutung gefunden hat, und welcher, wenn sie nicht überhaupt unwandalisch, blosse Vermutungen, nichts weiter, entgegenzubringen waren; es dürfte kaum ein philologisches Gebiet geben, auf welchem J. Grimms „Mut des Fehlens“ mehr berechtigt wäre als auf dem der Namenforschung.

Dieser Teil schafft also das Material für den letzten, für den Versuch einer zusammenhängenden Darstellung vermutlicher Charakteristika der wandalischen Mundart. Wir gehen dabei die Sprachreste nach ungefährer Chronologie durch.

Vorher einige orthographische Bemerkungen. Wenn es auch durchaus wahrscheinlich ist, dass die Wandalen die Bibel in ulfilanischer Gestalt gebraucht haben, so ist damit noch nicht festgestellt, inwieweit dieselbe sprachlich wandalisiert war; das gilt namentlich für die Orthographie. Wenn die Wandalen für den gotischen Diphthong *ai* ihrerseits *ei* gebrauchen, dann ist es zweifelhaft, wie sie die ulfila-

nische Länge *ei* von der entsprechenden Kürze *i* graphisch unterschieden haben. Wenn die lateinischen Schriftsteller das got. *k* durch *c* wiedergeben, die Münzen der wandalischen Könige aber ein „*K*arthago felix“ aufweisen, so entstammt letzteres dennoch eher lateinischer als wandalischer Orthographie (Seelmann, „die Aussprache des Latein“, S. 337), und für das Wandalische ist nichts zu erschliessen. Ebenso mag das *x* (wie auf den Münzen des Königs Hildirix) für got. *ks* ebenso lateinische als wandalische Schreibart sein. Trotzdem liegt es sehr nahe, die beständig auf die Wandalen eindringende Romanisierung (s. S. 8) früher auf orthographischem als lautlichem Gebiete in grösserer Wirksamkeit zu suchen. Wir sind deshalb im folgenden bei der lateinischen Schreibweise geblieben und gebrauchen *î* für ulfilanisches *ei, ei* für ulfil. *ai, ng* für *gg, c* für *k, x* für *ks, th* für *þ, s* (inlautend) für *z*; nur lat. *v* differenzieren wir natürlich in *u* und *v (w),* lat. *i* in *i* und *j*.

Und noch eins zur Verständigung. Wenn uns im heutigen Gebrauch z. B. eine Namensform wie „Gaiserich“ geläufig ist, so zeigt diese Umbildung des Namens eine Inconsequenz: die im Auslaut beliebte Verschiebung ist im Inlaut unterblieben, zu erwarten wäre hochdeutsch „Gêr(e)rich“. Ähnlich geht es uns mit unzähligen Namen. Wenn es auch schwer sein wird, hier einmal für Historiker und Philologen eine correcte Einheit herzustellen, so war es doch für die vorliegende Abhandlung geboten, consequent zu sein und überall — auch in den geschichtlichen Abschnitten — die rein wandalische Namensform, also z. B. „Geisarix“, zu gebrauchen.

## WANDALEN.

Es liegt auf der Hand, dass eine Namensform, je höher sie in die alte Zeit hinaufragt, etymologisch desto dunkler und wissenschaftlich umstrittener ist. Das gilt besonders für die Gesamtnamen des Volkes, welche uns zuerst beschäftigen sollen. Der Name des Individuums tritt mit diesem auf und zurück und findet seine Erklärung im Sprachstande einer

bestimmten Epoche, der Name des Volkes begleitet dasselbe seit dunkler Vorzeit durch alle Epochen, sein Ursprung gehört vielfach nur einem mythologischen oder durch Vergleichung erschliessbaren Zeitraum an. —

Betrachten wir zunächst den Anlaut des Wandalennamens, so giebt er mit seiner orthographischen Entwickelung in seinen lateinischen Quellen recht deutlich den Weg an, wie das lateinische *v* in den germanischen Eigennamen sich allmählich zu dem phonetisch genaueren *w* gestaltet, worauf wir im nächsten Capitel näher eingehen. Wir treffen in den ältesten Quellen bis zu Hieronymus (um 400) ausschliesslich das lateinische, ungenaue *v*, wie auch der Kaiser Constantin auf einer Inschrift den Titel „*V*andalicus“ führt (Müllenhoff, Zs. XII, 256). Im 5. Jahrh. wird der Gebrauch ein schwankender, und eine Inschrift, welche die Abtretung Lilybaeums durch Theodorich an Thrasamund behandelt (von Walter im 17. Jahrh. auf einer Porphyrsäule zu Marsala gefunden und in seinen grossgriechischen und sicilischen Inschriften S. 143 wiedergegeben), gewährt noch: „FINES INTER *V*ANDALOS ET goThos MIL IIII“. Aber mit dem 6. Jahrh. ist das *w* allgemein durchgedrungen, abgesehen von den absichtlich latinisierenden Schriftstellern. (Das *gu* der Guandali im Cod. vatic. des Dracontius und in der Vita Vigilii zeigt Romanisierung.)

Im weiteren ist die zweite Silbe des Namens von grammatischem Interesse. Die „Wenlas“ des ags. Wandererliedes (59) und die „Wendlas“[1] des Beowulfliedes (348) sind nach Grundtvig und Bugge nicht mit den Wandalen zu identificieren, bleiben also ausser Betracht (vgl. Bugge in der Zs. f. dtsch. Phil. IV, 197 und Dederich, „histor. u. geogr. Studien z. ags. Beowulfliede“, Köln 1877, S. 55)[2]. Wichtig

---

[1] Daher für die weitere Namenaufzählung ebenso ihr Führer Wulfgâr.

[2] Ebenso ist auch sonstiges, vereinzeltes Auftreten des Wandalennamens für unsere Ziele ohne Bedeutung, und es sei deshalb nur citiert Müllenhoff in den „Nordalbingischen Studien“ I, 134 (über Wandalen im Norden) und Förstemann, „Namenbuch“ I, 1252 f. und „Sprachstamm“ II, 184—186.

sind dagegen Plin. und Tac., wenn hier auch unser Volksname noch nicht zur Bezeichnung des einzelnen, politisch selbständigen Stammes, sondern eines germanischen Völkerbundes dient, dessen Gesamtname nach der Völkerscheidung auf unsre Wandalen übergegangen ist (vgl. S. 6). Plin. und Tac., die Vertreter des 1. Jahrhunderts n. Chr., geben Vandil-; es schliesst sich die Tabula Peuting. aus dem 3. Jahrhundert an mit Vandul-; und mit dem 4. Jahrhundert wird bei den Lateinern Vandal- das Ausschliessliche. So giebt dieser Volksname ein prächtiges Beispiel für die Stammabstufung, welche zuerst Paul (Beitr. VI, 226 ff.) behandelte. Es ist dieselbe Erscheinung, wie wenn im An. neben einander vaþall — vǫþull — vaþill erscheinen, wenn die wandalischen Hasdingo den Hartungen der Heldensage entsprechen u. s. w., eine Erscheinung, welche schon urgerm. und im Wesen mit dem Ablaut identisch ist. Jedoch würde es verfehlt sein, aus den drei Suffixstufen unseres Namens chronologische Schlüsse zu ziehen, denn das älteste Vandil- des Plin. und Tac. findet sich auch später in einem Goten Wandil (Cass. Var. 3, 38), Vandiliarius (Jord. 77, 4, sonst bei ihm Vandalarius) und in den gr. *Βανδίλοι* (Müllenhoff, Jord. 144). In der historischen Zeit der Wandalen ist der Stamm Wandal- constant geworden; das ist insofern zu beachten, als in den Ableitungen mit dem (meist deminutiven oder hypokoristischen) Suffix *-l-* der Mittelvocal *a* im Got. überaus selten ist, im Gegensatz zu den Vocalen *i* und *u* (vgl. schon Grimm, Gramm. II, 98 ff.); wir haben ihn nur noch in got. slahals, saiwala, Amal, wobei interessant, dass, wie zu den Wand*a*li die Vand*u*li stehen, statt slah*a*ls der Cod. A slah*u*ls hat, dem got. saiw*a*la ein ags. sâw*u*l entspricht, die Amaler in der späteren Sage als Am*a*lunga wie als Am*u*lingas erscheinen.

Wandala-ricus, Ehrentitel für König Hildirix (s. S. 22), eine grammatisch reine Composition, giebt im ersten Bestandteil den *a*-Stamm und damit den Nom. Pl., got. Wandalôs. Die Vandilii des Tac. (Germ. II) zeigen noch ein besonderes, ableitendes *i*, weil ihm an dieser Stelle directe Ableitung

aus ihrem Heroen (Vandils; Grimm, G. d. d. S.[1], S. 775) vorschwebt.

Die griechische Schreibweise kommt in ihrer gewöhnlichen Mannigfaltigkeit nicht in Betracht. Die Formen *Βανδηλοι, Βανδιλοι, Οὐανδαλοι, Οὐανδηλοι* erscheinen, ohne dass sich irgend welche zeitlichen Unterschiede feststellen liessen. Das anlautende gr. *β* entspricht ganz dem labialen Spiranten, lat. *v*. Die Form *Οὐανδαλοι* scheint dagegen die genaue Übertragung des lat. *W*andali, mit „halbvocalischer“ Charakterisierung des Anlauts. Es entsprechen sich ferner *Βανδιλοι* (mit Etacismus *Βανδηλοι*) und Vand*i*li, *Οὐανδαλοι* und Wand*a*li, und *Οὐανδηλοι* entstand durch Vermischung beider Formen.

Über die Etymologie ist schwer zu entscheiden. Zeuss (S. 57) deutet auf die Verba windan (winden), wandjan (wenden), wantalôn (wandeln), ebenso Grimm (G. d. d. S.[1], 475). Förstemann („Sprachstamm“ II, 187) denkt im Anschluss an die Veneti, die keltischen Vindelici, die slavischen Vinidi an eine Entlehnung aus vorgermanischer Zeit.

## HASDINGE.

Bis zum Jahre 416 war der Name der Wandalen eine Gesamtbezeichnung für mehrere, vermutlich zwei Stämme: die Hasdinge und die Silinge, welche je ihren besonderen König hatten; das Königshaus der ersteren trug mit seinem Volke den gleichen Geschlechtsnamen, eben Hasdinge (vgl. Dahn, „Urgeschichte“ I, 148; die genauere Entwickelung des Gesagten, die Sonderung zwischen einem hasdingischen Königsgeschlecht und einem hasdingischen Gau s. Dahn, „Könige“ I, 183 f.). Als die Territorialverhältnisse durch die Wanderungen grosse Veränderungen erfahren, verschwindet auch der Gauname der Hasdinge: aber der Name des hasdingischen Königshauses bleibt bestehen und blüht weiter. Und als in Spanien die Silinge nach dem Ende ihres Königs Fridubalth im Jahre 416 auf einen eignen neuen Herrscher verzichten, dehnt sich die Herrschaft der Hasdinge über das ganze Wandalenvolk aus. Dem Beispiel der Silinge folgen

zwei Jahre später die Alanen nach dem Tode ihres Königs Atax: und so war aus den Hasdingen, Silingen, Alanen ein grosses Volk zusammengeschmolzen unter dem einen Scepter der Hasdinge. Diese Hasdinge führten das Volk 429 nach Afrika, das hier gegründete Wandalenreich im Laufe des 5. Jahrhunderts zu seiner Blüte, 534 in seinen Tod. Weiter leben sie fort in der Heldensage, wo die Hartunge (= Hasdinge) mit ihrem Namen ganz für die Wandalen eingetreten sind, wie ebenso die Amalunge, das Königsgeschlecht des Theodorich, für die Goten.

Der Hasdingenname erschien in folgenden sieben Quellen:

Dio Cass. 71, 12: Ἄστιγγοι,
Dracont. v. 22: Asdingui,
Petr. Mag., 124: Ἄστιγγοι,
Florent., v. 30: Asdingis (als Adj.),
Cass. Var. IX, 1: vielleicht Hasdingi,
Jord. 87, 11: Asdingi, 81, 12: Astringi,
Lydus, 428: Ἄστιγγοι.

So geben die drei Griechen gleichmässig Ἄστιγγοι, obwohl Dio Cass. und Lydus gegen 400 Jahre aus einander liegen; aber es sind eben Griechen, die grade in derartigen Fällen meist auf Entlehnung und Tradition angewiesen waren, im Gegensatz zu vielen Lateinern, die solche Namen noch selbst hören. Und wenn unter letzteren Dracont. und Florentin., zwei Dichter, welche kurz nach einander um 500 am wandalischen Hofe zu Carthago lebten und sangen, dasselbe durch keine Variante bezweifelte Asd- aufweisen, so werfen sie dadurch jene drei Griechen mitsamt ihrem Ast- über den Haufen. Freilich Cass. und Jord. verlassen uns hier; die Stelle bei Cass. ist ganz verderbt (vgl. S. 23); Jord. giebt 87, 11 richtig Asdingi, wo auch die Varianten das *d* bewahren, aber 81, 12 findet man ohne Variante Astringi; Dietrich hat (S. 110) durch die passenden Analogien Agrivulfus — Agivulfus, Aestri — Aesti bei Jord. das *r* richtig gestrichen, dann aber bleibt Astingi. Jedoch jene zwei wandalischen Dichterstellen sind überzeugend, und bedenken wir unter Vorwegnahme des folgenden etymologischen Resultats den schwachen Hauch des *h* und seine häufige graphische

Tilgung in den Namen (s. nächst. Cap.), so ist ohne Zweifel richtig anzusetzen Hasdingi, got. Hazdiggôs.

Über das patronymische -inga-, das im Got. noch in gadiliggs und skilliggs vorliegt, vgl. Grimm, Gramm. II, 349 ff. (Das gu in den Asdingui des Dracont. ist romanisch; ebenso in den Silingui der „series reg. Got.") —

J. Grimm hatte in der Gramm. (I, 126. 1070) got. azd- mit ahd. art (genus, nobilitas), das got. azdiggs mit ahd. arting in Verbindung gebracht. Dem schloss sich Zeuss auf S. 461 seines Buches an: „Astingi, genauer Asdingi, got. Azdiggôs; der Name, von der Wurzel got. izdan (welche nach S. 73 auch in den Istaevones), aus welcher altn. edda, ahd. ort (Spitze) mit Übergang des z in r und unser Art, wäre ahd. arting und verhält sich in seiner Bedeutung wie altn. konungr, ahd. chuninc (König) aus altn. konr (nobilis), got. kuni, ahd. chunni (genus)". Eine neue Ableitung stellte Grimm in der „G. d. d. S."[1], S. 448 auf: got. Hazdiggôs (den Anlaut nimmt er nach der Stelle bei Cass.) wären = capillati, an. Haddîngjar, ahd. Hartungâ, Hertingâ, ags. Heardingas. Müllenhoff acceptierte (Zs. XII, 347) diese letztere Erklärung Grimms; und dieselbe galt dann auch für feststehend, bis Dahn („Urgeschichte" I, 148, 1) und selbst der vielgerühmte Index zur neuen Jordanes-Ausgabe jüngst für die „Asdingi" nach obiger Stelle bei Zeuss, d. h. Grimms erster Erklärung in der Gramm., welche längst für abgethan galt, zurückgreifen und damit eine neue Widerlegung derselben herausfordern. Freilich trägt dieser Hinweis im genannten Index nicht, wie die übrigen Namendeutungen, den ausdrücklichen Autornamen Müllenhoff! —

Zeuss a. a. O. stellt das got. *azda- zu got. izdan und bringt es auf an. edda, ahd. ort (Spitze) und ahd. art, arting. Zwei Wurzeln sind hier zusammengeworfen: ahd. ort weist nicht auf got. *azda-, sondern got. *uzda-, wozu an. nicht edda, sondern oddr (Spitze) gehört; es bliebe noch ahd. art, das auch Grimm in der Gramm. ansetzt: jedoch das *r* in art erscheint als ursprünglich, nicht als aus *s* (*z*) verschoben, und ahd. art (vgl. Kluge, „etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache", Strassburg 1884, S. 10) geht zurück auf

eine altgerm. und westar. Wz. ar „pflügen“ oder auf lat. ars. Damit fällt diese erste Ableitung Grimms.

Nun hat Kuhn in seiner Zeitschrift (XI, 372) nachgewiesen und Bechtel (Zs. f. d. A. XXI, 214 ff.) erschöpfend belegt und zu erklären versucht, dass dem idg. *st* in einigen Fällen got. *zd*, an. *dd*, ags. alts. *rd*, ahd. *rt* gegenüberliege, in Fällen, welche mit Bechtel sämtlich ursprüngliche, mit Suffix tá direct aus der Wurzel geformte Participialbildungen sind. Alle diese Lautbedingungen sind erfüllt in Grimms späterer Erklärung (G. d. d. S.; Müllenhoff Zs. XII, 347): got. Hazdiggôs = capillati = Männer mit Frauenhaar (Müllenhoff), an. Haddîngjar, ahd. Hartungâ, Hertingâ, ags. Heardingas. Diese Ableitung führt auf ein got. *hazda, an. haddr, ags. heord (Bechtel a. a. O.), „langes, weibliches Haar“; und das ist jener weibliche Schmuck, den nach Tac. der Priester trug, welcher dem Dioskurendienst der Wandilier vorstand![1] Damit ist das anlautende *h* in den etwaigen Hasdingen bei Cass. gesichert.

Von sonstigen Etymologien sei noch die bei Diefenbach („vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache“, Frankfurt 1851, S. 76) erwähnt, der an aistan (achten) denkt, worin jedoch das st als die feste, der Verschiebung entbehrende Consonantengruppe anzusehen ist, und die von Marcus („histoire des Vandales“, Anh. S. 2, Note 19), wo die „Asdinge“ mit dem Wandalenführer Assi bei Paul. Diac. in Zusammenhang gebracht werden.

Noch wenige Worte über die Hartunge[2] der Heldensage. Die massgebenden Forschungen Müllenhoffs fasst Scherer („Gesch. d. dtsch. Litt.“ S. 129) zusammen: „Die heidnischen Wandalen verehrten, wie wir wissen, ein göttliches Brüderpaar, welches, einer scharfsinnigen Combination von Karl Müllenhoff zufolge, nach dem Untergange der heimischen Religion als Könige der Wandalen unter dem Namen der Hartunge in Liedern fortlebte“. Dieser Satz

[1] Gleichzeitig ein weiterer Beweis für die „wandilische“ Abstammung der Wandalen — gegen Zeuss (s. o. S. 6, Anm. [2]).

[2] Über das *u* der zweiten Silbe vgl. o. S. 39).

bedarf der Präcisierung. Das Brüderpaar lebte nach Einzug des Christentums als Hartunge, Hasdinge nicht nur in Liedern, sondern auch thatsächlich in der Geschichte weiter. Die Wandalen wurden Christen und zwar Arianer spätestens in Spanien, also bis 429. Aber trotzdem finden wir den Hasdingennamen während der ganzen christlichen Wandalenzeit, eben zur Bezeichnung des regierenden Königshauses, so bei den wandalischen Dichtern, so bei den Historikern, zuletzt noch bei Lydus in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Es ist wahrscheinlich — darauf deutet die Etymologie des Wortes —, dass schon wandalische Heldenlieder den Namen des Königsgeschlechtes in verherrlichenden Versen auf jene altheidnischen Stammgötter zurückführten. Aber von dieser wandalischen Nationalpoesie ist uns unmittelbar nichts erhalten, und nur das historische Weiterbestehen des Hasdingennamens vermittelt uns das Verständnis für die Hartunge in der Heldensage.

## SILINGE.

Der andere wandalische Stamm, der der Silinge, spielt in der Geschichte des Volkes und demgemäss in der Überlieferung lange nicht eine solche Rolle, wie der Stamm der Hasdinge. Dieser scheint von je her der bedeutendere gewesen zu sein. Regelmässiger treten die Silinge nur während der Zeit der Wanderungen von Deutschland über Gallien nach Spanien auf. Bei der 411 durch das Los vorgenommenen Verteilung der spanischen Provinzen unter die Eingewanderten fiel den Silingen die Landschaft Baetica zu. Als aber i. J. 416 ihr König Fridubalth vom Westgotenkönig Walja gefangen und an den Kaiser ausgeliefert worden, verzichtete man auf einen neuen selbständigen Landesfürsten: die Silinge gingen in die Hasdinge auf.

Ihren Namen fanden wir in folgenden Quellen:[1]

[1] Von den Σιβινοί des Strabo („Geographica", ed. 1829, VII, 1), welche Grimm, G. d. d. S.[1], S. 171 mit den Serben, S. 712 mit den Silingen in Verbindung bringt, ist wohl völlig abzusehen.

Ptolem. II, 10 (11), S. 151: Σιλίγγαι,
Idat., Ronc. II, 16. 18. 19: Silingi,
Isid., ed. 1601, p. 402, 2, H: Silingi,
Ser. reg. Got., Bouqu. II, 704: Silingui,
Chron. Moiss., Bouqu. II, 648: Silingi.

Nach diesen Überlieferungen kann die Form Silingi, got. Siliggôs nicht zweifelhaft sein. Grimm (G. d. d. S.[1], 712) weist auf seilan (ligare), Zeuss (S. 127) auf silan (tenere, possidere, gaudere).

## AMBRI. ASSI.

Ambri und Assi sind die beiden ältesten wandalischen Personennamen. Sie sind aber auch die beiden einzigen, welche in die vorhistorische Wandalenzeit, in das Gebiet der Sage gehören. Dazu kommt, dass sie nicht einmal im Zusammenhang wandalischer, sondern langobardischer Urgeschichte überliefert sind: Ambri und Assi sind die Heerführer, unter denen die zahlreicheren Wandalen von den auf ihrer Wanderung aus dem Norden begriffenen Langobarden geschlagen werden. Und die einzige Quelle, welche uns beide Namen mit verschiedenen Varianten erhalten, ist die späte, sagenhafte und durchaus unzuverlässige „Origo Langobardorum“ (s. S. 33). Also alles zu grosser Vorsicht mahnende Verhältnisse. Und es wird auch wenig oder gar nichts mit den beiden allitterierenden Namen anzufangen sein. Für den Ambri wüsste ich nur Förstemann („Sprachstamm“ II, 189) zu citieren, ohne darin eine Erledigung zu sehen: „Den in dem ersteren Namen enthaltenen Stamm finden wir auch in dem häufigen Ambricho und in Ambremar wieder und denken dabei an das Volk der Ambronen, mögen diese nun Deutsche gewesen sein oder nicht (!). Sollte es einen tiefern Hintergrund haben, dass einst Cimbern mit Ambronen vereint gegen Italien zogen, und dass andrerseits auf der cimbrischen Halbinsel hausende Wandalen einen Ambri in ihrer Sage besitzen?“ Vgl. jetzt noch Müllenhoff-Niedner (Zs. XXX, 222. 237), wonach der Name ahd. Ambribho,

Embrihho, ags. Emerca aus dem Harlungenmythus vielleicht mit amal zusammenzubringen (s. dazu S. 76).

Den Assi — vielleicht vergleichbar einem Assuin (Assio, Assum) bei Cass. Var. I, 40 — hat man wohl zusammengestellt mit anderen auf As- anlautenden Eigennamen und diese Gruppe dann gar zu gern mit den Ansen in Zusammenhang gesetzt; eine solche Ausstossung des *n* vor *s* ist für den Verlauf des Got. ebenso wenig bekannt (ungeachtet des einmaligen seiteins 2. Cor. 11, 28 für sonstiges sinteins bei Ulf.), wie sie ags., alts., altfries., an. ist; und wenn Stark (Wiener Sitz.-Ber., Bd. 52, S. 283) aus Assi Ansi herstellen will nach Analogie eines Assemundus i. J. 843 = Ansemundus, eines Assuri i. J. 992 = Ansuri, so wäre das auf kein got. Lautgesetz zurückzuführen (s. nächst. Cap.), sondern entweder auf Schreibfehler oder auf einen ungotischen Dialekt, der den Namen nach eignem Lautstande überliefert; got.-wand. wäre dann immer noch Ansi herzustellen, entsprechend den Ansis (got. anseis) bei Jord. 76, 13 und dem Ansila S. 73. Mit der feststehenden Etymologie der Hasdinge als got. Hazdiggôs sind auch alle Versuche hinfällig den Assi zu ihnen in Verbindung zu bringen (z. B. bei Marcus, „hist. d. Vand.", Anh. S. 2, N. 19).

Was die Endung *i* beider Namen betrifft, so ist dieselbe in altdeutschen, auch got. Namen nicht ganz vereinzelt (Dietrich, Germania XI, 196), doch schwer erklärbar. Jedenfalls dürfte Stark (a. a. O. S. 300) Unrecht haben, wenn er dieses alte *i* mit dem hypokoristischen *i* in jüngeren Namen, wie Tilli, Hildi, einerseits und mit dem an. Nom.-*i* des schw. Masc., wie in Helgi, Flóki, andrerseits ohne weiteres zusammenwirft. Vielleicht weist das *i* in beiden Namen auf junge Nachbildung, was bei der Art ihrer überliefernden Quelle immerhin möglich, und es wäre schon zu viel Raum müssigen Vermutungen gewährt über zwei Namen, für welche niemals Klarheit zu erhoffen.

### HRAOS. HRAFTUS.

Nicht viel besser steht es mit den beiden ersten historischen Namen der Wandalen. Wieder verdanken wir ihre

Überlieferung einer einzigen Quelle, und das ist obenein eine griechische. Dio Cass. 71, 12 nennt die Hasdinge, „ὧν Ῥᾶός τε καὶ Ῥάπτος ἡγοῦντο“. Unter ihrer Führung erhielten die hasdingischen Wandalen von M. Aurel 174 in Dacien Wohnsitze.

Zu dem ersteren der wiederum allitterierenden Namen giebt Müllenhoff (Zs. VII, 528): „Hraus, d. i. Severus, vgl. ags. hreó on môde, Beow.“ Wir hätten also danach unser „roh“ vor uns, ahd. mhd. rô, ags. hrea, an. hrár (für *hrávr) und got. eben hraus vom Stamme hrawa- (ahd. râwêr; wie got. naus, Pl. naweis, an. nár, der Tote). Die griechische Schreibung Ῥᾶος statt der zu erwartenden Ῥαῦς erregt Verwunderung; sie könnte einen Beweis dafür geben, dass im germ. Diphthong — im Gegensatz zum griech. — im allgemeinen der erste Vocal der im Accent übergeordnete ist; sie könnte, was freilich in Anbetracht der frühen Überlieferung unwahrscheinlich, für got. *au* wand. *ao* bezeugen, wie uns dasselbe vielleicht als wand. Eigentümlichkeit noch im Swesaon (S. 66) begegnen wird.

Den Namen des Ῥάπτος erklärt Müllenhoff a. a. O.: „Hraptus, vgl. altnord. Hrappr violentus, ahd. Hrafolt“; zu der germ. Wz. hrap, wovon unser „raffen“ (engl. to rap), mit demselben Suffix wie im got. hlif-tus „Dieb“. Man sollte Hraftus nach got. Lautgesetz erwarten; doch findet sich, besonders bei den Griechen, an dieser Stelle das *pt* häufiger (vgl. Dietrich S. 75) und beweist damit die Tonlosigkeit des labiolabialen *f* (vgl. an. eftir und eptir, refsa und repsa; s. Scherer, „z. Gesch. d. dtsch. Spr.“ 2, 136, Anm. 1, und Hoffory, „altnordische Consonanten-Studien“, Göttingen 1884, S. 4 ff.). Wand. wird deshalb ohne Bedenken Hraftus anzusetzen sein.

### I(N)GILA.

Verbündete Burgunder und Wandalen wurden vom Kaiser Probus (276—282) geschlagen, und einer der gefangenen Heerführer heisst in der ihn allein nennenden, leider wieder gr. Quelle, bei Zosimus, Ἴγιλλος, al. Ἴγγιλλος. Er

kann demnach sowohl Burgunder wie Wandale sein, ist aber als ersterer bei Wackernagel nicht vorhanden. Der Name ist entweder herzustellen als Igila, was durch die gelegentliche gr. Schreibung *Κύριλλος* für Cyrila gestützt würde, und wie der Name in der Neapeler Urkunde erscheint, oder mit Zugrundelegung der zweiten Lesart als Ingila, got. Iggila, und daher zu dem in germ. Namen so sehr häufigen Stamme Ing- zu rechnen.

## WISIMAR.

Ein halbes Jahrhundert später finden wir die Wandalen im Kampfe mit den Goten. In der heissen Schlacht an der Marosch gegen den Gotenkönig Geberich (331—337) entscheidet der Hasdinge Wisimar durch seinen Tod die Niederlage der Seinen. Jord. (Cap. 22) ist die einzige Quelle für diesen „Visimar Vandalorum rex qui Asdingorum stirpe" (al. Uuisumar, Uisumar, Uisurmar, Visarma, Uuisimar). Die Etymologie des Namens, so germ. auch sein Aussehen, ist zweifelhaft.

Müllenhoff verweist im Index für das erste Compositionsglied auf Wisugart, Wisigart, Wisurîh, Wisirîh, Visogast, ohne dass bis jetzt über seine Bedeutung in solchen Zusammensetzungen sich sicher entscheiden liesse; ahd. wîsan (weisen), wîso (Führer), wîs (weise, got. weis, alts. ags. wîs) kämen zuerst in Betracht.

Für den zweiten Teil der Composition hat schon Müllenhoff treffend bemerkt, dass er das ahd. mâri, got. mêrs (bei Ulf. in waíla-mêrs), wand. mîr nicht wohl sein könne. Dieses *â* statt got. *ê* wäre hier im Wand., das auch sonst in Namensformen, wie Geilamir u. a., die schon got. Färbung zu *î* durchführt, beim got. Jord. nicht denkbar; der Übergang von westar. und germ. *ê* zu *â* hat im Alts., Ahd., An. stattgefunden, nicht aber im Got., wie für das letztere schon das Schwanken des Überganges zu *î* in den Handschriften des Ulf. beweist (vgl. Bremer, Beitr. XI, 1 ff.). Vielleicht ist an ein got. *marh „Pferd" (ahd. marah, mhd. marc, ags. mearh, an. marr; s. Kluge, Wörterbuch S. 217)

zu denken mit dem häufigen graphischen Schwund des h, obgleich der Name des Rosses selten in germ. Namenbildungen ist gegenüber dem des Bären, Wolfes, Ebers, Aares u. s. w., oder eher an ein got. *mar „Meer“ (neben marei zu erschliessen aus mari-saiws; Kluge, S. 220), das uns für das Wand. noch im Marivadus begegnen wird; und der Name bezeichnet danach den „Führer zur See“ (?).[1]

## STILICA.

Von Geburt ein Wandale war der bekannte Stilica, der Vormund des Kaisers Honorius, der Sieger über Alarich und Radagais und 23 Jahre lang römischer Feldherr. Ein treuer, anziehender Charakter und gewandter Soldat und Politiker, wie ihn Claudianus mit Recht gefeiert hat, war er als Barbar und Arianer immer, zumal von Constantinopel aus, beargwohnt, woran er zu Grunde ging: wegen des Verdachts, für seinen Sohn nach dem Purpur zu streben, musste ihn Honorius 408 verhaften und hinrichten lassen.

Sein Name (bis heute als Stilke erhalten) erscheint bei drei Griechen, Eunapius, Olympiodor, Zosimus, gleichmässig als *Στελίχων*. Bei den Lateinern finden wir Stilico und Stilicho. Das erstere aber überwiegt; Orosius, Prosper (auch in der Vatican. und Pithoean. Bearbeitung), Cass. (Prosp. und Cass. allerdings in ihren älteren unselbständigen Partien), Jord., Isid. haben nur Stilico und bei allen nur möglichen handschriftlichen Varianten doch nie ein -cho; bei dem speciell für Stilica so zuverlässigen Claudian (S. 14) ist das gleichmässige Stilicho ebenso gleichmässig von der Variante Stilico begleitet; und endlich wird das letztere durch vier Inschriften bestätigt bei Rossi („inscriptiones christianae urbis Romae septimo saeculo antiquiores“, Romae 1861) 491. 537. 548. 543: Istiliconis, Istilicone, Istilic (mit dem im Spätlatein nicht seltenen, besonders zu Hadrians Zeit sehr verbreiteten Vorschlag eines i [resp. e] vor anlautendem s + Consonant;

---

[1] Für die Reihenfolge der Bestandteile vgl. z. B. Walthari = *Ἀρχέλαος*, *Ἀρχέστρατος* (Zs. XXX, 235).

vgl. die Varianten bei Jord. und Seelmann S. 317). Wir setzen also sicher Stilic- an, und von den ersten Spuren einer etwaigen Verschiebung des got. *k* zu *ch* ist in Stilic- — wie allgemein im Wand. — keine Rede. Ein Exempel für wand. Mundart darf überhaupt nicht in dem Namen eines Mannes gesucht werden, der völlig aus den heimatlichen Verhältnissen herausgerissen war. Dasselbe gilt für die Endung *o*, welche gewiss Latinisierung, schwerlich fränkische Färbung aufweist; die Wandalen bewahren sonst das schw. -*a*, vgl. Dagila, Hildica, Pinta u. a.

Schon Massmann (Zs. I, 388, 2) that den Namen als „wohl verwelscht oder langobardisch“ bei Seite. Das gr. *Στελίχων* könnte auf got. *ê* in der Wurzelsilbe weisen, wie in -*μερ* statt -mêr, und dementsprechend hätten die vielleicht Idat. zuzuschreibenden Consularfasten zweimal Stelico (wenn das *e* hier nicht, wie in seinem fraglichen Fredibalus, verderbt), während die Lateiner sonst in Stilico den häufigen Übergang von *ê* in *î* durchgeführt hätten. Wenn aber Dietrich (S. 62) weiter das hieraus erschlossene ahd. stâlico auf unser „Stahl“ zurückführt, so ist das falsch, denn ahd. stâl, stahal weist auf got. *stahla-, nicht stêla-; eher wäre in Stêlica an got. stilan zu denken. Näher aber liegt die Wz. stel, stal „stellen“ (ahd. stal, stellen, stil, stilli, stollo, stuol; vom selben Stamme dann das gr. *Στιλιβούργον* bei Proc. de aedif. IV, 6, D). In der letzteren Ableitung bin ich bestärkt worden durch Stark (Wien. Sitz.-Ber., Bd. 23, 672), welcher von ahd. stil ausgeht: dasselbe heisst einmal uncinus, wovon der Begriff des Speeres nicht allzu weit läge; sodann manubrium, und dass letzteres als pars pro toto für die ganze Waffe stehen könne, das zeige das an. hjalti welches wie ahd. hëlza, ags. hilt ursprünglich capulus' „Schwertgriff“, dann aber auch „Schwert“ bedeutet. —

Steht Stilica, selbst in seiner Namenbildung, ganz ausserhalb der wand. Verhältnisse, dann wird man von dem unerklärten Namen seines Sohnes Euchericus erst recht absehen dürfen.

GÔDAGISL.

Der König, welcher infolge des Nachdrängens der Hunnen die Wandalen aus ihrer bisherigen Stellung als römische Foederati in Pannonien die Donau aufwärts nach dem Rhein zu führte und auf diesem Wege im Jahre 406 mit 20000 der Seinen gegen die Franken fiel, ist uns in folgenden Namensformen überliefert:

Proc.: *Γοδίγισκλος (Γωδίγισκλος)*,

Greg. Tur.: Godegisilus,

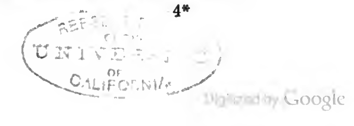
Theoph. 146: *Μοδίγισκλος*, al. *Γοδίγισκλος*, 287: *Γογδίγισκλος*,

Hist. misc.: Modigisclus;

wie man sieht, alles recht junge und unsichere Quellen. Natürlich, dass die mit *g* anlautende Form anzusetzen nach den beiden älteren Autoren. Der erste Teil der Composition ist auch sonst in wandilischen Namen häufig, erfordert aber jedesmal Überlegung, ob got. guda- (wie bei Ulf. guda-faúrhts, guda-laus) oder gôda- (bei Ulf. gôda-kunds) anzusetzen ist. Ebenso sicher wie Composition mit guda- in Namen vorkommt (Godescalc, Gudwin u. s. w.), ebenso wenig darf eine Zusammensetzung wandilischer Namen mit gôda- geleugnet werden, und eine solche setze ich für den vorliegenden Namen an (im Gegensatz zu Dietrich und Wackernagel). Die späten Quellen, welche ihn geben, könnten zwar leicht fränkische Brechung des guda- in goda- aufweisen, aber derselbe Name (nur sein zweites Glied in einfacherer Form) erscheint noch einmal in der wand. Geschichte, und der zuverlässige Vict. Vit. giebt hier einzig die Form Godagis. Eine etwaige Brechung des *u* in *o* schon für das Wand. annehmen zu wollen, widerspräche dem gesamten wand. Lautstand und wäre Willkür. Die Länge der ersten Silbe wird auch gestützt durch die Form Modigisclus, deren erster Teil auf got. môda- beruht (vgl. westgot. Môdefred, Môdarius, Môdaharius). Das incorrecte *o* ist bei den Griechen nichts Auffallendes, aber in der Variante bei Proc. richtig in *ω* gebessert.

Nach genanntem, glaubwürdig überlieferten Gôdagis wird auch für den vorliegenden Namen der ungeschwächte





Stammesauslaut des ersten Compositionsgliedes anzunehmen sein.

Der zweite Teil ist in der Form -gisclus ungermanisch und romanisiert. Die im Germ. als -gisl anzusetzende Lautgruppe enthält die unlateinische Verbindung *sl* (mit vermutlich tonlosem *l*), welche sich der Romane durch einen Zwischenconsonanten, gewöhnlich *c*, mundrecht zu machen suchte; daher giscl statt gisl (wie für die Slaven Sclaveni, Σϑλαβηνοί; vgl. Dietz, Gramm. I³, 315, Scherer, „zur Gesch. d. dtsch. Spr.“ [1], 127). Und das wand. -gisl- ist bei Greg. Tur. durch Einschiebung eines Svarabhakti-Vocals zu -gisil- geworden.

Es ist also got. Gôdagisls anzusetzen, wand. mit Abfall des Nom.-*s* nach dem dentalen *l* Gôdagisl (vgl. Fridamal).

Der zweite Compositionsteil ist eine Weiterbildung des ebenfalls in Namen häufigen -gis (dieselbe Ableitung wie in got. þwahl zu þwahan, faírweitl zur Wz. wit), wie es in Goda-gis begegnet. Dasselbe ist die unabgelautete Form des synonymen ahd. gêr, got. *gaiza- „hasta“ und erscheint in dieser volleren Form auch als zweites Glied in Namen (wie in wand. Hôhageis, got. Hario-gaisus u. a.). Völlig aus einander zu halten ist unser gis, gisl trotz seiner Nebenbildungen gisel, gisal von gîsal „obses“, mit dem es Wackernagel und neuerdings noch Heintze („die dtsch. Familien-Namen“ 1882) identificierte.

## FRIDUBALTH.

Der letzte selbständige Silingenkönig bis zum Jahre 416 begegnete uns bei

Idat.: Fredibalus,

Chron. Moiss.: Fredobadus,

wieder eine ganz mangelhafte Überlieferung, um so mehr als die Stelle bei Idat. vielleicht spätere Einschiebung (vgl. P. F. X. de Ram, „Idatii episcopi chronicon“, Bruxelles 1845, p. 66, 1).

Das erste Compositionsglied ist der germ. Stamm friþu, für das Wandilische nur durch zahlreiche Eigennamen bezeugt, ahd. fridu, alts. frithu „Friede“. Das jüngere *d* in

unserem Namen, das nicht Media, sondern tönende Spirans ist (vgl. nächst. Cap.), werden uns für das Wand. noch „Fridamal“ und „Fridus“ aus der Anthol. lat. bezeugen, die damit auch das *i* der ersten Silbe sicherstellen.

Der zweite Teil des Namens ist am ersten Fundort entstellt aus -baldus (mit derselben unwandalischen Verschiebung in der incorrecten Überlieferung des Idat., wie unten in seinem Gun*d*ericus) und am zweiten confundiert mit -bad-, -badw- „pugna“. Derselbe ist das got. *balþs „kühn“ (balþaba Adv., balþei „Kühnheit“).

Die streng gotische Form wäre also Friþu-balþs. Für das Wand. ist Fridubalth anzusetzen mit Verschiebung des inlautenden þ zwischen Vocalen zur tönenden Spirans (s. o.), Bewahrung des Stammesauslauts im ersten Gliede und Abfall des Nom.-*s* nach þ, wenn anders diese Erscheinungen, welche sich als wand. Charakteristika des 5. und 6. Jahrhunderts im weiteren ergeben werden, schon ohne weiteres in die spanische Zeit gesetzt werden dürfen.

## GUNTHARÎX.

Der älteste Sohn und erste Nachfolger des Godagisl war Guntharix, der von 406—427 das Hasdingenscepter führte, Hasdinge, Silinge, Alanen vereinigte und das Gesamtvolk zu der herrschenden Macht Spaniens erhob.

Sein Name erscheint auf afrikanischem Boden nach Ausgang der wand. Geschichte noch einmal bei dem Rebellen aus dem Jahre 545, dessen wand. Nationalität jedoch sehr zweifelhaft erscheinen muss (s. a. Schluss d. Cap.). Ebenso correct, wie die Historiker in der Wiedergabe des Namens bei diesem zweiten Auftreten in Afrika sind, ebenso unzuverlässig erscheinen sie für den Hasding.

Die älteste, zugleich die einzige gleichzeitige Quelle, Idat., zeigte schon öfter im Texte Unsicherheiten und giebt auch hier, obenein in ihren unselbständigen Partien, nur die entstellte Latinisierung Gundericus; dieselbe ist dann auch übergegangen auf Greg. Tur., Isid., Chron. Moiss. Ausserdem ist uns der Name erhalten bei Marcell. Com. als Guntha-

rius, bei Proc. und Theoph. als Γόνθαρις, in der Hist. misc. als Gontharius, an den letzten Orten im ersten Gliede correcter. Merkwürdig dabei, dass wir, abgesehen von Proc., der den Hasding wie den jüngeren Rebellen übereinstimmend Γόνθαρις nennt, sonst in keiner Quelle beide Träger des Namens zugleich auffinden konnten.

Beide Compositionsteile des Wortes sind in den germ., speciell wandil. Namen überaus häufig, drücken sie doch den eigentlichen Lebensinhalt des germanischen Mannes aus: Krieg und Herrschaft. Der erste Teil ist durch das Guntha-rius des Marc. Com. und durch das gr. Γόνθα-ρις als rein got. gunþa- erhalten, wie es auch alle Quellen für den jüngeren Rebellen bewahren und es sich ebenso rein zeigt im Namen des Hasdinges Gunthamund.

Was den zweiten Teil, got. reiks, anlangt, so ist derselbe auch in wand. Namen häufig und erscheint in deren Quellen eigentlich durchgehends als -ricus (gr. -ριχος). Das germ. rîk- entspricht dem gleichbedeutenden celt. rîg- (Ambio-rix u. v. a.; Grimm, Gramm. II, 516). Die aus celt. Namen bekannte Gestalt -rix erscheint einige Male, aber sehr selten, auch in der wandil. Namenorthographie [1]; die wenigen Fälle gehören fast ausschliesslich wand. Gebiete an, sind aber gut bezeugt: Vict. Vit. II, 39 Hunirix (aber mit der Variante Huniricus und II, 1 nur dieses), Anthol. lat. (ed. Riese) Nr. 387 Hunerix, in der zuverlässigen Augustanischen Bearbeitung der Chronik Prospers (etwa um 530) Ronc. I, 702 Hunerix (dazu ein Gen. Hunerici) und I, 703 Hildrix (ebenso ist zu dem Gen. Hildrici bei Luxor. vielleicht Hildrix anzusetzen), und vor allem auf den Münzen Hildirix (Hilderix, vielleicht auch Hildrix); wie man sieht, vereinsamte, aber für das Wand. unanfechtbar belegte Fälle, in denen man jedoch nicht, wie Müllenhoff (Jord. 149) thut, wirklich celt. Bildungen sehen darf; es steht hier -rix vielmehr für -rîcs nach lat. Orthographie, d. i. got. reiks (im celt. Vercingeto-rix ist -rix = -rigs), so dass dieses lautlich

[1] Die von Müllenhoff, Jord. 149, aufgezählten Fälle kann ich vermehren durch den Hunerix (S. 22) im Gedicht des Cato in der Anthol.

auch für das Wand. rein vorhanden wäre; die sonst geläufige Latinisierung in -ricus ist hier unterblieben. (Über die orthographische Schreibung -rîx s. S. 37.) — Was sonstige Formationen dieses Compositionsgliedes — um dessen Geschichte hier im Zusammenhange zu erledigen, — im Wand. anlangt, so sind einige noch vereinzelt: Jord. 51, 19 nennt den Rebellen vom Jahre 545 Guntharic (doch Gizericus, Hunericus), wie Vict. Tunn., Ronc. II, 362 den Hasding Hilderic (doch Gensericus, Hunericus); Jord. schwankt hier überhaupt auffällig: in Wandalennamen neben Guntharic einerseits und Gizericus, Hunericus andrerseits schreibt er drittens das sonst in keiner Quelle stehende Ilderich; solche Bildungen auf -ric und -rich dürfen nicht als lautliche Fortschritte angesehen und aus germ. Lautgesetzen hergeleitet werden, sondern sind wahrscheinlich auf ungerm. Einfluss zurückzuführen; es sind Analogien zu Namen von Hunnen und anderen Orientstämmen, die bei den Griechen mit der Endung χ oder ξ, bei den Lateinern gewöhnlich *c* wiedergegeben werden (vgl. Müllenhoff, Jord. 150 s. v. Geberich). Im Guntharius des Marc. Com. und Gontharius der Hist. misc. liegt Verwechselung mit got. -harjis vor. [Bedeutungsvoller ist die Gestalt -rith in der Zusammensetzung: Vict. Vit. III, 19 giebt Hildirit (al. Hilderith); Coripp. (vgl. Haupt, opuscula III, 616) giebt ganz gleichmässig Guntarith, Geisirith, Ariarith (entsprechend Eutrop. 10, 4. Anon. Valesii p. 661. Chron. Hieron. z. J. 367 ein Gotenkönig Ariarich); Vict. Tunn., Ronc. II, 371 Guntharith (für den Rebellen von 545). Hier liegt eine eigentümliche Vertauschung vor zwischen got. -reiks, wand. -rîx und dem in Eigennamen nicht seltenen got. -rêþs, wand. -rîth (vgl. unter Witarîth).] Solche Vertauschungen, welche in wandil. Namen nicht vereinzelt sind (z. B. ebenso Wiljarîc neben Wiljarîth), können nur in dem häufigen Vorkommen beider Compositionsglieder und der dadurch bedingten Bedeutungsabschwächung ihren Grund haben. Und speciell bei dem wand. Namen Guntharîx scheint der Wechsel von -rîx und -rîth sich eingebürgert zu haben (derselbe lässt sich bis zu Paul. Diac. verfolgen, wo die Lesarten Guntarith und Guntaricus neben einander stehen), wie die beiden Ohren-

zeugen Coripp. und Vict. Tunn. darthun, so dass auch die Griechen, Proc. und Theoph., welche sonst immer *-ριχος* aufweisen, hier nur die Form *Γόνθα-ρις* haben (entsprechend *Γέλαρις*), die also nicht, wie Grimm (Zs. III, 147) in ähnlichen Namen thut, als got. Guntha-harjis aufzufassen ist.

Man stellt den Quellen gemäss am besten für den Hasding die Form Guntharîx, für den Rebellen die Umbildung Guntharîth als bei ihren Lebzeiten geläufige auf.

### GEISARÎX.

Unter den heldenhaften Gestalten der Völkerwanderung nimmt König Geisarix eine hervorragende Stelle ein. Als unechter Bruder des Guntharix nahm er schon zu dessen Lebzeiten an der Regierung teil, um nach seinem Tode selbständig den Hasdingenthron zu besteigen und auf ein halbes Jahrhundert (427—477), überaus ehrgeizig und kriegstüchtig, alle Nachbarländer in Schrecken zu halten („*δεινότατος ἀνθρώπων ἁπάντων*“, Proc.). Er ist der Eroberer Afrikas und Carthagos, er ist der gefürchtete Feldherr zur See, er ist der Plünderer Roms, er ist der arianische Gegner der orthodoxen Kirche. „Welch gewaltigen Eindruck er bei den Zeitgenossen hinterlassen — und nur seine Feinde haben seine Geschichte geschrieben — erhellt daraus, dass er bis zum Untergange des von ihm verwegen mitten in die römische Welt hineingebauten Reiches als Begründer aller wandalischen Verhältnisse galt.“ Das letztere macht sich auch für unsere Zwecke bemerkbar. Sämtliche bisher behandelten Namen waren entweder etymologisch schwierig und dunkel oder konnten wegen ungenügender Überlieferung nur nach Analogie späterer Namen beurteilt werden. Das wird mit Geisarîx anders. Mit ihm beginnt die wand. Geschichte in Afrika, mit ihm beginnt gleichzeitige Überlieferung.

Sein Name ist uns in den buntesten Formen überliefert, und seine etymologischen und grammatischen Deutungen sind bis heute noch die mannigfachsten [1]. So gebrauchen viele

[1] Münzen sind von Geisarix nicht erhalten; die ihm früher zugeschriebenen hat Friedländer (S. 14 ff.) ihm entscheidend abgesprochen.

Historiker, unter ihnen auch Felix Dahn, hartnäckig den Namen Genso-rich, und unter den Germanisten konnte noch P. Pietsch (Litteraturblatt 1883, Sp. 348) die wand. Form als Gêsericus (aus Gensericus) herstellen. Namentlich stehen sich von jeher die beiden Ableitungen aus got. *gaiza- „hasta“ und *gans „anser“ gegenüber. Geht man sorgfältig auf die Quellen ein, so ist es absolut zweifellos, dass die Wand. einzig und allein geis-, got. gaiza- (ahd. alts. gêr, ags. gâr, an. geirr) gebrauchten. Von den Griechen muss hier, wo es sich um einen Diphthong handelt, für den sie gar kein Gehör haben, abgesehen werden; sie geben in bunter Verwirrung *Γεζέριχος* (Prisc.), *Γιζέριχος* (Proc., Theoph.), *Γινζιρίχος* (Malch.), *Σινσήριχος, Ζινζήριχος* (Malal.) u. s. w. Aber von den Lateinern geben zunächst die gleichzeitigen Quellen bis zu Geisarix' Tode und darüber hinaus ausnahmslos den vollen Diphthong: Prosp. — Geisericus, Idat. — Gaisericus, Vict. Vit. — Geisiricus; das sind unumstössliche Beweise. Dazu kommt, dass aus der späteren Zeit, wo seit Cass. abweichende Formen des Namens häufiger werden, doch zwei authentische Zeugen vom afrikanischen Boden ebenso den reinen Diphthong bewahren: die Vita Fulg. — Geysericus und Coripp. — Geisirith. Deutlicher kann das geis-, got. *gaiza- für den wand. Namen aus den Quellen nicht bewiesen werden! Was nun die andere Theorie anlangt, welche „gens-“ annimmt, so stützt sich dieselbe besonders auf das Erscheinen angeblich desselben Wortstammes in des Königs Sohn „Gentun“. Dagegen ist einzuwenden, dass dann eine solche Übereinstimmung wohl zuerst zwischen Vater und ältestem Sohn (in diesem Falle Hunarix) zu erwarten wäre, und ferner dass, so oft in den Namen von Vater und Sohn derselbe Begriff erscheint, regelmässig der einfachere Name dem Vater, der weitergebildete dem Sohne zukommt, nicht umgekehrt: diese angebliche Übereinstimmung in Genserich und Gentun macht das erstere grade verdächtig! Ferner sind die Quellen, welche den Gentun überliefern, eben diejenigen, welche für seinen Vater nur den diphthongischen Stamm geben: Idat., Prosp., Vict. Vit.! Endlich entbehrt bei der Ableitung von „gans“ der vorhandene *i*-Umlaut in „Gentun“ jeder Erklärung.

— Freilich die Benennung „Gänsekönig" wäre denkbar: Geisarix war von unechter Geburt, also etwa Sohn einer Gänsemagd!! Dann hätte doch aber Felix Dahn nicht von einem „Wildgans-Hahn" (Bausteine II, 205) oder dem „mutigen Wildgansvogel" (Urgeschichte I, 157) sprechen sollen!! —

Damit wären nun alle abweichenden Namensformen als jüngere Umbildungen abgewiesen, aber nicht an sich erklärt. Hierher gehört zunächst der vielgenannte Gensericus, wie wir ihn finden bei Gennadius (wo aber diese letzten Partien fremde und spätere Zusätze enthalten), Cass. Var. (die Chronik hat Ginsericus), im Chron. Pithoean., bei Marc. Com., einmal bei Vict. Tunn. (daneben einmal Gisericus), Prosp. Vatican. (neben Gesiricus), in der Hist. misc., sowie hier und da als vereinzelte Variante. Diese Gestalt des Namens hat Wackernagel (Kl. Schr. III, 352), der sonst ebenfalls von unserer Grundform *gaiza- ausgeht, erklären wollen durch eine auch sonst im Germ. zu beobachtende Einschiebung eines unursprünglichen *n* vor *s*. Ebenso sicher aber, wie das Schwinden des *n* vor *s* für das Ags., Alts., Altfries., An. feststeht, ebenso falsch ist der entgegengesetzte, von Wackernagel als im Germ. üblich hingestellte Fall einer Einschiebung von unursprünglichem *n*. Es ist mir zweifellos, dass die wenigen Fälle, welche ein solches jüngeres *n* aufweisen, für eine germ. Lauterscheinung gar nichts bezeugen, sondern einfach auf romanisierende Beeinflussung durch die Abschreiber zurückzuführen sind. Im Romanischen ist solch *n* in der That vorhanden, wenn auch noch nicht positiv erklärt, und findet sich vereinzelt schon im Vulgärlatein (vgl. z. B. la*n*terne, e*n*gal, e*n*glise, re*n*fuser); es ist dies vermutlich dieselbe durch die gesamte Latinität hindurch zu beobachtende Entwickelung eines Nasals, wie sie schon in altlat. a*m*bo, i*m*ber, quadri*n*genti, a*n*guis u. s. w. vorliegt (Seelmann S. 274 ff.). Und damit wird man auch das *n* in vereinzelten Nebenformen germanischer Namen abzuthun haben, die jedoch immer einzelne Betrachtung verdienen. Für wand. Namen findet es sich in den Nebenformen Ge*n*sericus und Tra*n*samundus. Für ersteren mag diese romanisierte Wiedergabe bestärkt worden sein durch die schon oben angedeutete nachträgliche An-

ähnlichung des Namens vom Vater an den des Sohnes, deren schon durch die Allitteration gegebene gegenseitige Beziehungen auf diese Weise erweitert wurden. [Und bei dem Tra*n*samundus für wand. Thrasamund wird die Romanisierung befördert worden sein durch Angleichung an lat. „trans“; denn so oft die Nebenbildung erscheint, fehlt stets das *h* nach dem *t*; sodann giebt Cass. sogar Transmundus; endlich ist bei den griech. Autoren solche Latinisierung naturgemäss nicht zu finden.]

Names and Folk Etymology

Eine Bemerkung verdient noch der „Gizericus“ des Jord. (entsprechend „*Γιζέριχος*“ bei Proc. und Theoph.), der, so häufig er auch den Namen gebraucht (an 11 Stellen), und so abnorme Entstellungen in den Varianten auch zu finden sind (s. S. 28), doch niemals ein *n* aufweist, dagegen regelmässig das *z*. Es scheint, als ob hier der erste Teil des Namens nicht in der starken Form *gaiza-, sondern in der schwachen *giza- vorliegt, wie wir sie in der Ableitung -gisl- (S. 52) wiedererkannten; und das *z* würde, wenn nicht aus dem Griech. entlehnt, ein Rest rein gotischer Orthographie sein (ungenauer der Gisericus bei Vict. Tunn.).

Doch es sind schon zu viel der Worte für blosse unwandalische Entstellungen oder Nebenformen. — Für das Wand. ist die exacte Schreibung des *z* im ersten Teile nicht zu controllieren. Für got. *ai* ist wand. *ei* durchgedrungen, wie es auch die Münzen des G*ei*lamir allein haben. Der Stammesauslaut des ersten Compositionsgliedes ist in den Quellen, wie überhaupt bei diesen ältesten Namen, abgeschwächt, während alle späteren und damit zuverlässiger überlieferten Namen seine reine Erhaltung für das Wand. im allgemeinen sicher stellen werden. Man wird deshalb mit Recht als rein wand. auch Geis*a*rîx herstellen dürfen; der so überaus häufige Gebrauch des Namens dieses gewaltigen Wandalenfürsten mag in den Quellen gar leicht zur Abschwächung geführt haben, schwerlich jedoch schon zu Lebzeiten seines Trägers; denn es wäre ein Widerspruch Geis*e*rix anzusetzen, während in jüngeren Namen, wie in Wit*a*rîth, Thras*a*mund, Geil*a*mîr der reine Stammesauslaut

sich ungeschwächt bewahrt hätte. Über das zweite Compositionsglied s. S. 54 f.

Also wand. Geisarîx (got. Gaizareiks)! Und damit, denke ich, ist der „Genserich" aus der wand. Sprache beseitigt, — ob endlich auch aus den historischen Darstellungen? —

(Das angebliche „taihunhundafaþ"[1] im gefälschten Vict. Cart. [s. S. 16] könnte vielleicht die factische Fälschung der Madrider Handschrift beweisen helfen, wenn überhaupt der schwache Versuch einer Erklärung bei dieser durchaus rätselhaften Bildung gewagt werden kann. „Taihunhundafaþ" soll die wand. Bezeichnung für den Millenarius sein. Möglicherweise hat hier den späten Fälscher die Kenntnis der gotischen Elementargrammatik im Stich gelassen: er zählte mechanisch: twahunda, þrijahunda, ........ niunhunda, — taíhunhunda [wie ..... niuntêhund, taíhuntêhund], ohne sich des selbständigen þûsundi im Augenblick zu erinnern (?). Dagegen fehlt dem zweiten Compositionsgliede nach dem *þ* das *s*, was ebenso wohl normal wand., als Nachlässigkeit des Schreibers sein kann.)

## HILDICA.

Geisarix' Kanzler, der „Praepositus regni", ist bei Vict. Vit. II, 15 als Heldica überliefert. In der Bildung erkennt man leicht das so häufige germ. hildi- „Kampf", ahd. hiltja (hiltea, hilta), an. hildr[2] und das auch in Stilica vorhandene Suffix mit der regelmässigen schwachen Endung *-a*. Auffallend ist aber das *e* der Wurzelsilbe. Es liessen sich dazu aus andern wandil. Dialekten ebenso vereinzelte Parallelen anführen; aber das Erscheinen desselben Wortstammes in reiner Gestalt hildi-, wie es im Namen des wand. Königs

[1] Die Anordnung ist im folgenden so getroffen, dass dem Namen jedes Königs die seiner Regierungszeit zuzuschreibenden Sprachreste folgen, ohne dass hierbei die Chronologie bis ins Einzelne beobachtet werden konnte.

[2] Graff schwankt bei der Etymologie des Namens zwischen ahd. hilti- und held, helid; jedoch weist letzteres auf got. haliþ-.

Hildirix auftritt und durch beweisende Münzen zweifellos bestätigt wird, macht für die Form Heldica (vgl. im „Chron. breve“ Heldericus) eine lautliche Erklärung unnötig und schreibt sie der verderbten Überlieferung Victors zu (s. S. 18). Nach dem feststehenden Hildirix ist für die Wand. Hildica anzusetzen.

## THEUDARJ$^{\hat{U}}_{\hat{O}}$ (?).

An derselben Stelle nennt Vict. Vit. eine Teucharia, al. Theucaria, Theucharia, Themaria[1]. Wie man sieht, haben alle Varianten das reine *th*, und dies muss, wie noch andre Namen beweisen werden, für das Wand. festgehalten werden. Der Name ist sonst in der überlieferten Gestalt entstellt und herzustellen als Theudaria aus Theudaharia, wie im 6. Jahrhundert die Gemahlin des Königs Theudebert Teudhara, d. i. Theudahara genannt wird.

Der erste Teil, got. þiuda, zeigt noch das ältere *eu*. Dass die extreme Färbung des *e* zu *i* in den urgerm. Diphthong *eu* eindringt, ist eine in der Zeit sehr schwankende und nicht allzu alte Erscheinung. Während sie in der ulfilan. Sprache allgemein geworden, schwankt sie im gesamten got. Namenschatze während aller Perioden; grade hier wird erst die dialektische Scheidung der einzelnen Wandilierstämme ein Kriterium abgeben können. So scheint den Wand. das *eu* erhalten zu sein (wie ähnlich den Burgund., Wackernagel, kl. Schr. III, 364), worauf wir unter Theudarix und Guththeus zurückkommen.

Der zweite Compositionsteil ist das lat. Femininum zu der gewöhnlichen Latinisierung -arius, -harius für got. harjis. Zu letzterem würde für das Got. das Fem. als *harjô anzusetzen sein (wie niþjô bei Ulf. zu niþjis) und der vorliegende Name daher in reinem Got. Thiuda-harjô lauten, woraus infolge der bekannten Schwäche des *h* mit Synkope *Thiu-

[1] Vict. Vit. III, 39 ebenso ein Teucharius, den ich aber als wütenden Arianerfeind nicht zu den Wand. zähle (s. S. 9), obgleich der Aufenthalt unter diesen die Form seines Namens modificiert haben kann.

darjô entsteht. Ob dann weiter wand. Theudarjû mit extremer Färbung des ô (wie wand. -mûth aus got. -môþs und das î aus ê in wand. -rîth aus got. -rêþs und in Frônîmûth, s. nächst. Cap.) anzusetzen, das bleibt eine offene Frage.

Was die Bedeutung anlangt, so ist zu bemerken, dass got. þiuda, ahd. deot allmählich nur steigernde oder verallgemeinernde Function bekommt, ebenso got. aírmana-, ragina-, ahd. irmin-, regin-, und dass got. harjis in Namen früh die individuelle Bedeutung „Krieger, Held“ annimmt.

## DAGILA.

Bei Vict. Vit. III, 33 erscheint der Name Dagila, und Halm citiert seinen Träger im Index als eine „matrona nobilis“. Auffallend wäre dabei die Endung *a* statt des zu erwartenden got. ô (wand. û?); wenn man jedoch die Nachlässigkeit in Victors Stil und Redeweise bedenkt, so dürfte vielmehr aus citierter Stelle Dagila als guter Name eines wand. Mannes hervorgehen. Dieselbe lautet: „Tunc igitur et quaedam uxor cujusdam cellaritae regis, nomine Dagila, quae . . . . . .“; Dagila ist nicht eine „matrona“, sondern der „cellarita regis“; dass der Eigenname ohne Gen.-Endung steht, ist in allen diesen späten Quellen weder auffallend noch selten und speciell für Victors Stil eine Kleinigkeit. Der Name gewährt reinen got. Lautstand. Dags „dies“ findet sich auch in Namen wie Dagalaiphus, Dagaleich, Dagarus und als Simplex im urnord. Namen DagaR (Inschrift von Einang), wahrscheinlich mit der Bedeutung „lux“, „splendor“ (Grimm, Gramm. 451. 488).

## ANDWIT.

Ein Presbyter Arianorum unter Geisarix heisst bei Vict. Vit. I, 41 Anduit. Streng got. ist zu schreiben And-wits. Der erste Teil ist in got. Composition geläufig. Das zweite Glied erscheint in schwacher Form bei Ulf. in un-wita („ἀσύνετος“) und fulla-wita („τέλειος“) und wieder-

holt in got. Namen, wie Witiza, Witericus, Sinduitus (= swinþa-wits), wand. Witarith u. ö.: wits zu got. witan oder -weitan, wie lats zu lêtan (Kluge, „nominale Stammbildungslehre der altgerm. Dialekte", Halle 1886, § 169). And- hat in der Composition die Bedeutung „contra", „versus": der Name bedeutet also etwa „schlagfertig" und könnte seinem Träger als gewandtem Verteidiger der Arianerlehre gegen die Orthodoxen später beigelegt sein. Das Wand. hat die Nom.-Endung *s*, wie öfter zu beobachten, nach Dentalen eingebüsst.

## HÛNARÎX.

Als Geisarix 477 gestorben, folgte ihm von seinen vier Kindern (Hunarix, Gintun, Theudarix und einer Tochter) der älteste Sohn Hunarix, der von 477—484 den Wandalenpurpur trug, ausserdem aber von seinem Vater nur die Härte und Grausamkeit geerbt hatte. Abnahme der wandalischen Kriegstüchtigkeit, heftigste Katholikenverfolgungen und Meuchelmord in der eignen Familie sind die Charakteristika seiner Regierung.

Die Überlieferung seines Namens ist in den Quellen eine verhältnismässig einheitliche. Der Wechsel bezieht sich im wesentlichen auf den Stammesauslaut des ersten Compositionsgliedes. Für letzteren sei an das unter Geisarix S. 59 Gesagte erinnert. Seine bei den gelehrten Autoren so häufige Vermischung mit lat. Honorius (Grimm, G. d. d. S.[1], S. 477 f.), welche besonders durch das regelmässige *ω* im Ὀνώριχος der gr. Quellen bestätigt wird (der Name des Kaisers bei Proc. d. b. Vand. 1, 1 Ὀνώριος), mag auch die ursprünglich jedenfalls reine Gestalt des Auslautes im ersten Compositionselement ins Schwanken gebracht haben (das *i* im Hun*i*rix des Vict. Vit. ist seine persönliche Eigentümlichkeit, vgl. Geis*i*ricus; Paul. Diac. hat Hun*u*ricus).

[Im ersten Bestandteil des Namens haben die Lateiner Hun- mit wenigen unwesentlichen, auf erwähnter Latinisierung beruhenden Ausnahmen („Chron. breve" — Honoricus, Fredeg. — Honericus, „collect. chronogr." — Honoricus). Aber letztere

finden nach Friedländer eine auffällige Parallele in den zwei erhaltenen Münzen, welche nach seiner Interpretation aus den Jahren 480 und 481 stammen und den Namen „Honorikus" tragen sollen. Trotzdem muss man den lat. Autoren folgen; denn einerseits ist das Herkommen der beiden Münzen nicht so gesichert, wie es Friedländer zu machen sucht (S. 18 ff.), oder das Honorikus ist selbst auf diesen eine absichtliche gekünstelte Latinisierung, welche natürlich für die vulgäre Wandalensprache nichts ausmacht; andrerseits ist gerade in diesem Falle die Autorität des Vict. Vit. unantastbar, welcher speciell des Hunarix Katholikenverfolgung beschreibt und u. a. des Königs bezügliches Edict mitteilt, immer aber Hun- giebt, welches alle Handschriften beibehalten. Und hierin stimmen mit ihm Quellen ausnahmslos überein, wie Idat., Prosp. August., Marcell. Com., Vita Fulgent., Jord., Vict. Tunn., Prosp. Vatican. u. s. w.

Für die Formen des zweiten Gliedes vgl. S. 54 f. In dem Hune-rix des Prosp. August. und dem Huni-rix des Vict. Vit. ist die wand. Endung erhalten.

Bei der Etymologie des Namens ist an die Hunnen nicht zu denken, da derartige Zusammensetzungen schon vor ihrem Erscheinen in Europa vorkommen. Im übrigen sei Müllenhoff citiert (Zs. XIII, 576): „Hun ist ohne Zweifel dasselbe mit altn. hûnn, das nicht nur catulus, ursinus bedeutet [Grimm, Gramm. II, 462], sondern auch Knabe, Bursche. Es mag dahin gestellt bleiben, ob hûnn mit *κυεῖν* (*κύος, κῦμα* die Leibesfrucht) zusammenhängt; aber die allgemeine Bedeutung von recens natus oder junger Spross hatte es gewiss und konnte daher ähnlich wie niwi in Frauennamen und wie *νεός* verwandt werden". Nach dieser Erklärung würde Geisarix seinen ältesten Sohn schon durch seine Benennung zum Thronfolger bestimmt haben.

## GINTÛN (?).

Geisarix' zweiter Sohn, der auf Veranlassung seines älteren Bruders meuchlerisch beseitigt wurde, ist in folgenden Namensformen überliefert:

Idat.: Gentoni (Dat.),

Vict. Vit.: Gentunis (Gen.; al. Gentonis, Gentonii),

Prosp. August.: Gentunis (Gen.; al. Gentonis, Genzonis),

Proc.: *Γένζων*,

Theoph.: *Γεήσωνος* (Gen.).

Es sei ohne Umschweif gestanden, dass mit dem Namen bis jetzt nichts zu beginnen ist. Die Deutungsversuche von Dietrich (S. 84), Förstemann (Namenbuch I, 468), Stark (Wien. Sitz.-Ber., Bd. 52, S. 325) enthalten blosse, zum Teil unhaltbare Vermutungen und brauchen deshalb nicht wiederholt zu werden.

Über das etwaige Verhältnis des Namens zu „Genserich“ ist oben S. 57 ff. gesprochen. Das erste *n* auch in dem vorliegenden Namen als romanische Zuthat anzusehen, verbieten seine lat. Quellen, denen eine solche in ihrem gleichmässigen Geisericus durchgängig fehlt.

Etwaiges Gento, -onis als got. schw. Ginta (das *e* der Überlieferung so incorrect wie in Victors Heldica, S. 60) herzustellen (analog Stilica, w. s.), dürfte nicht angehen, da Vict. Vit. das schw. *-a* sonst bewahrt (Dagila, Heldica). Ist vielleicht ein wand. Gintûn aus Gintahûns anzusetzen mit Synkope wie in Theudarjû (S. 61) und Abfall des *s* nach dentalem *n*?? Zum ersten Teile wäre dann etwa Dietrich (S. 84, Anm. 76), zum zweiten das oben unter Hûnarîx Gesagte zu vergleichen. Das Auftreten desselben Wortes in den Namen von Brüdern ist gut germanisch.

## THEUDARÎX.

Geisarix' jüngster Sohn heisst bei Vict. Vit. Theodoricus, al. Theodericus, Theudoricus, Teudoricus, Theodricus, bei Proc. *Θεόδωρος* (vgl. Papencordt S. 430, 6). Der bekannte und berühmte Name der Heldensage ist also auch bei den Wand. vorhanden. Nach unseren bisherigen Untersuchungen wäre als wand. Theudarîx anzusetzen: der Diphthong wie in Theudarjû (S. 61) und in den Varianten Theudoricus, Teudoricus bei Vict.; das *eo* in den überlieferten

Bildungen kann bewusster Annäherung des Namens an gr. *Θεο-δωρ-* entstammen, wie sie den gelehrten Autoren Vict. und Proc. wohl zuzutrauen ist und durch des letzteren *Θεόδωρος* bewiesen zu werden scheint (der Ostgote heisst bei den Griechen immer *Θευδέριχος*); aus dem „gewaltigen Herrscher" eine „Gottesgabe" zu machen, ist für theologische Kreise während der damaligen Zeit dogmatischer Aufregung leicht denkbar. Solche etymologische Schwankungen haben auch den ursprünglich bei den Wand. rein erhaltenen Stammesauslaut des ersten Compositionsgliedes entstellt (s. S. 59. 63), und vulgär-wandalisch ist Theudarîx herzustellen. Über die Function des ersten Gliedes s. S. 62, über das zweite S. 54.

SWÊSAON (?).

Den Söhnen Geisarix' (der Name seiner Tochter ist nicht überliefert) mag sich ein weiterer Verwandter anschliessen, ein „cognatus Geisirici", dessen Namen Vict. Vit. I, 35 im Dat. als Sersaoni, al. Sesaoni mitteilt. Eine völlig dunkle Bildung, die, wenn sie nicht überhaupt unwandalisch, vermutlich bei Vict. wieder entstellt ist. Darf überhaupt Conjectur oder Deutung gewagt werden, dann möchte der Name nach der zweiten Lesart allenfalls herzustellen sein als got. Swês-auns. Der Ausfall des *w* nach anlautendem *s* ist in den Quellen nicht vereinzelt, man vgl. z. B. in den westgotischen Concilien-Acten von 652 den Sindigis = Swinthagis, von 675 den Sinduitus = Swinthawits (Bezzenberger, „*a*-Reihe"), womit nicht bewiesen, ob in dem vorliegenden wand. Namen Schreibfehler oder Dialekt gewirkt hat. Der erste Teil wäre danach das got. swês swêsis „eigen". Der zweite Teil ist sonst nur als erstes Compositionsglied in Namen bekannt (z. B. Aunegildis, Aunemundus, Auno, Aunulfus). Das *ao* im vorliegenden Namen (auch sonst mitunter, z. B. in Aonulphus; Dietrich S. 50) könnte möglicherweise die reguläre wand. Entwickelung des alten got. *au* sein; ganz analog findet sich *ao* als vereinzelte Vorstufe der ahd. Monophthongierung *ô*, wie (das bei den Wand. übliche) *ei* als die des *ê*. Hraos (S. 47) könnte einen weiteren Beleg

liefern; sonst ist zu bedauern, dass für das Wand. der Diphthong zufällig in keinem Namen weiter erhalten. Die Bedeutung von aun- soll nach Grimm (Zs. III, 145, wo die trefflichen Zusammenstellungen über aun, eán, ôn zu vgl.) „vis“, „robur“ sein (vgl. weiter Wackernagel, kl. Schr. III, 393), und der Name Swêsaon (mit wand. Abfall des Nom.-*s* nach dentalem *n*) könnte danach sehr wohl dem Selbstbewusstsein eines germanischen Mannes entsprechen. (?)

### GAMÛTH.

Unter Hunarix wird der Bruder des oben behandelten Hildica erwähnt: Vict. Vit. II, 15 nennt ihn Gamuth (al. Camut, Canuit). Der Name weist auf got. Ga-môþs. Wiederum Einbusse des auslautenden *s* nach *þ*. Und dann die beachtenswerte Erscheinung, dass das *ô* zu *û* gefärbt, analog der Färbung *ê* zu *î*, wie schon bei Ulf., wenn auch vereinzelter als die letztere (vgl. in der Urkunde von Arezzo neben einander Ala-m*u*d und Ala-m*o*da); hier hat also die Färbung des altar. und westar. *â* nach der dunklen Seite hin das Extrem erreicht: gr. *Προ-μάθ-εύς* — got. m*ô*þs — wand. m*û*th.

Hat die Partikel *ga-* die Grundbedeutung des Zusammens, der Vereinigung und das germ. môda- die der „starken Seelenstimmung, heftigen Erregung“, dann überhaupt „Sinn, Geist, Gemüt, Mut“, — man könnte in Gamûth eine Bezeichnung vor sich haben, welche von dem charakteristischen westgerm. „Einhart“ (Scherer, „Vorträge und Aufsätze“, S. 12) nicht allzu weit entfernt läge.

### GABADUS.

Wie Hildica unter Geisarix, so ist Gabadus unter Hunarix „Praepositus regni“, dessen Namen wieder nur Vict. Vit. II, 43. 44 giebt: Obadus, al. Cubadus. In demselben ist der erste Teil ebenso entstellt, als der zweite reines Gotisch gewährt: badus, der regelrechte got. Nom. zu badw- „pugna“ (wie skadus zu skadw-eins); die Epenthese baud- (Grimm,

KZ. I, 437; Scherer, z. G. d. d. S.², 74; J. Schmidt, „Vocalismus“, II, 472 ff.; Möller, KZ. XXIV, 427 ff.) ist also noch nicht allgemein geworden; ebenso hat der vorletzte Ostgotenkönig den Zunamen Baduila (Jord. 50, 19. 29), d. i. Badw-ila ohne Epenthese; bei Cass. ein Ostgote Marabadus comes (doch schon die Variante Marabaudus); und für das Wand. werden wir ausserdem finden Marivadus, d. i. Mari-badus, aber auch das vollere Simplex Baudus (vgl. S. 70. 76). Das *b* in O-badus ist nicht phonetisch als *v* geschrieben (s. S. 70) und beweist um so mehr die Richtigkeit unserer Wortteilung und Ableitung.

Mit dem ersten Teile ist in der überlieferten Gestalt nichts anzufangen; aus der zweiten Lesart stelle ich Cabadus, d. i. Gabadus her, und der Name bedeutet „Kampfgenosse“; über die häufige Vergröberung des *g* zu *c* in wandil. Namen vgl. Dietrich S. 73; man wird den Lautwert des got. *g* ganz nach dem des lat. bemessen können, denn der genannte Wechsel ist überhaupt im Lat. nicht selten (vgl. bei Seelmann S. 342 f. die inschriftlichen Belege); dass es sich für die spätere Zeit weniger um lautliche Gründe als um nachlässige Schreibung handelt, zeigten z. B. auch oben die Varianten Camut, Canuit zu Gamuth.

## WITARÎTH.

Ein Notarius Hunirici heisst bei Vict. Vit. II, 3. 41: Vitarit. Streng got. wäre zu schreiben Wita-rêþs. Den ersten Teil fanden wir schon oben in Andwit (S. 62), welches zu vergleichen; hier streng grammatisch der reine Stamm. Was das zweite, in Namen häufige Compositionsglied betrifft, so geht aus dem got. -rêþs (got. rêdan raírôþ „raten“, ahd. -rât, ags. -rêd, an. -rádr; Grimm, Gramm. II, 515)[1] für das

[1] Hinfällig ist die Etymologie von Wackernagel (kl. Schr. III, 394), der das -rith mit „reiten“, „bereit“ in Verbindung bringt, und die von Grimm (Zs. III, 147 ff.), wenn er durch gr. Schreibungen wie *Οπταρις* sich zur Ableitung von harjis veranlassen lässt; so nennt er auch Gramm. II, 515 unter den mit -rêds zusammengesetzten Namen keine gotischen. — Wie -rêþs erscheint als erstes Compositionsglied auch das gleichbedeutende ragin, vgl. Raginari (S. 86).

Wand. durch Abfall des auslautenden *s* und durch extreme Färbung des *ê* -rîth hervor. Erscheint dafür mitunter -rit, so wird das nur für eine Nachlässigkeit lateinischer Orthographie zu halten sein, welche zumal am Ende des Wortes leicht möglich war, sich aber auch an andern Stellen zeigt (man s. die häufige Schreibung Trasamundus u. a.); sie tritt besonders deutlich zu Tage, wenn in einer und derselben Neapeler Urkunde Uuiliarit und Wiljariþ zu lesen. Da in -rêþs, -môþs u. ä. das *þ* hinter Vocal für germ. *d* nach speciell got. Lautgesetz eingetreten ist[1], läge die Gefahr nahe, in obigen vereinzelten *t* die ersten Spuren der zweiten Verschiebung zu erblicken; das verbieten aber, abgesehen von dem sonstigen wand. Lautstand, diesmal schon die Griechen, die hier das im Auslaut gelispelte -rith in -*ρις* verschleifen (vgl. Hildiris bei Isid.), mit auffälliger Genauigkeit aber in flectierten Casus -*ριδος* u. s. w. bilden, und ausserdem speciell für unsern Fall die Varianten, welche als Acc. Uuitared und Uidaredum geben, ebenso wie bei Vict. Vit. III, 19 die Form Hildirit durch die überzeugenden Lesarten Hilderith, Hilderidum begleitet ist.[2] Über die eigenartige Vertauschung der Compositionsglieder -rîx und -rîth vgl. oben S. 55. — Also wand.: Witarîth.

## CYRILA.

Auf dem Religionsgespräch zu Carthago von 484 war der Patriarch Cyrila Führer der Arianer. Sein Name ist

[1] Dasselbe ist jedoch unbeachtet geblieben in Schreibungen wie Frigerid, Rumorid, Recared (vgl. Dietrich S. 72 f.) und auch in einigen Fällen bei Ulf. Dieselben sind von A. Kock (Zs. XXV, 226—232) zusammengestellt und behandelt, welcher darin keine orthographische Nachlässigkeit, wie Braune („got. Gramm." § 74, Anm. 1), sehen, sondern sie aus dem Accent erklären will.

[2] Die wieder von Bremer (Beitr. XI, 7, Anm. 1) gehegten Bedenken, dass in den got. Namen auf -rith, -rid, -ritus, -ridus neben got. -rêd- auch ein germ. rid- zu Grunde liegen könne, kommen für unsern vorliegenden Namen also nicht in Betracht. Ob sie sich für got. Namen überhaupt aufrecht erhalten lassen, erscheint mir zweifelhaft; doch kann erst kritisch gesondertes Material der einzelnen wandil. Mundarten hier entscheiden.

nicht ursprünglich germ.; das mit auffallender Gleichmässigkeit von den Quellen gegebene Cy- spricht dagegen. Der Name knüpft an gr. κύριος, das auch ins Got. gedrungen war, wie unser Wort „Kirche“ beweist (ahd. chirîhha — got. *kyreikô aus gr. κυριακόν, wie aíwaggêljô aus εὐαγγέλιον), wenn auch sonst Ulf. das gr. κύριος durch frauja wiedergiebt. Die Deminutivendung -ila (Greg. Tur., Fredeg. -ola) vollzog die Gotisierung.[1] Der Name ist nicht vereinzelt, Cyrila heisst auch ein Gotenherzog von 458.

## MARIVADUS.

Marivadus ist der Name eines weiteren arianischen Zeugen der carthagischen Synode, der zweimal überliefert: einmal in der „Anonymi declaratio quorundam locorum de Trinitate contra Varimadum arianae sectae diaconum“ (nach „Bibl. max. patrum“, t. VII, p. 8), die dem Vigilius von Thapsus fälschlich zugeschrieben wurde (vgl. S. 17); und sodann bei Vict. Vit. I, 48 als Marivadus. Man hat treffend beide Personen, den Varimadus und den Marivadus, identificiert und den ersteren Namen erklärt aus einer Metathesis von *m* und *v* im ursprünglichen Marivadus; denn letzterer war als eifriger Arianer am Hofe Hunarix' sehr beliebt und deshalb ein offener Angriff auf ihn gefährlich: so wählte denn sein orthodoxer Gegner dieses Versteckspiel.

Marivadus ist Mari-badus; das zweite Compositionsglied dasselbe wie im Gabadus, w. s. S. 67. Bekannt ist für got. Namen bei den Lateinern die phonetische Schreibung *v*[2] statt *b* im Inlaut zwischen Vocalen (ähnlich im An. in „gefa“), während *b* im Anlaut constant ist, woraus folgt, dass die germ. tönende Spirans β sich noch im Got. inlautend zwischen Vocalen erhalten, anlautend zum tönenden Verschlusslaut verschoben hat. Es liegt demnach in Marivadus eine phone-

[1] Derartige Gotisierungen fremder Worte sind nicht vereinzelt, vgl. z. B. bei Ulf., Matth. VIII, 16. 28, Luc. VIII, 36 u. ö. daimonareis für gr. δαιμονιζόμενος.

[2] Die Schreibung *v* behalten wir hier bei zum Unterschied von dem Halbvocal *w*.

tische Schreibung vor, welche in Ga-badus der etymologischen gewichen ist. Dass die erstere im wand. Marivadus üblich war, wird durch die buchstäbliche, mechanische Umstellung in Varimadus bewiesen und hat seinen Grund in dem den Germanen zu allen Zeiten geläufig gewesenen Namen, bei welchem das Gefühl einer Composition längst abgeschwächt war (vgl. Marbod bei Tac.; Merobaudes bei Idat.; Meribaudus bei Ennod.; Marabadus, Marabaudus bei Cass.; Merobaudes bei Amm. Marcell. u. s. w. u. s. w.). Die westgotische Schreibung Reci-verga zeigt dieselbe Erscheinung.

Für den ersten Teil des Namens ist an got. *mar „Meer“ (s. S. 49) anzuknüpfen, welch letzteres in gleicher Form bei Ulf. in mari-saiws erhalten ist; das spätere Auftreten desselben Namens im Fränk. als Merobaudes mit Umlaut bestätigt diese Ableitung.

Marivadus ist also der „Seekämpfer“, „Seeheld“.

## „FRÔJA ARMÊS.“

Einer echten Schrift des Vigilius entstammt jener Sprachbrocken, der, so gering er ist, sorgfältigste Beachtung verdient: das S. 18 citierte „Sihora armen“, über dessen Herkunft und Datierung ebenda zu vgl. Ich gebe hier die ausführliche Stelle wieder aus dem massgebenden Aufsatze Holtzmanns (Germ. II, 448), welchen Förstemann (Sprachstamm II, 186) nicht kennt: „In den älteren Ausgaben der Werke Augustins wird in der epistola 178 [vgl. dazu S. 18] eine barbarische Formel Sihora armen angeführt und mit domine miserere übersetzt. Die Benedictiner, die zuerst kritisch verfuhren, bemerken in der Note, dass die barbarischen Worte in den Handschriften ganz anders lauten, nämlich Shroia armen, Kuroia armes und Fhrota armes[1]. Danach ist nicht zu bezweifeln, dass Frôja armês hergestellt werden muss. Dies ist vollkommen richtiges Gotisch, wobei

[1] Ich finde bei Migne, „patrol. lat.“ 33, col. 1162, Anm.: „Ms. Arnulf.: Shroia armen; Corb. vero: Kuroia armês; habetque ascriptum in margine: Kuroia eleimen. Denique vetus cod. Ms., quem vidit Nicolaus Rigaltius, praefert Fhroti armes“.

lehrreich ist, dass *ô* für *au* und *ê* für *ai* steht; denn bei Ulf. wären die Worte frauja armais geschrieben. Der Conj. armais statt des Imper. armai ist ganz in der Ordnung und findet sich ebenso bei Ulfilas."

Danach steht die wand. Herstellung „frôja armês" statt got. „frauja armais" fest. Über weitere grammatische Deutung und Folgerung im nächsten Cap.

## GUNTHAMUND.

Entsprechend dem die Senioratserbfolge bestimmenden Gesetz Geisarix' wurde Gunthamund, Sohn Gintuns, Hunarix' Nachfolger (484–496). Unter seiner Regierung verminderten maurische Einfälle und Annexionen, sowie 491 die Abtretung Siciliens an Theodorich d. Gr. den wand. Landbesitz.

Unter den Quellen, welche uns seinen Namen geben, sind zwei von entscheidender Wichtigkeit, einmal der Dichter Dracontius, welcher seine „Satisfactio" (s. S. 20) aus dem Kerker „ad Gunthamundum Guandalorum regem" richtete, und dann eine Reihe Münzen des Königs. Beide ergeben Gunthamund als die rein wand. Form, wie sie mit den bisher gefundenen wand. Lautgesetzen völlig im Einklang steht: gunþa- „pugna" (wie schon in Guntharîx, w. s. S. 54) und mund „tutela" (vgl. ahd. mhd. munt „Schutz, Hand"; ebenso ags. mund; an. mund „Hand"; langob. mund, st. Fem., „Schutz") mit der gewöhnlichen Einbusse des *s* nach *d*.

Dem Dracont. schliessen sich Jord. und Vict. Tunn. an mit Gunthamundus, das auch bei Prosp. August. für das verderbte Guntamundus herzustellen; von den Griechen hat Proc. *Γουνδαμοῦνδος* und Theoph. *Γουδαβοῦν*.

Die Münzen geben 1) Gunthamund, 2) Gunthamund oder Gunthamundu, 3) Gun . . . . ., 4) Cundanund (zweifelhaft), 5) Guntha . ., 6) Guntha . ., 7) . . utha, 8) Cuntha, 9) Guntha.

## ANSILA.

In derselben „Satisfactio" des Dracont. lauten V. 213 und 214:

„Contulit absenti terrae pelagique triumphos,
„Ansila testatur, Maurus ubique jacet“.

Der hier gegebene Name Ansila macht Schwierigkeiten, da er sonst bei den kriegerischen Erfolgen Gunthamunds nicht genannt wird. Bei sonstigem Erscheinen des Namens in wandil. Dialekten erklärt er sich meist als Schreibfehler für Ausila. Doch geben für unseren Fall alle Codices übereinstimmend Ansila, weshalb alle Conjecturen in Ausila, Attila, Amsaga, Antala willkürliche sind. (Vgl. Migne, „patrol. lat.“ 33, col. 651 f. und Dahn, „Könige“ I, 160, 1.) Ist Ansila die richtige Form eines wand. Personennamens, so würde die Anknüpfung an die Ansis des Jord.[1] (got. anseis, an. æsir, ags. ês) am nächsten liegen und hier für die ursprüngliche Stammesgemeinschaft der Got. und Wand. auch ein mythologischer Beweis vorhanden sein.

## GÔDAGIS.

Godagis (Vict. Vit. II, 14) ist ein Bruder Gunthamunds. Für seinen Namen[2] kann ganz auf Godagisl (S. 51 f.) verwiesen werden. Das zweite Compositionsglied zeigt hier seine schwache und unabgeleitete Form.

## GEILARÎTH.

Ein weiterer Bruder Gunthamunds und Vater des letzten Hasdinges Geilamir ist bei Proc. I, 350, 10 überliefert im Gen. als *Γιλάριδος* (al. *Γειλάριδος, Γελιλάριδος*). Der erste Teil enthält ein *ι*, für welches im Wand. der Diphthong *ei* (vgl. die erste Variante) ebenso einzusetzen ist wie im Namen Geilamirs, unter welchem wir ausführlich auf Form und Function des Compositionsgliedes zurückkommen. Ob wand.

[1] Jord. 76, 13: „Proceres suos .... non puros homines, sed semideos, id est Ansis vocaverunt.“

[2] Ebenso ein langob. Godegis. Jedoch nicht zu identificieren mit dem urnord. GodagaR (Inschrift von Valfsjord), dessen Bildung (altn. *Gôþagr) vielmehr dieselbe ist wie in heilagr, got. hailags (zu hails).

Geilarîth oder Geilarîx herzustellen, lässt sich aus der einen gr. Quelle nicht entscheiden; vgl. unter „Witarîth" S. 68 f. und unter „Guntharîx" S. 54 f.

## THRASAMUND.

Der nächste Hasdingenkönig ist Thrasamund, der Bruder des vorigen, 496—523. „Dieser Fürst, dessen Schönheit, Geist und Bildung gepriesen werden, hob noch einmal das Reich Geisarix' zu einigem Glanze durch enge Verbindung mit dem schimmervollen italischen Gotenstaate unter Theodorich d. Gr.", seinem Schwager. Freilich konnte dies zunehmende Verluste durch die Mauren nicht hindern.

Unter den Schreibarten der zahlreichen Quellen, welche von ihm erzählen, lässt sich eine bestimmte chronologische Entwickelung nicht aufstellen. Die ersten Autoren, welche wir in unserem vorigen Capitel anführten, geben auch ebenso viele verschiedene Gestalten des Namens: Trasimundus, Transamund, Thrasamundus, Transmundus, Trasamundus; und dieser bunte Wechsel findet sich die ganze Reihe der Historiker hindurch. Die Entscheidung gewähren auch hier die erhaltenen Münzen, welche Thrasamunds geben (Friedländer S. 7). Gleichfalls authentisch und mit dem Münzenergebnis übereinstimmend ist eine akrostichische Inschrift, welche auf den von Thrasamund erbauten und von wand. Dichtern besungenen Bädern zu Aliana stand; sie ist wiedergegeben in der Anthol. lat. (ed. Meyer Nr. 892, ed. Riese Nr. 214, s. S. 22) und besteht aus zwölf Hexametern, deren Anfangsbuchstaben den Namen Thrasamundus ergeben. Endlich bezeugen dieselbe Form die gleichzeitigen Poeten Flav. Felix und Florentin., sowie Jord. Somit kann kein Zweifel sein an der got., resp. wand. Form des Namens, welcher auch sonst im wandil. Namenschatze vorkommt.

Das erste Compositionsglied erscheint auch bei Ulf. in þrasa-balþei und bedeutet „Streit" (Grimm, Gramm. II, 479; Kremer, Beitr. VIII, 430), wie es auch vorliegt in Thrasaricus, Thrasimirus. Die Schreibungen ohne *h* sind rein orthographische, wie sie besonders im Auslaut häufig sind (vgl.

S. 69). Über die ungotische Einschiebung des *n* vor *s*, wie wir sie für Thrasamund bei dem Verfasser der römischen Hilarius-Handschrift, bei Cass., bei dem Autor des „chron. breve", bei Paul. Diac. fanden, ist schon oben S. 58 f. ausführlich gesprochen, worauf nur zu verweisen.

Der zweite Teil des vorliegenden Namens erschien schon in Gunthamund, w. s. (S. 72). Das auslautende *s* der Münzen Thrasamunds (s. o.) für erhaltenes got. Nom.-*s* anzusehen, würde allen sonstigen wand. Belegen widersprechen; dasselbe ist gewiss nur als Abkürzung der lat. Endung *-us* zu betrachten, um so eher als den Namen auf den Münzen ein lat. „D. N. R." (dominus noster rex) vorhergeht; anders erscheint der Rest solcher Latinisierung auf einer Münze des vorigen Königs als Gunthamundu.

## PINTA.

In der Vita Fulgentii (S. 25), einer durchaus authentischen Quelle, findet sich S. 237 der Name Pinta eines arianischen Bischofes und Beraters Thrasamunds, der eine Streitschrift gegen die Orthodoxen verfasste und in Fulgentius seinen Gegner fand.

Mit dem Namen ist nichts anzufangen. Ist das *p* got., so wird er bedenklich, da anlautendes *p* im Got. fast ganz fehlt, so oft es vorkommt, auf Entlehnung, meist allerdings schon urgermanische, weist; wäre das *p* etwa hochdeutsche Verschiebung, bliebe die Ableitung ebenso dunkel. Die Autorität der Quelle verbietet vage Conjecturen; sonst könnte man an den thracischen Goten Plintha denken (Dietrich S. 81) oder an einen römischen Consul Plinta vom Jahre 419 oder an den ags. Pinda (Liber vitae 11, 2, für welchen jedoch Sweet Piuda liest).

## FRIDAMAL.

Wir kommen an die vereinzelten Namen, welche S. 21 f. sich aus den in der Anthol. lat. erhaltenen lat. Gedichten wandalischer Poeten ergaben, besonders aus den Versen des Luxorius.

So aus ep. 315. 316 der vornehme Wand., dessen Garten gerühmt wird: Fridamal.

Der Name ist die Umstellung des got. Amalafridus (so auch bei den Wand. bekannt: Thrasamunds Gemahlin war die Ostgotin Amalafrida). Vgl. über frid-, got. friþu-, oben S. 52. Der zweite Teil des Namens erscheint in derselben Gestalt Amal als Name des vierten Amalers bei Jord. 76, 17. 18 und bedeutet „strenuus, industrius, infatigabilis“: got. amals, wand. amal mit Abfall des *s* nach dentalem *l*.

## BAUDUS.

Im ep. 318 „in podagrum venationi studentem“ lauten V. 4 und 5:

„Esse inter juvenes cupit, vocari
„Baudus, dum misero gemat dolore
„Et nil praevaleat.“

Im Namen (Beinamen?) Baudus liegt wieder das in Gabadus und Marivadus bereits erschienene got. badw-vor, dessen Bedeutung gleichzeitig durch den ironischen Inhalt dieser Verse veranschaulicht wird. Im Gegensatz zu Ga-badus und Mari-vadus ist die Epenthese hier bereits vollzogen; vgl. S. 67. Sie erscheint als eine Steigerung, welche eine Folge des Accentes, des vollen Hochtones ist, wie er in dem Simplex Badus — Baudus herrschte; dagegen unterblieb sie in den Compositis Gabadus, Marivadus, wo die Silbe nur einen zweiten Hauptton trug und damit an Selbständigkeit eingebüsst hatte.

## BLÛMARÎTH.

Aus ep. 337, 2 der Name Blumarit mit gewohnter orthographischer Nachlässigkeit für rein wand. Blûmarîth, wo gleichzeitig beide extreme Vocalfärbungen zu beobachten. Blûma ist got. blôma („Lilie, Blume“, Matth. VI, 28), -rîth das bekannte got. -rêþs. Der erstere Teil des Namens dürfte in übertragenem Sinne auf Jugend, Jugendkraft deuten.

## HÔHAGEIS.[1]

Es folgt in ep. 343 der Gen. Eugeti (al. Euangeli). Es liegt nahe, darin den Bruder des Hohamir zu sehen, den Vetter des Königs Hildirix, der 533 unter Geilamir seinen Tod fand, und den Proc. I, 351, 7. 383, 15 *Εὐαγένης*, Theoph. p. 289 *Εὐαγέτης* (al. *Εὐαγένης*) nennt. Von diesen gewiss ungermanischen Umbildungen des Namens[2] wäre für das Wand. abzusehen, wenn seine von Meermann (in Meyers Anthol. lat. zu ep. 343) und von Dahn („Könige", I, 166, 1) aufgestellte Identität mit dem Oageis bei Luxor. ep. 356. 376 begründet ist. Die Frage wird schwer zu entscheiden sein. Vielleicht ist die genannte These aus den Principien germanischer Namengebung, auf welche wir am Schluss kurz eingehen werden, zu stützen. Der Bruder des angeblichen Euages ist der S. 79 behandelte Oamer, d. i. Hôhamîr. Stellt man dem entsprechend den Oageis des Luxor. (mit bekanntem Ausfall des *h*) als Hôhageis her, dann könnte die Bruderschaft des Hohamir und Hohageis (al. Euages) durch das Auftreten desselben Bildungsgliedes in ihren Namen, wie solches in germ. Namen häufig, ja erwünscht war, bestätigt werden.

Danach wand. Hôhageis, got. Hôha-gais; hôha „Pflug" bei Ulf. Luc. IX. 62; das zweite Compositionsglied liegt dann hier als solches auch in seiner „starken" Form vor gegenüber dem -gis in Gôda-gis, wie ebenso in andern wandil. Namen (vgl. Radagais, Ariogais, Laniogais. Merogais; vgl. S. 52).

## FRIDUS.

Ep. 382 findet sich ein Fridus (wie in der Urkunde von Neapel ein Sunie-fridus): eine masc. Bildung vom Stamme got. friþu (s. S. 53. 76), auch hier mit der tönenden Spirans

[1] Vgl. die Anm. [1] auf S. 94.

[2] Durch Graecisierung (schon Grimm, G. d. d. S.[1], 478 erinnert an gr. *Εὐάγης*) oder sonstigen fremden Einfluss (ein Euax rex Arabum bei Dracont. p. 52).

*d.* Die Endung *-us* ist die got.-wand., das beweist zu dem lat. Gen. Fridi die gewiss got. Variante Fridus, wie schon bei Ulf. wiederholt *u* im Gen. Sing. und den andern *au*-Casus (Leo Meyer, „die gotische Sprache", 574).

### WANDALARÎX,

ep. 1112, 1, Ehrentitel für König Hildirix, s. S. 39. 54.

### ETEMUND.

Schliesslich die beiden Dichter, deren Namen nach Meyer und Massmann wand. sein sollen, die Verfasser der Epigr. 545—547: Etemund und Tuccianus (vgl. S. 22).

In Etemund (Massmann sagt Etesmund) ist das zweite Glied geläufig, das erste könnte erinnern an den ersten Teil von Eterpamara, al. Ethespamera bei Jord. 65, 4, ohne dass für seine Deutung sonst etwas beizubringen wäre.

Wenn aber Meyer (Anthol. lat. XXXIII) von Tuccianus sagt: „Hunc natione Wandalum fuisse ex nomine conicio", dann bedaure ich das nicht auch zu können; vielmehr wird Tuccianus nichts anderes heissen als „ein Einwohner von Tucca", wenn hier auch das ablautende *i* auffiele; Tucca, *Τοῦκκα* ist ein mehrmals vorkommender Städtename in Afrika: 1. in Mauritania Caesariensis, 2. in Numidien, 3. in Byzacena; aus letzterem mag unser Versemacher stammen. Sollte die Variante Lucanus berechtigt sein, dann ist der Name ebenso wenig wand. und über ihn Riese (Anthol. lat. I, p. XXVIII, Anm.) zu sehen.

### HILDIRÎX.

Erst auf Thrasamund folgte Hunarix' Sohn Hildirix, welchen dieser durch Mord und Beseitigung älterer Familienglieder zu seinem unmittelbaren Nachfolger zu machen vergebens versucht hatte. Er regierte 523—530 und schien mit allen Traditionen seines Geschlechtes brechen zu wollen. Teils aus Ohnmacht, teils durch Einfluss seiner Mutter Eudokia begünstigte er die Orthodoxen, beschleunigte den Sturz des

Reiches durch Bruch mit den Ostgoten und Annäherung an Byzanz, „konnte von Krieg nicht einmal reden hören“ und fand endlich sein trostloses Ende durch Geilamir, den Führer der nationalen Gegenpartei.

Die Bildung seines Namens liegt auf der Hand als got. Hildi-reiks. Die wand. Form ist auch hier durch Münzen erhalten (Friedländer, S. 29 f.). Dieselben geben Hildirix, Hilderix und zeigen ein Schwanken in der Erhaltung des Stammesauslautes, welches das palatale *i* naturgemäss eher ergriff als das im Wand. erhaltene *a*. Ebenso bei Vict. Vit. III, 19 Hild*i*rit, bei Coripp. Hild*i*mer, bei den andern Autoren Hild*e*ricus, *Ἰλδέριχος,* wenn nicht gar völliger Ausfall des *e* eintritt, wie bei Luxor. vielleicht aus metrischen Gründen. Der Name beweist den ursprünglichen *i*-Stamm (ahd. hiltja, vgl. S. 60). *I*lderich bei Jord. (jedoch mit den Lesarten *H*ilderich, *H*ilderic, *H*ildericus), *Ἰλδέριχος* bei Proc. und Theoph. (bei Malalas entstellt *Γιλδερίχος*) geben Belege für die Schwäche des got. *h*-Lautes, der *Ch*ildericus bei Greg. Tur., Fredeg. und in der „Collect. chronogr.“ für die verhältnismässige Stärke des fränk.

Was das zweite Compositionsglied betrifft, so ist über seine wand. Form unter Guntharîx (S. 54 ff.) ausführlich gehandelt, wie sie durch Prosp. August. und besonders die Münzen unanfechtbar gewährt wird; -rîx ist lat. Orthographie für got. -reiks, und an das celt. -rix ist dabei unmittelbar nicht zu denken. Ebenda vgl. über den Auslaut des Hilderic bei Vict. Tunn. und des Ilderich bei Jord., sowie über den häufigen Wechsel von -rîx und -rîth (Vict. Vit. — Hildirit, Isid. — Hildiris, wozu S. 69). Die Bildung Hildimer bei Coripp. würde in ihrer Function mit dem bald zu erwähnenden Gunthimer zusammenfallen.

## HÔHAMÎR.[1]

Der Vetter des Hildirix und Bruder des Hôhageis (? s. o. S. 77), welcher an Stelle des weichlichen Königs

[1] Vgl. die Anm. [1] auf S. 91.

die wand. Kriegsführerschaft vertrat und daher der „Achilleus der Wandalen“ heisst, später unter Geilamir gefangen wurde, heisst bei Proc. Ὀάμερ, bei Vict. Tunn. Oamer (al. Oamerdigus) und bei Theoph. Ἄμερ (zweimal, zur ersten Stelle die Variante Ἀμεργοῦς).

Der Spiritus asper des Proc. unterstützt die Ableitung von got. hôha „Pflug“ (s. o. S. 77). Dietrich (S. 64) ging bei seiner Etymologie des Namens von der Variante bei Vict. Tunn. aus, nahm deshalb an, dass bei den Griechen ein Endconsonant abgefallen sei, und erklärte den Namen als „Pfluglöhner“ aus got. hôha und mizdô, also = got. *Hôhamizdeigs. So geistreich diese Ableitung auch ausserhalb ihres dialektischen Rahmens erscheinen mag, so wenig thatsächlichen Bestand hat sie innerhalb desselben. Zunächst ist Dietrichs Ausgangspunkt eben nur die Variante bei Vict. Tunn. zu seinem sonst völlig mit Proc. übereinstimmenden Oamer; aber Dietrichs Ansicht von der sicheren Zuverlässigkeit des Vict. Tunn. ist während unserer Untersuchung schon öfter ins Schwanken gekommen; und wie die Variante Oamerdigus bei Vict. Tunn. könnte die Variante Ἀμεργοῦς bei Theoph. die gleiche Berechtigung haben. Ferner giebt die angebliche Verschiebung des got. mizdô zu merd- zwar Dietrich eine neue Stütze für den von ihm wiederholt behaupteten weiten hochdeutschen Fortschritt des wand. Lautstandes; ein solcher ist aber absolut nicht in der Ausdehnung vorhanden, wie Dietrich will, und dem angeblichen merd- aus mizdô steht der geläufige Name der Hasdinge (Hazdiggôs) ohne alle Spur einer begonnenen Verschiebung gegenüber, von Geisarix u. v. a. ganz zu schweigen. Endlich dürfte die Verschiebung merd- auch nicht übereinstimmen mit der sonstigen westgerm. Entwickelung des germ. *mizdhâ-, wo das *ê* in mêda, mêta vermutlich durch Ersatzdehnung entstanden nach Ausfall des *z* (allerdings im Ags. neben mêd meord belegt). Demnach erscheint Dietrichs Etymologie und der Beleg für eine frühe Wandelung des alten *z* in *r* hinfällig, und es wird für den zweiten Teil des Namens einfach an -mer, got. -mêrs, wand. -mîr festzuhalten sein: Proc. giebt stets -μερ dafür, so auch hier, und Vict. Tunn. hat auch sonst keine extreme Färbung

des *ê* zu *î*, wie Geilimer und Gunthimer bei ihm erweisen. Auch hier, wie Vict. zeigt, Ausfall des Nom.-*s* nach dentalem *r*.

Also got. Hôhamêrs, wand. Hôhamîr „der Pflugberühmte"; und die beiden Brüder Hôhageis und Hôhamîr zeigen in ihrer Namenbildung eine Verwandtschaft, wie ebenso Geilarîth und Geilamîr.

GEILAMÎR.

Geilamir, Sohn von Geilarith, Neffe von Gunthamund und Thrasamund, entriss im Jahre 530 dem kraftlosen Hildirix das Hasdingenscepter, konnte aber, wenn auch persönlich noch einmal ein wahrer wand. Heldencharakter, den Niedergang des durch die stete Zwietracht zwischen Nationalen und Römerfreunden schon zerfressenen und jetzt in Üppigkeit aufgehenden Reiches nicht hemmen. Justinian trat als Bundesgenosse des gefangenen Hildirix auf, und 533 fiel Carthago in die Hände Belisars; die grosse Schlacht bei Trikameron im gleichen Jahre und 534 die Gefangennahme des Geilamir, den die Überlieferung in seiner letzten Zeit mit einer eigenartigen Tragik gezeichnet, brachten dem gewaltigen Hasdingenreiche seinen Untergang, dessen erster Keim wohl in Geisarix' Erbfolgegesetz wurzelt, und der in dem Ende des Ostgotenreiches eine eigentümliche Parallele findet.

An der echt wand. Form seines Namens kann kein Zweifel sein wegen des Vorhandenseins authentischer Münzen, welche Geilamir geben: wiederum *ei* für got. *ai*, der Stammesauslaut *a* rein erhalten, in -mîr die durchgeführte Färbung aus *ê* und Wirkung des consonantischen Auslautgesetzes nach Dental: für got. Gailamêrs. Genau dieselbe reine Form Geilamir giebt auch der zuverlässige Coripp. Die älteste Quelle für den Namen, die augustanische Bearbeitung Prospers, giebt gleichfalls Geilamer, und den Diphthong hat auch der Geilimer des Vict. Tunn.[1] Ausser diesen aber haben die Quellen

[1] Dahn („Urgeschichte" I, 223) erwähnt eine kürzlich bei Triest gefundene Schale Geilamirs mit Umschrift; dieselbe ist mir unbekannt geblieben; sollte sie in der etwaigen Namensform abweichen, so würde sie gegenüber den Ausschlag gebenden Münzen doch ohne Belang sein.

alle ein eigentümliches Gelimer oder ähnliche Formen: so schon Marcell. — Gelimer, desgl. Jord., Marius Avent. u. a., und wenn in dem gleichmässigen Γελίμερ der Griechen (Lyd., Proc., Malal., Menand., Theoph.) das erste ε gleichen Ursprung hat wie das zweite, so weisen auch sie auf Gêlimêr; Greg. Tur., Paul. Diac. u. a. haben noch weitere Entstellungen.

Der erste Teil des Namens, der sich auch in dem von Geilamirs Vater Geilarîth findet, ist abzuleiten von einem Adj. got. *gails (wovon gailjan „erfreuen" 2. Cor. II, 2, wie von hails hailjan), ahd. mhd. geil, ags. gâl, „von wilder Kraft", so dass Geilarîth, Geilamîr ebenso correcte Ableitungen wie Witarîth u. a.; und es ist nicht einzusehen, weshalb Grimm (G. d. d. S.[1] 478) „in der ersten Silbe got. ê annimmt, um auf ahd. keil, ags. gâl zu gelangen". Das Wort findet sich auch sonst in Namen, z. B. bei den Westgoten in Geila und Gailesuintha. Auffallend ist aber das erwähnte frühe Auftreten der Form Gelimer. Dietrichs Auskunftsmittel für dieselbe, dass die Griechen den ursprünglichen Diphthong nach ihrer Art mit ε wiedergegeben hätten und von ihnen dann die Entstellung auch auf die Lateiner ziemlich allgemein übergegangen wäre, wird dadurch hinfällig, dass Gelimer schon vor Lyd. und Proc. (übrigens bei letzterem in einer Variante ει) sich bei Marcell. und Jord. findet. Es wird zu diesen über den Umweg anderer Dialekte gelangt sein (vgl. zu Jord. S. 5) und ist jedenfalls unwandalisch, so dass der „Gelimer" aus unseren geschichtlichen Darstellungen ebenso zu entfernen ist wie der „Genserich", welche beide mit gleicher Hartnäckigkeit bisher festgehalten wurden.

## AMATA.

Für den tapferen Bruder Geilamirs, der in der Schlacht bei Decimum seinen Heldentod fand, wird die Namendeutung durch seine ausschliesslich griech. Überlieferung erschwert: Proc. hat Ἀμμάτας (einmal mit der Lesart Ἀμάτας) und Theoph. hat Ἀματᾶς. Grimm denkt an einen ahd. Anthad (wie Θευδάτος zu Thiudahaþus), Zeuss erinnert an einen Franken Ommatius, und Förstemann stellt Namen dazu wie Amizo,

Amaza, Amathildis, Amatlaicus und knüpft an ags. emeta „quies".

Der Name scheint unser „emsig": mhd. emȥec, emȥic, ahd. emaȥȥig, emiȥȥig ist Ableitung mittels des Suffixes *-ig* aus ahd. emiȥ (wozu mhd. emeȥlîche), und dies könnte auf einen got. Stamm in der Form *amat- weisen, wovon der erste Teil, wenn die herkömmliche Etymologie richtig ist, in unserm „Ameise" sich erhalten hätte (vgl. Kluge, „Wörterbuch", S. 7. 65). Die schwache Form Amata liegt dann der griech. Form zu Grunde, wie der Gote *Γώδας* bei Proc. I. 10, den Geilamir zum Statthalter von Sardinien macht, für got. Gôda steht, der Wand. Stotzas bei Jord. u. a. für Stutja (s. S. 88), der Ostgote Totilas u. a.[1] Für diese Erklärung liegt die Form mit einem *m* zu Grunde; die des Proc. mit *mm* ist vermutlich nur orthographische Abweichung[2] (vgl. Dietrich, S. 70).

## TATA (?).

Die letzten Hasdinge, welche die Wandalengeschichte nennt, zeigen noch einmal im letzten Aufflackern die alte Heldenschaft ihres Stammes; so auch ein zweiter Bruder Geilamirs, der nach heissem Ringen auf dem Schlachtfelde von Trikameron blieb.

Proc. nennt ihn *Τζάζων*, Theoph. *Τζάτζων* und die Hist. misc. vermutlich nach letzterem Ztatzon; wie man sieht, wieder eine recht trübe Tradition, wo für willkürliche Conjecturen und Vermutungen weiter Spielraum; wer weiss, auf welchen entstellenden Umwegen der Name zu unseren Autoren gelangt ist, um in ihrer Graecisierung weiter entstellt

---

[1] Wie umgekehrt bei Vict. Vit. I, 28 der Name Thomas zu Thoma gotisiert ist.

[2] Sonst könnte allenfalls an got. amsa „Schulter" gedacht werden: got. Assimilation von *ms* zu *mm*, wie in dem Verhältnis von got. mimz zu got. mammô mit der Grundform *mamsa (Zimmer, Zs. XIX, 401). Der Name wäre dann, wie häufig, nach einem Körperteil oder körperlichen Fehler gebildet (vgl. Heintze, „die deutschen Familiennamen", S. 49).

zu werden. Der Stamm Tata, ahd. Zaz, erscheint bei allen germ. Stämmen in weiter Verbreitung (vgl. die Zusammenstellung bei Stark, Wien. Sitz.-Ber. Bd. 52, S. 323. 325). Für Dietrich ist die Form Tzazon natürlich eine gewichtige Stütze seiner These von dem hochdeutschen Fortschritt der Wand. (vgl. o. S. 80), und er lässt sie diesmal sogar (S. 84) durch die Schreibung des Griechen Proc. sicher gestellt sein. Wahrscheinlich ist aber das *z* der Überlieferung ebenso ungotisch und eine Eigentümlichkeit der griech. Quellen, wie oben (S. 65) in *Γένζων* und in Schreibungen wie *Βουργουζίωνες* u. a. (Dietrich S. 83) (ebenso bei Jord. Burgun[d]zones und Scandza), und man hat got.-wand. einfach Tata herzustellen. Bei den Griechen die Endung *-ων* für got. schw. *-a* wie in *Στελίχων* für Stilica.

Vielleicht lässt sich Entscheidung erwarten, wenn das Erscheinen des Namens in den übrigen wandil. Dialekten kritisch zusammengestellt ist.

## GIBAMUND.

Zwei weitere Heerführer unter Geilamir in den Entscheidungsschlachten sind zwei Verwandte von ihm, Gibamund und Gunthimir.

Gibamund, der bei Decimum fiel, heisst bei Proc. *Γιβαμοῦνδος*, bei Vict. Tunn. (und Isid.) Gebamundus. Die Etymologie liegt auf der Hand: got. giba und *munds (über welches unter Gunthamund S. 72); wand.: Gibamund, trotz Vict.; der wand. Lautstand ist im Vocalismus gerade ganz got. und hat als solcher eine unbedingte Vorliebe für die extremen Färbungen der einfachen Vocale; und Vict. Tunn. zeigte auch sonst schon, dass er für fremde Beeinflussungen nicht verschlossen ist.

## GUNTHIMÎR.

Den andern Befehlshaber des linken Flügels bei Decimum giebt Vict. Tunn. als Gunthimer. Der Auslaut des ersten Gliedes fällt auf gegenüber Gunth*a*rîx und Gunth*a*mund: es

existierte im Germ. ein Secundärstamm gunþja-, wie ihn das Hildebrandslied noch bewahrt im ahd. gûdea (für gundea, gundja), der also neben dem primären gunþa- auch im Got. und speciell Wand. vorhanden zu sein scheint, wenn das *i* hier nicht ebenso incorrect wie in Victors „Geil*i*mer". Danach rein wand. Gunthimîr (oder Gunthamîr); die helle Färbung des zweiten Gliedes fehlt bei Vict. Tunn. auch sonst.

## GUTHTHEUS.

Die Namen zweier Gesandten König Geilamirs nennt uns Proc. als *Φουσκίας* und *Γουθαῖος*.

Wahrscheinlich liegt bei dem ersteren einfach lat. fuscus „dunkel" zu Grunde, das als römischer Beiname erscheint; ebenso heisst der Gegner des alten Gotenkönigs Dorpaneus Fuscus (vgl. die Citate in Mommsens Jord. S. 148 s. v. „Dorpaneus"), und ein katholischer Bischof Fusculus steht bei Vict. Vit. II, 45.[1]

Wenn Proc. seinen *Γουθαῖος* aus lat. Quelle hat, also nach lat. Gotthaeus giebt, dann ist in letzterem der zweite Teil Schreibung für -theus, d. i. got. þius (zum allein belegten þiwôs, þiwê) (s. Dietrich, S. 69; vgl. Alatheus bei Amm. Marc., Malatheus in der Neapeler Urkunde). Auch hier, wie in Theudarjû und Theudarîx der Diphthong *eu* (urgerm. *þewas, wie urnord. þevaʀ erhalten) für got. *iu*. Got. Guþ-þius (wie bei Ulf. guþ-blôstreis), wand. Guth-theus wäre dann der „Gottesdiener".

Der wand. Statthalter von Sardinien, Gôda, heisst bei Proc. ausdrücklich „*Γότθος τὸ γένος*", ist also kein Wandale von Geburt.

---

[1] Stark (Wien. Sitz.-Ber., Bd. 52, S. 283) nimmt Namen wie Fusca, Sindefuscus als romanische Nebenformen zu Fussa etc. für Funs; er setzt damit den im Ags., Alts., Altfries., An. vorhandenen Ausfall eines ursprünglichen *n* für das Got. ebenso willkürlich an, wie Wackernagel (kl. Schr. III, 352 u. ö.) den Einschub eines unursprünglichen *n* für das Germ. als üblich hinstellt, um so den burg. Namen Fusia mit Fons, Sigifunsus in Verbindung zu bringen. Beides wiesen wir schon S. 46. 58 zurück; vgl. noch d. nächste Cap.

## RAGINARÎ.

Im „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte" III, 160 und IV, 220 berichtet Münter über ein in Carthago gefundenes und deshalb wohl wand. Gewicht, das auf einer Seite den mit Silberbuchstaben eingelegten Namen RAGINARI trägt. Schon Massmann (Zs. I, 386, 4) hat den Namen richtig gedeutet als Raginahari (wie Uf[i]tahari in der Ravennatischen Urkunde); die durch die Schwäche des *h* veranlasste Synkope zeigte sich schon in Theudarjû aus Theudaharjû (S. 61).[1] Der Name, der deutsche Rainer, hat im ersten Gliede das got. ragin (ragineis, raginôn); dasselbe hat in Compositis verstärkende, verallgemeinernde Bedeutung (wie þiuda-, aírmana-) und erscheint auch sonst in Namen (Raginaudus, Ragnahild, Ragnericus, Rainmir). Die Form Raginari ist in ihrem ersten Teil ein neuer Beweis für das Festhalten des Wand. an rein got. Lautstand und besonders dafür, dass an den Umlaut für das Wand. noch nicht zu denken ist.

Nähere Aufmerksamkeit verdient die Gestalt des zweiten Gliedes hari für got. harjis, schon weil solche Überlieferung ohne angehängte lat. Endung (-harjis wird gewöhnlich -arius) sehr selten ist (und an Raginari als lat. Gen. possess. zu -arius ist hier wohl schwerlich zu denken). Ragin-*ari* stimmt, wie erwähnt, mit dem Uf[i]ta-*hari* der Ravennatischen Urkunde überein; letzteres ist Nom. und so auch unsere Bildung. Bei der Form hari sofort ans Ahd. zu denken, verbietet sich von selbst. Ich fasse das auslautende *i* als Länge; das auslautende *s* ist ausgefallen und das frei gewordene *ji* (urspr. *ij* in urgerm. *harijas) zu *î* grade so geworden, wie in den ulfil. Imperativen nasei, sandei. Ich habe vorläufig keine weiteren Belege zu dieser Erscheinung: Ausfall des ostgerm. *s* (in westgerm. Art) nach Vocalen. Bei *wa*- oder *u*-Stämmen (wand. Baudus, Gabadus, Marivadus; Fridus) lässt sie sich nicht beweisen, weil hier zwischen got. und lat.

[1] Mit weiterer Zusammenziehung in den westgot. Concilienacten von 633 Ranarius.

*-us* nicht zu entscheiden; doch der stete unwillkürliche Vergleich mit der lat. Endung *-us* mag eben, zumal bei den dem Einfluss der lat. Sprache so schutzlos ausgesetzten Wand., den gleichen Ausfall des *s* hier aufgehalten haben (vgl. Suniefridus der Neapeler Urkunde), und ebenso spricht es für Erhaltung des *s* nach den dunklen Vocalen, wenn die Lesart Fridus als Gen. in der Anthol. lat. einige Berechtigung aufweisen kann. (?)

## GARDINGE.

Ein kleiner Sprachrest ist in dem Titel Gardingi bei Vict. Tunn. 364 erhalten, = got. gardiggôs. Den zweiten Bestandteil fanden wir bereits in den Hasdingen und Silingen (S. 42). Der erstere ist das got. gardi- „Haus“. Es ist der Titel der Hofbeamten, der Domestici; über diese Würde und ihr sonstiges Vorkommen vgl. Dahn, „Könige“ I, 186 f. Auch hier ist uns noch einmal rein got. Lautstand für das Wand. erhalten, und die Identificierung dieser Gardinge mit den Hasdingen bei Zeuss (S. 461) zerfällt von selbst.

Mit dem Sturze Geilamirs i. J. 534 ist das Wandalenreich in Afrika zu Ende. Es ist auffällig, wie durch den einen wuchtigen Schlag das ganze Volk für immer vernichtet ist, und man sieht daraus wiederum, wie seine Geschichte völlig in der des Hasdingenhauses aufgeht, aus welchem auch die einzigen Helden im letzten Entscheidungskampf hervorgegangen. Das ganze Wandalenvolk wurde aus dem sofort zur römischen Provinz gemachten Afrika fortgeführt. Die letzten zerbröckelten Reste, welche während der letzten Jahre sich in den wiederkehrenden unbedeutenden Aufständen zusammengefunden, belaufen sich nach Proc. auf etwa 1000. Sie spielen in den Unruhen dieser Jahre keine hervorragende Rolle und vermischen sich mit Mauren, meuterischen Soldaten, germanischen Söldnern, bis sie äusserst schnell überhaupt

spurlos verschwinden. Es liegt daher auf der Hand, dass aus der Geschichte der Zeit nach 534 von wirklich gesicherten Wandalennamen nicht mehr die Rede sein kann. Meist werden die mit den römischen Truppen eingerückten Germanensöldner zu dem Irrtum verleiten, in ihren Namen wand. Sprachreste zu sehen. Und wenn z. B. in dem byzantinischen Heere etwa 1000 Mann Arianer waren, deren Gottesdienst durch kaiserlichen Befehl verboten war, und die deshalb von wand. Priestern aufgewiegelt wurden (Papencordt, S. 316), so verführt nur ihr Glaube zur Erkennung angeblichen Wandalentums.

Daher seien nur die folgenden Namen noch mit aller Vorsicht betrachtet. (Förstemann, „Sprachstamm“ II, 190, ist hierin kritiklos.)

## STUTJA.

Sehr zweifelhaft erscheint die wand. Nationalität jenes römischen Unterbefehlshabers, welcher sich an dem Aufruhr von 536 gegen den Oberbefehlshaber Salomo und von 545 gegen Johannes beteiligte. Wenn man erwägt, wie radical die Römer mit den Wand., vor allem durch Deportation, aufzuräumen suchten (wie ebenso später mit den Ostgoten), dann muss die Ernennung eines Wand. zum römischen Befehlshaber in Afrika ganz unwahrscheinlich sein.

Ich fand den Namen bei Marcell. Comes als Stotzas, bei Coripp. als Stutias, bei Jord. als Stotzas, bei Proc. als *Στότζας,* bei Vict. Tunn. als Stuzas und Stuza.

Die Etymologie bei Dietrich (S. 65) nimmt vor dem *tz* den Ausfall eines älteren *n* an, den wir schon wiederholt als ungotisch abwiesen. Über das *z* in den Quellen s. o. S. 84, sowie über die graecisierte Endung *-as* S. 83. Als got., vielleicht wand. ist nach Coripp. Stutja anzusetzen, „der Stützende“ (*stutjan zu ahd. stuzzen, mhd. stützen), mit dem im Got. zur Bildung von Nomina agentis so häufigen Suffix *ja.*

### GUNTHARÎTH.

Grade so unsicher erscheint das Wandalentum des Rebellen Guntharîth vom Jahre 545, der kaiserlicher Befehlshaber in Numidien war. Wenn er als Wand. zu einer solchen Stellung gekommen sein soll, so widerspricht das allen Nachrichten über die damalige römische Politik in dem eroberten Afrika.

Er erscheint bei Coripp. als Guntarith, bei Jord. als Guntharic, bei Proc. als *Γόνθαρις*, bei Vict. Tunn. als Guntharith, bei Paul. Diac. als Guintarit (mit verschiedenen Varianten). Bei Muratori script. III, tom. I, p. 130 (Vita Vigilii) tritt in der Rolle Geilamirs ein König Gundar auf, in welchem der Name jenes Rebellen Guntharîth vorliegt.

Das Nähere über seinen Namen ist schon oben S. 53 ff. gesagt.

### HARJARÎTH.

In gleicher Weise bezweifle ich das wand. Herkommen von jenem „Armiger“ des kaiserlichen Befehlshabers Johannes, den Coripp. Joh. IV, 929 u. ö. als Ariarith überliefert. Die durchaus wand. Namensform = got. harjareiks mit Ausfall des schwachen anlautenden *h* und der Vertauschung von *-rîx* und *-rîth* (s. S. 55) kann ebenso leicht der blossen Gewohnheit des Autors entstammen, als das Wandalische bezeugen.

### FRÔNÎMÛTH.

Endlich der „dux Romanorum“ bei Coripp. Joh. IV, 525 u. ö.: Fronimuth. Für den zweiten Teil ist auf Gamûth (S. 67) zu verweisen.

Den ersten Teil halte ich für eine Zusammenziehung aus wand. frôjanî für got. fraujanê (mit dem *ô* wie in frôja, worüber im nächsten Capitel, und dem regulären *î* für got. *ê*); die Zusammenziehung wäre eine ähnliche wie in Theudarjû für Theuda-harjû, in Raginarî für Ragina-harî. Dass das *j*

hier eine dem *h* ähnliche Schwäche zeigt, liegt in seiner secundären Entstehung; denn frauja ist eine *j*-Bildung zu einem älteren st. Masc. *fraus (frawa-) (ags. freá, alts. frao, ahd. frô), wie sie das ahd. Fem. frouwa für frouja (got. *fraujô) ebenso aufweist. Nach dieser Erklärung haben wir im ersten Teile des vorliegenden Namens die got. Entsprechung zu ahd. frôno, das als unflectierbares Adj. gebraucht wird und eigentlich der erstarrte Gen. Pl. zu frô ist. Jedoch dürfte seine Verwendung zur Composition von Eigennamen auffällig sein, und es liegt hier vielleicht ein seinem Führer später beigelegter charakteristischer Beiname vor.

# DIALEKTISCHE MERKMALE DES WANDALISCHEN.

Wir fassen im folgenden die gewonnenen Resultate zusammen und zählen im Zusammenhange die dialektischen Merkmale des Wandalischen auf, indem wir zuerst die Lautlehre behandeln und ihr dann das Wenige folgen lassen über Flexion und Wortbildung.

## VOCALISMUS.

### a.

Das kurze *a* findet sich im Wand., wie im Got., im Anlaut, Inlaut, Auslaut (Andwit, Ansila; Wandal-, Gabadus; Hildica, Dagila u. s. w.); ebenso als Auslaut des reinen Stammes im ersten Compositionsglied (Witarîth, Guntha-mund, Gôdagis u. s. w.).

Für langes oder nasaliertes *a* fehlen die Belege (über Wisimar S. 48 f.).

### ê.

Beim langen *ê* ist zu scheiden zwischen dem alten got. *ê* und einem secundären wand. Das got. lange *ê* hat seine schon bei Ulf. beginnende extreme Färbung zu *î* bei den Wand. fortgesetzt; für die meistbetonten Wurzelsilben scheint der Gebrauch noch schwankend, obwohl die Belege ganz unsicher sind (Sîlinge? Stîlica? — Swêsaon? Êtemund?). Hingegen in weniger betonten Silben, besonders in den zweiten Compositionselementen ist das alte got. *ê* durchweg extrem zu *î* getrieben, worüber unter „i“.

Ein zweites speciell wand. *ê* ist uns in der 2. Sing. Conj. Praes. „armês“ für ulfil. „armais“ erhalten (S. 71). Hier in der Flexionssilbe ist also eine Monophthongierung eingetreten, wie sie im Ahd. Regel geworden, wie wir sie aber für die wand. Wurzelsilben entschieden zu bestreiten haben werden. Eine derartige Monophthongierung ist eine Folge der Tonschwäche solcher Endsilben (vgl. Scherer, „z. G. d. d. S.“ [2], S. 48, Anm.) und weicht in ihrer Erklärung demgemäss ab von den ahd. Monophthongierungen in Wurzelsilben, welche vielmehr auf dem Einfluss der folgenden Consonanten beruhen (s. Scherer a. a. O.). Es ist zu bedauern, dass für das Wand. weitere Belege fehlen.

i. î.

Das kurze *i* vertritt im Wand., wie bei Ulf., sowohl urgerm. *i* (Fridus) als urgerm. *e* (Stilica? Gibamund). Im Ablaut zu *ei* (got. *ai*) zeigte es sich in Gôdag*i*sl und Gôdag*i*s gegenüber G*ei*sarîx (und Hôhag*eis*?).

Von der got. Brechung des *i* (und *u*) vor *h* und *r* zu *aí* (und *aú*) sind im Wand. keine Belege erhalten.

Das lange *î*, in unseren Quellen von der Kürze graphisch nicht geschieden, entspricht dem ulfil. *ei* in Wîsimar (? S. 48) und in den Zusammensetzungen mit -rîx (got. -reiks): Guntharîx, Geisarîx, Hûnarîx, Theudarîx, Hildirîx.

Secundär ist es in zwei Fällen: einmal als extreme Färbung des got. *ê*, regelmässig in nicht meistbetonten Silben (s. o. unter „ê“), vor allem in -rîth und -mîr für got. -rêþs und -mêrs: Witarîth, Geilarîth, Blûmarîth, Hôhamîr, Geilamîr, Gunthimîr, vielleicht auch in dem Frônî-mûth für got. fraujanê- (S. 89). Dass wir es hier nicht nur mit der Eigenart lateinischer Schreiber zu thun haben, indem das lat. *ē* sich klanglich zumeist dem lat. *i* nähert (Seelmann, S. 182), das wird durch den häufigen mechanischen Wechsel von wand. -rîth und -rîx in der Composition (S. 55) bewiesen. Wo in der Überlieferung sich ursprüngliches *ê* erhalten, da liegt etymologische oder unwandalische Schreibweise vor. — Grade derartige Lauterscheinungen, wie diese extreme Färbung des *ê*, scheinen mir streng dialektischer Sonderung zu bedürfen;

das Ausserachtlassen einer solchen hat sowohl Dietrich (S. 63 f.) als Bremer (S. 7 ff.) nur zu ganz ungefähr gehaltenen Resultaten kommen lassen.

Und zweitens vermutlich wand. *î* für got. *ji*, das in den Auslaut getreten: Raginarî für -arjis, wo nach Abfall von *s ji* zu *î* wurde (S. 86).

ô.

Das got. lange *ô* darf für haupttonige Silben erster Compositionsglieder im allgemeinen wie bei Ulf. festgehalten werden, wir fanden es in wand. Gôdagisl, Gôdagis, Hôhageis, Hôhamîr; doch auch hier beginnt extreme Färbung zu *û* (Blûmarîth), die in weniger betonten Silben zur Regel wird, worüber unter „u".

Ein anderes wand. *ô* ist aus got. *au* vor *j* entstanden: in frôja (S. 71, Frônîmûth S. 89). Es ist dieselbe Erscheinung, welche Dietrich S. 11 bespricht und S. 67 weiter belegt, doch schwerlich richtig erklärt. Ich halte sie für eine Wirkung falscher Analogie. Wo schon bei Ulf. *au* vor Vocalen und *ô* vor *j* mit einander wechseln, da liegt dem *au* und *ô* ein altes *ôw* zu Grunde (Paul, Beitr. VII, 153; J. Schmidt, KZ. XXV, 18): got. taui — tôjis, staua — stauida — stôjan weisen demnach auf alte tôwja-, stôwja-, welche bei folgendem Vocal das *ôw* zu *au* wandelten, bei folgendem *j* das Zusammentreffen der beiden Halbvocale durch Ausstossung des *w* hinderten (ebenso die Part. Praet. afmauidai und afdauidai zu *afmôjan und *afdôjan). Von diesen auf germ. *ôw* weisenden Beispielen der ulfil. Grammatik sind völlig auseinander zu halten die auf germ. *aw* beruhenden, welche ganz gesetzmässig bei Ulf. dies *aw* vor *j* zu *au* wandeln: frauja — eine *j*-Bildung zu *frawa- (ahd. frô, ags. freá, alts. frao), ebenso gaujis — zu gawi (wozu mawi maujôs, aus *magwî, in Analogie getreten), straujan — strawida (vgl. ahd. strô zu got. *strawa- wie frô zu *frawa-), taujan — tawida [1]. Und auf die *-auj-* dieser zweiten Gruppe,

---

[1] Damit wäre eine Erklärung gefunden für taui — tôjis, taujan — tawida bei Ulf.; beide Gruppen dürfen nicht ohne Weiteres zu-

welche die Orthographie des Ulf. noch correct von den *-ôj-* jener ersten Gruppe schied, haben die letzteren bei den Wand. in falscher Analogie gewirkt: das Wand. verwandelte nach dem Muster von tôjis u. ä. das got. frauja in frôja (wie ebenso in andern Dialekten das von gawi abgeleitete gauja nach Dietrich S. 67 zu gôja wird[1]). Dagegen darf dieses *ô* nicht etwa für eine dem späteren Ahd. entsprechende Monophthongierung angesehen werden; das *ô* in ahd. frô trat ein, weil das urspr. *au* (got. *fraus) ahd. in den Auslaut trat; dagegen im Inlaut bewahrte auch das Ahd. den Diphthong, wie das Fem. frouwa, entsprechend got. *fraujô beweist.

u. û.

Das kurze *u* zeigte sich in wand. Wurzelsilben (Guntharîx, Gunthamund, Guththeus, Stutja) und vermutlich im Nom. Sing. der *wa-* und *u-* Declination wie bei Ulf. (Gabadus, Marivadus, Baudus; Hraftus, Fridus). Hat die Lesart Fridus in der Anthol. lat. für den lat. Gen. Fridi Berechtigung, dann ist sie ein neuer Beleg für den Wechsel von *au* und *u* in den Endungen der *u*-Declination, wie er schon bei Ulf. nicht selten ist (die Fälle sind zusammengestellt bei Leo Meyer, „die got. Spr.“ 574).

Langes *û*, das schon got., scheint wand. nur in Hûnarîx

---

sammengeworfen werden; es liegen vielmehr zwei verschiedene germ. Wurzeln vor: tôw und taw, welche durch den Ablaut (got. fôr zu *faran*) ihre Urverwandtschaft beweisen. — Wie taujan tawida gegenüber tôjis die schwächere Ablautstufe aufweist, so lässt diese sich ebenso zu got. stôjan erschliessen: letzteres ist ahd. stuowan (Einhalt thun), aber ahd. stouwan (schelten) geht zurück auf got. *staujan *stawida.

[1] Hieran knüpfe sich folgende leise Vermutung. Wir erklären oben S. 77. 80 die Namensformen Oamîr und Oageis als Hôhamîr, -geis von got. hôha „Pflug“. Wenn man zwischen dem überlieferten *o* und *a* hier an den Ausfall eines secundären *j* denken könnte, wie S. 89 in Frônîmûth, so ergäbe das Ôja-mîr, -geis. Dieses ôja könnte sein *ô* aus *au* erhalten haben, wie oben frôja, gôja, und damit wäre uns als got. *aujô die Entsprechung zu ahd. ouwa (wie *fraujô zu frouwa) erhalten; und Ôjamîr (got. *aujô für *awjô-, vgl. Scadin-avia) wäre der „Wasserheld“ (vgl. wand. Mari-vadus, Wisimar?)?

erhalten. Dazu kommt für das Wand. das *û* als Resultat der extremen Entwickelung von got. *ô* ( s. unter „ô“), wie in vereinzelten Beispielen auch bei Ulf., entsprechend *î* als Fortsetzung von got. *ê*; zunächst im zweiten Compositionsgliede (Gamûth, Frônîmûth); doch im vereinzelten Blûmarîth ist diese Färbung schon in das erste Compositionselement gedrungen; ob sie auch für Flexionssilben anzunehmen, war nicht zu entscheiden (Theudarjû? S. 61).

y.

In dem Namen Cyrila (S. 69) finden wir das gr. *υ* wieder, für welches hier die spätere römische Gemeinsprache massgebend sein muss; dieselbe gab das *y* mit *i* wieder (im Gegensatz zum Altlatein, Seelmann S. 219), und dem entspricht auch seine Entwickelung im Germ. (vgl. die Varianten bei Vict. Vit. und ahd. chirîhha).

ei (got. ai).

Der got. Diphthong *ai* hat sich im Wand. durch Annäherung des ersten Elementes an das zweite zu *ei* gewandelt. So fanden wir ihn bei den massgebenden Quellen in Geisarîx, Hôhageis, Geilamîr (in letzterem auf authentischen Münzen) und erschlossen ihn ebenso für Geilarîth. Damit steht seine rein diphthongische Gestalt fest, und von einer Monophthongierung zu *ê* ist in Wurzelsilben bei den Wand. in keinem einzigen Fall die Rede. Nur in den Flexionssilben ist dieselbe durch die Form armês bezeugt, wie ebenso die ahd. Monophthongierungen in Flexionssilben eher als in Wurzelsilben zu beobachten sind (vgl. unter „ê“). — Wieder kann für die auch sonst in Namen erscheinende Färbung *ei* statt got. *ai* eine exacte Chronologie nur erreicht werden, wenn man jeden wandil. Dialekt für sich untersucht; Dietrich thut das nicht, und so steht seine Angabe, dass *ei* seit dem 7. Jahrhundert herrsche, mit unserm Resultat für die Wand. des 5. Jahrhunderts schon in Widerspruch.[1]

---

[1] Das Auftreten des *ei* für älteres *ai* giebt Veranlassung eine Vermutung Scherers (z. G. d. d. S.², S. 48, Anm.) zu modificieren;

In diesem Punkte kann der wand. Lautstand schlagenden Beweis für die reinen Diphthonge des Got. bringen und die kürzlich von Bremer (Beitr. XI. 51 ff.) vergeblich angegriffenen Resultate Dietrichs nur voll bestätigen. Die Frage nach der Aussprache des got. *ai* und *au* war von jeher eine umstrittene, deren Beantwortung durch die doppelte Verwendung von *ai* und *au* bei Ulf. (*ái* und *áu*, *aí* und *aú*) erschwert wurde. Ein Unterschied musste vorhanden sein; und für *aí*, *aú* hatte die vergleichende germ. Grammatik den Lautwert der Kürzen *e* und *o*, für *ái*, *áu* in erster Linie Dietrichs Buch den Lautwert reiner Diphthonge gesichert. Dunkel blieben nur die got. *ai*, *au* vor Vocalen (saian, bauan u. s. w.), und eine neue Untersuchung über dieselben veranlasste Bremer (a. a. O.) der bisherigen auf Dietrich fussenden Auffassung entgegenzutreten, — wie ich im folgenden zu erweisen hoffe, ohne Erfolg. Abgesehen von diesem lautlichen Punkte ist die Abhandlung Bremers über „got. saian, waian“ eine ausgezeichnete, auf etymologischem wie auf vergleichendem Gebiete. —

Bremer behauptet, Ulf. habe sein *ai* aus dem Griech. entlehnt, dessen *αι* damals schon den Wert des offenen *ē̜* gehabt habe; das Zeichen für den offenen *ō̜*-Laut, das dem griech. Alphabet fehlte, habe Ulf. entweder analog dem *ai* als *au* erfinden (!) müssen oder aus dem Lat. entnommen, dessen *au* früh in der Aussprache des Vulgärlateins *ō̜* gesprochen worden. Die erstere Annahme von der analogen

Scherer sagt: „Sonderbar, dass *ao* Mittelstufe zwischen *au* und *ô*, als ob in *ao* der zweite Vocal überwogen hätte; ebenso könnte man *ai* — *ae* — *ê* ansetzen und diese *ae* und *ao* als Vorstufen für alts. *ê*, *ô* vermuten, wie für ags., altfries. *â*; so dass hier *áe*, *áo*, dort *aé*, *aó* zu Grunde läge.“ Nicht *ae*, sondern unser *ei* ist als Mittelstufe zwischen *ai* und *ê* anzusetzen; es entstand durch vocalische Assimilation oder Umlaut; in dem neuen *ei* bekam dann das *e* entschiedenes Übergewicht, bis das *i* allmählich seine Function ganz aufgab (ähnlich dem griech. ι subscriptum). So im Ahd. und Alts. Das Ags. und Altfries. hingegen hatte die Färbung des alten *ai* zu *ei* nicht, und das Resultat der Monophthongierung war deshalb hier nicht *ê*, sondern *â*. Vgl. schon Grimm, Gramm. I³, 93. 240.

Erfindung teilt dem Ulf. jedenfalls zu viel philologisches Gefühl zu, und die letztere scheint bedenklich, indem von zwei so homogenen Lauten, wie *ai* und *au*, der eine dem gr., der andere dem lat. Alphabet entstammen soll. Ich möchte eher beide Diphthonge aus dem Lat. herrühren lassen, auch das *ai*: denn wenn in der lat. Orthographie das alte *ai* für das gewöhnliche diphthongische *ae* hin und wieder noch in später römischer Kaiserzeit geschrieben wird (Seelmann, S. 224, giebt noch inschriftliche Belege aus den Jahren 352 und 393 n. Chr.), dann lag es für Ulf. nahe, von hier, wo er sein *au* fand, auch das noch vorhandene und für ihn graphisch genauere *ai* zu entnehmen. Jene noch mitunter spätlat. Schreibung *ai* für *ae* war zwar keine phonetische (Seelmann a. a. O.), doch nichts hindert die Annahme, dass Ulf. sie für seine Sprache als eine phonetische Schreibung ansah, — denn sonst hätte er das gewöhnliche lat. *ae* gewählt. — Sodann aber ist Bremers Behauptung von der vulgärlat. Aussprache des *au* als *ō* unrichtig (Seelmann, S. 222): im Gegenteil ist nach allen Zeugnissen das *au* des Vocalismus der römischen Kaiserzeit ein echt phonetischer Diphthong gewesen, das spätere romanische *o* aus lat. *au* ist erst eine specifische Entwickelung der romanischen Einzelsprachen, und kommen im Vulgärlatein wirklich abweichende Schreibungen vor, dann sind das *a* und *ae*, nicht *o* (Seelmann, S. 223).

Also aus dem Lat. nahm Ulf. die Schreibung des rein diphthongischen *au* und im Anschluss hieran auch die noch nicht erstorbene Schreibung *ai*. Aber auch für letzteres lässt sich aus der lat. und gr. Orthographie der definitive Beweis seiner phonetisch rein diphthongischen Aussprache gegen Bremer führen. Wenn Ulf. nach Bremers These sein wie offenes *ē* klingendes *ai* nach dem ebenso klingenden gr. *αι* schrieb, weshalb weichen dann die gr. Historiker gerade in der Wiedergabe dieses got. *ai* so auffällig ab, anstatt einfach das wie *ē* klingende *ai* des Got. durch ihr ebenso klingendes *αι* wiederzugeben? Warum schreibt Proc. *Γιζέριχος, Γελίμερ* statt *Γαιζέριχος, Γαιλίμερ*? Und das ist Bremers schwacher Punkt: während er im ersten Teile seiner Ab-

handlung sich ganz auf die Namen zu stützen suchte, sieht er in diesem Abschnitt über got. *ai*, *au* auffälliger Weise ganz von ihnen ab, — aber grade sie widerlegen seine Hypothese.

S. 53 sucht Bremer dies „wichtigste Argument“ Dietrichs, die Eigennamen bei den Lateinern, anzuzweifeln: „Für die älteste Zeit mag ja die lat. Transscription *ai* und *au* phonetisch ganz richtig sein, indem die Goten damals wirklich noch $a + i$ und $a + u$ gesprochen haben mögen; ausserdem kommt in Betracht, dass lat. *ai* vielfach erst durch gr. *αι* hindurchgegangen ist (?). Bei den got. Namen nach Ulf. kann die got. Orthographie für die Schreibung *ai* und *au* massgebend gewesen sein; die lat. Schriftsteller mögen der got. Schreibung gefolgt sein.“ Beide Annahmen sind unter den folgenden Gesichtspunkten unhaltbar: Bremer sagte selbst S. 4: „Die Römer schrieben in allen diesen Eigennamen *e* [woraus auf den Lautwert des damit wiedergegebenen germ. *e*-Lautes kein Rückschluss möglich war], weil ihr *ae* einen diphthongischen Lautwert hatte und schon für germ. *ai* vergeben war“ (seine Belege dazu zählten wir S. 6 auf); weshalb behielten sie nun in der ältesten Gotenzeit dies *ae* nicht bei zur Wiedergabe des von den „Goten damals wirklich noch $a + i$ gesprochenen“ Diphthonges? Und endlich wenn „bei den got. Namen nach Ulf. die got. Orthographie für die Schreibung *ai* massgebend gewesen sein kann“, — was bedeutet dann das in den nächsten Jahrhunderten eindringende und bei den Wand. allgemeine *ei*? Ging man damit erst einmal von der traditionellen Orthographie des Ulf. ab, welche übrigens in andern Punkten längst verlassen worden war, weshalb gab man dann das nach Bremer wie langes offenes *ē* klingende *ai* nicht durch *ē* oder besser *ae* wieder? — Ich bin davon überzeugt: dieses eindringende *ei* für got. *ai* ist völlig ausschlaggebend, zumal es im damaligen lat. Vocalismus sonst nicht vorhanden ist, und sichert dem letzteren ein für alle Mal den phonetischen Wert eines echten Diphthonges.

Eine Folge der gegebenen Beweisführung scheint allerdings unbequem: die von Bremer angestrebte Ausgleichung

des auffallenden *ai* in saian mit dem sonstigen got. *ai* wird damit hinfällig, und wenn man seine sonst so sicheren und klaren Ausführungen über dieses saian, waian nicht aufgeben will, dann müsste man annehmen, dass Ulf. mit dem einen orthographischen Zeichen *ai* drei verschiedene Laute wiedergegeben: *ái, aí, ē*. Bremers Zurückführung des got. saian auf germ. *sêan dürfte sicher sein; der streitige Punkt wäre sein bezügliches got. Lautgesetz, „dass die Tonerhöhung des germ. [offenen] *ē* zum got. *ê* in dem Falle nicht eintrat, wenn unmittelbar darauf ein offener Vocal folgte“. Eine andre Auffassung, dass got. *ê* zu *e* (d. i. *aí*) verkürzt wäre, wenn unmittelbar darauf ein offener Vocal folgte (got. saían — aber -sêþs), dürfte dieselbe Berechtigung haben und den Vorzug bieten, für das Schriftzeichen *ai* nicht noch einen dritten Lautwert anzunehmen. Damit wäre man wieder zu Holtzmanns („altdeutsche Grammatik“ S. 11) Erklärung von got. saian u. s. w. als saían und zu der Auffassung von got. *aí* und *aú* als entsprechenden Kürzen zu *ê* und *ô* zurückgekehrt; got. *aí* und *aú* entsprächen gr. *ε* und *ο*, wie got. *ê* und *ô* gr. *η* und *ω* (vgl. die Belege bei Braune, „got. Gramm.“, § 23. 24, 5. 6, 1. 11, 1); entspricht got. Trauada gr. *Τρωάς*, Nauêl gr. *Νωέ*. Lauidja gr. *Λωίς* (Braune, § 26, 1), dann ist das eben Wirkung des statuierten speciell got. Lautgesetzes, das gr. *Τρωάς* sprach der Gote als *Τροα-* und schrieb Traúa-.

### ao? (got. au).

Entscheidungen über die Entwickelung des got. *au* (über dessen rein diphthongischen Lautwert, auch in der lat. Orthographie, s. S. 97) sind durch den Mangel der Belege erschwert. Über seine durch die Analogie des got. tôjis hervorgerufene Monophthongierung in frôja (Frônîmûth) s. S. 93. Im übrigen wäre möglicherweise für das Wand. eine Färbung des alten *au* zu *ao* aufzustellen, ähnlich der des alten *ai* zu *ei;* freilich die Belege sind ganz zweifelhafter Art: einmal der Name *Ῥᾶος* bei Dio Cass. (got. Hraus, S. 47), für den man *Ῥαῦς* erwarten sollte, und dann der dunkle Swêsaon bi Vict. Vit. (? got. Swês-auns ? S. 66); ein

sicheres Ergebnis ist hier also nicht möglich. Diese Färbung zu *ao* hätte dann nicht stattgefunden in dem Baudus der Anthol. lat. (S. 76), was leicht erklärlich wäre; denn hier ist der Diphthong ein secundärer, die Epenthese hat eben erst gewirkt und z. B. dieselbe Wurzel bei geringerer Betonung noch nicht berührt, wie Ga-badus und Mari-vadus beweisen, und das ganz junge, so zu sagen vor unsern Augen entstehende *au* in Baudus ist der Färbung zu *ao* ebenso wenig ausgesetzt, wie das junge *ê* in armês der extremen Färbung zu *î* (S. 92). Eins jedoch wäre bei der sonstigen Annahme eines wand. *ao* interessant: wie *ei* (zugleich die Mittelstufe zwischen altem *ai* und ahd. *ê*) als speciell wand. Gestalt des got. *ai* auftrat. so würde sich hier *ao* (zugleich die, wenn auch vereinzeltere, Mittelstufe zwischen altem *au* und ahd. *ô*) als speciell wand. Gestalt des got. *au* zeigen, — gewiss eine bestechende Parallele. .

eu (got. iu).

Nicht viel sicherer steht es mit der wand. Gestalt des got. Diphthonges *iu*. Die Geschichte desselben liegt überhaupt noch im Dunklen (s. S. 61) und verlangt zuerst streng kritische Materialsonderung, namentlich für die überlieferten Eigennamen aus wandil. Dialekten. Da die Lautverbindung *iu* dem lat. Ohr und der lat. Schreibweise fremd, dagegen *eu* ihnen geläufig war (ausser in gr. Lehnworten und vereinzelten Eigennamen auch in seu, neu, ceu, neuter, neutiquam, neutique, heu, eheu, vgl. Seelmann, S. 228), so liegt die Befürchtung nahe, dass ein germ. *eu* oder *iu* unterschiedslos durch *eu* bei den lat. Autoren wiedergegeben sei (so Th. Jacobi, „Beiträge zur deutschen Grammatik"). Jedoch ganz so schlimm dürften die Verhältnisse hier nicht liegen; es findet sich z. B. in den westgot. Namen (nach Dietrich, S. 68) vielfach correct das got. *iu* geschrieben; und wenn die Lateiner das wand. *ei*, obwohl es in ihrem Vocalsystem nicht vorhanden vor, ganz nach dem Gehör wiedergeben, warum nicht auch das got. *iu*? Und wenn nun schon sehr zeitig neben *eu* auch *eo* geschrieben wird, dann wird das gar zu gern durch Wirkung des *a*-Umlautes

erklärt; das scheint für die älteste Zeit abzuweisen. Die in solchen Fällen beigebrachten Belege beschränken sich dann immer auf Composita mit got. Þiuda: Theod-; hier aber setze ich viel eher Eigenart der Schreiber oder eine Einwirkung des gr. *θεο-* bei den gelehrten Autoren an als ohne Weiteres frühen, bei einfachem *u* noch nicht vorhandenen *a*-Umlaut.[1]

Für das Wand. kann allein verwiesen werden auf die Ausführungen unter Theudarjû (S. 61), Theudarîx (S. 65), Guththeus (S. 85); haben die daselbst gemachten Andeutungen allgemeinere Berechtigung, dann ist an Stelle des got. *iu* ein wand. *eu* anzusetzen, und die sonst im Got. und auch speciell im Wand. befolgte extreme Vocalfärbung fehlte im letzteren für das *eu* ebenso, wie vielleicht für das *ao*.

An dem rein diphthongischen Klang dieses *eu* ist gemäss der Aussprache des lat. *eu* kein Zweifel möglich (vgl. Seelmann, S. 228).

## CONSONANTISMUS.

### Halbvocale.

#### w.

Das got. *w* finden wir wand. im Anlaut erster und zweiter Compositionsglieder (Wîsimar, Witarîth; And-wit). Was seine Orthographie anlangt, so war hier besonders die Wiedergabe des Wandalennamens durch die einzelnen Jahrhunderte hindurch lehrreich. Dieselbe gilt, wie für das Wand., auch für alle andern wandil. Dialekte: überhaupt werden auf dem Gebiete des Consonantismus die Unterschiede der einzelnen Mundarten geringere sein, die Hauptmerkmale liegen innerhalb der Vocale, in ihren verschiedenen Färbungen. — Bis gegen 400 herrscht lat. *v* in den got. Eigennamen. Je mehr aber dann die Barbaren das römische Weltreich überschwemmen und durchdringen, zumal in die Verwaltungen und

[1] Z. B. Dietrich (S. 68) sagt: „Got. *iu* erscheint bekanntlich bei den Römern von Amm. Marc. an herrschend durch *eo* gegeben, wie in *Theo*laiphus, *Theo*domir, *Theo*dericus, am Ende des Wortes durch *eu*, wie in Alatheus“!

Kanzleien gelangen, da zeigt sich auch in solchem winzigen Punkte der Orthographie die Steigerung ihres Selbstgefühles, da regt sich auch hier der Trieb zwischen alten und neuen Elementen zu unterscheiden: das lat. und das got. *v* werden nicht allein in der Aussprache, sondern auch in der Schrift getrennt und deshalb das got. durch *vu* oder *uu* oder *uv*, kurz *w* bezeichnet. Während des 5. Jahrh. findet man *v* und *w* neben einander, jedoch mit dem 6. Jahrh. ist letzteres das allgemeine und beweist damit für sich „die lautliche Geltung des consonantischen *u* (= engl. *w*)" (Braune, § 40).[1] Die Autoren, welche das *v* jetzt noch in got. Namen bewahren und das genauere barbarische *w* vermeiden, thun dies in bestimmter Absicht, so vielfach auch Cass. und Jord., deren Tendenz bekanntlich auf möglichsten Ausgleich zwischen got. und röm. Verhältnissen ging.

Das inlautende *w* ist für das Wand. vielleicht in Swêsaon anzusetzen; wenn wir den letzteren (S. 66) aus dem Sesaon bei Vict. Vit. herzustellen versuchten, so darf aus dem einen Fall doch noch kein wand. Charakteristikon erschlossen und ebenso leicht Nachlässigkeit des Schreibers angenommen werden.

Vgl. hierzu über das *w* in den Namen besonders Dietrich, S. 77.

In Mari*v*adus, worauf wir auf S. 103 zurückkommen, liegt nicht derselbe Halbvocal, sondern eine Bezeichnung der labiolabialen Spirans *β* vor.

## j.

Got. *j* lässt sich in den Eigennamen bei den Historikern nur erschliessen, nicht graphisch nachweisen, da die Lateiner bekanntlich *i* und *j*, wie *u* und *v*, mit demselben Buchstaben ausdrückten. Trotzdem kann auch für die lat. Aussprache jener Unterschied nicht zweifelhaft sein (Seelmann, S. 231),

---

[1] Diese allgemeine Schreibung bei den mittelalterlichen Historikern bringt eine gewichtige Unterstützung für den Vorschlag Braunes (§ 39, 1), in den got. Texten und Grammatiken die Transscription *w* anzuwenden. — Entsprechend den lat. Wandali ist auch die Graecisierung *Οὐάνδαλοι* die genauere (S. 40); das gr. *Βανδίλοι* ist unphonetisch und Übertragung aus lat. Vandili (gr. *β* = tönender labialer Spirans).

ebenso wenig wie für die wandil. Dialekte. Wir fanden das *j* für die Wand. in Theudarjû, (Stutja, Harjarîth). Über den Ausfall von *-ja-* in dem vielleicht wand. Frônîmûth s. S. 89 (auch 94, Anm. [1]), über die Contraction von auslautendem *-ji* zu *î* in Raginarî S. 86. 93.

## Labiale.

### p.

Das wahrscheinlich labiolabiale p fanden wir anlautend im Namen Pinta (S. 75), und wie sich das got. *p* im Anlaut nur in Lehnwörtern, wenn auch schon urgerm., findet, so war auch für den vorliegenden Namen eine germ. Etymologie nicht zu erschliessen. Ausserdem fanden wir das *p* noch in *Ῥάπτος* für vermutlich wand. Hraftus (worüber S. 47 und unten unter „f" zu vgl.).

### b.

Das got. *b* bezeichnet bekanntlich zwei verschiedene Laute: im Anlaut und Inlaut nach Consonanten den tönenden labiolabialen Verschlusslaut *b* (aus urgerm. labiolabialem *β*), im Inlaut nach Vocalen die tönende labiolabiale schon urgerm. Spirans *β*. Derselbe Unterschied ist für das Wand., hier sogar graphisch, bezeugt. Im Anlaut fanden wir *b* in Baudus, Blûmarîth. Im Inlaut nach Vocalen hatten wir den Laut in Ga*b*adus und Mari*v*adus: die erstere Schreibung ist etymologisch, die letztere phonetisch (*v* = phonetisch *β*); vgl. S. 70.

### f.

Die tonlose, wahrscheinlich labiolabiale Spirans *f* ist im Wand. nur anlautend überliefert (Fridubalth, Fridamal, Fridus). Für den Inlaut war sie in der Verbindung *ft* vermutlich aus der gr. Schreibung *Ῥάπτος* zu erschliessen für got.-wand. Hraftus, wo sie nach got. Lautgesetz aus germ. *p* vor *t* entstanden; der auch sonst nicht seltene Übergang in *π* vor *τ* bei den Griechen beweist ihre Tonlosigkeit; vgl. S. 47 und Dietrich S. 75.

## DENTALE.

### t.

Das alveolare *t* war einmal im Anlaut erhalten (Tata), öfter im Inlaut (Stilica, Witarîth, Amata), einmal nach wand. Abfall des Nom.-*s* im Auslaut (Andwit).

### d.

Dieselbe Unterscheidung, wie für got. *b*, gilt für got. *d* zwischen dem alveolaren tönenden Verschlusslaut *d* im Anlaut und Inlaut nach Consonanten und dem interdentalen tönenden Reibelaut ð des Urgerm. im Inlaut nach Vocalen. Ersteren fanden wir z. B. in Dagila, Andwit, Hildirix. Für den letzteren ist leider keine genauere Schreibweise, wie oben für das β, erhalten (wenn nicht etwa das auffällige Schwanken seiner Wiedergabe in den Varianten zur Theudarjû [S. 19. 61] einen Beweis giebt), er erscheint immer als *d* (Gôdagisl, Theudarîx, Gabadus, Baudus). Und dennoch werden wir einen graphischen Anhalt für dieses ð im Inlaut zwischen Vocalen haben: in Fri*d*ubalth, Fri*d*amal, Fri*d*us. In diesen *d* die vollendete hochdeutsche Verschiebung zu sehen, widerspräche unsrer ganzen Kenntnis von der Chronologie der Verschiebungsacte, wonach die Verschiebung der germ. Spirans die allerjüngste ist. Das *d* in jenen drei Namen ist nichts anderes als die tönende Spirans ð, und das Wand. zeigt hier nur die Vorstufe zur späteren ahd. Verschiebung: das tonlose *þ* des Got. (friþu-) ist bereits tönend geworden; dieses *d* entspricht also nicht hochdeutscher, sondern ganz genau got. Orthographie und Aussprache, und das *d* in wand. fridus und ahd. fridu klingt verschieden. Es ist recht zu bedauern, dass für diese interessante Erscheinung weitere Belege, auch auf anderen Articulationsgebieten, fehlen.

Das got. Gesetz über *d* im Auslaut (und vor dem Nom.-*s*) nach Consonanten und seine Wandlung in *th* nach Vocalen befolgt auch das Wand. (Gunthamund — Gamûth, Witarîth; vgl. S. 69).

### th (þ).

Die tonlose interdentale Spirans *th* (got. *þ*) erscheint im Wand. anlautend (Theudarîx, Thrasamund), inlautend nach

Consonanten (Guntharîx, Gunthamund), auslautend (Fridubalth, Guth-theus), im letzteren Falle häufig als Vertreter eines *d* nach Vocalen, wie im Got. (Gamûth, Witarîth). Das got. *þ* im Inlaut zwischen Vocalen ist wand. tönend geworden, worüber oben unter „d“ zu vgl.

s.

Die beiden alveolaren Reibelaute wurden in der ulfil. Orthographie als tonloses *s* und tönendes *z* unterschieden. In der Orthographie der lat. Autoren sind beide in *s* zusammengefallen (nur ganz vereinzelt *z*, z. B. im Gizericus des Jord., vgl. S. 59), und so haben wir Wîsimar, Swêsaon (?), Thrasamund auf der einen, Ha*s*dinge, Gei*s*arîx, Gôdagi*s*, Hôhagei*s* (in den beiden letzten Fällen auslautend wie bei Ulf.) auf der andern Seite.

Die Gemination *ss*, die schon urgerm. häufig, zeigte sich in Assi.

Einen ganz besonders interessanten Einblick gestattet uns das Wandalische in die ersten Anfänge des zweiten consonantischen, gewöhnlich westgerm. genannten Auslautgesetzes. Das auslautende *s*, welches die ulfil. Grammatik noch unangetastet liess, ist in bestimmten Fällen im Wand. bereits geschwunden. Von den Fällen, wo dem Nom.-*s* ein Consonant im Got. vorausgeht, sind uns für das Wand. nur solche mit Gutturalen und Dentalen, leider nicht auch Labialen erhalten. Wand. Namen mit gutturalem Consonanten vor dem Nom.-*s* haben rein got. Gestalt bewahrt, wie bewiesen wird durch die Composita mit -rîx, d. i. genau got. -reiks (Guntharîx, Geisarîx, Hûnarîx, Theudarîx. Hildirîx; vgl. S. 54 ff.), wofür die S. 54 aufgezählten, nicht latinisierten Fälle, zumal auf den Münzen Hildirix', ausschlaggebende Belege liefern; hier also noch keine Spur von dem Schwund des *s* (über abnorme Bildungen auf -ric und -rich s. S. 55). Ebenso allgemein aber ist letzterer eingetreten nach Dentalen und zwar Dentalen aller Art: nach dentalen Verschlusslauten (got. *d*, *t*), dentalen Reibelauten (ausser nach ursprünglichem *s* und *z*, wo *s* schon bei Ulf. abfiel, auch nach *th*), dentalem *l*, dentalem *r*, vermutlich dentalen Nasallauten (*n*). So fanden

wir wand. Andwit (sicher gestellt durch Vict. Vit.), Gunthamund, Thrasamund, Etemund, Gibamund (sicher gestellt durch die Münzen des Gunthamund); so fanden wir (ausser Gôdagis, Hôhageis, wo das Nom.-*s* nach dem ursprünglichen *z* schon got. abgefallen,) Gamûth (sicher gestellt durch Vict. Vit.), Witarîth (dgl.), Blûmarîth (Anthol. lat.), Guntharîth (Coripp., Vict. Tunn.), Harjarîth (Coripp.), Frônîmûth (Coripp.) und erschlossen dem entsprechend Fridubalth, Geilarîth; so fanden wir Fridamal (Anthol. lat.) und erschlossen Gôdagisl; so fanden wir Hôhamîr (Vict. Tunn.), Geilamîr (sicher gestellt durch seine Münzen), Gunthimîr (Vict. Tunn.)[1]; so wären die Nom. Gintûn (?), Swêsaon (?) zu erschliessen. Ich denke, alle diese Belege sind völlig überzeugend, und der Abfall des Nom.-*s* nach Dentalen ist damit für das Wand. erwiesen.

Noch ein zweites Vorkommen desselben Gesetzes versuchten wir bei Erklärung der Inschrift Raginarî (S. 86) für -arjis aufzustellen, eben nach *i*. Doch das ist ein singulärer Fall, der nicht ohne weiteres verallgemeinert werden darf. Vielleicht finden sich einmal anderweitige wandil. Parallelen.

Auch diese grammatische Erscheinung, Schwund des auslautenden *s*, bedarf einer durchaus correcten Dialektsonderung und -forschung; dann erst wird man auf eine „einigermassen beifallswürdige Datierung des consonantischen Auslautgesetzes" hoffen dürfen, wie sie z. B. Scherer (z. G. d. d. S.,[2] 200) noch nicht geben konnte. Unsre obigen Ergebnisse dürften einen ersten Beitrag hierzu liefern.

## GUTTURALE.

### c (k).

Das palatale *c* zeigte sich in Cyrila, das velare im Suffix -ic- (Stilica, Hildica) und in -rîx (*x* graphisch für *cs*, S. 54).

Über das unwandalische *c* in der Schreibung -gisel für -gisl s. S. 52; über seine vereinzelte Schreibung statt *g* S. 68.

[1] Liegt eine erste Spur dieses Gesetzes schon bei Ulf. im Nom. stiur (Nehem. 5, 18)?

g.

Das got. *g* fanden wir im wand. Anlaut besonders häufig, sowohl das palatale (Geisarîx, Geilarîth, Geilamîr, Gibamund) als das velare (Gôdagisl, Guntharîx, Gamûth). Seine scharf articulierte Aussprache und selbst seine von Dietrich (S. 73) mehrfach belegte Vergröberung zu *c* könnte vielleicht auch das Wand. mit seinem Cabadus (S. 68) und den Varianten zu Gamûth (S. 67) beweisen.

Die, wie bei *b* und *d*, auch hier wahrscheinliche Scheidung zwischen anlautendem *g* als Verschlusslaut und inlautendem als Spirans (wand. Igila, Dagila, Raginarî) lässt sich des Näheren nicht nachweisen (wie ebenso im An. das *g* Zeichen für Verschlusslaut und Spirans zugleich ist). Vgl. Dietrich S. 73 f.

Für got. *gg* schreiben die Lateiner *ng*.

h.

Die Vermutung, dass die gutturale tonlose Spirans *h* (*χ*) (welche von den gr. und röm. Autoren in den ältesten deutschen Eigennamen wenigstens vor dunklen Vocalen noch durch *χ*, *ch* wiedergegeben wird; Bremer, S. 3, 3) auch im Got. nicht viel mehr als die Geltung des blossen Hauchlautes bewahrt habe, wird durch die Wandalennamen bestätigt: ganz schwankend wird es im Anlaut und Inlaut (für den Auslaut fehlen wand. Belege) bald geschrieben, bald weggelassen; man vgl. die einzelnen Quellen für Hasdinge, Hildica, Hûnarîx, Hôhageis, Hildirîx, Hôhamîr, Harjarîth; eine Unterscheidung darin zwischen dem *h* vor hellen und dem vor dunklen Vocalen lässt sich nicht durchführen. Man muss jedoch für das Wand., wie überhaupt für die wandil., ja germ. Dialekte das anlautende *h* festhalten als auch lautlich noch vorhanden; das beweisen die mit *h* allitterierenden Namengruppen, wand. Hûnarîx und Hildirîx. Sein häufiges Fehlen ist eine blosse Übertragung des Schwankens der lat. Orthographie (P. Pietsch, Litteraturblatt 1883, Sp. 347); im Verlaufe der ganzen Latinität fehlt das Bewusstsein, ob *h* zu setzen oder zu streichen sei (Seelmann, S. 255). Demnach sind ohne Zögern Hasdinge (vgl. Cass.), Hôhageis, Hôhamîr, Harjarîth als die richtigen wand. Formen anzusetzen. Immerhin aber

war der Hauchlaut ein so schwacher, dass Theuda-harjû, Ragina-harî ohne weiteres zu Theudarjû, Raginarî zusammengezogen wurden.

l, r, m, n.

Hier können wir uns kurz fassen.

Bei *r, l, m* weist das Wand. keine besonderen von der ulfil. Grammatik abweichenden Eigenheiten auf. Geminiertes *m* zeigte sich möglicherweise in Ammata (S. 83).

Bei dem *n* veranlassen die wiederholt aufgestellten Hypothesen über Einschiebung oder Ausstossung eines solchen einige Worte. Es ist ganz unverständlich, wie derartige Gesetze für den Verlauf des Wandil. aufgestellt und durch vereinzelte Namensformen bewiesen werden können, während die Grammatik des Ulf. nichts davon weiss; das heisst doch zu viel des Guten thun, einigen Namensetymologien zur Liebe Lautgesetze zu statuieren! So hat Wackernagel (kl. Schr. III, 352), um einige Namen zu erklären, die Einschiebung eines unursprünglichen *n* innerhalb des Germ. aufgestellt, eine Erscheinung, die wir S. 58 als romanische Beeinflussung und ungerm. bezeichnen konnten; wo wir im Got. solche Nasale finden (vgl. sigqan — Wz. sig: siq, dumbs — Wz. dhubh), da stehen sie schon seit urgerm. Zeit fest, und neue Entwickelung solcher giebt es bei Ulf. nicht. Noch häufiger findet man das Gesetz der Ausstossung eines *n* aufgestellt (s. S. 46. 85, Anm. [1]. 88); auch hier gilt dasselbe, das Got. hat diese Entwickelung bereits hinter sich (vgl. got. mês — lat. mensa, stautan — lat. tundere, beitan — lat. findere, þreihan — ahd. dringan), und ebenso wenig, wie dieser Schwund des *n* bei Ulf. zu constatieren (abgesehen von dem einen unsicheren seiteins gegenüber sonstigem sinteins), darf man ihn für jüngere got. Namen anwenden. Sollte er jedoch wirklich vorkommen, dann wäre das, wenn weitere Beweise fehlen, einzig und allein den lat. Schreibern zuzuweisen (Seelmann, S. 273 ff.). Somit muss die lautliche Zurückführung des Assi (S. 46) auf die Ansis des Jord. (vgl. Ansila mit erhaltenem *n* S. 72), die des Fuscias (S. 85) auf Funs, die des Stutja (S. 88) auf Stuntja hinfällig erscheinen,

und die Behauptung Dietrichs (S. 65), dass der Ausfall eines *n* „in wand. Namen gewöhnlich“ sei, ist haltlos.

Der gutturale Nasal (got. *gg*, gr. *γγ*, lat. *ng*) zeigte sich in den wand. Hasdingen, Silingen, Gardingen, (Ingila?).

## FLEXION.

Es bedarf keiner Erläuterung, dass es sich für das Gebiet der wand. Flexion nur um Andeutungen und winzige Brocken handeln kann. Und diese können sich (abgesehen von dem zufällig erhaltenen armês) nur auf die Declination beziehen. Allermeist aber sind die Eigennamen bei den Lateinern mit lat. Endung versehen und deshalb für wand. Flexionslehre wertlos. Mitunter fehlt eine solche Latinisierung, und damit ist wenigstens auf die Nom. Sing. ein Schluss gestattet; die letztere Form verwendet der lat. Autor dann häufig indeclinabel für alle andern Casus, und so kann z. B. beim Acc. der st. Masc. solche Bildung sowohl als wand. Acc. erscheinen, wie als unflectierter Nom. Die hier möglichen Resultate sind die folgenden.

## DECLINATION.

### A. Starke Declination.

#### I. *a*-Declination.

##### *a*) Masculina.

###### 1) Reine *a*-Stämme.

Für die Endung des Nom. Sing. (got. *-s*) kann ganz auf die obigen Auseinandersetzungen über ersten Abfall dieses *-s* (S. 105 f.) verwiesen werden. Danach ist es bei Gutturalstämmen erhalten, bei Dentalstämmen abgefallen; also wand. -rîx (got. reiks) — aber wand. -rîth, -mûth, -wit (got. -rêþs, -môþs, -wits); schon im Got. fehlt das Nom.-*s* bei vorhergehendem urspr. *z*: Gôdagis, Hôhageis (vom got. Stamm *gai*z*a-).

Die Endung des Gen. (got. *-is*) ist möglicherweise für das Wand. ebenso erhalten im Etemundis der Anthol. lat., da die Zusammensetzungen mit got. -munds sonst die Latinisierung -mundus, *-i* zeigen; vgl. jedoch S. 86.

Wand. Acc. liegen vielleicht (s. o.) vor in Gôdagis, Witarîth, Gamûth, Hildirîth bei Vict. Vit.

2) *ja*-Stämme.

Ein *ja*-Stamm ist erhalten in Raginarî (got. -harjis). vermutlich mit Abfall des Nom.-*s* und Contraction des frei gewordenen *ji* zu *î* (s. S. 86. 93. 106).

3) *wa*-Stämme.

*wa*-Stämme liegen in got. Form (s. S. 86) vor in wand. Hraos (für got. Hraus, Stamm *hrawa-, s. S. 99), Baudus, Gabadus, Marivadus (Stamm badwa-) und vermutlich in Guththeus (got. þius, St. þiwa-).

*β*) Neutra.

Über die mögliche Erhaltung eines ursprüngl. Neutr. im zweiten Teile des Namens Wîsimar s. S. 48.

II. *i*-Declination.

Mit Abfall des Nom.-*s* nach Dental sind wand. Nom. Masc. auf -mund und -mîr sichergestellt (S. 106). Ein got.-wand. Acc. vielleicht im Hôhamîr durch Vict. Tunn. (s. S. 109).

III. *u*-Declination.

Die got.-wand. Endung *-us* des Nom. Sing. (s. S. 86) liegt vor in Hraftus, Fridus. Für den Gen. Sing. kann in der Lesart Fridus (neben Fridi) eine wand. Endung vorliegen, wie sie schon bei Ulf. neben häufigerem *-aus* auftritt (s. S. 94).

B. Schwache Declination.

I. Masculina.

Wie im Got., im Nom. Sing. die Endung *a*: Pinta, Amata, Tata, -ica, -ila, frôja, Stutja. Den Charakter der *n*-Declination beweist die Flexion Stilico*n*is, -o*n*i, ebenso Τζάζωνος.

II. Feminina.

Zu Theudarjô? oder Theudarjû? vgl. S. 62.

## CONJUGATION.

Hier ist das armês aus dem wand. Gebetsanfang der einzige Rest: armês 2. Sing. Conj. Praes. Act. für ulfil. armais. Ob man aus dieser einen Form für die wand. Flexionslehre den allgemeinen Schluss ziehen kann, dass die *ai* in Flexionssilben (also namentlich in der 3. schw. Conjug.) zu *ê* monophthongiert sind, sei dahingestellt (S. 92).

Der Versuch die Bildung armês etwa zur Entscheidung der alten Streitfrage zu verwenden, ob in der 3. Sing. Conj. Praes. got. armái oder armaí anzusetzen (Scherer, z. G. d. d. S.[2], 605), wird dadurch vereitelt, dass uns für das Wand. leider kein einziger einem got. *aí* entsprechender Laut überliefert ist.

## WORTBILDUNG.

Auf dem Gebiete der Wortbildung waren zwei Erscheinungen, die vor unsern Augen in Wirksamkeit traten, von besonderem Interesse: Epenthese und Ablaut; und wenn B*au*dus gegenüber Gab*a*dus, Mariv*a*dus, andrerseits G*ei*sarîx gegenüber Gôdag*i*s erschien, dann zeigte sich deutlich, wie die durch Epenthese und höhere Ablautstufe stärkere Form ihre Entstehung dem vollwirkenden Accent der germ. Wurzelsilbe verdankt. Merkwürdig war die Stufenfolge *Geis*arîx, Gôda*gis*, Gôda*gisl*: stärkere Ablautstufe, schwächere Ablautstufe, schwächere Ablautstufe und hypokoristisches Suffix.

Bildungen mit deminutivem oder hypokoristischem Suffix lagen vor in Gôdagis-l, (Wand-al-), Ig-il-a, Dag-il-a, Cyr-il-a, Ans-il-a; Stil-ic-a, Hild-ic-a; mit urspr. patronymischem Suffix in den Hasdingen, Silingen, Gardingen.

In der Composition zeigte sich eine Vorliebe für bestimmte, auch sonst in germ. Namen häufige und ganz dem Sinne eines germ. Mannes entsprechende zweite Compositionsglieder: -rîx, -badus, -gis, -mund, -mûth, -rîth, -mîr.

Was bei consonantischem Anlaut des zweiten Compositionselementes den Stammesauslaut des ersten anlangt, so ist dieser in allen späteren wand. Namen, deren Träger ihren

Geschichtsschreibern auch zeitlich nicht allzu weit voraus waren, in aller grammatischen Reinheit bewahrt (vgl. Wita-rîth, Mari-vadus, Guntha-mund, Gôda-gis, Geila-rîth, Hildi-rîx, Gunthi-mîr u. s. w.). Nur bei den ältesten Namen hat die Überlieferung den Stammesauslaut des ersten Gliedes bereits abgeschwächt. Es liegt nahe diese Abschwächung gegenüber jenen jüngeren, jedoch correcteren Namenbildungen allein den Quellen zuzuschieben und demgemäss als rein wand. herzustellen: Gôdagisl (gemäss Gôdagis), Fridubalth (die beiden genannten Namen sind ganz ungenügend überliefert), Geisarîx (s. S. 59), Hûnarîx (s. S. 63), Theudarîx (s. S. 66).

## ZUSAMMENFASSUNG.

Fassen wir noch einmal den Lautstand und die charakteristischen Merkmale des wand. Dialektes zusammen, dann muss zunächst betont werden, dass wir es mit einer noch jugendkräftigen, selbständiger Lautbildung noch vollkommen fähigen Mundart zu thun haben. Das bewies einmal ihre Fähigkeit, während ihrer Entwickelung mit Ablaut und Epenthese in der Wortbildung zu operieren und diese zur freien Charakterisierung besonders betonter Begriffe zu verwenden; das bewies ebenso ihre selbstthätige Namenschöpfung, das Erscheinen nur hier im Wand. belegter Namensformen.

Was das Verhältnis des Wand. zu den übrigen germ. Dialekten anlangt, so muss dasselbe als ein ganz besonders charakteristischer Vertreter des „Wandilischen“ angesehen werden, und eben diese — wenn auch schon auf Plin. und Tac. fussende — Bezeichnung des zweiten grossen ostgerm. Hauptzweiges als des „wandilischen“, ist deshalb als eine besonders glückliche zu bezeichnen. Charakteristische Merkmale und Lautneigungen, wie sie bisher für die Wandilier nur nach Ulf. bekannt waren, finden bei den Wand. ihre volle Bestätigung, vielfach ihre consequente Weiterführung. Es sei hier nur an die wand. Entwickelung des Drängens nach den Extremen der Vocalscala erinnert, welches bei Ulf. einzeln beginnt, bei den Wand. fortgesetzt und wenigstens im zweiten Compositionsgliede abgeschlossen ist. Und dem

entsprechend hat sich die Behauptung Dietrichs (S. 80. 82),[1] dass bei den Wand. von allen wandil. Stämmen sich der grösste hochdeutsche Fortschritt zeige, als vollständig haltlos erwiesen; seine Beweise stützen sich grade auf wenige Namensformen, die entweder schlecht überliefert oder etymologisch dunkel waren (s. u. Geisarîx, Gintûn, Hôhamîr, Tata, Stutja), und werden durch zahlreiche, feststehende Gegenbelege gestürzt. Der einzige Hinweis auf spätere hochdeutsche Lautverschiebung lag in dem Stamme fri*d*u- für got. fri*þ*u-, wo die got. tonlose Spirans zwischen Vocalen tönend geworden ist. Andrerseits aber bewies die Schreibung Mari*v*adus, dass das Wand. noch grade so wie das Got. die urgerm. tönende Spirans im Inlaut zwischen Vocalen ohne alle Spur einer Verschiebung festgehalten hatte. Ebenso wurde Dietrichs weiteres westgerm. Anzeichen, das auslautende *o* statt got. *a* in der schwachen Declination (Stilic*o*, angeblich Gild*o*), durch zahlreiche entgegengesetzte Belege hinfällig. Hingegen weiss Dietrich von der einzigen westgerm. Erscheinung (die Färbung des got. *ai* zu wand. *ei* gilt nicht als solche, da sie auch im An. vorhanden), dem in seinen ersten Anfängen auftretenden westgerm. consonantischen Auslautsgesetze (nach Dentalen), noch nichts, und das ist thatsächlich der einzige Punkt, der an das Westgerm. erinnert. Im übrigen beweist die Wandalensprache ihre echt germ. Nationalität durch eine schon entschiedener als im Got. merkbare Wirkung jenes eigentlichen Grundgesetzes aller germ. Sprachentwickelung, des Accentgesetzes; jene ersten Spuren vom Abfall des Nom.-*s*, die Monophthongierung des *ai* in Flexionssilben, die Verkürzung im Gen. Frid*us*, die Contractionen in Theudarjû, Raginarî, Frônîmûth beweisen dieselbe. —

Wenn das Wand. anscheinend den älteren Diphthong *eu* bewahrt hat, hier also die extreme Färbung im Gegensatz zum Got. unterliess, dann warnt diese Erscheinung wiederum davor, Ulfilas' Sprache ohne weiteres als die Repräsentantin

[1] Auf eine Widerlegung der angeblich wand. Dialektmerkmale Förstemanns („Sprachstamm" II, 191) brauche ich mich nicht einzulassen (vgl. S. 10 f.).

des wandil. Sprachastes in allen Einzelheiten anzuwenden. Die got. Bibel ist in einem bestimmten Dialekt verfasst, und hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch dieser nach Abschluss der wandil. Dialekt- und Namenforschung seine Definierung finden wird.

Eine Folgerung für die got. Bibel werden wir schon aus unserer Untersuchung andeuten können. Kremer (Beitr. VIII, 380) weist darauf hin, dass die uns erhaltene Gestalt derselben dem ostgot. Dialekt etwa der Zeit 450—533, also grade der wand. Epoche, entstamme. Wenn nun wohl auch feststeht, dass das Werk des Ulf. uns nicht in seiner ursprünglichen Form überliefert ist, so wird doch die obige Datierung gewiss der Modificierung bedürfen; denn wenn von zwei verschwisterten Dialekten, wie Got. und Wand., der eine das schliessende *s* im Nom. Sing. ganz consequent bewahrt, der andre nach bestimmten Lauten ebenso consequent abwirft, dann scheint hier nicht bloss ein dialektischer, sondern auch ein chronologischer Unterschied vorhanden.

Betrachten wir im folgenden noch kurz die Wandalennamen in ihrer Beziehung zur germanischen Namengebung und zur Bedeutung der namenbildenden Sprachelemente überhaupt, so kann es sich naturgemäss nur um Andeutungen handeln, denn wie könnte das geringe als sicher wand. überlieferte Namenmaterial hier irgendwie positive und allgemein giltige Folgerungen gestatten!

Die Namengebung der Kinder (an. nafnfesti, Namenfestigung) ging bei den Germ. unter gewissen Feierlichkeiten vor sich, und der Name hatte seine bestimmte Bedeutung. Besonders die verwandtschaftlichen Beziehungen sollten an ihm zu erkennen sein. Das geschah in ältester Zeit gern durch Allitteration: auch die Namen aus dem Hasdingenhause geben treffende Belege dafür (wie schon Ambri und Assi, Hraos und Hraftus allitterierten): die beiden Söhne des Godagisl sind Guntharix und Geisarix; ein Sohn des Geisarix heisst Gintun; Hildirix ist Hunarix' Sohn; drei Söhne des Gintun heissen Gunthamund, Godagis, Geilarith; des Geilarith Sohn ist Geilamir; zwei Verwandte des letzteren sind Gibamund und Gunthimir, des Hildirix vielleicht Hohageis und Hohamir. Gesteigert werden die verwandtschaftlichen Kennzeichen, wenn in dem Namen der Verwandten sogar gleiche Bildungsglieder sich zeigen, in gleicher oder abgelauteter Gestalt: Goda*gisl* und G*eisa*rix, Vater und Sohn; die Brüder Guntha*rix* und Geisa*rix*; Geisa*rix* und seine Söhne Huna*rix* und Theuda*rix*; Huna*rix* und Hildi*rix*, Vater und Sohn; (die Brüder *Hûna*rix und Gint*ûn*? s. S. 65); die Brüder Guntha*mund* und Thrasa*mund*; *Geila*rith und *Geila*mir, Vater

und Sohn; ja vielleicht kann man nach diesem Princip Giba*mund* und *Gunthi*mir, deren näheres Verwandtschaftsverhältnis zum Hasdingenhause nicht überliefert ist, für die Söhne *Gunthamunds* halten, indem beide je einen Bestandteil vom Namen des Vaters in dem ihrigen aufweisen; eine ähnliche Anwendung versuchten wir schon oben S. 77. 81 für *Hoha*geis und *Hoha*mir.

Im übrigen ist es uns nicht vergönnt, nach Anregung Scherers („Gesch. d. dtsch. Litt.", S. 10) aus den Wandalennamen und ihrem Inhalt ästhetische oder ethische Schlüsse zu ziehen; denn von Frauennamen, die hier ein Kriterium abgeben könnten, ist uns nur ein einziger erhalten: Theudarjû (?) = got. Thiudaharjô, welcher allerdings auf die Epoche eines weiblichen Walkürenideals weisen würde. „Die Namen der Männer drücken aus, was auf Erden vorwärts bringt, Eigenschaften, durch die man sich in dem allgemeinen Kampf ums Dasein behauptet: Klugheit (Andwit, Witarith), Stärke (Swesaon? Thrasamund, Geilarith, Geilamir), Unverzagtheit, wagenden Mut (Hraos, Hraftus, Fridubalth, Fridamal, Amata), kriegerische Geschicklichkeit (Wisimar? Guntharix, Gunthamund, Gunthimir, Hildica, Hildirix, Gabadus, Marivadus, Baudus, Raginari), Tüchtigkeit in Führung der Waffen (Stilica? Godagis, Godagisl, Geisarix, Hohageis), Macht, Reichtum (Dagila, Gibamund) und Herrscherkraft (Hunarix, Theudarix), vor allem aber die Gesinnung, die nur Eines will, und das leidenschaftlich, unerschütterlich (Gamuth)" (Scherer, a. a. O.). Namenbildungen, die auf dem Cultus beruhen, sind für die Wand., abgesehen von den Hasdingen, unsicher (vgl. Ingila? Ansila; Cyrila, Guththeus).

Wenn wir auch nach Massgabe der behandelten Namen für die Wand. noch die frische Periode selbständiger Namenschöpfung anzusetzen haben, so ist andrerseits nicht zu leugnen, dass für manche Begriffe durch ihre Verwendung zu Namenbildungen schon Modificationen in der Bedeutung eintreten. Interessant war das Erscheinen eines Fridamal neben einem got. Amalafridus (vgl. Herold und Walther u. v. a.). Der frühe Gebrauch von got. harjis als Concretum (Held,

Krieger) zeigte sich auch für das Wand. in Theudarjû und Raginarî. Die Stämme þiuda, ragin wurden auch in wand. Namen zur blossen Verallgemeinerung oder Verstärkung verwandt (Theudarjû, Theudarîx, Raginarî). Wenn schon J. Grimm (Gramm. III, S. 690) auf eine gewisse Verallgemeinerung der zweiten Glieder in germ. Eigennamen hinwies, so ist dieselbe auf unserm Felde nur in den ersten Spuren bemerkbar. Dass ein solcher Unterschied zwischen den ersten und zweiten Compositionsgliedern vorhanden, bewies schon die in Gabadus und Marivadus unterlassene Epenthese gegenüber Baudus. Sonst war er nur in der S. 55 behandelten Vertauschung von -rîx und -rîth im zweiten Gliede bemerkbar; -rîx muss nach seiner hieraus folgenden Bedeutungsschwäche auch für Zusammensetzungen ein uralter und ganz geläufiger Begriff gewesen sein, — vielleicht eine interessante Beobachtung für die Verfassungsgeschichte. — Grade für die letzten Andeutungen wird erst ein kritisch gesichtetes wandil. Namenbuch Ergänzungen und Erklärungen bringen können. —

---

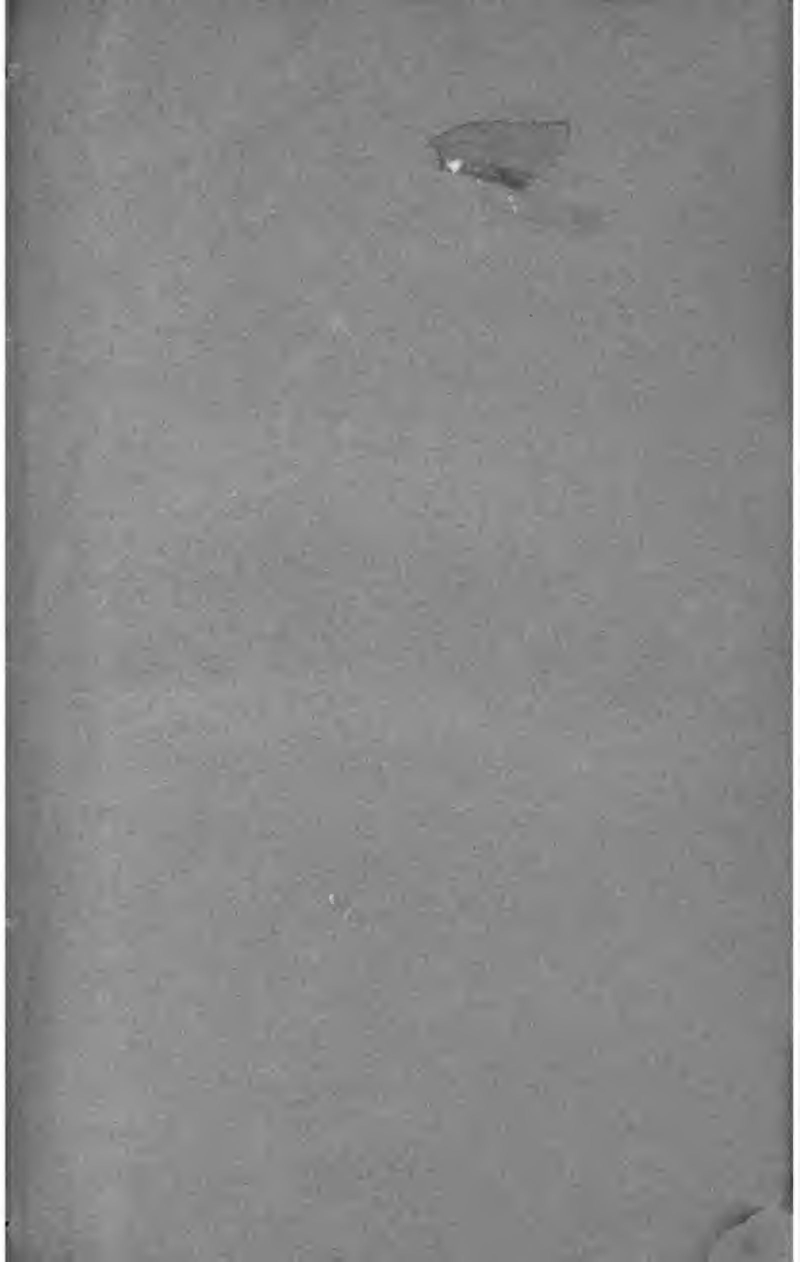
Nichts als Andeutungen waren für den letzten Abschnitt möglich, wie im wesentlichen für unsere gesamte Untersuchung: „mehr Anregungen als Resultate, mehr Fragen als Antworten; kühne Hypothesen, wenig Beweis. Aber wenn die Kunst Vollendung braucht, so kann in der Wissenschaft auch das Unfertige nützlich werden, wofern es nur nicht am Einzelnen haftet, sondern zum Ganzen strebt“ (Scherer, „Gesch. d. dtsch. Litt.“, S. 478).

---

# INDEX.

(Die Zahlen weisen auf die Seiten. Die cursiv gedruckten Formen sind die wandalischen.)


REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA




U.C. BERKELEY LIBRARIES

